Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Das Überseeische Deutschland

die deutschen Kolonien in Wort und Bild ; nach dem neuesten Stand der Kenntnis

Hutter, Franz

Stuttgart [u.a.], 1911

urn:nbn:de:gbv:46:1-16032

Visual Library

DAS ÜBERSEEISCHE DEUTSCHLAND

415

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

IX. b. 415

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Das Überseeische Deutschland.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild

Zweite Auflage.

Nach dem neuesten Stand der Kenntnis bearbeitet von Hauptmann a. D. Hutter, Professor Dr. Karl Dove, Heinrich Seidel, Dr. Franz Reinecke, Wirkl. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, Dr. E. Obst, Professor Dr. R. Büttner, Direktor C. von Beck.

I. Band.

Mit 4 mehrfarbigen und 2 einfarbigen Karten, 10 ganzseitigen Tafeln und 121 Textabbildungen.

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

IX. b. 0415-1

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.
1911.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Kamerun von Hauptmann a. D. Hutter.

I. Erwerbung 3
II. Lage und Grenzen 5
III. Erforschung und Erschließung 7
IV. Das Land 16
a) Gliederung, Bodengestaltung und Bewässerung 16
1. Das Küstenvorland 24
2. Das Hochland 29
3. Die Massivregion von Adamaua 34
4. Das Tsadseegebiet 37
b) Pflanzendecke und Tierwelt 40
c) Klimatische Verhältnisse 55
V. Die (eingeborene) Bevölkerung 63
a) Völkergruppen und -scheiden 63
b) Anthropologische und ethische Verhältnisse 71
c) Bevölkerungsstärken 77
d) Politische, staatliche und soziale Verhältnisse 79
e) Wehrverhältnisse und Kriegführung 87
f) Handel und Verkehr 95
VI. Unter deutscher Flagge 140
a) Ausbau und Entwicklung 140
1. Verwaltung 141
2. Wirtschaftliche Unternehmungen 149
3. Handel 152
b) Zukunftsarbeit 160

Deutsch-Südwestafrika von Professor Dr. Karl Dove.

Einleitung 175
I. Das Küstenland 176
II. Der tropische Norden 193
III. Das Hereroland 196
IV. Groß-Namaland 213

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Kleinere Besitzungen im Stillen Ozean von H. Seidel. Seite

I. Die deutschen Salomoinseln 231
II. Deutsch-Mikronesien 238
1. Die Karolinen und die Palauinseln 238
2. Die Marianen 249
3. Die Marshallinseln 253

Samoa von Dr. Franz Reinecke.

Einleitung 263
I. Allgemeines 264
II. Politische Geschichte 279
III. Die Samoaner 291
IV. Deutsch-Samoa 312
V. Samoaliteratur 315

Die Kolonie Kiautschou von Kapitänleutnant Deimling, neu bearbeitet von Wirkl. Admiralitätsrat Dr. Schrameier.

I. Die Erwerbung 319
II. Das Land 320
1. Bodenbeschaffenheit 320
2. Das Klima 322
III. Bevölkerung 323
IV. Bodenerzeugnisse, Handel und Gewerbe vor der Besetzung 325
V. Entwicklung des Schutzgebietes seit der Besetzung 327
1. Anlage der Stadt und des Hafens 329
2. Handel und gewerbliche Tätigkeit 332
3. Eisenbahn 335
4. Bergbau 336
5. Schule und wissenschaftliche Arbeiten 337
6. Tätigkeit der Besatzungstruppen 339

Verzeichnis der ganzseitigen Tafeln.

vor Seite

Äsende Elefanten 49
Typ eines Haussa 65
Lianenhängebrücke über den Fi (im nördlichen Urwaldgebiet) 97
Der Balihäuptling Fonyong vor seinem Gehöft 113
Haus des Gouverneurs in Buëa 145
Siedlung im Hererolande 193
Brücke über einen Regenfluß im südlichen Hererolande 209
Das älteste Palauhaus, Bai in Armiid 241
Apia (Savalalo) von Matautu (Ost) aus gesehen 273
Samoanisches Fischerdorf 305

Verzeichnis der mehrfarbigen Karten.

vor Seite

Übersichtskarte von Kamerun 129
Übersichtskarte von Deutsch-Südwestafrika 225
Die deutschen Schutzgebiete im Stillen Ozean 257
Kiautschou und Umgebung . . . . . nach Seite 340

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorwort zur ersten Auflage.

Kein Volk ist so unstet über die ganze Erde gewandert wie der germanische Völkerstamm. Germanische Völkerwogen durchfluteten Asien und Europa in vorgeschichtlichen Zeiten, aus denen wenig mehr als sagenhafte Berichte zu uns hereinklingen. Mit einem Wanderzuge führen sich die Germanen in die Weltgeschichte ein. Im Jahre 113 v. Chr. erschienen ungezählte Scharen an der Donau und pochten an die Tore des Römerreiches. Es waren nordische Völker, die mit Weib und Kind und aller Habe ausgezogen waren, andere Wohnplätze sich zu suchen. Und neue Wanderzüge branden stets aufs neue gegen den immer morscher werdenden Wall des Cäsarenreiches an, jahrhundertelang; verschlagen Goten und Vandalen über das Mittelmeer bis an die Gestade Afrikas. Welchen Stammes sind die Massen, die in der Sturmflut der Völkerwanderung ganz Europa überschwemmen und hin und her wogend überziehen? Weitaus zum größten Teil Germanen.

Zwei Ursachen sind es, die unsere Ahnen von der heimischen Scholle in die weite Welt hinausführten: einmal die tief eingewurzelte „uralt germanische Wanderlust", dann die Übervölkerung.

Und man könnte fast zur Ansicht kommen, jener Wandertrieb sei ein gütiges Geschenk der Natur, um sich leichter von der gewiß dem Germanen auch wieder so teuern Heimat losreißen zu können. —

Die Stämme sind seßhaft geworden in den neuen Sitzen; erhöhte Bodenbewirtschaftung gestattete auch größere Dichtigkeit der Bevölkerung. Doch der Wandertrieb ruht nicht. Er treibt die Wikinger hinaus auf die See, über das Meer in ihren Drachen. An den Küsten des Mittelmeeres tauchen normannische Scharen auf und gründen neue Reiche.

Aber ein weiterer Beweggrund, die Heimat zu verlassen, tritt nunmehr hervor neben und über dem unsteten Zug, der diese nordische Weltmeerritterschaft hinausgeführt hat: religiöse Überzeugungstreue, gepaart allerdings mit trotzigem Unabhängigkeitsinn. Das Kreuz ward aufgerichtet, die Götter Walhalls erblichen vor ihm. Doch lange wollte das Volk nicht vom Glauben der Väter lassen, lieber vom heimatlichen Boden. „Sie brachten Weib und Kind, Vieh und Waffen, Erde von der Stelle, wo der Opferaltar Odins gestanden, sie brachten auch die Hochsitzsäulen ihres väterlichen Hauses an Bord der Drachen und steuerten kühn dem wunderbaren Eiland zu, wo aus Gletscherspalten rotglühende Lavaströme brechen und unterirdische Feuer mächtige Säulen siedenden Wassers aus Schneegefilden hoch in die Lüfte steigen lassen."

Und gleich bei diesem ersten, geschichtlich verbürgten Auszug von — nehmen wir immerhin das moderne Wort — Kolonisten germanischen Stammes tritt uns entgegen, was sich wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte deutscher Kolonisation zieht: Kaum haben sie den Fuß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf den fremden Boden gesetzt, so ist ihr erstes, sich im neuen Land eine neue, zweite Heimat zu gründen, Sitten und Kultur des Vaterlandes in sie zu verpflanzen und fortzubilden. Die alte Wanderlust lebte in diesen kühnen Seefahrern fort. Die hat bald ihre Nachkommen von Island nach Grönland getrieben und nach Amerika. — —

Die Kunde von dem fernen Festland im Westen war längst verschollen; über ein Jahrhundert bereits war es aufs neue aus den Fluten aufgetaucht: da ging am Morgen des 9. November 1620 in der hinter Kap Kod liegenden Bai ein englisches Schiff vor Anker, die „Maiblume". Sie trug einhundertzwanzig puritanische Auswanderer: die ersten Kolonisten Nordamerikas — germanischen Stammes. Das großartigste Beispiel germanischer, ganz eigentlich deutscher Kolonisationstätigkeit bietet aber die Geschichte der Verdeutschung von Kurland, Livland und Preußen durch den Ritterorden der Schwertbrüder und den Deutschherrenorden. Friedlich ist dies Werk nicht vor sich gegangen; und dem hochherzigen Ureinwohnervolk wird nie die Bewunderung seines Heldenmutes, das Mitleid mit seinem unabwendbaren Geschick versagt bleiben. Aber höher steht die Kultur! Und die hat das Deutschtum in die Ostmark gebracht: über den umgestürzten Göttereichen und den Gräbern eines tapferen Volkes erhob sich ein neues Geschlecht mit deutscher Sprache und Sitte, baute sich auf eine deutsche Kolonie. — —

Dreier Mittel hatte sich bisher das weltenlenkende Geschick bedient, das Germanentum zur Durchführung seiner kulturellen Aufgabe zu bestimmen: des innewohnenden Wandertriebes, der Übervölkerung, der Glaubensfestigkeit und -wärme. Nun fügte es ein neues hinzu. Nicht plötzlich warf es dasselbe in das Völkerleben — es gibt in der Kultur wie in der Natur keine Sprünge.

Schon von den ältesten Zeiten an waren die Beziehungen der Völker zueinander, wenn sie auf friedlichem Gebiet sich bewegten, solche des Handels. Eine führende Stellung nahm jahrhundertelang das germanische Element in ihm ein. Und als nun der neue Abschnitt in der Weltgeschichte sich aufgetan hatte, als das Zeitalter der Entdeckungen angebrochen war, da war auch der Zeitpunkt gekommen, wo das vorbereitete, erstarkte, nach neuen, weiteren Grenzen sich sehnende, vierte Mittel einsetzen konnte: der Handel und mit ihm Erwerb überseeischer Gebiete. Die tolle Jagd nach Gold, die einen Cortez, einen Pizarro die alten Kulturreiche der Azteken und der Inkas zertrümmern ließ, ohne aufzubauen, hat kein germanischer Stamm mitgemacht. Dagegen besaßen zwei derselben den weitschauenden Blick und waren auch in der Lage, jetzt bei der Aufteilung der neuen Länder auf den Plan zu treten. Der konnte nur der Ozean sein. Ihn zu beschreiten bedurfte es einer Flotte. England und die Niederlande nahmen tatkräftig die Besitzergreifung überseeischer Länder auf. Deutschland gestatteten die inneren Wirren des Reiches keine Anteilnahme. Die einst so meergewaltige Hansa und damit die deutsche Seefahrt waren schon von ihrer Höhe herabgesunken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mehr als ein Jahrhundert mußte vergehen, bis ein deutscher Fürst die außerordentlichen Vorteile, welche ein überseeischer Handel, Kolonien und eine tüchtige Flotte dem Lande bieten, erkannte, zugleich aber stark und entschlossen genug war, sie seinem Volke zu verschaffen. 1640 bestieg Friedrich Wilhelm, nachmals der Große Kurfürst genannt, den brandenburgischen Thron. Er hatte einen großen Teil seiner Jugendzeit in Holland zugebracht und offenen Auges den Aufschwung dieses Landes, als aus seinen überseeischen Unternehmungen herrührend, erkannt. Der Schiffsreeder Raule lenkte seinen Blick auf Guinea und Angola an der Westküste Afrikas, und 1680 bittet er den Kurfürsten, „baldt einen habilen Ingenieur zu schicken, umb dort zu versuchen, ob man allda künftig Jar nicht ein Fort machen undt Kriegsvolk ans Land bringen könne". 1682 erfolgte die Errichtung der „Afrikanischen Kompanie", und es wurde eine Expedition unter Major Friedrich v. d. Gröben ausgesandt, auf dem durch Vertrag erworbenen Landstrich am „Kap der drey Spitzen" eine „Forteresse" anzulegen (Großfriedrichsburg). Doch der Große Kurfürst starb; immer erbitterter traten die eifersüchtigen Holländer den deutschen Kolonialbestrebungen entgegen. König Friedrich I. war noch der Politik seines großen Vaters treu geblieben, aber Friedrich Wilhelm I., der 1713 den preußischen Thron bestieg, war kolonialen Gedanken abgeneigt. Durch Vertrag vom 22. November 1717 gingen die brandenburgischen Erwerbungen an der Westküste Afrikas in den Besitz der Holländisch-westindischen Kompanie über. Nach dem Aufgeben überseeischer Kolonisation seitens Preußens verhinderten die bald ausbrechenden Kriege in Deutschland jeden ernsten Gedanken deutscher Staaten an derartige Unternehmungen. —

Aber so weit das deutsche Volk beim praktischen Wettbewerb der Nationen um unbekannte Gebiete in fernen Weltgegenden zurückstand, so sehr stand es in vorderster Reihe bei der geistigen Erschließung. Forscher auf Forscher zog hinaus, von Martin Böheim, der im 15. Jahrhundert zuerst mit Diego Cao die Mündung des Kongo entdeckte, von Philipp v. Hutten an, der von 1535 bis 1538 in Südamerika als erster Europäer ins Innere vordrang, bis zu Alexander v. Humboldt, bis zu Barth und Nachtigal, die über ungeheure, bislang gänzlich unbekannte Gebiete die erste und zugleich sicherste Kunde brachten. Und fast gleich groß ist die Zahl derer, die mit dem Leben den kühnen Wissensdrang gebüßt haben: am Amazonenstrom, im fernsten Osten, im ewigen Eis, in den Urwäldern Afrikas müssen wir ihre Gräber suchen.

Die Schätze der Forschung, die sie heimgebracht, wurden emsig gesammelt, gesichtet, verwertet in deutschen Gelehrtenstuben und haben doch auch ihr gut Teil beigetragen, den kolonialen Gedanken zu wecken und zu stärken. Freilich haben wir Deutsche nur allzu oft und allzu lange nur gedacht, während die Völker um uns handelten.

Unterdessen wuchs die Bevölkerung immer mehr an, und der Beweggrund, der vordem germanische Stämme ihre Sitze verlassen ließ, machte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich aufs neue geltend. Es begann die Auswanderung. Fast ausnahmslos war sie gleichbedeutend mit Aufgehen in die aufgesuchten Nationen. Auch der Handel, der am Anfang dieses Jahrhunderts tief danieder-gelegen war, hob sich nicht nur zur alten Höhe wieder, er stieg zu noch nie dagewesener Bedeutung.

Da kam das Jahr 1870/71. Es brachte den Deutschen ein neugeeintes Vaterland. Alle Beweggründe, die seit dem Auftreten der Germanen in der Weltgeschichte in den verschiedenen Zeitabschnitten als Triebfedern zu kolonisierender Tätigkeit gewirkt haben, erstarkten damit zu neuem Leben in dem wiederergrünten Sprossen des germanischen Völkerbaumes.

Mit der wachsenden Auswanderung, dem Erblühen der aus ihr hervorgegangenen deutschen Kolonien in Ländern anderer Nationalität, dem Aufschwung des Handels, der Schiffahrt und der Industrie, der Vergrößerung der Flotte hatte sich erst leise, dann weiter um sich greifend und Boden gewinnend der Wunsch geregt, eigene Kolonien zu be-sitzen. Und zu tiefst in des Volkes Seele drinnen gab guten Klang dazu die alte germanische Wanderlust.

Ein Anstoß von außen brachte die Kolonialbewegung in Fluß, und das Reich nahm nunmehr die Leitung in die Hand. „Deutschland gewährt seinen Schutz auf Nachsuchen überall, wo deutsche Niederlassungen auf bisher von einer anderen Macht nicht besetztem Gebiet begründet sind oder werden und den deutschen Rechten gültige, die Rechte dritter nicht verletzende Verträge zur Seite stehen." Mit dieser Erklärung bekundete Deutschland im Jahre 1884 seinen Entschluß, die aktive Kolonialpolitik fortan aufzunehmen.

Im Golf von Guinea, an Afrikas Westküste, war vor zweihundert Jahren das brandenburgische Banner über der ersten preußischen Kolonie hoch-gegangen — gar bald mußte es sich wieder senken, weil Volk und Fürsten noch nicht reif waren, dem weitschauenden Blick des großen Hohenzollern-herrschers zu folgen. Im Golf von Guinea an Afrikas Westküste stieg es zuerst in fernen Landen wieder in die Höhe, aber nicht mehr in den märkischen Farben. Der Fürst, der es aufs neue unter der Sonne der Tropen entfalten ließ, war wohl auch ein Markgraf von Brandenburg, jetzt aber zugleich Kaiser von Deutschland.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage haben sich in den deutschen Schutzgebieten Ereignisse von größter Wichtigkeit vollzogen, die das Interesse an unseren Kolonien in immer weiteren Kreisen wachgerufen haben. Möge auch die zweite Auflage, die gänzlich umgearbeitet und mit neuen Karten sowie zahlreichen neuen Abbildungen ausgestattet wurde, recht viele Freunde finden!

Stuttgart, September 1910.

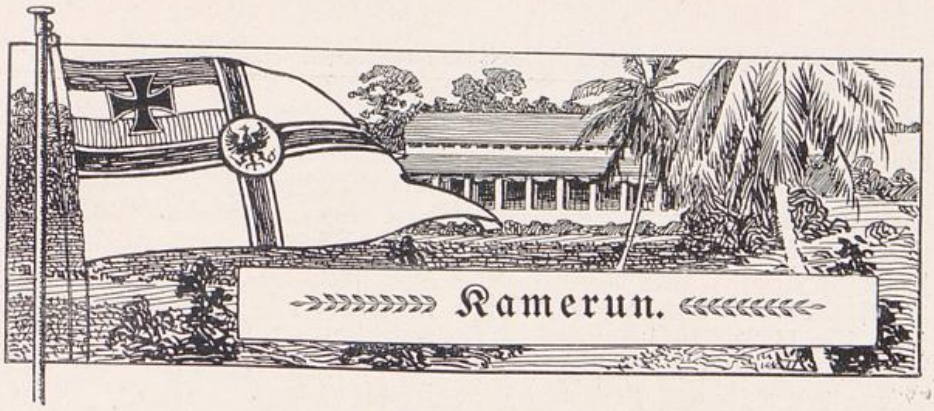
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kamerun.

Von

Franz Hutter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Kamerun.

I. Erwerbung.

Aus unscheinbaren, wenig versprechenden Anfängen ist unser Kolonialreich hervorgegangen. Das Geburtsjahr der deutschen Kolonialpolitik ist das Jahr 1884. Der erste Anstoß ging von Südwestafrika aus; auf das Hinterland von Angra Pequena bezog sich in erster Linie jene „Erklärung" des Fürsten Bismarck, deren in den einleitenden Worten zu diesem Sammelwerk über unsere überseeischen Besitzungen Erwähnung getan ist.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lag — nach Verdrängen holländischer und dänischer Niederlassungen — fast der ganze Handel an der Kameruner Küste in englischen Händen.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts begann auch das deutsche Handelshaus C. Woermann in Hamburg kaufmännische Unternehmungen in Westafrika. Der deutsche Handel gewann an Ausdehnung, so daß Woermann 1868 am Kamerúnfluß*) eine ständige Faktorei errichtete. Ihm folgten 1875 Jantzen und Thormählen mit gleichen Unternehmungen. 1883 war die größere Hälfte des westafrikanischen Handels bereits in deutschen Händen.

Mittlerweile hatte von seiten des Deutschen Reiches die Inangriffnahme aktiver Kolonialpolitik eingesetzt. Im Mai 1884 ging das Kanonenboot „Möwe" mit dem bisherigen Generalkonsul in Tunis, Dr. Gustav Nachtigal, und seinem Begleiter Dr. Max Buchner von Gibraltar aus in See: — wie einst vor zweihundert Jahren des Großen Kurfürsten Fregatte „Kurprinz" — deutsche Farben an die afrikanische Küste zu tragen. Kein besserer Mann hätte gewählt werden können als der berühmte und erfahrene Afrikareisende, der diese seine letzte Ruhmestat mit dem Leben bezahlen sollte. Er starb als Opfer des tückischen Fieberklimas am 20. April 1885 auf der Rückreise.

Am Kamerunfluß erwarteten die deutschen Kaufleute mit begreiflicher Spannung das Eintreffen eines deutschen Kriegschiffes. Am 10. Juli war das britische Kanonenboot „Goshawk" in den Fluß gelaufen; dessen Kommandant setzte alle Hebel in Bewegung, die maßgebenden Häuptlinge Bell und Akwa von Unterhandlungen mit den Deutschen abspenstig zu machen. Die Lage wurde von Stunde zu Stunde bedenklicher.

Da brachte endlich am Abend des 11. Juni der ausgesandte kleine Küstendampfer „Mpongwe" die Botschaft, daß er draußen auf der Barre ein Krieg-

*) Die Betonung der Orts-usw.-Namen des Landes ist beim jeweils erstmaligen Vorkommen des Wortes im Text durch einen Akzent angegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schiff gesichtet habe, ein deutsches Kanonenboot, die „Möwe". Am nächsten Tag, dem 12. Juli, vormittags ertönten Jubelrufe auf den Hulks*) und am Strande: die „Möwe" kam stromaufwärts und lag bald in der Höhe der Joßplatte, auf der nachmals die Regierungsgebäude sich erhoben, vor Anker. Dr. Nachtigal ging sofort an Land, und ein paar Stunden später waren mit Bell und Akwa die Verträge abgeschlossen, kraft deren sie ihr Gebiet der Oberhoheit Deutschlands unterstellten. Der äußere formelle Akt fand zwei Tage später statt. Am 14. Juli 1884 ging auf der Joßplatte unter dem Salut der „Möwe" mit einundzwanzig Kanonenschüssen und unter drei Gewehrsalven der Besatzung des Kriegschiffes die deutsche Kriegsflagge hoch.

Am 19. Juli traf der britische Konsul Hewett in Kamerun ein — um zu erfahren, daß er fünf Tage zu spät gekommen sei.

Die protestierende Haltung des englischen Staatsvertreters, der Ärger ob der Überrumplung und schließlich der stets vorhandene Brotneid der englischen Kaufleute riß diese zu einer geradezu feindseligen Haltung gegen die Deutschen hin.

Die Gärung unter den Eingeborenen nahm zu, die Lage der Deutschen ward immer unerquicklicher, und schließlich kam es im Dezember gleichen Jahres zu offenen Feindseligkeiten: der stets deutschfreundliche Häuptling Bell wurde verjagt und sein Dorf niedergebrannt.

Da erschien wiederum gerade zu rechter Zeit als Retter in der Not die deutsche Flagge an deutschen Kriegschiffmasten: ein Teil des westafrikanischen Geschwaders unter Kontreadmiral Knorr, die beiden Korvetten „Olga" und „Bismarck", ging am 18. Dezember an der Barre vor Anker.

Dieses Geschwader war entsandt worden, nachdem in Deutschland die amtliche Meldung des Reichskommissars Dr. Nachtigal über die vorgenommenen Flaggenheißungen eingelaufen war, und man aus dem Tone verschiedener, sowohl aus London wie aus Paris eingegangenen Noten ersah, daß eine stärkere Machtentfaltung an der westafrikanischen Küste die deutsche Kolonialerwerbung nachdrücklich unterstützen müsse.

Sofort begab sich Dr. Buchner, von Nachtigal als Stellvertreter in Kamerun zurückgelassen, an Bord des Flaggschiffes. Das Ergebnis der Besprechung war der Entschluß des Admirals, unverzüglich mit Waffengewalt das Ansehen der deutschen Flagge wiederherzustellen und den Deutschen Sicherheit für Leben und Eigentum zu verschaffen. Am 20. Dezember stießen die Landungsboote mit dreihundertdreißig Mann und vier Geschützen unter Befehl des Kapitäns z. S. Karcher ab; die „Olga" folgte langsam flußaufwärts. In lebhaftem, den ganzen Tag währendem Gefecht wurden die Ortschaften der aufständischen Stämme gestürmt und in Brand gesteckt; der Verlust an Toten und Verwundeten auf seiten der Neger war beträchtlich. Leider fiel auch auf deutscher Seite ein Mann, mehrere wurden schwer und leicht verwundet. Außerdem war gleich zu Beginn der Aktion ein Woermannagent, Pantänius, von den Aufrührern als Geisel fortgeschleppt und erschossen worden: er fiel als erstes Opfer der kolonialen Sache. Die nachdrückliche Züchtigung der Unruhstifter erfüllte ihren Zweck.

*) Ältere Schiffe, die man mit der Flut möglichst weit auf den Strand auflaufen ließ. Dann wurden sie nach allen Seiten verankert, die Masten gekappt, und zu Wohnungen und Faktoreien eingerichtet (siehe Bild auf dem Titelblatt). Mit der durchgreifenden Verbesserung durch Kai-usw.-Anlagen fielen diese Zeugen früherer Handelszeiten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In diesem Fall war die sofortige Anwendung der Waffengewalt das einzig Richtige; handelte es sich doch darum, einerseits den Eingeborenen zu zeigen, daß die Deutschen den Willen und die Macht besaßen, das einmal Besetzte zu halten und die, die ihrem Schutz sich anheimgestellt, auch tatkräftig zu schützen, anderseits den Engländern klar zu machen, daß von nun ab in der Weltherrschaft ein neuer Abschnitt angebrochen sei, in dem auch Deutschland einen „Platz an der Sonne" beanspruche, ihn sich zu verschaffen und zu halten gesonnen sei — wenn's sein muß, mit dem Schwert.

Am letzten Tag des Jahres 1884, des Geburtsjahres deutscher Kolonialpolitik, traf auch die „Möwe" wieder vor Kamerun ein mit Dr. Nachtigal an Bord. An drei Stellen der Westküste des alten Rätsellandes Afrika hatte er Deutschlands Wappenpfeiler aufgestellt, die ersten Marken gezogen dem überseeischen Deutschland. Am schärfsten haben die Stürme gebraust, bis Jung-Kamerun geschaffen und gefestet war; das erste deutsche Blut seit dem großen Kriege, der uns das Reich gebracht, ist bei seiner Grundsteinlegung geflossen, zum erstenmal seitdem hat wieder ein deutsches Geschütz, eine deutsche Büchse gesprochen. —

Das nächste Jahr brachte ungefähre Abgrenzung des erworbenen Schutzgebietes an seiner Westseite gegen englische, an seiner Südseite gegen französische Besitzungen, und schuf ihm einen zusammenhängenden Küstenstreifen. Am 7. Mai 1885 waren die diesbezüglichen Verhandlungen mit England, am 24. Dezember gleichen Jahres jene mit Frankreich der Hauptsache nach zum Abschluß gelangt. Sie bezogen sich in erster Linie (wie eben bemerkt) auf die Abgrenzung an der Küste, sowie im Westen und Süden: dort vom Rio del Rey bis Yóla am Bénuë, hier vorerst von der Kámpomündung auf dem 2. nördlichen Breitegrad bis zum 15. östlichen Längengrad reichend. Ihr weiterer Zug, sowie die Nord- und Ostseite blieben noch so ziemlich offen; nur im allgemeinen war im Nordwesten eine Gerade von Yola bis zum Tsadsee, im Norden dieser selbst, im Osten der 15. Längengrad als ungefähre Abschließung der „deutschen Interessensphäre", wie man das damals nannte, angenommen, ohne der Forschung und Erwerbung damit Grenzen zu setzen; dem Wagemut und diplomatischen Geschick war freie Bahn, weiter Spielraum gelassen. Erst 1893 beziehungsweise 1894 entstand die festere Gestalt, unter der wir Kamerun in Abschnitt III kennen lernen werden. Die endgültige Abgrenzung ward 1906 und 1908 vorgenommen.

Das Zustandekommen dieser Linien, überhaupt der weitere Ausbau des Schutzgebietes hängt eng mit der Geschichte seiner Erforschung und Erschließung (vgl. Abschnitt III) zusammen; die innerpolitische und wirtschaftliche Entwicklung wird in Abschnitt VI behandelt werden.

II. Lage und Grenzen.

Um die Bai von Biafra, im innersten Winkel des Guineagolfes, legt sich unsere westafrikanische Kolonie Kamerun mit einem 320 km langen Küstensaume. Im Westen von englischem, im Süden von spanischem und französischem, im Osten und Norden von französischem Kolonialbesitz umgeben, verbreitert sich Kamerun fächerförmig ins Innere und dringt mit einer keilartigen Spitze bis zu dem ausgedehnten Binnenmeere des Sudán, dem Tsadsee, vor. In das Meridiannetz eingegliedert, liegt die Kolonie auf der nördlichen Halbkugel zwischen etwa 8° 30′ und 16° östlicher Länge und 2° 2′ und 13° nördlicher Breite; ist also in ihrer ganzen Ausdehnung ein tropisches Land.

Der Flächenraum des Schutzgebietes beträgt rund 495 000 qkm, steht also um etwa 45 000 qkm hinter dem Areal des Mutterlandes zurück, und Kamerun nimmt mit dieser Ausdehnung den dritten Größenplatz unter den deutschen Kolonien ein.

Die eingeborene Bevölkerung wird auf rund drei Millionen geschätzt. (Derartige Zahlenangaben in so unvollkommen erschlossenen Ländern haben übrigens naturgemäß nur den Wert einer ungefähren Durchschnitts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zahl. Im gegebenen Fall besagt also die Ziffer drei Millionen eigentlich nicht viel mehr als: aus den Verhältnissen der in dieser Hinsicht genauer bekannten Landstriche läßt sich mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß die Gesamtbevölkerungstärke mehr als eine Million Menschen beträgt, eine solche von fünf bis sechs Millionen nicht übersteigen dürfte.) Das ergäbe eine durchschnittliche Dichte der Bevölkerung von rund 5,5 auf 1 qkm.

Der Name „Kamerun" kommt von dem portugiesischen Worte „camarão" (einer Art kleiner Krebse). Die ersten Entdecker, die Portugiesen, fanden nämlich in der buchtartigen Mündung des sogenannten Kamerunflusses Millionen kleiner Krabben, die auch heute noch zeitweilig in ungeheuren Mengen auftreten und als begehrter Leckerbissen eifrig gefangen werden. Diese merkwürdige Erscheinung veranlaßte sie, diesen Fluß „rio dos camarões", d. i. den Fluß der Krebse oder Krabben zu nennen. Die Engländer haben daraus „Camaroons" gemacht, und aus diesem ist unser „Kamerun" geworden.

Wurde ursprünglich darunter nur jener Platz verstanden, wo die erste Besitzergreifung stattfand und bis 1901 der Regierungsitz der Kolonie sich befand, hat sich das Wort dann zur Benennung des ganzen Schutzgebietes eingebürgert.

Anläßlich der erfolgten Verlegung des Gouvernements nach Buëa ward auch eine Namensänderung vorgenommen: der anfängliche Regierungsitz Kamerun (im engern Sinn) wurde „Duála" genannt (nach dem dort seßhaften Negerstamm); das Wort „Kamerun" wird heute lediglich zur Bezeichnung des ganzen Schutzgebietes angewendet.

Wie oben erwähnt, hat die endgültige Festlegung der Grenzen erst in den letzten Jahren stattgefunden. Nach jahrelangen, außerordentlich mühsamen Grenzvermessungen durch zusammengesetzte „Grenzregulierungsexpeditionen" der beteiligten Mächte wurden die bezüglichen „Grenzabkommen" abgeschlossen: 16. Juli 1906 mit England, 18. April 1908 mit Frankreich. Die endgültige Grenzfestsetzung gegen Spanisch-Guinea, das sogenannte Münigebiet, steht noch aus. Desgleichen die endgültige Einigung über den Verlauf der Grenze gegen Englisch-Nigeria vom Oberlauf des Croß- (oder wie Passarge ihn richtig nennt „Kreuz"-) Flusses bis südlich Yola; daher die gerade Linie der Karte auf diesen Strecken.

Die Vermarkung mit standfest errichteten Grenzpfeilern an den endgültig festgelegten Linien ist durchgeführt.

Die Grenzen sind tunlichst nach natürlichen Objekten gewählt. Wo keine solchen gegeben waren, entschieden die Grenzkommissionen auf Grund ihrer Kenntnis der örtlichen Verhältnisse. Kompensationen und politische Momente sprachen auch mit; leider weniger die Beachtung von Stammesgrenzen. Wo Gebietsabtretung stattfand, war den Eingeborenen die Wahl der Grenzseite zu dauernder Ansiedlung freigegeben worden.

Die Gestalt Kameruns ist infolge seines Grenzlinienlaufes eine ganz eigenartige, und man braucht keine karikierende Ader zu besitzen, um unwillkürlich an die Gestalt eines nicht gerade sehr graziösen Vogels, etwa eines Wiedehopfes mit Schopf und mit nach Osten gewendetem Stumpfschnabel zu denken.

Man braucht aber bei Betrachtung des Grenzzuges des Schutzgebietes auch nicht pessimistisch veranlagt zu sein, um sich gestehen zu müssen, daß wir bei der Aufteilung des Landes in der Ecke des Meerbusens von Guinea den kürzeren gezogen haben. Wie das kam, gehört in die Geschichte der Erschließung der Kolonie.

Auch die Hoffnungen, die man in dieser Hinsicht auf die eben genannten endgültigen Grenzregulierungen setzte, haben sich nicht erfüllt. Der berüchtigte englische „Yolabogen" ist geblieben und uns damit die Befahrbarkeitsdauer des Bénuëoberlaufes im Vergleich zu diesem Orte stark beschnitten (Näheres Abschnitt VI). Drüben im Osten des schmalen Vogelhalses sind die volkreichen Landschaften von Lére und Binder von den Franzosen behauptet worden. Dazu kommt, daß zahlreiches Volk des Sultans von Französisch-Binder auf deutschem Gebiet sitzt und deshalb voraussichtlich über die Grenze abwandern wird.

Gleiche Abwanderung hat bereits im Süden der Kolonie statt. Im Südosten ist ein Stück des schiffbaren Dume—Kádeï—Sánga französisch geblieben, und das ist mit Rücksicht auf eine von Hauptmann v. Stein erkundete große Verkehrswasserstraße von Ost nach West Südkameruns bedauerlich (siehe Abschnitt IV).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei dieser Gelegenheit übrigens ein paar Worte über afrikanische Karten und Kartenlesen.

Man darf und kann an sie nicht annähernd dieselben Anforderungen in bezug auf Genauigkeit stellen, wie man dazu von unseren heimischen Karten vielleicht unwillkürlich versucht ist. Es ist, gerade in Kamerun, gewiß ganz außerordentlich viel an Aufschließungsarbeit geleistet worden, aber die zu erschließenden Räume waren und sind zu gewaltig, als daß sie bereits unverrückbar topographisch festgelegt sein könnten. Es gibt noch Landstrecken in Kamerun, die geradezu als unerforscht bezeichnet werden müssen. Und wie vorerst noch für den geographischen Teil einer Karte Kameruns das Heraklitische Wort *πάντα ῥεῖ* zu Recht besteht — in noch höherem Grade fast für den volklichen.

Wenn wir da auf dem Kameruner Atlasblatt Bapéa, Bakóko, Búle, Mbum, Tikar usw. lesen, so dürfen wir uns darunter keine geschlossenen abgegrenzten Gebiete vorstellen; es sind lediglich Sammelnamen allgemeinster Art. Und über die Hunderte von weiteren Stammesnamen, von denen die Berichte der Forscher (für Spezialstudien höchst wichtig und interessant) wimmeln, hat uns der Kartenzeichner gottlob überhaupt in Unwissenheit gelassen*).

Viele Stämme nehmen immer noch mehr oder minder große Verschiebungen ihrer Sitze vor; die Namen der Ortschaften wechseln oft mit dem Tode des Häuptlings, nach dem sie vielfach benannt sind; ein Wasserlauf führt verschiedene Namen, von jedem Völkchen, dessen Land er durchfließt, anders benamst; mehrere Orte führen gleichen Namen (namentlich in Adamaúa); Orte werden verlegt oder verfallen usw.

Dazu kommen dann noch eine mangelhafte oder negative Kenntnis der Sprache, Verwechslung von Gattungsnamen mit Eigennamen und direkt unrichtige oder sich widersprechende Erkundungen.

III. Erforschung und Erschließung.

Deutschland besaß also nunmehr, 1884, eine Kolonie in der Ecke des Golfes von Guinea — von Land und Leuten wußte es, wußte die Welt überhaupt vorderhand noch herzlich wenig. Gerade dieses neue Land gehörte zu den noch am wenigst bekannten und erforschten Gebietsteilen des dunkeln Kontinents. Eine wahrheitsgetreue Karte zeigte, den schmalen Küstenstreifen ausgenommen, nicht viel mehr als einen großen weißen Fleck.

Die Berichte über diesen Küstenstreifen, mit dem sich Kamerun an den Atlantik anlegt, reichen weit ins Altertum hinauf.

Herodot erzählt im 42. Kapitel seines IV. Buches: „Es ist klar, daß Libyen vom Meere umflossen ist mit Ausnahme des Teiles, der an Asien grenzt; dies hat Necho, der König von Ägypten bewiesen" (600 vor Christus) . . . „Er sandte phönizische Männer ab, mit dem Befehl, auf der Heimreise durch die Säulen des Herakles zu fahren und so über das Nordmeer nach Ägypten zurückzukehren. Die Phönizier segelten demgemäß aus dem Roten Meer ab und fuhren in das Südmeer. So oft die Saatzeit kam, landeten sie, bestellten das Feld, wo sie gerade waren und warteten die Ernte ab. Wenn sie aber das Korn eingeheimst hatten, fuhren sie weiter. Sie bogen nach Verlauf von zwei Jahren im dritten durch die Säulen des Herakles und gelangten nach Ägypten. Sie erzählten aber — was mir zwar nicht glaublich ist — daß sie bei ihrer Fahrt um Libyen die Sonne zur Rechten gehabt."

Das wäre also die erste Umseglung Afrikas, bei der die Rückfahrt längs der Westküste statthatte, und die demnach auch an dem Gestade Kameruns vorbeiführte.

Der karthagische Flottenführer Hanno war es dann, der dem kühnen Zug seiner Ahnherren folgte; nur schlug er die umgekehrte Richtung ein. Im Tempel in Karthago legte er den auf Erztafeln eingegrabenen Bericht über seine Expedition nieder.

Er ist derart genau, daß man danach mit ziemlicher Sicherheit die einzelnen Punkte an der Westküste Afrikas bestimmen kann, die die karthagische Flotte auf ihrer kühnen Fahrt angelaufen hat. Auch wie weit der Vorstoß gegangen, läßt sich daraus folgern; Hanno ist wahrscheinlich bis in die Bai von Biafra gelangt und hat den Kamerunberg gesichtet.

Seitdem kam keine Kunde mehr von jenen Gebieten.

Den Schleier, der das Geheimnis des dunklen Erdteiles dann so lange

*) Für die beigegebene Karte Kameruns sei bemerkt, daß die Stammesnamen (Wúte, Músgu, Kanúri usw.) in liegender, die politischen Landbezeichnungen (Bornú, Adamaua usw.) in stehender Schrift eingetragen sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verhüllte, im Westen und unter anderen Stellen auch in der Ecke des Meerbusens von Guinea gelüftet zu haben: dieses Verdienst gebührt im Zeitalter der Entdeckungen den unternehmungslustigen Portugiesen, und zwar Diego Cão, der der Küste entlang segelnd 1487 bis an die Mündung des Kóngo oder Zaïre, wie er diesen Fluß nannte, kam.

Bei seiner Küstenfahrt über Sierra Leone hinaus konnte er wochenlang die Richtung nach Osten verfolgen; schon keimte in ihm im stillen die Hoffnung auf, längs des Südrands des Festlandes auf dem ersehnten, langgesuchten Seeweg nach Ostindien sich zu befinden. So segelte er bis in die Höhe des jetzt Rio del Rey genannten Flusses. Da tauchte vorwärts gerade über dem Bug des nach Osten strebenden Schiffes ein blauer Gipfel aus dem Meere auf. Zugleich hob sich rechts aus der Flut ein mächtiger Gebirgstock. Das Schiff mußte, um diesen Hindernissen auszuweichen, Südost wenden und glitt nun durch ein weites Felsentor: links ragte der Kamerunberg 4000 m in die Höhe, rechts das Bergmassiv des Klarence Pik auf der Insel Fernando Poo. Der Hafen des heutigen Viktoria mag es wohl gewesen sein, in dem der Portugiese Ankergrund fand; und von dieser Entdeckungsfahrt Cãos stammt, wenn man von Hannos Reise absieht, die erste Kunde von unserem Schutzgebiet, also aus dem Jahre 1486 oder 1487 (23) *).

Von 1500 bis 1788 kann von irgend einer Forschung oder Erschließung in dieser innersten Ecke des Golfes von Guinea eigentlich nicht gesprochen werden.

Es läßt sich dieser ganze lange Zeitraum vom Standpunkt der Erweiterung geographischer, speziell afrikanischer Kenntnisse aus überhaupt kurz als der des meist planlosen Eindringens bald da, bald dort in den noch fast ebensowenig wie im Altertum bekannten dunklen Kontinent bezeichnen. Sichere Erfolge, sichere Nachrichten hatte die Wissenschaft nicht aufzuweisen.

Die Westküste Afrikas ward allerdings nach der Entdeckungsfahrt der Portugiesen in den Kreislauf des Welthandels mit hereingezogen, aber was man dort bald zu suchen begann, hatte wahrlich nichts gemein mit der Wissenschaft. Der Gegenstand des Handels heftet einen unauslöschlichen Schandfleck auf die Geschichte der europäischen Nationen. Afrika ward auf Jahrhunderte der große Sklavenmarkt für Amerika — und die Händler waren Europäer. Vielleicht mag dieser innerste Winkel der Westküste etwas weniger von dieser europäischen Geißel zu leiden gehabt haben; in Mitleidenschaft wurde er aber zweifellos gezogen.

Mit dem Jahre 1788 begann ein neuer Abschnitt in der Entwicklung geographischer Kenntnisse; man kann geradezu sagen, daß von hier ab die planmäßige wissenschaftliche Erforschung des alten Rätsellandes ihren Anfang nimmt.

Und von da an kann die Forschungsgeschichte dieses Gebietes nicht von der allgemeinen Afrikaforschung gesondert behandelt werden; denn Kamerun gehört zu jenen drei großen Strom- beziehungsweise Seengebieten, die nächst der uralten Frage nach Ursprung und Quelle des Niles die wichtigsten hydrographischen Probleme Afrikas bildeten: zu dem des Niger**), des Kongo und des Tsadsees.

Im Jahre 1788 bildete sich in London zur Inangriffnahme und Förderung afrikanischer Forschung die Association for promoting the discovery of the interior parts of Africa, die dann später, 1830, in die Royal Geographical Society aufging.

Über den Lauf des Niger existierten die abenteuerlichsten Hypothesen; von dem gewaltigen Stromsystem des Kongo hatte man keine Ahnung, hielt ihn vielmehr für einen kurzen Küstenfluß „mit trichterförmiger weiter Mündung"; nur eine ganz und gar unklare, mehr sagenhafte Kunde gab es von einem großen „See in der Saharâ", den man ebenfalls mit Niger und Nil in Verbindung brachte.

---

*) Die einem Textteil in Klammern beigefügten Ziffern beziehen sich auf den am Schluß befindlichen Literaturnachweis.

**) Das Wort „Niger" ist gleichbedeutend mit „Gir" oder „N'gir" = Wasser; hat also mit dem lateinischen Wort „niger" nichts zu tun.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einer der ersten von der Association ausgesandten Reisenden war Mungo Park, der zuerst am 21. Juli 1796 den so lang gesuchten Niger erreichte. Ihm folgte der Deutsche Hornemann, der 1800 von Kairo nach Fessân zog und nach Durchquerung der Sahara, dem Niger nahe, 1801 starb. In seinen Berichten findet sich eine kurze Angabe über den Benuë*), von dem übrigens bereits bei Leo Afrikanus (um 1500) Spuren sich verfolgen lassen. Dann kam die große Expedition von Oudney, Denham und Clapperton (1822 bis 1824), welche gleichfalls die Sahara durchzogen, den Sudan erreichten und, als die ersten Europäer, Kûka (Kukawa)**) am Tsadsee (Tschad) betraten. Clappertons Diener, Richard Lander, befuhr Mittel- und Unterlauf des Niger 1830 und erbrachte hierbei die Gewißheit, daß der Benuë (oder wie er auch genannt ward, der Tsâdda) ein großer Nebenfluß des Niger sein müsse, 1832.

Die weitaus bedeutendsten Entdeckungen im weiten Gebiet des ganzen Sudan knüpfen sich an die Namen zweier Deutschen: Heinrich Barth und Gustav Nachtigal, die größten Afrikaforscher aller Zeiten.

Barth drang — im Auftrag der Londoner geographischen Gesellschaft — in den Jahren 1850 bis 1855 von Tripolis gegen den Tsadsee vor; von hier aus zog er weiter gegen Süden durch gänzlich unbekannte Gebiete hinein nach Adamaua und entdeckte oberhalb Yola den Oberlauf des Benuë. Wieder nach Kuka zurückgekehrt, drang er noch zweimal nach Süden vor, den Lógone stromauf. Der gleichzeitig mit ihm in Kuka sich aufhaltende Overweg, ebenfalls ein deutscher Forscher, befuhr den Tsadsee 1851, starb aber bereits ein Jahr später in Madûari am Ufer des Sees. Auch der Deutsche Dr. E. Vogel muß genannt werden, der 1857 den Tûburisumpf (Toubouri) entdeckte, die dadurch mögliche Verbindung zwischen Benuë und Shâri (Schari) ahnte und als erster Europäer die ganze Musgulandschaft durchzog. In Wâdaï ward er bald darauf ermordet; leider ist der größte Teil seiner Aufzeichnungen in Verlust gegangen.

Fast gleich lang (1869 bis 1873) weilte Barths großer Nachfolger, Dr. Gustav Nachtigal, im tiefsten Innern des dunkeln Erdteils. Auch ihn führten wiederholte Züge von Kuka aus nach Südosten.

(Auf beider Forscher Reisen, die sie mehrmals in die Nordostecke unseres heutigen Kamerun führten — und nur dieser im Verhältnis zu ihren gewaltigen Wanderungen unbedeutender Wegstrecken konnte, als hier einschlägig, flüchtigste Erwähnung getan werden — und ihre Ergebnisse sind wir heute noch vielfach angewiesen, wollen wir über Land und Leute in diesem nördlichsten Hinterland unseres Schutzgebietes uns Aufschluß verschaffen.

Von zahlreichen deutschen, französischen, englischen Reisenden sind seitdem, insbesondere im letzten Jahrzehnt, diese Gebiete durchzogen worden: der klare weitschauende Überblick mit Forscherauge war keinem so zu eigen wie diesen beiden Heroen. Mit offener Bescheidenheit verweisen Dominik, Stieber u. a. immer wieder auf Barth und Nachtigal.

Und gottlob ist die Wissenschaft nicht wechselnd wie die Mode, und hat vor ihrem Richterstuhl nicht nur das Neueste Geltung und Ansehen wie vor dem der urteilslosen, nach Sensationsentdeckungen hungrigen Menge — was ein gewissenhafter Forscher vor hundert Jahren geschaut und berichtet, gilt für alle Zeiten. Zum mindesten bezüglich der geographischen Verhältnisse. Ethnographische Tatsachen allerdings ändern sich gerade in Afrika oft überraschend, so daß gänzlich verschiedene Verhältnisse in ein und demselben geographischen Gebiete zu verschiedenen Zeiten geschaffen werden.)

Das Niger- und Tsadseeproblem war gelöst.

Und mit welch bescheidenen Mitteln haben alle diese Männer, die Ideale wahrer Forschungsreisenden, gearbeitet, und was haben sie geleistet! Heutzutage durchziehen organisierte Expeditionen das Land, Maschinengewehre schmettern die Eingeborenen zu Boden und Brandgranaten fliegen in ihre Dörfer — Nachtigal hat während seines vierjährigen Aufenthalts nicht eine Patrone verfeuert.

Überwiegend verdankte man alle diese errungenen Ergebnisse deutschen Forschern; sie in die Praxis umzusetzen, fiel den — Engländern zu.

Baikie fuhr als erster bereits 1854 den Benuë weit hinauf, und seine Landsleute suchten allerorts Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen.

Durch die englische Mission fand der damals in Lagos wohnende Kaufmann Robert Flegel — wiederum ist es ein Deutscher, mit dem ein weiterer Schritt in der Kenntnis des Hinterlandes der nachmaligen Kolonie Kamerun verknüpft ist: die Benuë- und Adamaua-Erforschung — Gelegenheit, mit dem „Henry Venn" der Church Missionary Society 1879 seine erste Reise nach dem Benuë zu unternehmen und den Strom noch weit über den von Baikie erreichten Punkt hinaus bis nach Adamaua hinein zu befahren. Gâroa, die heutige Hauptstadt Deutsch-Adamauas, ward hierbei von ihm als erstem Europäer erreicht. Die außerordentliche Wichtigkeit der großen Wasserstraße erkannte er sofort, und mit Freuden nahm er nach seiner Rückkehr den ihm von der Afrikanischen Gesellschaft gemachten Vorschlag an, in ihrem Auftrag eine neue Forschungsreise nach dem oberen Benuë anzutreten.

---

*) „Das Wort gehört der Bâttasprache an, in welcher ‚beë' oder ‚be' = Wasser bedeutet; ‚nuë' = Mutter; der ganze Name ‚Be-nuë' bedeutet demnach = Mutter der Gewässer. Der Name ist daher weiblich, und man sollte strenggenommen die ‚Benuë' sagen" (17).

**) Den Orts-usw.-Namen ist die Schreibweise der Karte dann in Klammern beigefügt, wenn sie sich mit der des Textes nicht deckt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die eben genannte „Afrikanische Gesellschaft" hatte sich nach dem Vorbild der Londoner Geographical Society gleichfalls zum speziellen Zweck afrikanischer Forschung 1873 auf Anregung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gebildet und verfolgte rein wissenschaftliche Zwecke; der kolonial-praktische Gedanke begann sich damals im jungen Deutschen Reich erst schüchtern zu regen.

1880 trat Flegel seine Reise an. 1882 drang er tief nach Adamaua hinein vor und entdeckte außer zahlreichen Nebenflüssen des Benuë auch die Quellbäche dieses Stromes. Sie entspringen nördlich von Ngaúmdere. Hier fand Flegel auch bei einer Höhe von 1600 m die Wasserscheide zwischen dem Benuë und Logone, einem Nebenfluß des in den Tsadsee sich ergießenden Shari (Schari). Am 18. August 1882 hat er diesen Punkt erreicht.

Bei den eingeborenen Fürsten fand er das freundlichste Entgegenkommen, und er schloß mit vielen derselben Freundschaftsbündnisse. Die Orte Dónga, Gáshaka (Gaschaka), von wo aus er noch einen Vorstoß bis Bánjo unternahm, Kóntsha (Kontscha), Ngaumdere bilden die Grenze, bis zu der er südlich des Benuë, also in dem eigentlichsten nördlichen Hinterland des nachmaligen Kamerun vorgedrungen ist.

Nunmehr zum Kongoproblem und seiner Lösung, soweit es von Süden her seine Kreise in unser Schutzgebiet zieht.

Die Namen dreier großer Forscher sind hier zu nennen: Livingstone, Cameron und der Schotte Henry Stanley.

Dem letzteren war die Lösung des großen geographischen Rätsels vorbehalten. Auf seiner zweiten Reise, 1874 bis 1877, der ersten jemals stattgefundenen Durchquerung Afrikas, traf er auf den von Livingstone 1871 entdeckten Lualába, und kurz entschlossen unternahm er es, den Fluß so weit als nur irgend möglich zu verfolgen, ihn selbst als Straße benutzend. Es gelang; und am 8. August 1877 traf er in Bóma am Unterlauf des Kongo ein. Der Erfolg war geradezu einzig dastehend; mit einem Schlag die Hydrographie des reinäquatorialen Afrika geklärt.

Rasch folgten dann die Entdeckungen zahlreicher Zuflüsse dieses Riesenstromes, zahlreiche, bereits entdeckt, fanden nun ihre naturgemäße Angliederung: so ging das Ogóweproblem seiner Lösung zu, der Ubángi ward entdeckt usw.

Durch den Ubangi, d. h. genauer durch dessen schiffbaren Nebenfluß, den Sanga, hängt Kamerun mit dem Stromgebiet des Kongo zusammen, und diese Ströme spielen eine nicht unbedeutende Rolle in der wirtschaftlichen und Verkehrsentwicklung unserer Kolonie.

So weit war der Stand der Erforschung der Gebiete gegen die Ecke des Golfes von Guinea hin, als Deutschland Besitz von dem Schutzgebiet Kamerun nahm, 1884.

Fassen wir die hiermit in großen Zügen nur angedeuteten Ergebnisse in bezug auf diese unsere junge Kolonie zusammen, so finden wir, daß der fatale „weiße Fleck" von der Küste landeinwärts im Norden bis zum Benuë, genauer bis zu einer mit ihm ungefähr gleichlaufenden Linie Donga-Gashaka-Kontsha-Ngaumdere reichte; im Osten lagerte er sich breit bis zum Wasserlauf des Sanga, im Süden breitete er sich ein gut Stück über die kartographische Abgrenzungslinie aus. Nicht einmal die Westgrenze der Kolonie, der Küstenstreifen, war im Zusammenhang und mit genügender Verlässigkeit der Angaben bekannt.

Von einer wissenschaftlichen Erforschung desselben konnte fast nur am Kamerungebirge die Rede sein.

Die ersten Besteiger desselben — von einem im Jahre 1640 gemachten Versuch eines Portugiesen abgesehen — waren Burton und Mann 1861/62. Sie gaben seiner höchsten Spitze den Namen „Victoria and Albert Peak". Weiter haben sich um die Kenntnis dieses Wahrzeichens Kameruns in den Jahren 1872 bis 1875 drei deutsche Gelehrte, Buchholz, Reichenow und Lüders verdient gemacht (zoologische Forschungen). 1884 war der Pole Rogozinsky bis zum Barómbisee gekommen.

Die Kenntnis des übrigen Küstenstreifens bestand fast nur in der des Küstenzuges, soweit die englische Kriegs- und Handelsmarine darüber in ihrem maritimen Interesse durch Aufnahmen Klärung schaffte. Grenfell, Comber und Roß machten 1877 bis 1879 einige kurze Flußfahrten den Würi und Dibámba stromaufwärts. 10 km weit landeinwärts begann beinahe überall the darkest interior, das „dunkle" Innere unserer Kolonie.

So wenig war das Gebiet zwischen Kamerunküste, Benuë, Shari und Ubangi Mitte der achtziger Jahre erschlossen, daß es in der Geographie Afrikas als sogenanntes „Libagebiet" zu den drei noch geradezu unbekannten Räumen gezählt wurde, auf die allmählich die negative Kenntnis des ältesten Erdteils vermindert war. Die Bezeichnung „Libagebiet" trug es nach einem in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diesen Gegenden vermuteten großen Sumpfsee Liba, der seit Jahrhunderten hier auf den Karten spukte.

Wie kommt es denn — die Frage drängt sich da unwillkürlich auf —, daß Forscher vom Mittelmeer bis zum Tsadsee und darüber hinaus Tausende von Kilometern gegen den Atlantischen Ozean durch den ganzen Kontinent, daß Forscher vom Osten her, von den Gestaden des Indischen Ozeans Tausende von Kilometern quer herüber nach dem Westen gelangten, um verhältnismäßig nahe dem Westmeer haltzumachen; wie kommt es, daß in der ganzen Forschungsgeschichte bis zu diesem Abschnitt, d. i. bis zum Jahre 1884, noch von keinem einzigen Vorstoß von der westafrikanischen Küste aus zu Land nach dem Norden oder Osten berichtet wurde?

Die Antwort lautet: Weil gerade hier in dieser Ecke des Golfes von Guinea alle Schwierigkeiten und Hemmnisse, die Natur und Menschen dem vorwärtsstrebenden Fuße des Forschers, des Weißen in Afrika entgegentürmen, auf engstem Raum, gleich hinterm Mangrovensaum der Küste beginnend, dicht zusammengedrängt waren: ungesundes Klima, die schlechtesten und schwierigsten Verkehrsverhältnisse, zahlreiche und meist feindlich gesinnte Eingeborene. Und ganz besonders hemmend traten noch zwei, gerade Kamerun eigene Momente hinzu. Die Zwischenhandelsperre (siehe Abschnitt V u. VI) war das eine, das andere der Mangel schiffbarer Ströme. Das, was wir so schmerzlich vermissen, besitzen die Engländer in ihrem Niger und Benuë, die Franzosen im Kongo und Ubangi; verhältnismäßig mühelos konnten beide tief in unserem Hinterland vordringen — und taten es auch.

Von nun ab, von der Erwerbung Kameruns als Kolonie an, tritt ein neuer Faktor als weitere treibende Kraft der Forschung zur Seite: das koloniale Moment ist fortan mit dem geographischen eng verbunden. Die geographische Forschung ward von nun ab nicht mehr Endzweck, sondern zugleich Mittel zum Zweck. Zwei alte und sehr rührige Kolonialmächte waren unmittelbare Nachbarn der jungen deutschen überseeischen Schöpfung geworden — und es galt, den Wettlauf der kolonialen Konkurrenz tatkräftig aufzunehmen.

Am 15. November 1884 trat „zur Herbeiführung internationaler Verständigung unter den am afrikanischen Handel interessierten Mächten" in Berlin eine Konferenz zusammen und schloß am 26. Februar 1885 mit Unterzeichnung der in eine „Generalakte" zusammengefaßten Ergebnisse. Kapitel IV und V derselben sind die vielbesprochene sogenannte „Kongo- und Niger-schiffahrtsakte", deren Inhalt dem wesentlichen nach lautet: „Die Schiffahrt auf dem Kongo (Niger), ohne Ausnahme irgend einer der Verzweigungen oder Ausläufe dieses Flusses, soll für die Kauffahrteischiffe aller Nationen, mögen sie mit Ladung oder Ballast fahren, vollkommen frei sein und bleiben, sowohl bezüglich der Beförderung von Waren wie von Reisenden ..." und: „Die Nebenflüsse des Kongo (Niger) sollen in jeder Hinsicht denselben Gesetzen wie der Strom selbst unterworfen sein."

Rasch, oder noch besser, vorahnend benutzt, konnte diese Vereinbarung, die darin gewährleistete Bewegungsfreiheit, die weittragendsten Folgen für die damals ja noch schwankenden, oder richtiger gesagt, ganz und gar unbestimmten Grenzen im Innern des Landes haben; weder mit England noch Frankreich war ein diesbezügliches Abkommen noch getroffen. Aber wir Deutsche hatten uns noch nicht an das notwendige schnelle Tempo gewöhnt, der notwendige Wagemut schlummerte noch. Erkannt allerdings hatte man die Bedeutung, und bewußt war man sich, welcher Vorteil gerade für Kamerun daraus gezogen werden könnte. Außerdem war eben Flegel von seiner zweiten Adamauareise zurückgekehrt (vgl. S. 10), der mit Eifer für den Plan eintrat, dieses Land für Deutschland zu gewinnen, als wertvolles Hinterland seiner jüngst erworbenen Kolonie.

Der deutsche Kolonialverein nahm sich mit Eifer der Flegelschen Pläne an, aber die Ausführung verzögerte sich, und so konnte der Forscher erst Anfang 1885 seine dritte Reise antreten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seine kolonialpolitischen Aufgaben waren: unter Begründung von Stationen den Niger und Benuë aufwärts zu gehen, sowie Verträge in Adamaua abzuschließen; seine geographische: von da südwärts bis zur Küste von Kamerun durchzudringen.

Aber England war wieder einmal rascher gewesen als Deutschland. Während dieses plante, hatte jenes gehandelt. Am 5. Juni 1885 bereits traf in Berlin die Mitteilung von London ein, daß England das ganze Küstengebiet von Lagos bis zum Rio del Rey, die Gebiete auf beiden Niferufern bis zum Benuë und auf beiden Ufern dieses Nebenflusses von seiner Einmündung in den Niger bis Ibi unter seine Schutzherrschaft gestellt habe. Im Oktober 1885 legte Flegel eine Station am Einfluß des Taraba in den Benuë an. Als er aber weiter stromaufwärts ging, stieß er auf den entschiedensten Widerstand der englischen Agenten, die behaupteten, durch etwa 200 Verträge das gesamte Ufergebiet des Niger und Benuë bis Yola erworben zu haben.

Die Flegel gestellten Aufgaben blieben unerfüllt; die Station am Taraba, hatte nur kurzen Bestand. Er selbst starb bald in Akássa an der Nigermündung.

Einem anderen deutschen Forscher war es vorbehalten, die geographische Aufgabe zu lösen: Dr. Eugen Zintgraff. (Auch ihn deckt bereits die Erde: am 2. Dezember 1897 ist er auf Teneriffa der Malaria erlegen.)

Mit ihm, 1886, setzt zeitlich die Inangriffnahme der Erforschung des Hinterlandes seitens des Reiches ein. Im Auftrag des Auswärtigen Amtes war Zintgraff von 1886 bis 1892, Hutter von 1891 bis 1893 im Nordgebiet von Kamerun tätig.

Zintgraffs Aufgabe war zunächst, das nördliche Küstengebiet aufzuklären. Sodann: planmäßig, etappenweise unter Anlage einer Kette von Stationen gegen Norden vordringend, Anschluß an Flegels Reisen zu gewinnen und so, kolonial und wissenschaftlich zugleich, das Nordhinterland dauernd zu erschließen.

Den ersten Schritt hierzu tat Zintgraff am Neujahrstag 1888 mit Anlage der ersten Etappe, der Barombistation am Elefantensee, den letzten am 28. Mai 1889, an welchem der Forscher in Donga einzog.

Hiermit war der Anschluß an Flegels Reisen gewonnen: die geographische Aufgabe, Adamaua vom Golf von Guinea aus zu erreichen, war von Zintgraff als erstem Europäer gelöst.

Von Donga aus zog der Unermüdliche nach Ibi und Yola und wieder zurück auf neuen Pfaden über Gashaka nach der von ihm in den südlichen Grenzgebieten Westadamauas angelegten Station Báliburg.

Bald aber brach ein Ereignis über das junge Unternehmen herein, das alles Errungene über den Haufen warf. Eine gegen zwei mächtige feindliche Stämme, Bafut und Bándeng, unternommene Aktion verwandelte sich infolge verräterischen Abfalles dreier Vasallendörfer aus anfänglichem Sieg in eine schwere Niederlage: 4 Europäer, 170 Mann der Expedition und mehrere hundert Báli — so hieß der Stamm, bei dem die Station Baliburg angelegt war — fielen, 1891; die Position hier oben im Hochland mußte vorerst aufgegeben und der Rückzug angetreten werden. Doch bereits vier Monate später befand sich die Expedition wieder auf dem Vormarsch, aufs neue festen Fuß oben zu fassen, und am 25. August des gleichen Jahres zog sie wieder bei den Bali ein.

Es gelang, das Ansehen der deutschen Flagge aufs neue zu festigen; und sicherer als zuvor war Ende 1892 die Stellung. Da brachte am 1. Januar 1893 nach Baliburg die Post den Befehl, daß die Norderpedition aufgelöst und der Rückzug an die Küste einzuleiten sei.

Als die zweite Hälfte des Jahres 1893 anbrach, hatte die Nordhinterlandforschungsexpedition aufgehört zu sein, die Stationen waren aufgelöst und das ganze Land wieder so verschlossen, wie es vor dem ersten Schritt Zintgraffs in diese Gebiete gelegen hatte.

Die kolonialpolitische Strömung war in Totwasser geraten.

Fast gleichzeitig mit dem kühnen Vordringen Zintgraffs legte eine zweite

amtliche Forschungsexpedition unter Führung von Hauptmann Kund und Leutnant Tappenbeck die erste Bresche in den Ring der Zwischenhandelsperre im Süden der Kolonie, 1888 und 1889.

Den Sánaga stromaufwärts drangen sie bis zu den Nachtigalschnellen und legten die Yaundestation an. Leutnant Tappenbeck starb, Hauptmann Kund litt schwer an seinen Wunden und den Folgen des Klimas.

Leutnant Morgen folgte in der Expeditionsführung, der 1889 bis 1891 das begonnene Werk in glänzender Weise fortsetzte. Über Ngila — das heutige Ndúmba — Tibáti und Gashaka auf teils neuen, teils den Pfaden Flegels und Zintgraffs, erreichte er Ibi am Benuë und hatte damit die zweite Durchkreuzung der Kolonie von der Küste zum Benuë durchgeführt.

Als dritter folgte Rittmeister v. Stetten, der Nachfolger des mit Führung der Süderexpedition beauftragten Hauptmanns v. Gravenreuth, der 1891 bei einer Strafexpedition gegen die Bakwiri am Kamerunberg bei Erstürmung ihres Hauptdorfes Buëa (des jetzigen Gouvernementsitzes) gefallen war.

Damit hatten die vom Reich ausgeschickten Forschungsexpeditionen ihr Ende.

Als letztes Opfer der eingetretenen kolonialen Untätigkeit fiel der Stationschef auf der von der Süderexpedition angelegten Balingastation nahe der Einmündung des Mbam in den Sanaga, Leutnant v. Volckamer, der monatelang ohne jede Unterstützung von der Küste her gelassen wurde. Im Kampf der Balinga gegen die Barróngo hat er wohl einen martervollen Tod gefunden; Bestimmtes darüber hat man nie in Erfahrung gebracht.

Auch der energische und für die Kolonie so wichtige Vorstoß nach Osten und Nordosten unterblieb. Wie droben im Norden am Benuë die Engländer, so sind uns an der Ostseite die Franzosen zuvorgekommen.

Die Franzosen (nicht minder wie die Engländer) müssen genannt werden, wenn man über die Erforschungs- und Entwicklungsgeschichte Kameruns schreibt.

Ungleich energischer, zielbewußter und insbesondere konsequenter als wir haben sie die Ausdehnung des Machtbereiches im Hinterland ihrer westafrikanischen Kolonie, des Congo français, angepackt und durchgeführt. Allerdings dürfen wir nicht vergessen, daß sie verhältnismäßig viel bequemer und müheloser tief ins Innere vordringen konnten als wir, die wir auf den erbärmlichen Landweg angewiesen waren: stand ihnen doch der Kongo und seine nördlichen Zuflüsse zur Verfügung.

Expedition auf Expedition war nach Norden, zum Teil in unzweifelhaft deutscher Interessensphäre, gezogen: Crampel, Fourneau, Savorgnan de Brazza u. a. 1891 drang Mizon von Yola durch bisher völlig unerforschte Gebiete über Kúnde und Gáza nach Bánia vor und entdeckte damit den Oberlauf des Sfanga. Der Sfanga führte ihn in den Ubangi und Kongo und dieser an den Atlantik.

Von Süd nach Nord zog 1893 Maistre vom Ubangi bis zum oberen Shari und gelangte, dann westwärts sich wendend, über Laï, Láme und Lere bis Garua — wie Mizon allenthalben Verträge abschließend.

Das stolze Wort, mit dem Mizon seine Berichterstattung in der geographischen Gesellschaft in Paris schloß: „L'hinterland de Camerouns était fermé" hatte leider seine volle Berechtigung: durch seine Reise hatten die Franzosen im Innern Besitztitel erworben, die der Ausdehnung des deutschen Hinterlandes von Kamerun in der Tat eine Schranke setzten; und diese Schranke mußte im Abkommen mit Frankreich, 1891, deutscherseits anerkannt werden.

Daß wir nicht noch mehr Einbuße erlitten haben, müssen wir einem von deutschem Geist durchwehten Privatunternehmen danken; die amtliche Kolonialleitung war ja 1893, das Wort zu wiederholen, in Totwasser geraten.

Konsul Ernst Vohsen rief das Kamerunkomitee ins Leben, und dieses brachte die Mittel auf für eine Adamauaexpedition. Und es war höchste Zeit, denn Mizon rüstete bereits zu einer neuen Reise. Der Wasserweg auf dem Benuë ward gewählt, und infolge glücklicher Zeitumstände — wahrlich nicht aus Freundschaft für Deutschland — zeigte sich die sonst so feindlich abgeschlossene Royal Niger Company sogar bereit, ein Fahrzeug zur Verfügung zu stellen. Dadurch glückte es der deutschen Expedition unter v. Üchtritz und Dr. Passarge, Mizon um einige Monate zu überholen. Von Garua aus wurden auf drei Vorstößen nach Bubandjidda, Ngaumdere und Márrua (Marua) bindende Verträge mit den bezüglichen mächtigen Sultanen abgeschlossen, 1893/94.

So hat diese Privatexpedition trotz der bescheidenen Mittel in politischer Beziehung, nicht minder in wissenschaftlicher Hinsicht, Hervorragendes geleistet und der Regierung eine Handhabe geboten, um die Franzosen zu Zugeständnissen zu bewegen. Freilich, daß der 15. Meridian im allgemeinen die unübersteigliche, durch Mizons Erfolge geschaffene Ostgrenze wurde, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dank Maistres Zug am Benuëoberlauf die Ost-Westausdehnung der Kolonie auf weniger als 100 km zusammengeschnürt ist, konnte auch sie nicht mehr verhindern. —

Hiermit sind wir an den beiden Jahren angelangt, in denen die schärfere Abgrenzung Kameruns auf Grund des damaligen Standes der Forschung und der positiven oder negativen Tätigkeit der beteiligten Mächte statthatte: 15. November 1893 wurde das diesbezügliche Abkommen mit England, 15. März 1894 das mit Frankreich getroffen. —

Die Jahre 1893 bis 1900 standen unter dem Zeichen kolonialen Stillstandes.

An der Festlegung der Küstenlinie ward auch in dieser „toten Zeit" von der Marine fleißig gearbeitet; das Kamerungebirge ward von dem verdienstvollen ersten Leiter des botanischen Gartens in Viktoria, Dr. Preuß, durchstreift; der Geologe Dr. Esch trug wichtige Bausteine zur Kenntnis des Aufbaues der Küste und der küstennahen Gegenden herbei; ein alter Afrikaner, Conrau, ward bei seinen Zügen in das Waldgebiet nordöstlich des Kamerunberges bei den Bángwa ermordet; Leutnant v. Carnap war im Auftrag der Gesellschaft Südkamerun weit in die bis dahin gänzlich unbetretene Südostecke gedrungen und hatte den Dscha (Dscha) entdeckt: das ist an Erschließungs- und Forschungstätigkeit in diesen Jahren des Stillstandes zu vermelden.

Die Regierung kann sich davon, abgesehen von den Vermessungsarbeiten der Marine, nichts als Verdienst anrechnen; es ist private Arbeit Einzelner und von Handels- oder Pflanzungsgesellschaften.

Den beiden großen Konzessionsgesellschaften „Nordwestkamerun" und „Südkamerun", deren Gründung in die letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts fällt (Näheres in Abschnitt VI), darf man — man mag über die wirtschaftliche Seite denken wie man will — jedenfalls das große Verdienst um Aufschließung des Landes nicht absprechen (27).

Endlich, mit der Jahrhundertwende, ging wieder ein frischerer Wind durch des Deutschen Reiches Kolonialpolitik; auch Kamerun bekam ihn zu verspüren.

Von nun ab machte die Unterwerfung — eine Schutztruppe war mittlerweile geschaffen worden — und somit die Erschließung des Schutzgebietes rasche Fortschritte.

Und es war auch hohe Zeit; namentlich im Norden.

Dort oben am Tsadsee hatten sich mittlerweile höchst wichtige Ereignisse abgespielt.

Ein Mahdi war drüben im ägyptischen Sudan aufgestanden und in unwiderstehlichem Eroberungszug 1893 an den Ufern des Tsad angelangt. Hier zertrümmerte Rábéh, so hieß dieser schwarze Napoleon, den alten Bornustaat Scherch Omars; und Dikoa ward mit hunderttausend Einwohnern die Hauptstadt seines Riesenreiches. Weithin trugen seine Züge Verwüstung und Verheerung; zwei französische Kolonnen, die auf dem Weg zum Tsadsee in sein Machtbereich gerieten, wurden niedergemetzelt. Die Franzosen organisierten ein großartiges System von Expeditionen gegen ihn; und am 22. April 1900 bei Kúsferi verlor Rabeh Reich und Leben.

Auf deutschem Schutzgebietsboden wurden die Kämpfe ausgetragen; und die Franzosen richteten sich in Dikoa, Kusseri u. a. O. häuslich ein.

Fast alle ihre militärischen Expeditionen sind zugleich Forschungsexpeditionen; und so haben auch diese ihre Züge gegen Rabeh zur Kenntnis der Tsadseeländer und des Sees selbst wesentlich beigetragen.

Durch Frankreichs energisches Vorgehen sahen sich nun auch die Engländer veranlaßt, zwischen Benuë und Tsadsee aufzutreten. In erster Linie wurde der Sultan von Yola, der sich der englischen Herrschaft nicht beugen wollte, abgesetzt und seine Hauptstadt Yola erstürmt.

Dadurch wieder wurden die ihm untertanen Adamauasultanate im deutschen Schutzgebiete gegen uns feindlich gesinnt; und Kämpfe in Mándara, Marrua, Ngaumdere und Bubandjidda notwendig, die in erster Linie Hauptmann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dominik ausfocht. Bei dieser Gelegenheit zog die Schutztruppe bis zum Tsad, dort endlich England und Frankreich gegenüber die deutsche Flagge zu zeigen. Residenturen wurden errichtet: für das ehemalige Bornu in Kusseri, für das einstige Adamaua in Garua am Benuë. Im Balihochland ward aufs neue fester Fuß gefaßt; an Stelle der Baliburg die Bamendastation angelegt; wie auch sonst in Adamaua eine Reihe von Stationen sich erhob.

Im Süden der Kolonie setzte Dr. Plehn, und nachdem dieser gefallen war, Hauptmann v. Stein das Forschungs- und Erschließungswerk mit größtem Erfolg fort: die bis vor kurzem leere Südostecke begann sich mit sicher erkundeten Flußlinien zu füllen; ein großer Teil der Urwaldregion des Südens ward unterworfen.

So waren 1904 beträchtliche Räume der Kolonie besetzt und konnten als erschlossen gelten: der Südosten, Adamaua bis herunter zu Bali und Yóko, der große Yaundebezirk und die Küstenzone etwa 50 km landeinwärts, in der die Schutztruppe in den Jahren 1900 bis 1904 die zahlreichen Unruhen der zahlreichen Stämme, der Bangwa, Kábo, Báscho, Kéaka, Bakoko u. a. niederwarf.

In der nun folgenden Periode galt es, den Rest an unerforschten Gebieten — manche inselgleich in den eben genannten Räumen liegend und von ganz beträchtlicher Ausdehnung — ebenfalls zu erschließen und tatsächlich zu erwerben. Diese Periode dauert bis auf den heutigen Tag.

In einer in den knappsten Zügen zu gebenden Übersicht über Erforschung und Erschließung Kameruns können die zahlreichen Expeditionen, die behufs dieser Enderschließung das Land durchzogen und durchziehen, im einzelnen nicht mehr aufgeführt werden.

Auch die reine Forschungsarbeit ist gefördert worden. Außer den bereits aufgeführten Namen müssen da noch insbesondere die Schutztruppenoffiziere Glauning (1908 gefallen), Marquardsen, Stabsarzt Dr. Mansfeld, v. Bülow (in Südwest gefallen), Hirtler, Strümpell, Stieber, Zimmermann für die nördlichen und mittleren Landschaften, Engelhardt und Scheunemann für den Süden genannt werden. Ramsay hat im Konzessionsgebiet der Gesellschaft Nordwestkamerun, Graf Schlippenbach u. a. in dem der Südkamerun-Gesellschaft bedeutende Aufschließungsarbeit geleistet.

Nicht unerwähnt bleiben darf der Franzose Lenfant, der 1903 durch seine Wasserfahrt Niger und Benuë stromauf, von diesem in den Kébbi (Kabi) und weiter durch den Tuburisumpf hinüber zum Logone und diesen hinunter in den Tsadsee das alte, seit Barths Zeiten bestehende Problem einer, wenigstens zeitweiligen, Verbindung zwischen Benuë und Logone, und damit zwischen Atlantik und Tsad gelöst hat.

Zahlreich ist auch die Reihe jener tapferen Kämpfer und Forscher, die nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt sind, die Giftpfeil, Speer und Kugel der Eingeborenen, Krankheit und Strapazen dahingerafft haben. Am Ufer des Tsad, im Steppenhochland Adamauas, in den Tiefen des Urwalds müssen wir ihre Gräber suchen.

Bereits auch beginnt systematische Spezialerforschung des Schutzgebietes. Da ist noch fast alles erst zu tun.

Eine geologisch-ethnographische Expedition unter den Professoren Hassert und Thorbecke, die grundlegenden geologischen Forschungen Dr. Eschs weiterführend, eine rein ethnographische unter Professor Ankermann, eine forstwissenschaftliche unter den Professoren Jentsch und Büsgen, eine zoologisch-botanische unter Ledermann waren in den Jahren 1908 und 1909 draußen tätig; eine Privatexpedition unter dem Lübecker G. Teßmann hat das süd-

lichste Gebiet, das Land der Fang oder Pangwe endgültigen Marksteine gesetzt haben, 1906 und zum Feld ethnographischer Forschung gewählt; 1908, haben reiches wissenschaftliches Material nach die Grenzexpeditionen, die unserem Kamerun die Hause gebracht.

So sind die unerschlossenen Räume gewaltig zusammengeschrumpft; wo vor fünfundzwanzig Jahren ein Libasee auf den Karten verzeichnet stand, wird im Jahre 1911 der Pfiff der Lokomotive der Nordbahn ertönen.

Der „weiße Fleck", der 1884 „Kamerun" war, ist im großen und ganzen ausgefüllt.

Trotzdem ist es noch unsere wenigst fixierte afrikanische Kolonie. Das kann auch gar nicht anders sein: bei der Erwerbung dieses Flächeninhaltes, der nicht viel kleiner ist als Deutschland, reichte das unbekannte Afrika gerade hier bis dicht an die Küste, dann kamen sieben Jahre Stillstand, und der dritte schwerwiegendste Grund ward auch bereits aufgeführt: fast an keiner Stelle zeigte Afrika, die schwarze Schöne, ein so ernstes, finsteres Antlitz, drohend abzuschrecken von dem verwegenen Beginnen, in ihr Geheimnis einzudringen, ihre Schönheit hüllenlos schauen zu wollen. Fast an keiner Stelle rief sie wie gerade hier auf der Schwelle bereits Natur und Menschen auf, Hemmnisse dem vorwärtsstrebenden Fuß zu bereiten, Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten vor dem Forscher aufzutürmen.

Aber umsonst; Stück für Stück fiel der Schleier, von wagemutiger Forscherhand gefaßt, auch hier. Auch Kamerun ist ausgeschieden aus der Reihe jener immer weniger, immer kleiner werdenden Strecken unserer Mutter Erde, „wo das Geheimnis, selten nur entsiegelt, sich lockend um die Länder schlingt".

IV. Das Land.

a) Gliederung, Bodengestaltung und Bewässerung.

Ein gigantisches Eingangstor zum Herzen Afrikas hat die Natur dort geschaffen, wo der Atlantik als Bai von Biafra am tiefsten das westliche Gestade des dunklen Kontinents einbuchtet. Dem Schiffe, das von Westen her sich naht, tut sich hier, an der Scheide zwischen Ober- und Unterguinea, ein Ausblick auf von überwältigender Großartigkeit. Voraus, im Osten taucht aus blauer Flut der scharf umrissene, duftige Gipfel des Kamerunberges auf; Ostsüdost aus der Meerflut heraus der Klarence Pik oder O-Wassa auf der spanischen Insel Fernando Poo. Aufgerichtet zu beiden Seiten der nur zwanzig Seemeilen breiten Straße, durch welche die Schiffe ihren Lauf nehmen — wie einst die Karavelle des kühnen Portugiesen — recken die mächtigen Vulkangebilde ihre Häupter hoch über die ihre Hänge umlagernden Wolken. Ein weicher grüner Mantel umhüllt ein großer herrlicher Wald den mächtigen Südpfeiler des Naturportals. Die senkrechten Felsstreben, mit denen er in der Tiefe gefestet ist, sind umsponnen von schaukelndem Netzwerk rankender Gewächse, aus denen in leuchtenden Farben prächtige Blumen und Blüten hinabhängen bis zur Brandung, die aufschäumend an den einstigen Kraterwällen sich bricht. Drüben, an der afrikanischen Küste, türmt, immer massiger nach Ost und West auslegend, der Gebirgstock des Kamerunberges sich auf, steil gegen die Küste abfallend, an die, umsäumt mit dichtem Urwald, die weißen Kämme der Wogen anbranden, um zurückprallend und -rauschend in feinem, oft minutenlang sichtbar bleibendem Nebel zu zerstieben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Küstensaum des Gebirges weicht zurück, in Höhe von Kap Suélaba ragt wohl im Westen noch der Kamerunberg herüber; aber das Küstenbild ist trostlos öde, wie vordem, bevor wir durch die Eingangspforte geglitten: meilenweit nach Ost und West und Süd flaches Schwemmland mit den unvermeidlichen Mangroven an seinen sumpfigen Rändern. Das Schiff geht über die Barre und fährt in das Kamerunästuar*) ein, ein Sammelbecken dreier kurzer, aber ziemlich breiter Küstenflüsse, des Mungo, Wuri und Dibamba, sowie zahlloser Krieks**), in die sich die Mündungen der genannten Flüsse zerteilen, und mittels deren sie in verworrenem Netz zusammenhängen.

Blick von der Joßplatte auf das Kamerunästuar; am gegenseitigen Ufer Bonaberi.

(Nach Photographie von Büsgen.)

Mit einem fünfzackigen Ahornblatt vergleicht Dr. Buchner treffend dieses ausgedehnte Becken, welches zwischen den langsam wachsenden Schlammbänken noch offen ist und durch eine 8 km breite Einfahrt die Flutwelle empfängt. Diese erleichtert Schiffen mäßigen Tiefgangs das Eindringen in die Mündung des aus Ost-Nordost kommenden bedeutendsten der drei Flüsse, des Wuri (des Kamerunflusses, wie er früher genannt wurde). An seinem südlichen Ufer, auf der 12 m hohen Joßplatte, liegt Duala (das frühere Kamerun im engeren Sinn), der Hauptort der Kolonie. Am Strand längs, am Fuß und auf dem langgezogenen Rücken der Joßplatte liegen die Ansiedlungen der Europäer, dahinter die Hauptflußdörfer des Dualastammes: Belldorf, Akwadorf und Deidodorf. Am jenseitigen Ufer vermag das Auge eben noch ein weiteres Dualadorf zu erkennen: Bonabéri, den Ausgangspunkt der im Bau befindlichen Nordbahn (siehe Abschnitt VI).

Aber in dieser Wirrnis von deltaförmigen, ausgefressenen Flußmündungen, in diesem Netz von schmalen Wasseradern, diesem Mittelding zwischen Land und See, das kaum als Wattengebiet angesprochen werden kann, ist uns jeglicher weitere Überblick unmöglich; hat es doch jahrelanger Vermessungsarbeiten unserer Kriegschiffe bedurft, um in diesem chaotischen Wirrsal nur einigermaßen Klärung zu schaffen. So suchen wir uns denn einen Standpunkt, der uns Ausschau gewährt, zusammenfassenden Überblick weithin über die Lande unserer Kolonie da drunten am Äquator. Dazu stellen wir uns am besten auf die beiden mächtigen Pfeiler, die wir passierten. Zuerst auf den südlichen, auf den O-Wassa, der über 2000 m hoch, gerade dem Eingang zum

*) „Ästuare sind schlauch- oder trichterförmige buchtartige Wassersammelbecken, die von den einmündenden Flüssen mit Süßwasser gefüllt werden, in die jedoch auch das Meer, entweder nur mehr zur Flutzeit oder noch ständig, eindringt. Fände dieser Vorgang nicht statt, so hätte das von den Wasserläufen mitgeführte Erdreich die Buchten schon längst ausgefüllt. So legt der Ozean alltäglich den Grund wieder aus und stört den ruhigen Absatz der Sinkstoffe" (18). Da aber, wo Meeres- und Flußströmung sich die Wage halten, also die relativ geringste Bewegung statthat, lagern sich diese Sinkstoffe allmählich übereinander und bilden sogenannte „Barren", welche je nach ihrer Mächtigkeit nur mehr von Schiffen gewissen Tiefgangs überwunden werden können oder (und) eventuell zwingen, die Flutwelle abzuwarten, um mit ihr über sie hinwegzugehen.

**) Krieks (engl. creek) sind unseren sogenannten Altwassern ähnliche tote Fluß- und Meeresarme, die vielfach nur zur Flutzeit mit Fluß und Meer und untereinander in Verbindung stehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kamerunästuar gegenüber sich in die Höhe reckt: die ganze Küstenlinie, mit der Kamerun am Atlantik abschließt, vom Rio del Rey bis zum Kámpo mit ihrer Gliederung liegt vor uns, einen schwachen Bogen beschreibend.

Unwillkürlich fällt der Blick zuerst auf das gewaltige Gegenüber, den mehrgenannten Kamerunberg, das Wahrzeichen des Landes, das mitten zwischen sumpfigen Mangrovenufern am Meeresrande sich auftürmt — das erste Glied auf dem Festland in der Reihe vulkanischer Bergmassen in nordöstlicher Richtung (siehe S. 23). Der Küstensaum dieser riesigen Landmarke Kameruns ist auf weite Entfernung die einzige Strecke felsiger Steilküste, gegliedert von tief eingreifenden Buchten. An der breit geöffneten Ambasbucht liegt Viktoria, östlicher zwischen hohen Ufern der schmale sogenannte Kriegschiffhafen, beides vormaleinst geschlossene Kraterbecken, bis die nimmerrastende Brandung des Weltmeeres sie öffnete.

Zu beiden Seiten dieses Steilufers liegen Flachküsten mit breiten, aber ziemlich kurzen Ästuaren; nordwestlich das des Rio del Rey, südöstlich das des Kamerunflusses. Das Ästuar des Rio del Rey öffnet sich seewärts mit vier größeren langgestreckten Armen: Mashántu (Rio del Rey im engeren Sinne), Méta, Andókat und Méme. Die beiden ersteren bilden Zugänge zu dem Flusse Ndian. An Bedeutung und Größe steht das Rio del Rey-Ästuar dem des Kamerunflusses wesentlich nach. Beschaffenheit, Bildungsart ist beiden gemeinsam: schlammiger, von der Flut großenteils überschwemmter Boden, von dem verwickelten Wurzelgeflecht der Mangrovenbüsche zusammengehalten und überkleidet.

Das wichtige Kamerunästuar haben wir bereits kennen gelernt.

Seine Bedeutung als ruhiger, sicherer, geräumiger Ankergrund — welche Eigenschaften, aber bereits nicht mehr in dem gleich hohen Maß, nur noch Viktoria mit ihm teilt — ist um so mehr hervorzuheben, als die weitere südliche Küste hafenarm, ja hafenlos ist; setzt doch hier wieder die Kaléma ein, diese berüchtigte westafrikanische Brandung, deren Reich so recht eigentlich der ganze Golf von Guinea vom Kap three Points bis hinunter zum Kap der guten Hoffnung ist. Daß ihre Brandungswogen nicht gegen den Hafen von Viktoria und noch weniger gegen das still wie ein Süßwassersee daliegende Kamerunästuar zu donnern vermögen, dankt Kamerun dem Eilande Fernando Poo, das — von der Natur selbst als riesiger Wellenbrecher aus den Tiefen des Weltmeeres herauf hingesetzt — sich vor der Mitte seines Küstensaumes lagert.

Die ganze Südküste, von Kap Suelaba bis hinunter zum Grenzfluß gegen Spanisch-Kongo, trägt ein einförmiges, eintöniges Gepräge. Bis zur Deltamündung des Sanaga (Lom) herrscht die gleiche Szenerie wie am Küstenland des Rio del Rey, wie an dem des Kamerunästuar: endlose graugrüne Urwaldmassen im Hintergrund, die Marke zwischen Land und Wasser das unbestimmte Zwitterding zwischen beiden: Brackwasser und Schwemmland und sumpfige Mangrovendickichte. Vom Südufer des Sanaga an ändert sich wohl die Form, nicht aber das Bild in seiner Monotonie. Nichts zeigt sich 150 km lang als ein fahler, von gleich farblosen Dünen überhöhter Strandwall. Statt der Mangrove nistet sich ein Grasgürtel ein, aus dem vereinzelt die meerliebende steife Fächerpalme, die gleichfalls salzhungrige Kokospalme oder ein oder der andere Tropenriese in die Lüfte ragt. Langgezogene, blendend weiße Streifen leuchten, an ihre Wurzeln scheinbar anspülend, auf: die ruhelose Brandung, die Kalema rollt an. Einer zweiten Küstenlinie gleich schließen im Hintergrund die grünen Mauern geschlossener Urwälder den Blick ab. Außer durch den mehrerwähnten Sanaga erleidet der ganze lange Saum nur durch vier weitere große Flußmündungen, des Njong, Lokúndje, Kribi und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kampo, schwache Gliederung. Bis zum Kribi ist die Küste gänzlich flach und unterscheidungslos; von da zeigen sich wenigstens einige wenige vereinzelte Erhebungen, begehrte Landmarken beim Ansegeln der wenigen Ankerplätze dieses einförmigen Gestades.

Die Kalema ist für die ganze Südküste Kameruns eine bedeutungsvolle, dabei in das Verkehrsleben tief einschneidende Naturerscheinung: hat sie doch auf der ganz beträchtlichen Länge der Südküste umfangreiche Bauwerke geschaffen, die bei dem nie ruhenden Kampfe der Fluten eine stete Umbildung erleiden; tobt sie doch gar nicht so selten derart, daß ein Verkehr zwischen See und Küste tage-, ja manchmal eine ganze Woche lang vollkommen unmöglich ist.

Nur die Küstenneger, die mit dieser von der Natur des Landes selbst geschaffenen Sperre vollkommen vertraut sind, vermögen Reisende, Waren und die in fest verspundeten Fäßchen geborgenen Postbeutel von den weit in See ankernden Dampfern mit einiger Sicherheit durch die Kalema ans Land zu rudern; und mit Bewunderung sieht man die Batángaleute auf ihren langen, schmalen, erstaunlich leichten Kanus durch die Brandung (es gibt keinen besseren Ausdruck dafür) — reiten. Auch die Bemannung der europäischen schweren, stark gebauten Brandungsboote, wie sie genannt werden, stellen ausnahmslos die Eingeborenen.

Unsere Ausschau von dem luftigen Standpunkte auf der vulkangeborenen spanischen Felseninsel ist beendet: den Lauf der Küstenlinie Kameruns haben wir in seiner ganzen Länge verfolgt.

Und nun hinüber auf den Nordpfeiler des Eingangstores in unser Tropengebiet, zur Umschau über das Binnenland. Von Viktoria an erfolgt der Aufstieg; und wir können die seit einigen Jahren fertiggestellte Feldbahn der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Viktoria" (der letzten Schöpfung des unermüdlichen Forschers Dr. Zintgraff) benutzen, die uns durch das Hauptplantagengebiet der Kolonie bis Sóppo (Sopo), eine halbe Stunde unterhalb des Regierungsitzes Buëa, bringt.

Wie weit liegt die Zeit zurück, da die freiheitsliebenden Buëaleute Dr. Preuß gefangen hielten, im Widerstand gegen die anrückende Gravenreuthsche Expedition wildes Kampfgetöse die Stille des friedlichen Bergwaldes durchbrauste, 1891. Die armen Teufel mußten ihre Unabhängigkeitsliebe schwer büßen. Drei Jahre später zog eine neue Expedition herauf, Buëa ward gestürmt, der Stamm fast vernichtet; und heute gehört sein einstiger trutziger Sinn der Geschichte an.

Die siegreiche Expedition erfüllte auch einen Akt der Pietät: die Bergung der Leiche des 1891 gefallenen tapferen v. Gravenreuth: „Am ersten Weihnachtstage 1894 ging es mit Spaten und Schaufeln hinaus zu dem noch in Trümmern liegenden einstigen Missionshause. Preuß und Stetten fanden nach einigem Suchen den Platz, wo sie Gravenreuth vor dem Rückzug der Expedition begraben hatten, um ihn nicht den Buëaleuten in die Hände fallen zu lassen. Altes Gerümpel, Balken, Steine, gewaltige Erdhaufen wurden entfernt. Eifrig gruben die Arbeiter, tiefer und tiefer. Plötzlich etwas Hartes, Glänzendes — es war der richtige Fleck. Der Lauf eines Maximgeschützes, das man gleichfalls hatte zurücklassen müssen, wurde sichtbar. Steine flogen, alles beteiligte sich am Graben, neugierig glitten die Blicke in die Tiefe, und als das Geschütz freigelegt und von kräftigen Armen emporgewuchtet war, da sahen wir das weiße Gerippe des tapferen Löwen von Ostafrika in der Grube. Langausgestreckt lag er da. Wenige Zeugfetzen fielen bei der ersten Berührung wie Zunder von den weißen Knochen, nur die Füße steckten noch in den wohlerhaltenen gelben, festen, nägelbeschlagenen Schnürschuhen. Es war ein weihevoller Anblick" (19). Die Gebeine wurden dann nach Kamerun überführt und unter dem Denkmal, das dort dem Helden gesetzt ist, bestattet.

Strand von Südkamerun.
(Nach Photographie von Handl.)

Buëa liegt in einer Höhe von 963 m. Man atmet frei auf in dieser herrlichen Gebirgsluft, lauscht dem Rauschen der Bäche, erfreut sich an dem anmutigen Gezwitscher und Gesange der

bunten Vogelwelt und kann sich kaum von der großartigen Rundsicht trennen. Weithin schweift der Blick über den Urwald hinweg auf das Meer und die Niederung bis zu den klar hervortretenden Regierungsgebäuden von Duala und zu den in bläulichem Duft sich verlierenden Nkóssibergen im fernen Nordosten. Im Hintergrund hebt sich scharf der langgezogene Kamm des Piks gegen den Himmel ab, und die Grasregion scheint fast greifbar nahe gerückt.

Zum weiteren Aufstieg heißt es den Bergstock zur Hand nehmen; und als Führer wählen wir Dr. Preuß. „Durch schattigen Urwald geht es weiter." (Buëa selbst liegt in einer weiten grasigen Lichtung.) „Auf einer Höhe von 1500 m treffen wir die ersten Kaffeebäumchen. Bei etwa 1700 m tritt eine Änderung der Vegetation ein. Der Urwald hat da und dort Lichtungen, und wir gewahren eine sehr interessante Flora, welche uns lebhaft an die Heimat erinnert. 2000 m Meereshöhe sind erreicht. Plötzlich öffnet sich der Wald, und unter den Baumriesen hervortretend stehen wir mit einemmal am Rande des Graslandes. Es ist ein überraschender, ergreifend schöner Anblick. Klar liegen die Berge vor uns, soweit das Auge reicht, mit wogendem Grase bedeckt; im Süden liegt, wie eine Landkarte, die Kamerunniederung und der Guineagolf ausgebreitet. Alsdann geht es auf ziemlich steilem, oft steinigem Pfade durch das offene Grasland die Berge hinan in westlicher Richtung. Die Vegetation zeigt bis etwa 2700 m keine wesentliche Veränderung. Nunmehr verliert sich der Weg. Latschenartige Gesträuche, aber immer noch bis zu 5 m hoch, wachsen dicht, und die Gräser sind stellenweise noch so üppig, daß sie bis an die Hüften reichen. Selbst in dieser Höhe noch sah ich einen Schmetterling, ja noch höher hinauf traf ich sogar eine grüne Mantis.

Nach einstündigem scharfen Steigen sind zwei terrassenförmig aneinander liegende Vorberge erstiegen, und der ‚Fáko' (die höchste Spitze) kommt in Sicht. Der kleine Kamerunberg, der ‚Mudóngo ma Etinde', zeigt sich zwischen zwei Kuppen hindurch. Vor uns steigt das Gebirge wellenförmig bis zu dem Fuß des Fako an, der sich dann noch in einer Höhe von etwa 1000 m gewaltig aus der Umgebung heraushebt. Der höchste Gipfel erscheint scharf und an der Westseite eckig. Die eigentümliche fahlgelbe Färbung des im frischen Winde wogenden Grases, die sich scharf davon abhebenden schwarzgrünen Kienholzbäumchen und die hier und dort zutage tretenden schwarzen Basaltfelsen und Lavablöcke verleihen dem Ganzen den Anblick einer großartigen Öde.

Das Gehen in den in einzelnen festen Büscheln wachsenden Gräsern ist beschwerlich; gefährliche Abgründe und Abstürze gibt es nicht. Die Vegetation wird spärlicher; Moose und Flechten treten auf. Lerchenartige Vögel zeigen sich hier und dort.

Nach einstündigem beschwerlichen Marsche stoßen wir auf die ersten Lavafelder. Sie bestehen aus lauter lose übereinander geschichteten Lavastücken von Faustgröße bis zu mächtigen Blöcken und haben scharf begrenzte Ränder. Die Oberfläche ist von einer grüngrauen Flechte überzogen, welche dem Ganzen eine eigentümliche Färbung verleiht. Hier und dort ragt ein mit Gras bewachsener Hügel hervor, um den die Lava herumgeflossen ist. Endlich stehen wir vor dem letzten derselben, hinter welchem der Fako unmittelbar aufsteigt. Hier mache ich halt und schlage mein Biwak auf." (Diese erste Besteigung durch Dr. Preuß nahm drei Tage in Anspruch.) „Die Temperatur sinkt rasch: 4 Uhr nachmittags 12,8° C., 5 Uhr 25 Minuten 9,5°, 6 Uhr abends 8,5°. Der Vollmond leuchtete die ganze Nacht und erhöhte das Eigenartige der Landschaft. Der Wind weht stoßweise aus Nordost. Südost blitzt und donnert es aus schwarzem Gewölk wie von einem heranziehenden Tornado. Die Temperatur betrug um 5 Uhr 45 Minuten morgens nur + 2° C. Die Schwarzen froren erbärmlich trotz warmer Decken und waren kaum zurechnungsfähig. Die aufgehende Sonne beleuchtete den bis zur Hälfte seiner Höhe herab weißbereiften Pik, ein wundervoller Anblick. Um 7 Uhr brachen wir auf. Nachdem das Lavafeld überschritten war, gelangten wir an den nunmehr steil ansteigenden, hier noch mit ziemlich hohem Grase bewachsenen Fako. Um 8 Uhr 40 Minuten sind wir am Ende des zusammenhängenden Grases angelangt und gehen auf Lava weiter; Flechten und Moose sind zahlreich. Jetzt gelangen wir an die ersten der schon von weitem auffallenden, glatten, glänzend schwarzen Flächen, welche von vielen Seiten die Wände des Fako bilden, und welche ich aus der Entfernung für Felswände hielt. Es sind Aschenfelder. Wie Flugsand entweicht die Asche unter den Füßen. Der Wind weht mit sich steigernder Stärke. 3900 m sind wir nun hoch; aber nicht mehr weit vom Ziele; und nach wenigen Minuten stehen wir am Südrand des großen Kraters, welcher bedeutend niedriger liegt als der Nordrand. Die Kraterwände bestehen vollständig aus vulkanischer Asche. Den Krater westlich umgehend, steigen wir durch kurzes Gras und Flechten nochmals an, und um 10 Uhr 20 Minuten vormittags standen wir oben, 4070 m hoch. Hier weht der Wind mit der Heftigkeit eines Sturmes; kaum kann man sich auf den Füßen halten" (7).

Wohl schweift der Blick von der höchsten sturmumbrausten Spitze des hochragenden Wahrzeichens von Kamerun in schier ungemessene Weiten, über das ganze Tiefland von Süd über Osten bis Nordnordwest, hinüber zum O-Wassa auf Fernando Poo; das Kamerunbecken liegt so klar, daß man mit dem Fernglas deutlich die Schiffe erkennen kann — aber er findet seine Grenzen im Nordosten an dem Berggewirr der 2000 m hohen Manengubakuppen, im Süden und Südosten an den Höhenzügen am Lokundje. Rufen wir die uralten Mächte, die einst den Riesenberg, auf dem wir stehen, aus den Tiefen des Weltmeers 4000 m in die Lüfte gehoben, zu neuem Erwachen auf, aufs neue die erloschenen Feuer zu entfachen, die Lavagluten zu kochen und einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zweiten Berg auf den ersten zu türmen. Auf seiner Spitze dann, an 10 000 m über den Fluten des Golfes stehend, vermögen wir wohl hinüberzuschauen über die Lande, hinauf nach dem Binnenmeer im fernen Nordosten, dem Tsadsee, hinein in die ungeheuren Urwaldmassen, die im Süden von den Ufern des Kongo ihre letzten Ausläufer bis in unser Schutzgebiet senden: wie eine riesige Reliefkarte liegt ganz Kamerun vor unseren Blicken.

Suchen wir in dem scheinbar chaotischen Gewirr von Einzelerhebungen und Tiefen, von Wasserläufen und alpenartig kühn geformten Gebirgsstöcken einen orientierenden Ausgangspunkt. Bald erkennen wir, daß wir uns einen solchen hier nicht im Wasser, in den Flußläufen, sondern im Ge-

Feldbahn der Pflanzungsgesellschaft „Viktoria".
(Nach Photographie der Gesellschaft.)

lände suchen müssen. Da tritt nun eine zusammenhängende Randlinie, eigenartig aufgewulstet, heraus, die im Nordwesten, etwa an der Grenze gegen Nigeria beginnend, anscheinend bogenförmig wie der Küstensaum, bis zur Kampomündung sich lagert. Diese Linie wollen wir als orientierende Ausgangslinie festhalten: es ist der ungefähre Westrand eines ausgedehnten Hochplateaus, das, von unserem Standpunkt aus, nach Norden, Osten und Südosten sich tief ins Innere des dunkeln Kontinents hinein ausdehnt. Dann folgt ein tiefliegendes, sehr breites Tal, in dem ein stattlicher Strom Ost-West seine Bahn zieht: das Benuëtal. Als Nordrand des Plateaus kann im großen und ganzen eine mit dem südlichen Ufer des Benuë ungefähr parallel, von ihm etwa 150 bis 200 km entfernt laufende Linie genommen werden; diesseits und jenseits dieses Flusses aufragende Gebirgstöcke gehören nicht mehr zum Hochland, sondern sind dem Benuëtal aufgesetzt. Darüber hinaus in Nordostrichtung senkt sich das Land immer tiefer; ein breites Doppelstromband, von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Südosten kommend und nach Nordnordwesten weiterziehend, verfolgen wir mit unseren Blicken und — siehe da, es blitzt und glitzert eine weite ungeheure Wasserfläche, mit dem Horizont gleich einem Meere abschließend: der Tsad, die Nordgrenze Kameruns; die beiden Ströme in dem weiten Tiefland sind der Shari und Logone. Nach Osten, Südosten und Süden findet der Blick keine Grenzlinie in der ungeheuren, mit mächtigen Gebirgstöcken und tiefen Tälern bedeckten, von zahlreichen Wasseradern durchzogenen allmählich sich senkenden Hochfläche; in der fernsten Südostecke Kameruns blinkt die Stromfläche des Sanga auf.

Wie man das gewöhnlich so zu machen pflegt oben auf einem Bergesgipfel: zuerst schweift der Blick hinaus in die Weiten und sucht und schaut; und zuletzt erst fällt er auf die nähere und nächste Umgebung — so haben auch wir auf unserem hochragenden Standpunkt es gemacht. Jetzt erst durchmessen wir den Zwischenraum zwischen unserer Orientierungsbogenlinie und dem Küstensaum.

Gen Norden gewendet ist der Zwischenraum zwischen Küste und dem Westrand des Hochplateaus mit Ausläufern und Seitenrippen unseres Kamerungebirgstockes ausgefüllt, die förmlich gegen die Mauer des Plateauabfalles anzubranden scheinen. Nordöstlich und östlich lagert sich ein wirres Konglomerat von Gipfeln und Kuppen. Vom Südosten des Kamerunberges an endlich breitet sich, fächerförmig auslegend, ein flaches Tiefland, vom Westbogen des Hochlandrandes eingefaßt.

Diese Gesamtüberschau von den angenommenen ideellen Standorten aus läßt für die Horizontalgliederung der Kolonie eine Vierteilung erkennen: 1. ein Küstenvorland (zwischen dem Meere und dem Fuß eines Inlandhochlandes); 2. dieses Hochland selbst (nebst Abdachungen nach West und Nord); 3. ein Flußtal: das des Benuë mit Gebirgsmassiven (Passarge hat hierfür den Namen „Massivregion von Adamaua" eingeführt); 4. ein Tieflandbecken: das Tsadseebecken nebst Shari—Logone-Mulde.

Die Vertikalgliederung baut sich folgendermaßen auf: Der im Mittel etwa 1200 m hohe Westrand des Hochlandes, auf welchem der weitaus größte Teil der Kolonie liegt, umschließt bogenförmig einen Vorlandstreifen, der nach dem Meere sich absenkt. Die Abdachung erfolgt im Nordteil vom Hochlandrand aus streckenweise in jähem Abfall, streckenweise in sanfter geböschten Hängen sowie in Stufen; im Südteil ausnahmslos in Stufen. Von dem vielfach (bis 1500 m und noch mehr) aufgewulsteten Rand des Hochlandes zieht dann die Profillinie — im allgemeinen — wellenförmig (auf durchschnittlich 1000 m Höhe), im Nordteil teilweise zu ganz beträchtlichen Höhen (2000 bis 3000 m) sich erhebend, weiter gegen das Innere; im Südteil bis zur Ostgrenze des Schutzgebietes in schwachem Fall. Im Nordteil führt sie so bis zum gleichfalls aufgewulsteten Nordrand des Hochlandes und steigt jäh ins Benuëtal auf etwa 200 m herunter; da und dort auch hier zu Höhen von 2000 bis 3000 m emporschnellend. Jenseits des Flusses hebt sie sich nochmals im Mándarastock bis zu 1500 m und erreicht dann, endgültig sich senkend und auf etwa 300 bis 450 m weiterlaufend, den Tsad auf 290 m Meereshöhe.

Das Bild dieser Horizontal- und insbesondere der Vertikalanordnung wird sich vielleicht anschaulicher gestalten bei Betrachtung der geologischen Verhältnisse, des geologischen Aufbaus dieser Gebiete.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da läßt sich derzeit allerdings nicht viel mehr als eine Hypothese, aber immerhin mit gegründetem Anspruch auf Richtigkeit, geben; die diesbezüglichen Forschungen sind noch zu wenig eingehend, und es klaffen insbesondere noch zu viel Lücken in den Beobachtungsreihen. Soviel steht jedoch fest, daß in geologischer Hinsicht drei Hauptregionen zu unterscheiden sind: 1. ein sedimentäres Vorland; 2. ein kristallinischer Sockel; 3. das alluviale Tsadseebecken (21). In Beziehung zu vorstehender Oberflächengruppierung gebracht, partizipiert das Küstenvorland am sedimentären und kristallinischen Bestandteil; das Hochland sowie die Massivregion von Adamaua gehören dem letzteren an; und das Tsadseebecken ist morphologisch und geologisch dieselbe Einheit (27).

Analog den gleichen Verhältnissen in den übrigen Kontinenten darf man wohl die Zeit, in der diese Gebiete im großen und ganzen ihre gegenwärtige Gestalt angenommen haben, in die Tertiärepoche verlegen.

Das Bild in grauer Vorzeit, vor Eintritt dieser Periode, mag sich etwa folgendermaßen geboten haben. Ein mächtiges Hochplateau, dessen zentralen Raum etwa das heutige Ngaundere-gebiet bezeichnet, lagerte sich breit in dieser Ecke des werdenden Kontinents. Einzelne uralte Erhebungen, aus der Zeit der Graniteruptionen, starren aus ihm empor. Tektonische Veranlassung, der Einbruch einer Scholle in Ostwestrichtung, hat bereits das Bennuëtal gebildet (Passarge gibt dieser tektonischen Richtung die Bezeichnung „Bennuëlinie"). Eine zweite Schollensenkung zog sich in südwestlicher Richtung vom heutigen Tsad hinunter ins Meer und Tausende von Meilen auf seinem Grunde weiter: die „Kamerunlinie". Sie hat die Westfortsetzung des Ngaundereplateaus in gewaltigen Spalten und Rissen durchbrochen und da, wo sie vom Festland submarin nach Südwest weiter zog, ausgedehnte Gesteinsmassen in die Tiefe versinken lassen. Nur mächtige vereinzelte Granithorste blieben stehen. Rings um dieses Ngaundereplateau brandeten die Wogen des Weltmeeres. Auch über das, was jetzt das Küstenvorland vom Rio del Rey bis hinunter zum Lokundje ist, den Raum des ganzen Kamerungebirgmassives (das damals noch nicht war) inbegriffen, rauschte die Flut. Einzelne Spitzen nur ragten aus den Wassern: der Granithorst des Kopé (Kupe), die Gipfel und Kämme der Manenguba-, Nlónakoberge u. a.

Und nun brach die gewaltige Revolutionszeit über die junge Erde herein, die wir unter dem Namen der Tertiärperiode zusammenfassen. Mag es jahrtausendelanger Umwälzungen bedurft haben, mag Schlag auf Schlag wildtosender Gigantenkampf der Urelemente die Grundfesten unseres Planeten erschüttert haben — eine neue Erde war geboren worden; wo vordem festes Land war, rauschte die Meerflut; wo vordem ungeheure Spalten klafften, türmen sich Gebirgsketten in den atmosphärischen Mantel, der den neugestalteten Weltkörper umgab.

Das Ngaundereplateau war im allgemeinen geblieben, doch verschiedene Flächenteile hatten sich zu ausgedehnten mulden- und kesselförmigen Tälern gesenkt; die vorher schon vorhandenen Erhebungen waren noch höher getrieben worden — Bergmassive wie das Tschébtschigebirge (Shebshi), das Alantika- und Ssárimassiv, das Géndéro- (Genderu)- und das Mandaragebirge u. a. sind so entstanden —; die stehen gebliebenen Ränder teilweise zu alpenartigen Randgebirgen aufgewulstet. Die gewaltigsten Veränderungen sind in der Richtung der Kamerunlinie vor sich gegangen. Die alte vorkretazeische Spalte der Erdrinde ist hier wieder aufgebrochen, und ungeheure Massen vulkanischer Laven, vulkanischen Gesteins sind herausgequollen. Die ganze Reihe der Guineainseln von Anno Boom über Zlho da Principe, Sao Thomé bis Fernando Poo ist damals dem Meere entstiegen (vielleicht beginnt diese Reihe schon mit der in der gleichen Linie liegenden Insel St. Helena weit draußen im Atlantischen Ozean). Auf das Festland übergehend, setzt sich diese Reihe von Schloten, mit dem gewaltigsten, dem nunmehr entstandenen 4000 m hohen Kamerunberg beginnend, die ganze Strecke bis zum Hochland nicht nur ausfüllend, sondern mit einem ganzen Konglomerat kleinerer und größerer Kraterkegel überschüttend, mit Lava die alten Granithorste überziehend, in nordöstlicher Richtung fort. Den Kope spalteten sie klaffend in zwei Teile; der eine erhielt einen Lavamantel, der andere ragt heute noch als ungeheure, alleinstehende, unbesteigbare Granitsäule in die Lüfte; ein Abzugsventil brach aus den Tiefen der Erde durch den Kernstock des Manengubagebirgs, dessen Wände dem ungeheuren Druck standhielten. Ein mächtiger Kraterkessel auf der höchsten Spitze ist deß Zeuge: der sagenumwobene Ebóggasee.

Die ganze Berglandschaft zwischen Kamerunmassiv und Hochland trägt vulkanisches Gepräge.

Daß diese vulkanischen Eruptionen auch auf das Hochland umgestaltend eingewirkt haben, ist eines der wichtigsten Ergebnisse der Hassertschen Expedition: die Bali- und Bamendalandschaft zeigt ausgesprochen vulkanischen Charakter: der 3000 m hohe Mütigebirgstock (in der Kamerunlinie liegend), an dessen Nordabfall die Militärstation Bamenda liegt, zeigt Kraterbildungen; die verschiedenen, von Glauning auf dem Kümboplateau u. a. a. O. entdeckten Seen (Mäuwesee usw.) sind Kraterseen.

Da, wo diese gewaltige Eruptivlinie — ihre Richtung von Südwesten nach Nordosten beibehaltend — auf die andere tektonische Linie, die Bennuëlinie auftraf, kam es wieder zu mächtigen Veränderungen. Die vulkanische Gewalt war zwar nicht mehr so kräftig, Kraterauswürfe wie einen Kamerunberg zu schaffen; die Senken aber zwischen den einzelnen Horsten, so zwischen dem Tschebtschi und Alantika, hat sie umgestaltet, die Seitenwälle dieser mit ihrer Längsachse der tektonischen Linie gleichlaufenden, sie geradezu begleitenden Gebirgstöcke umgewandelt und ihnen erst so recht den alpenartig kühnen Charakter gegeben, den sie be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sitzen. Kleinere Kraterkegel (genau in der Kamerunlinie liegend) sind Zeugen der vulkanischen Kräfte, die hier einst gewaltet: der Mt. Gabriel und Mt. Elisabeth im Bennuetal bei Yola.

Das große Senkungsfeld des Tsadsees, sowie an seinem Nordufer gemachte Basaltfunde als Schöpfungen der noch weiter nach Nordosten ausstrahlenden Wirkung der ungeheuren tektonisch-vulkanischen Gestaltungskraft der Kamerunlinie zu betrachten, ist eine höchst wahrscheinliche Vermutung, die aber noch geologischer Bestätigung bedarf.

Jedenfalls haben wir es in der Kamerunlinie mit einer gewaltigen Südwest-Nordost streichenden Bruchlinie zu tun, einem Gegenstück zum bekannten zentral- oder ostafrikanischen Graben.

Auch das heutige Küstenvorland, das, wie wir gehört, vor dem Eintreten der Tertiärumwälzungen als welliges Gneis- und Granithügelland dem Meeresgrund angehörte, blieb nicht unberührt von den ungeheuren Elementarvorgängen. Ein gut Stück hob es sich aus den Fluten empor; und die Wogen des Ozeans umspülten nun nicht mehr unmittelbar den Fuß des Westrands des Plateaus.

So weit hat wohl Tektonik und Vulkanismus unserem Kamerun sein geologisches Knochengerüst geschaffen. Die Umkleidung, das Fleisch — um im anatomischen Bilde fortzufahren — um dieses Steinskelett zu legen: dazu wirkten außerdem und vornehmlich andere Kräfte mit. Wohl langsamer arbeitende, so doch nicht weniger tiefgreifende Endergebnisse liefernde Faktoren sind bei Formung der Oberflächengestaltung der Erde Verwitterung und Erosion. „Es ist sogar oft schwer, das Werk dieser beiden Gruppen schaffender Urkräfte auseinander zu halten; namentlich in den Tropen spielt Verwitterung (und Erosion) bei der Ausgestaltung des Geländes eine so bedeutende Rolle, daß es zum mindesten nicht selten eine offene Frage bleiben muß, ob diese oder tektonische Ursachen die Oberflächenformen geschaffen haben" (31).

1. Das Küstenvorland.

Wie wir dieses am Schluß der letzten geologischen Schöpfungsperiode verlassen haben, besaß es noch nicht die Breite wie heutzutage.

In seiner derzeitigen Gestalt ist es im östlichen Teil hügeliges, im Norden von mächtigen Horsten durchzogenes altkristallines Bruchgebiet — Verwitterungs- und Erosionsprodukt einer einstigen mächtigen Vorstufe des Hochlandes —; der westliche, der eigentliche Küstenstreifen, verdankt fast ausschließlich den Meeressedimenten seine Existenz.

Neue Verwitterungsmassen brachten die Flüsse immer aufs neue, an Ort und Stelle häuften sie sich auf dem zerfallenden Gestein; und so lagert nunmehr an der Oberfläche eine tiefgründige Lateritdecke, die unter dem Einfluß tropischer Wärme und ausgiebiger Bewässerung eine außerordentliche Fruchtbarkeit aufweist.

Der Küstenstreifen ist eine gegen Ost und Nordost ansteigende Tiefebene, nur von niedrigen Einzelkuppen unterbrochen, den Überbleibseln der höchsten Erhebungen der unterseeischen Granitlandschaft. Die Breite nimmt von Süden nach Norden zu; sie kommt zum Ausdruck in der Entfernung der untersten Stromschnellen und Fälle der Flüsse von der See. Im Kampo liegen die Wasserfälle nur 15 km von ihr ab, im Njong 30, im Sanaga 60, im Dibamba und Wuri 50 und am weitesten mit 70 km im Mungo und etwa der gleichen Entfernung im Ndian.

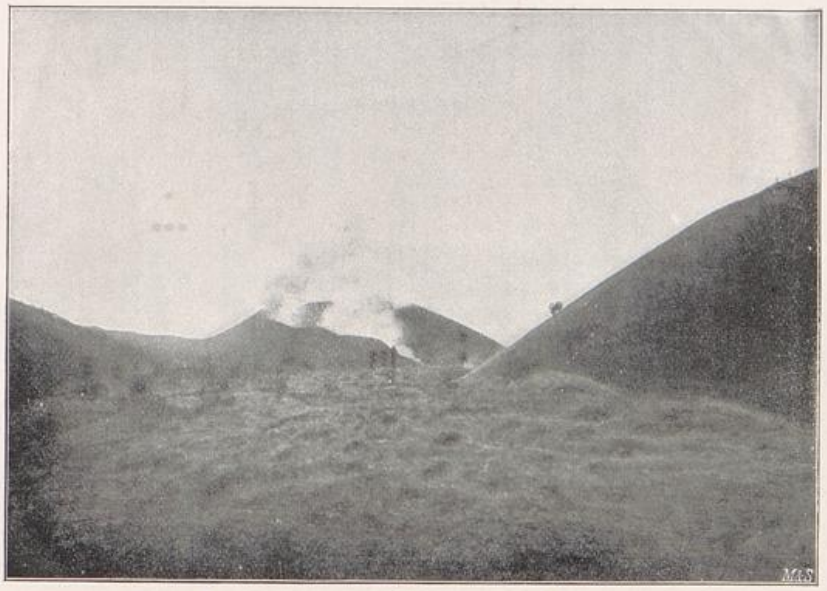
Zwischen den beiden letztgenannten Flüssen erleidet aber das einförmige, harmlose Bild des Küstenstreifens eine gewaltige Unterbrechung: das mächtige Kamerunbergmassiv lagert sich breit dazwischen hinein, mit seinen zahlreichen Ausläufern und Seitenrippen eine Fläche von etwa 150 qkm bedeckend. Zu deren bedeutendsten gehören die Rúmpi- oder Báluëberge, eine 1000 bis 1500 m hohe, langgezogene Bergkuppenreihe, sowie die wild

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zerklüftete, gebirgige Ngólobergland schaft mit Spitzen bis zu 1200 m; streng geologisch alte Granithorste, aber im Gesamtbild sich dem Kamerunberg angliedernd. Nach Norden greift es weit über in den Binnenstreifen des Küstenvorlandes. Am Westfuß hat es sich eigenartige Grenzmarken gesetzt: mitten im Urwald, nahe den Fällen des Meme, fand Zintgraff „seltsame, mächtige Basaltsäulen, die an 50 bis 75 m hoch, wie ungeheure, zyklopische Burgen herabschauen".

Wann und wie diese mächtige Grenzmarke — ein, mit geologischem Zeitmaß gemessen, junges Gebilde inmitten alter Berghorste und doch sie alle weit überragend — geschaffen ward, haben wir eben gehört, den Südhang und Gipfel bei Ersteigung der Spitze (S. 29) kennen gelernt.

Der Kamerunberg ist mit 4070 m (nach Dr. Esch) der höchste Gebirgstock längs der ganzen west-



1909 neu entstandener, tätiger Nebenkrater des Kamerunberges.
(Nach Photographie aus den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten".)

afrikanischen Küste. Die Duala nennen ihn „Mudóngo ma Bakwédi" (d. i. Berg der Bakwiri); die Bakwiri selbst seine Spitze „Fáko".

Matterhornähnlich strebt von ihm ab der kleine Kamerunberg, von den Eingeborenen „Mudongo ma Etinde" genannt, 1712 m hoch, ein steiler, schroff ins Meer endender Zacken.

Trotz seiner küstennahen Lage ist der ganze Gebirgstock, namentlich der Ost- und Nordhang noch wenig erforscht.

Bis zum Jahre 1909 galt er als erloschener Vulkan; ungeachtet einer von Dr. Preuß 1891 berichteten Überlieferung der Bakwiri, „daß infolge des Grolles des auf dem Fako wohnenden großen Mannes vor ungefähr dreißig Jahren das Feuer den Berg hinuntergelaufen sei und die Erde so gezittert hätte, daß die Leute umgefallen wären". Die durch verschiedentliche in den letzten Jahren stattgefundenen Erdbeben angekündigte starke Eruption im April 1909 bestätigte die Richtigkeit der angezweifelten Eingebornenbehauptungen. Die mit ihr verbundenen Erdstöße waren so heftig, daß Buéa zeitweise geräumt wurde und der sehr standfest gebaute Gouvernementspalast bedenkliche Risse bekam. Eine unmittelbare Gefahr besteht jedoch weder für den Regierungsitz noch für die Plantagen. Auch erfolgte der Ausbruch nicht aus dem alten Hauptkrater, sondern aus einigen der zahlreich neu erstandenen Nebenkrater. Immerhin hatte der Hauptlavastrom eine Mächtigkeit von 5 bis 10 m Höhe und 100 m Breite (7).

So trägt die wieder erwachte vulkanische Tätigkeit des Kamerunberges nur zur Erhöhung seiner landschaftlichen Schönheit bei. Der Berg, im Verein mit der zu seinen Füßen rauschenden Ambasbucht, ist einer der herrlichsten Punkte, die die Erde besitzt. Er übertrifft weit das weltberühmte Panorama von Santa Cruz mit dem Pik von Teneriffa, das doch ein Humboldt als das Herrlichste bezeichnet, was sein Auge geschaut.

Das Innere des mächtigen Massives birgt gleichfalls unvergeßlich schöne Bilder, die sich insbesonders an die da und dort verstreuten Krater-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seen knüpfen. Ein solcher von größerer Ausdehnung ist der Barómbi ba Mbú, unter dem Namen „Elefantensee" besser bekannt. Er liegt 408 m hoch auf einem der Nordostausläufer des Kamerunberges. Der See ist 111 m tief und etwa so groß wie einer unserer kleinen oberbayrischen Gebirgseen. Gleich diesen bietet er einen landschaftlich wunderbar schönen Anblick mit seinen hohen und steilen, von großartiger Urwaldvegetation bedeckten Felsenufern und der schroffen Barombischlucht mit an 70 m hohen senkrechten Wänden, an deren Fuß ein Bach schäumend in starkem Gefäll sein steiniges Bett durchrauscht und in das smaragdgrüne durchsichtige Wasser des Sees sich ergießt. An seinem Südostufer erhob sich einst die von Zintgraff angelegte Barombistation auf einem die Gegend weit beherrschenden Hügel. Bei der großen Rückwärtskonzentrierung (siehe S. 12) fiel auch sie; seit Jahren ist sie wieder erstanden und erhielt den Namen „Johann Albrechtshöhe".

Aber das Kamerungebirge ist nicht bloß ein landschaftlich herrliches Bild in unserer Kolonie, nicht bloß ein Verschönerungstück; es ist mit wirtschaftlich-geographischem Auge betrachtet eines der wertvollsten Gebiete des Landes.

Blick von der einstigen Barombistation auf den Elefantensee.
(Nach Photographie von Zintgraff.)

Hier am Kamerunberg und seinen Hängen mit seinem ganzen weiten Hinterland am Mungo bis hinüber zum Wuri ist das Hauptplantagengebiet der Kolonie. „Der Boden des Kamerungebirges ist in der Hauptsache das Verwitterungsprodukt von festem Basalt, basaltischer Lava und vulkanischer Asche, sowie vulkanischem Schlamm, aus denen die nährstoffreichsten Böden hervorzugehen pflegen. Ich kenne nur sehr wenige Tropenländer, welche sich einer so guten Beschaffenheit rühmen könnten." Dies das Urteil Professor Wohltmanns (11).

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens auch Erwähnung getan eines weiteren im Küstenvorland entdeckten wirtschaftlichen Momentes von vielleicht noch weittragender Bedeutung.

An verschiedenen Stellen ist Bitumenvorkommen nachgewiesen worden.

Diesbezügliche Bohrarbeiten 12 km östlich Duala waren allerdings erfolglos; d. h. Petroleumspuren brachte der Meißel des Bohrturmes zur Oberfläche, ein Lager selbst wurde nicht entdeckt. Auch auf der Oberfläche zeigten sich zahlreiche bituminöse Spuren: Ölüberzug auf dem stagnieren-

den Wasser der Krieks; dampfende Wassersäulen, geisyrähnlich, wie von unterirdischen Pumpen heraufgestoßen, meterhoch emporgeschleudert aus dem schwankenden Boden der Wattenregionen (6).

Neuerdings wurden am Kreuzfluß bei Ossidinge und Mämfe in ungestörter Lagerung befindliche Bitumenschichten entdeckt; u. a. wurde ein 4 cm dickes Steinkohlenflöz aufgeschlossen. In der gleichen Landschaft stieß jüngst Dr. Mansfeld auf einen 3 km langen versteinerten Wald, dessen Bäume bis zu 20 m lang und bis 0,90 m dick sind (2).

Der östliche Teil des Küstenvorlandes, also die durch Erosion und Verwitterung zu einem hügeligen, von Horsten durchsetzten kristallinen Bruchgebiet ausgearbeitete einstige breite Stufe, hat im Süden, in der Mitte und im Norden verschiedenes Gepräge: im Süden Hügel-, in der Mitte und im Norden Bergland; und verschiedene Breite, die wie beim Küstenstreifen von Süd nach Nord zunimmt: zwischen Kampo und Lokundje 25 bis 50 km; am Sanaga bereits 60 km und im nördlichen Teil 90 bis 150 km.

Die oben angeführten Breiten des Küstenstreifens hinzugerechnet, ergibt sich als Gesamttiefenausdehnung des Küstenvorlandes vom Meere bis zum Fuß des Hochlandes (oder genauer: dem seiner Westabdachung) im südlichen Teil der Kolonie 45 bis 80, am Sanaga 120 und im nördlichen Teil 150 bis über 200 km (27).

An einer Stelle des Nordteils vermindert sich die Tiefenausdehnung auf etwa 100 km: da, wo das über 2000 m hohe Manengubagebirge und -plateau als gewaltige, vorgeschobene Stufe des Hochlandrandes sich lagert. Hier, fast rein Nord von Duala, ist auch die einzige Möglichkeit, ohne allzu große Steigungschwierigkeiten den Höhenunterschied zwischen Vor- und Hochland zu überwinden: darum zieht sich auch hier die Trasse der im Bau befindlichen Nordbahn aufs Plateau hinauf.

Es ist im Nordteil oft schwer, eine reinliche Scheidung zwischen kristallinem Vorland mit seinen Hügeln und Horsten (den bis 2500 m hohen Nlonakobergen, dem Kopestock [2000 m] u. a.) und der oft gleichfalls zu wild zerklüfteter Berglandschaft (Bangwa-, Kabo-, Banti- usw. Bergland) ausgewitterten Hochlandabdachung einerseits, dem weitausstrahlenden Kamerunbergsystem (Rumpiberge, Ngoloberglandt, Batomhügelgebiet u. a.) anderseits vorzunehmen.

Die hydrographischen Verhältnisse des Küstenvorlandes wurden zum Teil bereits an verschiedenen Stellen berührt. An der Westgrenze beginnend, lassen sich fünf Gruppen unterscheiden: das Rio del Rey-Ästuar mit den von ihm aufgenommenen Flüssen, von denen der aus Norden kommende Ndian der bedeutendste ist — erste Gruppe; das Kamerunästuar mit dem Mungo vom Norden her, dem Wuri (im Oberlauf Jnubu genannt) aus Osten (der seinerseits als nicht unbedeutende Zuflüsse aus nördlicher Richtung den Abo, Dibombe und Nkam empfängt) und dem Dibamba — zweite Gruppe. Die dritte bilden die beiden Hauptströme des Schutzgebietes, der unserer Oder vergleichbare Sanaga und der Njong.

Ihr Stromgebiet entfaltet sich erst so recht in der zweiten geographischen Zone, dem Hochland. Hier nur soviel, daß der Sanaga bei seinem Eintritt in die Küstenlandschaft nach den Edeafällen, von wo ab er schiffbar ist, die respektable Breite von 1200 m besitzt, daß er in seinem Unterlauf einen ganz beträchtlichen Wasserzuschuß zur Speisung des Kamerunästuars nach Norden zu abgibt, den Kwäkwakriek, der eine durchschnittliche Breite von 1300 m hat, und endlich, daß er in zwei Armen, Bungo und Benge genannt, bei einer Breite von über 2000 m sich ins Meer ergießt.

Auch nach Süden sendet der Strom in seinem Unterlaufe verschiedene Abzweigungen zu dem zweitgrößten Küstenflusse Kameruns, dem Njong. Dieser dürfte der Voraussicht nach dazu berufen sein, eine wichtige verkehrswirtschaftliche Rolle im Südteil der Kolonie zu spielen (Näheres siehe Abschnitt V und VI).

Die beiden Ströme dieser dritten Gruppe sind die einzigen an der Kamerunküste mündenden, die auf dem Hochland ihre Quellgebiete haben; die übrigen haben ihren Ursprung im Küstenvorland oder in der Hochlandabdachung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur vierten Gruppe können zusammengefaßt werden: der Lokundje (der durch einen von seiner Mündung ausgehenden Kriek mit dem Njong in Verbindung steht), ferner der Kribifluß, der Lóbe und der Grenzfluß Kampo.

Letzterer, im Ober- und Mittellauf von den Eingeborenen „Ntem" genannt, müßte eigentlich, der Mächtigkeit und Ausdehnung seines Stromgebietes entsprechend, von der Gruppe abgelöst und für sich behandelt werden; aber sein weitverzweigtes Flußsystem liegt bereits nicht mehr in unserer Kolonie, und er kommt für diese eben nur als Grenzfluß in Betracht.

Die fünfte Gruppe endlich besteht nur aus einem Fluß, dem sogenannten Croß River im Nordteil des kristallinen Küstenvorlandes. (Passarge gebraucht dafür als guter Deutscher sehr richtig grundsätzlich das gute deutsche Wort „Kreuzfluß".)

Die Edeafälle am nördlichen Arm des Sanaga.
(Nach Photographie aus den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten".)

Aber die Entwicklung seines Oberlaufes, fast im rechten Winkel zu den nahe entspringenden Ndian und Mungo, ist so viel verästet, daß man sie füglich als Gruppe bezeichnen kann. Leider liegt nur sie in deutschem Gebiet; der weitere Lauf und Mündung in das Kalabärästuar erfolgt in Britisch-Nigeria.

Seine Stromlänge ist beträchtlich: über 600 km. Kurz vor seinem Austritt aus dem Schutzgebiet vereinigen sich die Quellflüsse, und geschlossen und voll rauscht der Strom 300 m breit dahin. Fächerförmig streben die Quellflüsse zusammen; ihre bedeutendsten, der Mánju und Mun-Aja, sind 50 bis 60 km weit stromauf noch mit Dampfern zu befahren, der letztere ist bei Mamfe (bedeutende Ölfabrik und Faktorei der Gesellschaft Nordwestkamerun) noch 180 m breit. Aus den Berglandschaften und der Hochlandabdachung kommend, tragen sie fast alle das Gepräge von Gebirgswassern. „Schluchtartig sind meist die Bette eingerissen, steil der Abstieg und Aufstieg zu und von dem Wasserspiegel, soweit nicht Lianenbrücken in hohem Bogen über die Fluten führen. Wo der Ausblick nicht durch scharfe Flußkrümmungen bald abgeschlossen wird, sieht man nicht selten in schäumenden Fällen die Wasser sich über Felsriegel herabstürzen und in weißkochendem Gischt auf mächtigen Blöcken im Bette zerstieben. Solch herrliche Bilder habe ich an dem von den Höhen des Apimngberges kommenden Ohómpe, von der Mi-Yimbistation aus auf den durch felsige Engen dahinschießenden Fi in die Tiefe blickend, von der schwanken Lianenbrücke über das wilde Bergwasser des Bábé geschaut" (23).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alle diese Flüsse sind, mit europäischem Maßstab gemessen, recht ansehnliche Ströme; ihre geringe Bedeutung bezieht sich nicht auf die Mächtigkeit und Ausdehnung, sondern auf die negative Verwendbarkeit als tief ins Land hinein benutzbare natürliche Verkehrstraßen; ausgenommen den Kreuzfluß. Und dessen Mittel- und Unterlauf ist — englisch.

Schon im Küstenvorland endet ihre Schiffbarkeit an dem scharf ausgeprägten Rand zwischen dem sedimentären und kristallinen Teil, der im Norden über riff- und blockdurchsetzte Schnellen (so am Mungo), im Südteil über Fälle (so die landschaftlich prachtvollen Edeafälle des Sanaga, die Neven du Montfälle des Njong), die Wasser zum Eintritt in den Küstenstreifen zwingt.

Zur Vollständigkeit der hydrographischen Angaben dieses Gebietes müssen, abgesehen von einigen kleinen unbedeutenden noch zwei etwas größere Seen

Der Kreuzfluß mit Dampfer der Gesellschaft „Nordwestkamerun".
(Nach Photographie der Gesellschaft.)

genannt werden (die vulkanischen Wasserbecken auf dem Kamerunmassiv wurden bereits erwähnt): Der schön gelegene Ossasee am Sanaga und der tiefernste, einsame, von den Eingeborenen mit heiliger Scheu gemiedene Totensee bei Nssákpé am Kreuzfluß (von seinem Entdecker, Dr. Mansfeld, wegen des fast gänzlichen Mangels an Lebewesen in ihm so genannt).

2. Das Hochland.

Bogenförmig ist das Küstenvorland vom Hochland umschlossen.

Im südlichen Teil der Kolonie erfolgt dessen Abfall in ausgesprochenen, stellenweise steil geböschten Terrassen oder Stufen; im Nordteil findet sich diese Form der Abdachung, noch scharf ausgeprägt, nur mehr an einer

Stelle: gleich einem mächtigen Sockel ist das über 800 m hohe Manenguba-plateau als Vorstufe vorgeschoben. Ein Bergmassiv, 2000 m hoch, ist ihm aufgesetzt. An anderen Stellen ist die Abdachung zu schroffer Berglandschaft ausgewittert; wieder an anderen stürzt sie mauerartig steil ab, von tiefeingerissenen Schluchten und Schlünden durchsetzt, so am sogenannten Bali-anstieg bei Banti.

„Durch und über Wildwasser bergab, bergauf; nicht selten derart steil, daß der über den Steinschutt im ausgewaschenen Gießbachbett, wo Block auf Block meterhoch getürmt ist, mühsam Hinanklimmende über sich nichts sieht als die nach einem festen Halt vorsichtig tastende Fußsohle seines Vordermannes. Wenn gerade eine frische Brise die stets in diesen Tälern und Schluchten wallenden Nebelmassen auf kurze Zeit auseinander reißt, bietet sich in weiter Ausschau ein prächtiges, wildschönes Bild. Nach drei Seiten geht es hinab in die Schlünde, aus denen das Rauschen und Brausen unsichtbarer Wasser heraufdönt, im Rücken steigt steil die Wand aufs neue in die Höhe" (23).

In schäumenden Fällen, über Granitbarren und -riffe, stürzen die Wasser der in der Abdachung zum Atlantik entspringenden Ströme herab; in gleicher Form durchbrechen der Sanaga und Njong in den Nachtigal- beziehungsweise Tappenbeckschnellen den Hochlandrand. Damit ist ihrer aller Urteil hinsichtlich Schiffbarkeit gesprochen.

Soviel über die Westabdachung des Kamerunhochlandes zum Atlantik.

Ganz ähnliche oro- und hydrographische Verhältnisse finden sich an der Nordabdachung gegen den Benuë zu.

Und nun zum Hochland selbst.

Auf ihm liegt, wie die Karte auf den ersten Blick zeigt, der größte Teil der Kolonie. In seiner Gesamtheit ist es der Nordausläufer der sogenannten „Niederguineaschwelle". Im Süden beginnt es als ein etwa 600 m hohes Plateau und steigt stufenförmig nach Norden zu Hochländern von 1200 bis 2500 m Höhe an (27). Nach Ost und Süd reicht es weit über die Grenzen des Schutzgebietes hinaus. Seine höchste Erhebung — von den aufgesetzten Einzelmassiven und den aufgewulsteten Randgebirgen abgesehen — erreicht es in seinem Nordwestteil; von hier streicht es in schwachem Fall gen Ost und Süd (Balihochland 1500 m, Bamúmebene 1000 m, Tibatilandschaft 870 m, Kundé 920 m, Gámane 650 m, Molúndu in der Südostecke Kameruns 360 m Meereshöhe).

West- und Nordrand zeigen vielfach die für ganz Zentral- und Südafrika typische starke Aufwulstung. Förmliche Randgebirge, bis zu 2500 m Höhe, haben sich gebildet mit dahinterliegenden Berglandschaften (so am Westrand das Bámbutugebirge südlich und südöstlich Bali, am Nordrand der Djaúro Gótil, das Genderogebirge nordwestlich Banjo und der Teil nördlich Ngaumdere), selbst wieder plateauähnliche Flächen enthaltend.

Ernster Gebirgscharakter ist dem ganzen Rande aufgeprägt. Die dereinstige ungeheure Umwälzung hat den Grund gelegt, Verwitterung und Erosion das ihrige dazu getan. Mit wahren Felsmeeren sind die Gehänge besät: teils liegt das Blockwerk in seinem eigenen Zersetzungsschutt halb begraben, teils haben die Regengüsse das lockere Erdreich fortgeschwemmt, so daß das anstehende Gestein unverhüllt zutage tritt (22).

Überhaupt können wir gerade hier oben auf der Hochfläche so recht deutlich sehen, wie diese beiden still und stetig waltenden nimmer rastenden Naturkräfte den geologischen Rohbau von dermaleinst im Laufe der Jahrtausende umgestaltet haben.

Der im Nordteil mächtig aufgewulstete Westrand bildet die Hauptwasserscheide zwischen Atlantik und Benuë; im südlichen Kamerun konnten der Sanaga und Njong nebst ihren Zuflüssen Bresche in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Hochlandrand legen und die Wasserscheide tief ins Hochland hinein versetzen.

Das ganze Hochland innerhalb der Grenzen der Kolonie zusamt seinen Abdachungen nach dem Atlantik und Benuë besteht geologisch — wenn man aus der bekannteren Nordhälfte auch auf den in dieser Hinsicht fast noch unerforschten Südteil schließen darf — aus Gneis, Lagergraniten und kristallinischen Schiefern, die von Ganggraniten, Porphyren und Diabasen durchsetzt werden (31). Nicht zu vergessen der vulkanischen Bildungen in und seitwärts der Kamerunlinie (vgl. S. 23) im Nordteil. Die Oberfläche bildet auf ausgedehnte Strecken und im weitaus größten Teil des ganzen Hochgebietes die für die Tropenzone charakteristische Bodenart: der Laterit; das Ergebnis der oft tief hinein das Grundgestein umgestaltenden, umwandelnden Naturkraft der Verwitterung.

Das Hochland, soweit nicht Urwald es deckt, ist die „rote Erde" Kameruns. Rötlich schimmern die nackten Felswände; gleich großen roten Dächern leuchten aus dem Braun der Hütten, dem saftigen Grün der Bananenhaine weithin die großen, freien Versammlungsplätze in den Dörfern; wie rote Bänder ziehen die schmalen Pfade durch die verkohlten Flächen, wenn die Grasbrände über sie hinweggegangen sind, oder durch das junge frische Grün, mit dem die tropenkräftige Natur sie bald wieder schmückt.

Da wo die Lateritbildung vollständig stattgefunden und die Verwitterungschicht eine gewisse Mächtigkeit erreicht hat, setzt dann wieder die andere Kraft ein: die Erosion, von der bereits die Rede war.

Die Oberfläche des Bodens ist vielfach mit großen und kleinen Quarzbrocken durchsetzt, Quarzgeröll deckt das Land auf weite Strecken; scharfkantige Stücke Eisenkonkretionen mit bedeutendem spezifischen Gewicht sind zahlreich darin verstreut (31).

Hierauf und auf dem Eisengehalt des Laterits selbst gründet sich die hochentwickelte Eisenindustrie; auf der Ton- und tonigen Sandsteinhorizontalschicht unter ihm die nicht minder hochstehende Tonbearbeitung der Bevölkerung.

Auch Zinn und Kupfer gibt es im Lande: das geht aus verschiedenen Industrieerzeugnissen der Eingeborenen hervor. Zinn gewinnen sie nach ihrer Aussage „in Gruben und hämmern es dann in dünne Blättchen". Doch wurden bis jetzt keine Zinnlager gefunden.

Häufig ist auch Glimmerbildung in ganzen Platten.

Das Hochland zerfällt, dem Stufenaufbau in Süd-Nordrichtung entsprechend, in zwei Teile. Wir wollen sie mit Passarge das Hochland von Südkamerun und das Hochland von Südadamaua nennen. Die scheidende Stufe ist ein etwa 50 km nördlich des Sanaga, annähernd parallel zu ihm streichender Bergkettenrand (etwa von Dekebánja über Joko gegen Kunde).

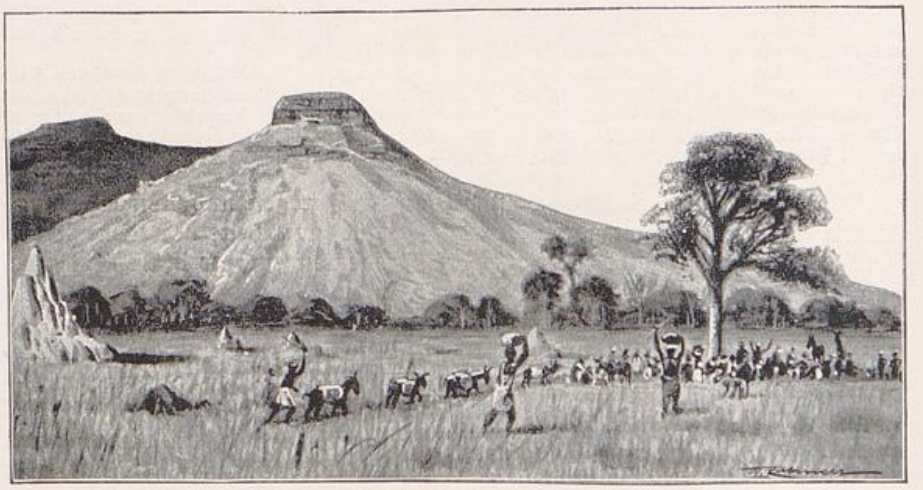
Die Oberflächengestaltung beider Teile ist im allgemeinen eine wellenförmige Hochebene mit einer durchschnittlichen Höhenlage von 1000 m über dem Meeresspiegel, von zahlreichen größeren und kleineren Wasserläufen in meist steileingesenkten Flußtälern durchzogen, da und dort von Einzelerhebungen und langgestreckten Höhenzügen überragt.

Der südlichste Teil des Hochlandes von Südkamerun hat mehr die Gestalt einer muldenartigen Ebene; und diese Form in Verbindung mit der hier statthabenden Geländebedeckung: geschlossener Urwald gibt den hier sich entwickelnden Stromsystemen (Dsha u. a.) sumpfförmigen Charakter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Hochland von Südadamaua dagegen arbeitet das Allgemeinbild zu immer schrofferen Formen aus. Die Geländewellen werden tiefer und höher, weite Mulden und Kessel bilden sich; die Einzelerhebungen werden isolierte mächtige Kegel (gleich einem Hohentwiel im Hegau); die Höhenzüge breitgelagerte, vielgegliederte, hochragende Gebirgsmassive*), die ihrerseits wieder oben zu Plateaus abgeplattet sind: so das Bámetáhochland (nördlich Bali), das mächtige, zerklüftete Kumboplateau (nordöstlich Bamenda), das Bánssohochland u. a. m.

Namentlich im vulkanischen Machtbereich der Kamerunlinie macht sich diese Umformung bemerkbar. Der mächtigste Zeuge der in fernen Zeiten hier umgestaltenden Gewalten ist der wie eine ungeheure abgestumpfte Pyramide in die Landschaft hineingesetzte, über 3000 m hohe Múti bei Bamenda. Auf ihm fand Rohrbach einen Krater (also wohl einstiger



Das Hossere Tengelin.
(Nach Photographie von Passarge.)

Schlot?); der in eines seiner Muldentäler eingebettete Bambúluëšee ist ein Kratersee.

Solcher Kraterseen hat Glauning in diesen Gebieten noch zwei weitere entdeckt: den 52 m tiefen Máuwesee und den Ndüsee (Ndisee), bei dem das Lot auf 208 m noch keinen Grund fand. Die ganze Balilandschaft ist mit Kraterhügeln übersät.

Alle diese Kegel und Massive haben geradezu alpenartigen Bau (und Vegetation); nur auf Sätteln und Pässen, die nicht selten 2000 m und noch mehr Meereshöhe haben, sind sie passierbar. Und wie in den Hochalpen Deutschlands wogen und wallen auf diesen Gebirgspässen Nebelschwaden hinüber, herüber, hinauf und hinab in die einsamen Bergtäler, wenn nicht eisige, schneidende Winde die Lüfte rein fegen.

Aber auch ausgedehnte ebene Landschaften finden sich in dem Steppenhochland Südadamauas; so bei Ngaumdere, in weitem Umkreise um Bamum usw.

*) In der Fulbesprache „Hóssére" genannt.

Bevor wir zu den hydrographischen Verhältnissen des Hochlandes übergehen, soll der Name Adamaua, der bereits mehrere Male genannt wurde, erläutert werden; manche Unklarheiten herrschen darüber.

Adamaua ist ein politischer, kein geographischer Begriff, und umfaßt verschiedene geographische Gebiete. Man hat unter Adamaua das einstige Sultanat Yola mit allen seinen Vasallenstaaten und den von diesen abhängigen Territorien zu verstehen (31). Barth berichtet, daß der Name Adamaua eigentlich ein junger Name ist, der dem Lande, das vordem Fümbina genannt war, zu Ehren des mohammedanischen Eroberers dieser Gebiete, der „Adama" hieß, gegeben wurde (s. Abschn. V).

Seine Grenzen waren niemals genau bestimmt; es erstreckte sich etwa vom Südfuß des Mandaragebirges bis zum Sanaga. Seit 1901, in welchem Jahre die Engländer die Hauptstadt Yola stürmten und den Emir absetzten, hat Adamaua als Staat aufgehört zu bestehen.

Bei den Wasserläufen, die in reichem Geäder das Hochplateau durchziehen, treten uns im Südkameruner Hochland zwei Bekannte vom Küstenvorland und der Abdachung her entgegen: der Sanaga und der Njong, die sich hier oben erst so richtig verästen und verzweigen. Der erstere greift mit seinen zahlreichen Nebenflüssen, unter denen der Mbam und der Djérem die bedeutendsten sind — sie erhalten ihrerseits wieder ansehnliche Zuflüsse — weit hinüber ins Hochland von Süd-adamaua.

Der Njongfluß vom Posten Abong—Mbang aus.
(Nach Photographie von Schipper.)

Vier bedeutende Stromgebiete, haben hier oben auf der Hochfläche ihre Quellgebiete und, zum Teil wenigstens, auch ihre Entwicklung: das des ebengenannten Sanaga, des Benuë, des Shari und des Sfanga. Durch sie nimmt Kamerun teil an den drei großen Wasserentwicklungen der Westhälfte Afrikas: der des Niger (durch den Benuë), der des Tsad (durch den Shari), der des Kongo (durch den Sfanga). Aber nur das erstgenannte Stromgebiet liegt ganz innerhalb der politischen Grenzen Kameruns.

Der Hochfläche von Ngaumdere ist eine Reihe isolierter Bergkegel aufgesetzt; daran schließt Bergland und aufgewulstetes Randgebirge der Nordabdachung des Hochlandes: dieser Kameruner St. Gotthard ist das Ursprungsland — das „Siebenstromland" nennen die Haussa das an seinem Fuß liegende Plateau — dreier der eben genannten Stromsysteme: des Sanaga (durch den Djerem), des Benuë und des Shari (durch den Logone beziehungsweise dessen Zufluß Wina).

Die weiteste Verzweigung innerhalb unseres Schutzgebietes weist der Sanaga auf.

Eine Entwicklung von über 500 km nimmt er allein auf der Hochebene ein; aber sein Flußbett ist im ganzen Mittel- und Oberlauf von Fällen und Schnellen durchsetzt. Das gleiche hat leider auch statt bei seinen beiden Hauptnebenflüssen, Mbam und Djerem. Wie gewaltig die ohne Verwertungsmöglichkeit zum Meere strömenden Wassermassen sind, mag aus der einen Angabe hervorgehen, daß der Nun, ein Zufluß des Mbam, westlich Bamum, stellenweise 300 bis 400 m breit ist.

Vom verkehrswirtschaftlichen Standpunkt aus ist, wie früher schon angedeutet, viel wichtiger der ganz auf dem Südkameruner Hochland sich entwickelnde Njong.

Sein Unterlauf im Küstenvorland ist ja freilich auch durch Fälle und Schnellen gesperrt; aber vom Hochlandrand an bis hinauf nach Abong—Mbáng ist er schiffbar. Das ist an sich schon ein stattliches Stück: über 300 km.

Nun wird aber demnächst die Mittellandbahn gebaut von Duala über Edea bis Widiménge am Njong. Dadurch ist eine Verbindung hergestellt vom Zentrum des Südkameruner Hochlandes bis zur See.

Ja, v. Stein stellt eine noch weitergehende Perspektive. Von eben genanntem Abong—Mbang am Njong ist nur eine 50 km breite Landbrücke bis zur Dumestation am Dume, wie der Oberlauf des Kadeï, eines Nebenflusses des Sanga, in unserem Schutzgebiete heißt. Von der Dumestation ist der Fluß gen Osten schiffbar gerade bis zur Grenze, bis Déléle. Ein Schienenstrang auf dieser Landbrücke gelegt: — und eine Verkehrsader ist eröffnet vom Atlantik bis zur Ostgrenze Kameruns, in die gummi- und elfenbeinreichsten Landschaften der Kolonie.

Mit Nennung des Dume-Kadeï haben wir das Sangastromsystem angeschnitten.

Dieser gewaltige Zufluß des Ubangi, eines der größten nördlichen Nebenflüsse des Riesenstromes Kongo, entspringt in französischem Gebiet östlich Kunde. Durch zwei seiner westlichen Zuflüsse nimmt Kamerun teil an seinem Stromsystem, durch eben den Dume und den Dsha.

Auch letzterer ist auf beträchtliche Strecken (300 bis 400 km), sogar mit Dampfpinassen, befahrbar.

Der Sanga wie der Dsha sind mit Stücken ihres Laufes Grenzflüsse in der Südostecke Kameruns; damit und namentlich dadurch, daß eben der ganze weitere Stromlauf bis zur Kongomündung fremdstaatlich ist, sind sie nur lokale Verkehrsstraßen.

Ganz eigenartig sind die geographischen Entwicklungsverhältnisse des Dsha mit seinen Zuflüssen, des Dume und des Njong. Ihr Ursprungsgebiet liegt auf einer, bereits oben (S. 31) erwähnten muldenförmigen Ebene, so daß man von einer Wasserscheide zwischen diesen Gewässern gar nicht reden kann, eher von einem neutralen Sumpfgebiet, das diese Flüsse und ihre Quellbäche speist. Daher auch die merkwürdige Kehrschleife, die der Dsha in seinem Oberlaufe beschreibt. „Besonders auffallend ist, daß das Grundgestein Gneis ist; und so ist diese, von Roterde, Sümpfen und Urwäldern bedeckte Gneis- und Granitquelllandschaft auf dem Südkameruner Hochland eines der interessantesten geographischen Probleme“ (27).

Das Benuë- und das Shari-Logone-System liegen nur mit ihrem Quellgebiet auf dem Hochland; mit ihrer ganzen weiteren Entwicklung in der dritten beziehungsweise vierten geographischen Zone.

Dem Benuë strömt eine Reihe von Nebenflüssen aus dem Hochland und dessen Nordabdachung zu. In starkem Gefälle rauschen sie über steinigen felsigen Boden in eingeschnittenen Betten, zu denen man nicht selten 4 bis 6 m hinabsteigen muß; in Fällen und Kaskaden von Höhen bis zu 30 m gehen sie zu Tal. Das Gepräge all dieser Gewässer ist stets das gleiche im ganzen Adamauahochland.

3. Die Massivregion von Adamaua.

„Erreicht man, von Süden kommend, den Rand des Hochlandes von Südadamaua nördlich von Ngaumdere, so eröffnet sich einem eine neue Welt. Jäh stürzt das Plateau ab, und es folgen weite Tiefebenen mit einzelnen steil aufragenden Bergen und Massiven. Die Fortsetzung der Hochebene von Südadamaua befindet sich gewissermaßen auf der Oberfläche der Massive; alles dazwischen gelegene Land aber scheint abgesunken zu sein.“

Es ist unmöglich, den Aufbau der dritten orographischen Region Kameruns mit wenig Worten anschaulicher zu schildern als das Passarge mit diesen zwei Sätzen getan hat (27). Sie wird durch das mauerartig steil

eingesenkte, breite Benuëtal (durchschnittliche Höhenlage 200 m), das zum größten Teil von Sandsteinschichten bedeckt ist, in zwei Teile zerlegt, welche wahrscheinlich fast ganz aus kristallinischen Gesteinen bestehen. Im südlichen Teil, der hauptsächlich durch die Zuflüsse des oberen Benuë und des Fáro entwässert wird, erheben sich zwischen den breiten Tälern der Flüsse mehrere Gebirge. Teils Inselberge, so in der Umgegend von Réi-Búbau. a. a. O. (s. Abb. S. 32), teils mächtige, alpenkühn geformte Massive, fast ausnahmslos oben ausgedehnte Hochflächen tragend, so das Sharimassiv 2200 m, das Alantikamassiv 2500 m, das Tschebtschigebirge 2000 m hoch und andere. Nördlich der Faromündung erhebt sich jenseits der Benuëniederung ein weiterer, etwa 1500 m hoher Gebirgstock, der wie das Tschebtschigebirge von Südsüdwest nach Nordnordost streicht und nach allen Seiten Ausläufer besitzt, der Mandarastock.

Auch in der Massivregion von Adamaua ist der Laterit die vorherrschende Bodenart, aber der auf dem Hochland festgestellten Mächtigkeit und Ausdehnung wesentlich nachstehend (4, 31).

Landschaft am unteren Dume.
(Nach Photographie von Engelhardt.)

Daß auch dieses Gebiet unverkennbares, vulkanisches Gepräge aufweist, haben wir bereits S. 24 gehört.

Das Stromgebiet des Benuë mit seinen zahlreichen Quell- und Nebenflüssen, die er bereits hier in seinem Oberlauf empfängt, beherrscht Mitteladamaua, wie wir diesen geographischen Abschnitt auch nennen können.

Der Benuë ist einer der ansehnlichsten Ströme Westafrikas, der bei seiner Vereinigung mit dem Niger diesen sogar an Wassermenge übertrifft und noch bis Garua (in unserem Schutzgebiet) mit Dampfern befahren werden kann. Nördlich Ngaumdere entspringt der fast 1500 km lange, 1150 km befahrbare Strom im Herzen Deutsch-Adamauas. Kristallklar rauschen seine drei Quellbäche in ihren in grauen Gneis eingeschnittenen Steinbetten dahin und branden über Felsen und Klippen in zahlreichen Strudeln und Stürzen. Das Gefäll ist stark. Auf 1260 m Meereshöhe entsprungen, hat sich der Wasserspiegel des Benuë bei Garua bereits auf 185 m gesenkt. Nichtsdestoweniger hat der Fluß rasch nach Breite und Tiefe sich mächtig entwickelt, und bei der Einmündung seines ersten südlichen Zuflusses, des an seiner Mündung an 500 m breiten und bis Láró (durch seinen Zufluß Déo) sogar für Dampfer schiffbaren Faro (160 m Meereshöhe), besitzt er bereits eine solche von 800 m bei 3 m Tiefe.

Kein Geringerer als Barth stand als erster Europäer an der Stelle des Zusammentreffens beider, dem sogenannten „Tépé", und schreibt, überwältigt von der Großartigkeit und der von ihm sofort geahnten Bedeutung dieser Gewässer: „Wer je den schrankenlosen Phantasien eines

Jugendtraumes sich überlassen hat und einem großen Plane nachgegangen ist, wird sich leicht eine Vorstellung von den Gefühlen machen können, die mich bewegen mußten, als ich vom Ufer herab meine Blicke über die Flußlandschaft schweifen ließ. Von Entzücken ergriffen, schaute ich in das weite Land hinein. Wie die Natur es geschaffen, ohne von der künstelnden Hand des Menschen berührt zu sein, lag diese reiche Landschaft da, ein Feld der Tätigkeit kommender Geschlechter.

Der Hauptstrom, der Benuë, floß hier von Ost nach West, in majestätischer Breite, durch ein vollkommen offenes Land, aus dem nur hier und da vereinzelte Berghöhen aufstiegen. Die gegenwärtigen Ufer auf unserer Seite" (das Nordufer) „stiegen bis 30 Fuß in die Höhe, während gerade meinem Standpunkt gegenüber hinter einer Landspitze der Faro hervorstürzte, und von hier gesehen, nicht viel kleiner schien als der Hauptfluß selbst, wie er in schön gewundenem Laufe von Südosten kam, wo er sich in der Ebene verlor, aber in Gedanken von mir bis an den Fuß des Alantika verfolgt wurde. Meine Gedanken verfolgten auch den, der ihn aufnahm, weiter; vor meinem geistigen Auge sah ich diesen in seinem breiten, tief eingeschnittenen Tal seine Wogen weiter und weiter rollen, bis er endlich den großen westlichen Fluß erreichte, den von den ältesten Sitzen der Mandingo" (im Hinterland von Senegambien) „aus, nur wenige hundert Meilen nördlich von der Küste von Guinea, in bogenförmigem Laufe mit einer Länge von mehr als 2000 Meilen" (englische) „an so vielen Stätten lebendigen Handelsverkehrs vorüberfließenden Djóliba" (=Niger), „mit dem vereint er dem alles verschlingenden Ozean zueilt. Eine große Bahn lag hier offen, ein Eingangstor für die rüstigen, alles überwältigenden Kräfte des Nordens" (17).

Barth schreibt diese Worte am 18. Juni 1851; wenige Jahre später durchfurchten englische Kiele die Gewässer, die ein deutscher Forscher zuerst geschaut.

Er berichtet dann weiter, daß der Benuë auch Gold führe; „den Eingeborenen sei das schon längst bekannt".

Nur ein recht kurzes Stück des Benuë, sein Oberlauf, liegt in deutschem Kolonialland; aber auch dieses Stückchen ist so lange geradezu unsere Operationsbasis in Adamaua, bis einmal die Nordbahn an seinem Ufer hält (vgl. Abschn. VI). Gibt es uns doch die Möglichkeit, diese am tiefsten ins Herz Nordkameruns führende Wasserstraße — wenn auch unter englischen Beschränkungen und Erschwerungen — mitbenutzen zu können. Die am Benuë angelegte Station Garua ist deshalb ein außerordentlich wichtiger Stützpunkt. Sie liegt unfern des Ortes Garua*), den Barth schon erwähnt und Flegel als erster Europäer betreten hat, und der von alters her ein wichtiger Knotenpunkt verschiedener Handelstraßen ist.

Passarge schildert die Lage des Ortes: „Nach Nordost, Ost und West zu schweift der Blick über eine zwei bis drei Stunden breite, wellige Ebene, aus der sich mehrere, bis 50 m hohe Sandsteinrücken und Hügelreihen erheben. Begrenzt wird dieselbe nach Nordosten und Norden durch ein steiles, von Schluchten durchfurchtes Sandsteinplateau, das sich mit einer schroff abfallenden Wand jäh aus dem Benuëtal erhebt, während seine Hochfläche wohl noch um dieselbe Höhe weiter ansteigt: das Hoffere Téngelin (s. Abb. S. 32). Im Süden und Osten blickt man in das eigentliche grüne Tal des oberen Benuë, in welchem sich das blaue gewundene Band des Flusses hinzieht. Ein unruhiges Berg- und Hügelland erhebt sich jenseits des Flusses, und zwischen diesem und dem Tengelingebirge schaut man nach Nordost über eine weite Ebene bis zu fernen Höhenzügen" (31).

Station Garua.
(Nach Photographie von v. Stephani.)

Von den nördlichen Wassern, die der Benuë aufnimmt, sei nur das eine, das innerhalb unserer Grenzen ihm zufließt, der Máo Kebbi**), genannt; deshalb, und weil er, aus dem Flachland im Süden des Tsad, also aus der vierten geographischen Zone Kameruns kommend, vermittels des langge-

*) Von den Haussa „Gári u da rúa" genannt = Ort am Wasser.
**) „Mao" bedeutet in der Fulbesprache = Fluß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

streckten, in seinem Umfang, je nach den Niederschlagsverhältnissen, außerordentlich veränderlichen Tuburisumpfes das Benuëstromgebiet mit dem des Shari verbindet. Und damit den Atlantischen Ozean mit dem Tsadsee.

Der Mao-Kebbi unterhalb Bifara (Bipare).
(Nach Skizze von Lenfant.)

Geahnt hatten diese Verbindung bereits Vogel und Barth (s. S. 9). Letzterer sagt darüber: „Wenn von hier aus nicht wirklich eine Bifurkation mit dem Sérbewél (Logone) existiert, nämlich vermittels des großen, breiten Ngáldjam*) von Démmo, was sehr wahrscheinlich ist" (ist auch tatsächlich der Fall), „so beträgt doch die Wasserscheide höchstens fünf deutsche geographische Meilen, und zwar in ganz flachem Lande. Das unermeßliche Feld, welches die Natur in diesen so fruchtbaren und von schiffbaren Strömen durchzogenen Ländern Zentralafrikas für die menschliche Tätigkeit und Industrie eröffnet hat, wird ausgebeutet werden, sobald der rastlos vorwärtsstrebende Sinn der Europäer auch diese Länder in sein Gebiet zieht; und das kann nicht ausbleiben. In der Tat, ich bin überzeugt, daß in fünfzig Jahren europäische Fahrzeuge vom Busen von Biafra aus regelmäßigen alljährlichen Verkehr mit dem großen Becken des Tsad unterhalten werden" (17).

Das halbe Jahrhundert, welches der Forscher den Europäern für die Eröffnung dieses Weges gab, ist verstrichen, ohne daß wir bis 1903 weitergekommen wären als in jener Zeit. Der Franzose Lenfant erst hat das Problem gelöst mit bedingt bejahendem Ergebnis (s. S. 15). Das heißt: in regenreichen Jahren gibt der Tuburisumpf (350 m Meereshöhe) seinen Wasserüberschuß sowohl nach dem Benuë als nach dem Shari-Logone-System ab; es besteht also eine Bifurkation, und wir haben hier ähnliche Verhältnisse wie unten im Südkameruner Hochland in dem Sumpfquellgebiet des Njong, Dscha usw.

Hinsichtlich der praktischen Verwertung war Barth etwas zu optimistisch. Eine regelmäßige Schiffsverbindung zwischen Atlantik und Tsad ist ausgeschlossen. Wohl aber ist mit Einschaltung einer kurzen Überlandstrecke, eben der „höchstens fünf Meilen breiten Wasserscheide", für die dort tätige Kolonialmacht, d. i. Frankreich, der Weg vom Atlantik bis zum Tsadgebiet gewaltig gekürzt im Vergleich zu dem bislang lediglich zur Verfügung stehenden ungeheuren Umweg über den Kongo.

Die letzte geographische Zone unserer Kolonie ist

4. Das Tsadseegebiet nebst Shari-Logone-Mulde.

Nur teilweise gehören diese ausgedehnten Landschaften zu unserer Kolonie; Kameruns Grenze führt nur eine kurze Strecke an dem Gestade des Tsad und

*) Barth versteht darunter seichte, ausgedehnte Wasseransammlungen; „Wiesenwasser", wie er sie auch nennt. Da ist ihm aber eine sprachliche Verwechslung passiert; das Wort „ngaldjam" (der Musgusprache angehörend) bedeutet = Flußpferd.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geht dann am Westufer des Shari stromaufwärts. Durch diesen Bruchteil dieser ungeheuren Niederungen westlich, nördlich und östlich des Mandaragebirgstockes hat die Kolonie Anteil am Sudan, Anteil an dem altehrwürdigen, nun zertrümmerten Reich von Bornu.

Sudan bedeutet auf arabisch „das Land der Schwarzen", im Gegensatz zu Nordafrika mit seiner weißen Bevölkerung. Der Name hat sich in der Geographie eingebürgert, und man versteht unter ihm die tropischen Länder am Südrande der Sahara; also etwa zwischen 15° und 4° nördl. Br. In west-östlicher Richtung teilt ihn Barth in den West-, Zentral- und Ostsudan ein, wobei er den Niger und den Ostrand des Sharibeckens als Grenzen annimmt (31).

Bezüglich der Kenntnis dieser Landstrecken sind wir (wie bereits S. 9 erwähnt) auch heute noch überwiegend auf die Berichte Barths und Nachtigals angewiesen. — Die volklichen Verhältnisse, oder genauer die politischen, haben sich freilich total geändert, die Orte, in denen die beiden Reisenden einst geweilt, sind zerfallen; neue Namen sind entstanden: gewaltige Umwälzungen und Kriegstürme sind ja über die Lande hinweggebraust. Auch der rasch sich ausbreitende europäische Einfluß mit seiner nivellierenden Wirkung trägt nicht wenig zu dieser Veränderung bei.

Die geographischen Verhältnisse aber sind geblieben — mit Ausnahme des Tsadsees selbst. Wir werden gleich davon hören.

Das einstige Südbornu, das jetzige Deutsch-Bornu, wollen wir uns von Nachtigal beschreiben lassen.

„Von den südlichen Grenzdistrikten Bornus: Mandara u. a., senkt sich das Bornuterritorium in einer Höhenlage von 200 bis 300 m ganz unmerklich gegen den Tsad zu. Dieser Teil des Reiches ist so flach und eben, daß die denselben durchschneidenden Flüsse, wenn sie während der trockenen Jahreszeit überhaupt wasserhaltig bleiben, entweder nur vereinzelte Wassertümpel in ihren Betten bilden, oder ein so geringes Gefälle haben, daß es schwer ist, ihre Richtung zu erkennen. Diese ebenmäßige Flachheit erklärt die Seltenheit kleinerer, sich in Flüsse und Flüßchen ergießender Rinnsale. Wo sich eine leichte Bodensenkung findet, bleibt das Wasser der Regenzeit als Flachsee, ‚Küluga', stehen, bis es nach Monaten der Kraft der Sonne und der Trockenheit der Atmosphäre gelungen ist, dasselbe zur Verdunstung zu bringen, und während der Regenzeit werden viele Gegenden infolge ihrer Abflußlosigkeit schwer passierbar. Waltet, wie nahe dem Tsad, ein günstig gemischter Sandboden vor, welcher das Regenwasser aufzusaugen imstande ist, so herrscht in den regenreichen Jahren große Fruchtbarkeit bei leichter Bodenkultur. Wo aber die vielfach unter der oberen Sandschicht befindliche Tonerde zutage tritt, wird der Segen des Himmels leicht ein zu reichlicher. Die waldreichen Gegenden des Südens und Südostens sind häufig durch nackte Bodenabflachungen unterbrochen, welche während der Regenzeit und einige Monate nachher, also in manchen Jahren fast während der Hälfte des Jahres unter Wasser stehen und, ausgetrocknet, einen tiefschwarzen zerklüfteten Moorboden zeigen. Durch diese charakteristischen und in der trockenen Jahreszeit zugleich öden und traurigen Bildungen, welche ‚Firki' genannt werden, zeichnen sich vorzüglich die um den Südwestwinkel des Tsad gelegenen Gegenden aus" (29).

Ganz vereinzelt nur, und deshalb um so auffallender, erheben sich aus diesen ebenen Flächen isolierte Kegel; so die Granitfelsen von Wasa am Südufer des Tsad und der einst vielgenannte Méndif (Mindif), der wie ein steiler Zuckerhut aus der Landschaft östlich des Mandaragebirges aufragt.

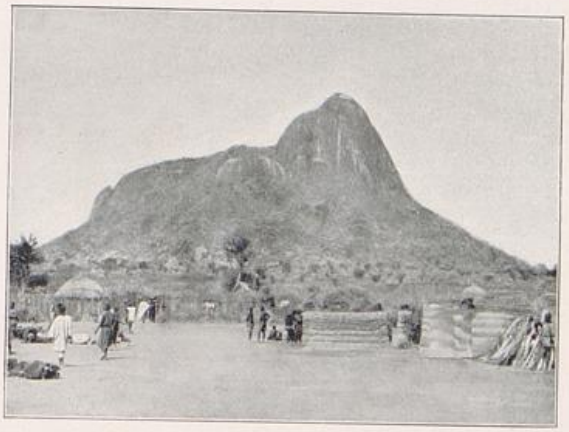
Gleiches Oberflächengepräge wie Südbornu tragen die anderen Landschaften dieser vierten geographischen Region Kameruns: Logone und das Gebiet der Musgu*) in der Südostecke der deutschen Sharimulde.

*) Der Name „Musgu" wird übrigens im Sudan — das gleich hier bemerkt — als Bezeichnung für alle Heidenstämme südlich des Tsadsees bis zum Benuë überhaupt, im Gegensatz zu Mohammedanern, angewandt (30).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Logone ist ein wasserreiches, stellenweise sumpfiges Land zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses. Das ganze Gebiet ist durchaus flach, in der Regenzeit voll sumpfiger Wiesenwässer, stagnierender Wasseransammlungen, Rinnsalen fast ohne Gefälle. Wo Tonboden vorwaltet, ist die Gegend dann unpassierbar. Die einzigen Bodenerhebungen weit und breit sind die Granitfelsen von Wasa mit einer Höhe von wenig mehr als 150 m über der Ebene" (29).

Das Musgugebiet hat vor sechsundfünfzig Jahren als erster Weißer ein heute fast vergessener Forscher durchzogen, Dr. Eduard Vogel (siehe S. 9). Sein früher Tod nahm ihm den Ruhm, neben einem Barth und Nachtigal auch heute noch allgemein bekannt und genannt zu sein. Er nennt das Musguland „das ‚afrikanische Holland', das durch seinen Reichtum an Wasser zu einem der fruchtbarsten Gebiete der Erde gehört".



Der Mendif.
(Nach Photographie von v. Stephani.)

Der Shari-Logone*) ist die hydrographische Ader unseres Anteils am Tsadgebiet.

Das Ursprungsgebiet des einen dieser Doppelströme kennen wir: auf den Höhen des Ngaumdereplateaus haben wir die Quellbäche des Logone zu Tal rauschen sehen. Das ganze Stromsystem ist verworren und vielverästet, wie es in einem so flachen Lande nicht anders sein kann. Es ist auch außerordentlich weitausgreifend: die Quellflüsse des Shari kommen dem Oberlauf des Ubangi nahe. Beim Zusammenfluß der beiden beträgt die Breite eines jeden nahezu 2000 m. Beide sind schiffbar, auch für Heckraddampfer mit mäßigem Tiefgang.

Das östliche, also deutsche Ufer des Shari, schildert Nachtigal: „Es erhebt sich im allgemeinen höher als das westliche und ist dann dicht mit hochstämmigen Bäumen bewaldet; doch bisweilen wird die hohe Uferlinie plötzlich unterbrochen oder weit zurückgerückt, so daß das Tal des Shari eine Breite von mehreren Kilometern gewinnt. In diesem Falle findet sich das sandige Terrain nur in der nächsten Nähe des Flusses, während der übrige Teil der Niederung einen humusreichen, von sumpfigen Sinterwässern durchsetzten Boden zeigt, dessen hauptsächlichste Vegetation von dichtem, die Köpfe der Reiter überragendem starren Grase gebildet wird. Zahlreiche Inseln durchsetzen den Strom, fast ausnahmslos sandiger Natur, oft nur kleine, nackte Sandbänke, oft von beträchtlicher Ausdehnung und mit dichtem Gebüsch bewachsen" (29).

Vom Tsadsee (290 m Meereshöhe) gehört uns, laut der Übersichtskarte, ein kleines Stückchen seines Südteiles. Wir dürfen nicht bedauern, daß uns bei der Grenzregulierung nicht mehr zugefallen ist. Denn dieser Überrest des einstmals hier seine Wogen schlagenden tertiären Meeres, dieser phantasieumwobene zentralafrikanische See, dieses Ziel der geographischen Sehnsucht

*) Das Wort „Shari" ist kein Eigenname, sondern hat generelle Bedeutung; gleichwie der Name „Tsáde" — so schreibt Nachtigal; und das ist auch wohl die richtigste Form. Beide, „Shari" und „Tsade", bedeuten in der Kanurisprache = eine große Wasseransammlung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Jahrhunderte, ist heute erst recht nur mehr das, was ihn bereits vor sechzig Jahren Barth genannt hat: — „eine ungeheure Lache".

Auf die Streitfrage, ob der gegen Nachtigals Zeiten zu konstatierende bedeutende Rückgang des Sees nur eine periodische Schwankung oder definitiv und damit fortschreitend ist, haben wir hier nicht näher einzugehen; im Rahmen unserer kolonialen Überschau interessiert uns lediglich die Tatsache der Einschrumpfung. Dieser derzeitige Schrumpfungsprozeß vollzieht sich rapid. Die zahllosen Inseln im Nord- und Südosten des Seebeckens liegen zeitenweise bereits in einem Sumpfe; der ganze Südwestteil (also auch der deutsche Anteil an dem „See") ist dann eine kraut- und schilfbedeckte, von 1 bis 2 m tiefen Wasserlachen durchsetzte Ebene.

Der französische Reisende Kapitän Tilho fand 1904 sogar eine Teilung in zwei Becken, zwischen denen er durchmarschieren konnte. Und schätzte Nachtigal seine Fläche noch 1871 auf rund 30000 qkm, so ist sie jetzt auf 10000 bis 18000 zurückgegangen (6, 7). Das Bild, das Tilho von ihm entwirft, ist nicht verlockend: „. . . autrefois la grande mer centre-africaine, maintenant un immense marécage pestilentiel, quelque chose comme un cadavre de lac en pleine corruption . . ." (5).

Daß es lediglich schöne Träume waren und sind, in denen deutsche Kolonialschwärmer eine deutsche Handelsflotte auf dem „Binnenmeere des Sudan" schwimmen sehen, „beladen mit den Schätzen seiner reichen Uferländer" — und wie die phantastisch-naiven Phrasen alle lauten mögen —, braucht nach all dem wohl nicht noch eigens gesagt zu werden.

b) Pflanzendecke und Tierwelt.

Die bisherige Betrachtung des Landes hat uns gezeigt, daß das Kamerungebiet starke geographische Gegensätze in sich schließt: flache, sumpfige Küstenstrecken mit breitgelagerten Flußmündungen; da jähen und steilen, dort stufenförmigen Hochlandanstieg mit tiefeingeschnittenen, kaskadenartig abstürzenden Wassern; das mächtige vulkanische Küstengebirge; ein weites, von ragenden Gebirgsmassiven durchsetztes, von weitverästeten Stromgebieten durchzogenes Hochland im Innern; eine horstbedeckte weite Flußtiefebene; und schließlich wieder flache, sumpfige, ausgedehnte Niederungstrecken, mit einer riesigen Süßwasserlagune abschließend.

Nicht minder ausgeprägt sind die pflanzengeographischen Gegensätze, die das Land innerhalb seines Grenzzuges birgt. Weniger scharf gezeichnet sind naturgemäß die Verschiedenheiten in der nicht an die Stelle gebannten Tierwelt; doch sind ausgesprochene Hauptverbreitungsgebiete gewisser Arten unverkennbar. Mit ihnen hat Kamerun Anteil an der Fauna von Ober- und Unterguinea, des Kongobeckens und des Sudan (27).

Unschwer läßt sich eine pflanzliche Dreiteilung erkennen: Brackwasser und Sumpfvegetation, Urwald und Steppe; — die zoologische deckt sich ungefähr mit ihr.

In Verbindung mit der geographischen Gruppierung gebracht: das Küstenvorland ist das Reich der Brackwasserpflanzenwelt und des Urwalds mit den ihnen eigentümlichen Tierweltvertretern; die Atlantik- und Benuëabdachung des Hochlandes deckt gleichfalls größtenteils Urwald; während der weitaus größte Teil seiner gewaltigen Hochfläche das Gebiet der Steppe in ihren drei verschiedenen Formen (nach 27) ist, durchflogen und durchzogen von der ihre freien luft- und lichterfüllten Strecken bevölkernden Fauna. Nur im Süden ragt der sich breit auslagernde Ausläufer des ungeheuren Äquatorialwaldes vom Kongo her hinein ins Land, weit hinauf ins Hochland von Südkamerun, und bildet, mit dem die Terrassen hinankletternden Urwald sich vereinigend, einen breiten Gürtel von der Küste bis hinüber zum Sjanga,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bis über den Njong hinauf (siehe die auf der Karte eingetragene „Urwaldgrenze"). Die dritte, und noch mehr die vierte geographische Region deckt die Buschwaldform der Steppe, um schließlich in die Sumpfvegetation des Tsadsees überzugehen.

Ein Gebiet für sich ist der Kamerunberg, der Mudongo ma Bakwedi, dem von seinem meerumspülten Fuß bis hinauf zum Kratergipfel die drei botanischen (und zoologischen) Reiche zu eigen sind: wir haben sie bei seiner Ersteigung bereits durchschritten und flüchtig kennen gelernt (S. 19 f.).

Da sind sie, im kleinen, eng zusammengeschoben und gürtelförmig übereinander gegliedert; sie auf den Tausenden von Quadratkilometern breit nebeneinander gelagert, zu durchschreiten, treten wir von neuem unsere Wande-

Mangroven an der Mündung des Mungo.
(Nach Photographie von Büsgen.)

rung von der Küste landeinwärts an. Diesmal wählen wir ein Stück weit ins Innere, durch das Küstenvorland, den Wasserweg; im Kanu stromaufwärts den Mungo lassen wir Brackwasservegetation und einen Teil Urwaldzone mit ihren befiederten und bepelzten Bewohnern an uns vorüberziehen.

„Von der Joßplatte geht die Fahrt hinüber über das Kamerunästuar zur Einmündung des Mungokriek. Massen von Seeschwalben huschen über die schmutzig gelben Wasser, und ein Geieradler zieht am Strande entlang, nach einer vom Meer ausgeworfenen Beute spähend. Vielleicht ahnt er auch, daß ihm bald wieder an den Überresten eines Wales reich besetzte Tafel wird." (Furchenwale sind gar keine seltenen Gäste an der Kamerunküste.) „Unter der Gunst der Strömung biegen wir in den Kriek ein, und mühsam sucht sich das Boot in dem Gewirr von Wasserarmen seinen Lauf. Die fast feierliche über der Landschaft liegende Ruhe, welche nur selten durch das Kreischen eines Papageis unterbrochen wird, übt einen eigentümlichen Eindruck aus. Bald jedoch nimmt die eigenartige Ufervegetation dieser Brackwasserzone unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. In erster Linie fällt die Mangrove (oder Rhizophore) auf durch die besonders zur Ebbezeit sichtbaren bizarren Formen ihres stelzenartigen Wurzelwerks sowohl wie durch

die oft seilartig ausgespannten oder frei herabhängenden Luftwurzeln und das einförmige matte, an Weiden erinnernde Grün ihrer blanken, lederartig festen Blätter: sie bildet zum größten Teil die Pflanzendecke der Ufer. Im Wurzelwerk kriechen und klettern zahllos kleine eigentümliche Fische mittels ihrer zu einer Art von Armen umgebildeten Brustflossen, kleine Krabben verschwinden bei Annäherung schnell in ihren Löchern, schwarz und weiß gefärbte Eisvögel streifen hin und her. Reiher, Sumpf- und Schattenvögel holen sich von den Fischen und Krabben, und der graugrüne Bülbül huscht durch die Zweige der Mangroven.

Die Fahrt geht weiter in dem enger und enger werdenden windstillen Kriek, in welchem eine fast unerträgliche Hitze herrscht. Jetzt zeigen sich große Büsche eines der Brackwasserzone eigentümlichen gewaltigen Farnkrautes, ferner dichte Horste der herrlichen Weinpalme und stattliche reich mit Früchten beladene Pandanus, mit deren stachligen Blättern man bei der Enge und den vielen Windungen des Kriek, der stellenweise eine Breite von nur 1 bis 2 m hat, oft in recht unangenehme Berührung kommt.

Festeres Schwemmland beginnt. Die Rhizophoren treten mehr und mehr zurück, häufiger wird die Raphia, Scitamineen zeigen sich; und endlich mündet der Kriek in den eigentlichen Mungofluß ein. Die Brackwasserregion ist durchschritten. Wohl macht auch hier noch Ebbe und Flut durch Sinken und Steigen sich bemerkbar, doch schon ist ständiger Abstrom vorhanden und infolgedessen süßes Wasser. Rasch wird die Vegetation jetzt mannigfaltiger: der Mangrovenwald wird zum Buschwald. Hier und dort erhebt sich ein riesenhafter Eriodendron, dessen gigantische Formen gerade in dieser Umgebung besonders auffallen. Außerordentlich dicht ist das Unterholz, das, mit europäischem Maßstab gemessen, immerhin die Höhen eines mittleren Buchen- und Nadelholzwaldes erreicht. Auf ihm haust eine hellbraune Ameisenart. Diese Myrmicinen lassen sich bei unvorsichtiger Annäherung des Kanus massenhaft in dasselbe hineinfallen und peinigen durch widerlichen Geruch und noch mehr durch ihren schmerzhaften Biß, der schon manchen Mungofahrer Hals über Kopf ins Wasser springen ließ, sich so von den Quälgeistern auf die rascheste Art zu befreien" (7). Endlich auch findet das durch das stete Graugrün ermüdete Auge lebhaftere Farben. In strahlendem Weiß schimmern Blüten, Schlingpflanzen leuchten rot und gelb, faustgroße, scharlachrote Schmetterlingsblüten winden sich um abgestorbene Stämme, tiefviolette Trauben eines anderen Gewächses ranken sich hinauf bis zu den Spitzen der hohen Urwaldriesen, während wieder andere ihre langen gurkenähnlichen Früchte tief bis zum Wasserspiegel herabhängen lassen. Blüten und Früchte, frisches, junges und welkes Laub am gleichen Stamm: das ist es, was unter den Tropen jeden Unterschied der Jahreszeiten in unserem Sinne aufhebt. Nie findet man ganz entblätterten Wald, nie solchen in jungem, frischem Grün prangen. Werden und Vergehen verbinden sich innig im gewaltigen, sich selbst überlassenen Naturhaushalt der Tropen.

In der undurchdringlichen Uferwildnis schreien Affenherden, und in Scharen, laut lärmend, ziehen hoch oben Graupapageien. Ab und zu hört man einen mächtig rauschenden langsamen Flügelschlag; man schaut auf, und über einen weg geht ein Nashornvogel mit mißtönendem Geschrei. (Das Merkwürdige an dem Vogel ist der Hornauswuchs an seinem Schnabel: da, wo letzterer am Kopf ansetzt, ein hornartiger stumpfer Vorsprung. Dieser Schmuck hat ihm auch seinen Namen eingetragen.) Da und dort ist in die dichte, grüne Ufermauer ein Loch gerissen, das Unterholz geknickt und eine tiefe Furche in die Lehmsteilwand eingegraben. Da ist ein Elefant durchgebrochen, der seinen mächtigen Körper in den Fluten erfrischt hat.

Das Vegetationsbild zu beiden Seiten des Flusses hat sich unterdessen nicht unwesentlich geändert: der Buschwald ist zum Mischwald, diesem Mittelglied zwischen ersterem und dem Hochwald geworden (vgl. hierzu S. 43). Graziöse Ölpalmen und hochstämmige Melonenbäume mengen sich in die bisherige Pflanzenwelt; und zahlreicher recken sich die Riesen des unberührten afrikanischen Hochwaldes in die Lüfte: wir sind in den Kamerunner Urwald eingetreten.

Gleiche Verhältnisse treffen wir im ganzen Küstenvorland, was Pflanzenwelt anlangt: wir mögen zu Wasser oder zu Land dasselbe bis an seine Binnengrenze durchstreifen: anfänglich Mangrovendickichte in der Brackwasserregion, dann Busch- und Hochwald — kurz, Urwald bis an seine Grenze. Im Süden nimmt die Brackwasserzone nicht die beträchtliche Ausdehnung ein wie im Nordteil; vielfach fehlt sie ganz (s. Abb. S. 19), und unmittelbar hinter dem Küstensaume beginnt der Urwald.

In zoologischer Hinsicht haben die übrigen, das Küstenland durchziehenden Flüsse größeren Reichtum an Flußpferden und an Krokodilen voraus. Die zahlreiche, vielartige Vogelwelt und der Fischreichtum sind allen in die Bai von Biafra sich ergießenden Flüssen gemein.

Gleichartiges pflanzliches Bild zeigt auch — mit Laienauge betrachtet — der Urwald allenthalben, soweit er das Kamerunland deckt. Die Verschiedenheit der Einzelpflanzen ist jedoch außerordentlich groß. Auf einer Fläche von ein paar hundert Quadratmeter finden sich wohl an hundert verschiedene Arten; also gänzlich verschieden von unseren heimischen einheitlichen Waldbeständen (Buchen-, Fichten-, Kiefernwald usw.).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„In weiter, grün überwölbter Halle nimmt das Waldmeer den Eintretenden auf. Das Laubdach ist durch unzählige, oft wunderlich geformte Säulen an 20 m über den Boden gespannt. Ungeheure Stämme, astlos, schnurgerade und walzenrund verlieren sich nach oben in den Blättermassen. Zu ihren Füßen wuchert in üppigster Fülle Gesträuch und Gestrüpp. Lianenranken, sich kreuzend, verschlingend, die einen dünn und glatt, die anderen von der Stärke eines Schenkels und mit scharfen Dornen bewehrt, kriechen in den seltsamsten Windungen auf dem Boden entlang und liegen zusammengerollt um die Stammenden der Urwaldriesen gehäuft; dann wieder umklammern sie in den mannigfaltigsten Verschlingungen Stamm und Geäst, schwingen sich in luftiger Höhe von Wipfel zu Wipfel, ranken sich erwürgend an den Stämmen hinan oder hängen im wüsten Gewirr herab bis zum Boden, mit ihren erdrückten, erstickten Opfern niedergerissen. Über all diesem Chaos und den dichten Laubmassen entfalten — da und dort durch eine Lücke sichtbar — frei und hoch die mächtigen Stämme, die das Auge in den niedrigeren Wipfeln hat verschwinden gesehen, in einer Höhe von 50 und 60 m ihre breit ausgelegten Kronen: ein Wald überm Walde." (Aus Pechuël-Lösche: Die Loango-expedition.)

So bietet sich der Urwald zu Anfang. Bald aber wird man vertrauter mit ihm und in ihm, und bald unterscheidet man sehr wohl zwei ausgeprägt verschiedene Formen: Hochwald und Buschwald. Da und dort trifft man auf zwei weitere Bedeckungsarten der Urwaldzone: auf Parklandschaft und Morast.

Pfeilerwurzeln eines Wollbaumes und Lianengerank.

Anknüpfend an die Schilderung des Gesamteindruckes des Urwaldes, läßt sich der Unterschied zwischen Hochwald und Busch, kurz gefaßt, am besten in der Aufzählung der hier, beziehungsweise dort fehlenden Glieder zeichnen. Der Hochwald ist der vorangedeutete Wald über dem Wald; die Riesenstämme dichter aneinander gerückt. Lianen durchranken ihn, Gesträuch und Gestrüpp fehlen größtenteils, an ihre Stelle treten blattpflanzenartige dichte Bestände niederer Farne und Moose; der Boden ist meist sandig (Abb. S. 47). Der Buschwald ist der Wald unter dem Wald. Dichtes Unterholz und Lianen und Gestrüpp, wie vorgeschildert, füllt ihn in reichstem Wachstum (Abb. S. 44). Meist trifft man ihn auf morastigem und lehmigem Boden, sowie üppig emporschießend auf ehemaligen, von den Eingeborenen aufgelassenen Farmen. Vielfach gehen beide Formen ineinander über.

Tief atmet man auf, wenn nach tagelanger Wanderung durch dieses Waldmeer der Fuß wieder freiere, lichtere Gegend betritt; das Auge endlich wieder Sonne und Himmel schaut, und ein frischerer Windhauch weht statt drückender Schwüle und Dunst des Urwaldes. Ab und zu wenigstens sind solche ersehnte Unterbrechungen: die Parklandschaft. Aus Gras, Buschwald oder dem reinen Busch setzt sie sich zusammen in der Form, daß die waldigen Partien inselartig im hohen Grase liegen.

Dieses Gras der Parklandschaft ist natürlich grundverschieden von dem weichen Rasenteppich unserer Wiesen. Gramineen, 1 bis 2 m hoch, bilden die Hauptmasse. Größere Flecke sind besetzt mit den starren Schilfhalmen des berüchtigten Elefantengrases, 3 und 5 und 7 m hoch, und mit dem westafrikanischen Tropenunkraut, der Canna indica. Das frische, satte Grün unserer heimatlichen Gräser fehlt diesem offenen Bestandteil der Parklandschaften. An Stelle der Blumen treten verstreute Einzelpflanzengebilde, vom Strauch bis zum mächtigen Baum.

Als gewaltigster Vertreter der letzteren sei der Affenbrotbaum, die mächtige Adansonia digi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tata*), auch Baobab, genannt: das Wahrzeichen der Parklandschaft. Die Adansonia ist die Eiche der Tropen. Mächtigen, knorrigen Stammes wie der deutsche Baum, sendet sie bereits in geringer Höhe ihre gewaltigen, dichtbelaubten Äste in den mannigfaltigsten Verrenkungen wagerecht hinaus. Gleich dem Wollbaum ist auch sie stets ein gern gesehener und benutzter Biwakbaum. Bietet jener zwischen seinen weit ausladenden Tafelpfeilern natürliche Kammern, so hat der Baobab den nicht zu unterschätzenden Vorteil eines riesigen Naturregenschirms. Schlangenartig sich auf dem Boden hinringelnde Wurzeln, aber fast von der Stärke eines Mannes, strahlen auf 30 und 40 Schritte nach allen Seiten aus. An fast meterlangen Stielen hängen die Früchte in Gestalt von riesigen, gelbgrünen Gurken herunter.

Buschwald.

(Nach Photographie von Büsgen.)

In der Parklandschaft endlich findet man auch die nach heimatlichen Begriffen zu einer richtigen Tropenlandschaft unbedingt notwendigen Palmen in größerer Zahl: die Ölpalme, die Wein- und Kokospalme, in Gruppen für sich und miteinander vermischt. Auch der palmenähnliche Melonenbaum (Carica papaya) und Fächerpalmen (Hyphänen) finden sich gleichfalls, büschelförmig stehend. Das eigentliche Reich der Kokospalme ist die Nähe der See; weiter landeinwärts tritt sie immer vereinzelter auf.

Die letzte topographische Abwechslung, die die Urwaldregion bietet, ist ebenso unerfreulich, als die Parklandschaft mit Vergnügen ets begrüßt wird. Morastige Strecken, in den Niederungen des Nordteils und in ausgedehnten Gebieten des Südkamerunner Urwaldes, erschweren das Vorwärtskommen ganz außerordentlich durch ihren Pflanzenwuchs ebenso sehr fast wie durch den sumpfigen Boden selbst. Dschungelartig wächst cannaähnliches Schilf und Elefantengras hoch und dicht in Mengen. Nässe- und sumpfliebendes Gestände und Gestrüpp mengt sich darunter; und der Pflanzenwuchs, so aus Gräsern, Schilf und niederem Busch bestehend, verfilzt sich förmlich. Dazu kommt, daß derartige Stellen mit Vorliebe von Elefanten als Suhlen benutzt werden — und welch metertiefes Gemisch von Schlamm und Sumpf und Morast, zertrampeltem Schilf und Gras und Busch diese ungefügen Dickhäuter dabei zu schaffen vermögen, kann nur der sich vorstellen, der unter Verwünschungen durch den zähen, stinkenden Schmutz- und Schlammbrei sich durcharbeiten muß, in dem die Stiefel bei jedem Tritt fast stecken bleiben (23).

Die Tierwelt der Urwaldregion:

Zu beiden Seiten des Pfades finden sich die zahlreichen, aus Erde zusammengefügten Ameisenbauten der Termiten, freistehend oder an Baumstämme angeklebt: die einzigen Spuren tierischen Lebens, welche das Auge anfangs zu entdecken vermag. Daneben aber gellen einem die Ohren von dem andauernden, schrillen Gezirp der Zikaden, die bei der herrschenden Dämmerung den ganzen Tag über ihre nichts weniger als angenehme Musik ertönen lassen. Allmählich tauchen die Bewohner auf: hier finden wir die abenteuerlich geformten Gespensterheuschrecken, welche bald einen dürren Zweig täuschend nachahmen, bald einem Blatt ähnlich sehen. Nahe einem Wasserlauf, namentlich wenn der Wald zugleich etwas lichter wird, schwärmen prächtig rotgefärbte oder blauschillernde Libellen sowie Schmetterlinge, schlicht kardinalrote, gelb und schwarz gezeichnete und weithin leuchtende riesige Exemplare. Die Zahl der Ameisen ist Legion. Und wehe dem Wanderer, den sie überfallen. Nicht minder zahlreich und auch nicht minder lästig sind die winzig kleinen Fliegen, sogenannte Sandfliegen; und als gleichwertiger Quälgeist muß der Sandfloh genannt werden. (Dieser soll erst Anfang der siebziger Jahre durch ein Schiff von Amerika an der afrikanischen Westküste eingeschleppt worden sein. Gelingt es bei den täglich vorzunehmenden Untersuchungen der Füße nicht, rechtzeitig das Tier oder seinen Eiersack unverletzt mittels eines zugespitzten Holzstäbchens aus den Zehen zu entfernen, so ist eine eiternde Verletzung auch schon da; und damit in Bälde die marschhemmende Entzündung. Bei den Negern führen derartige Fälle infolge Vernachlässigung und falscher Behandlung nicht selten zur Verstümmlung, ja Verlust der Zehe, des Fingers und des ganzen Gliedes.) Die Anwesenheit von Moskitos in den feuchtwarmen Urwaldgebieten zu bestätigen, ist überflüssig. Auch die fast allenthalben vorkommende Tsetsefliege muß genannt werden.

Zahlreich, insbesondere in den Ansiedlungen und durch ihr Erscheinen die Nähe menschlicher

*) So benannt nach und von dem französischen Forscher Michael Adanson (um 1750), der selbst dem Baum seinen Namen gab.

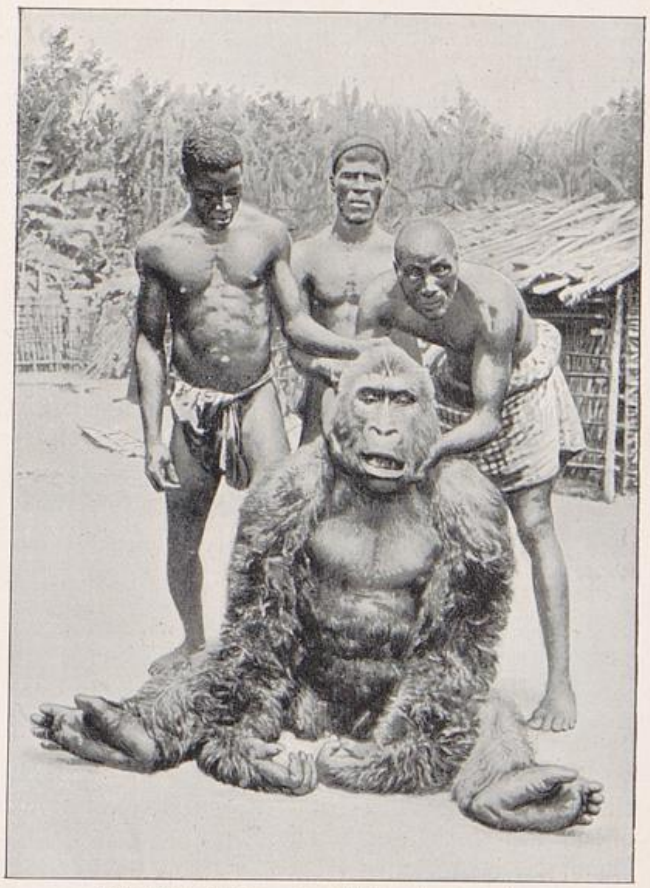
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wohnungen ankündigend, sind die Agáma. Diese Eidechsen zeichnen sich durch ihre ganz beträchtliche Größe — nicht selten beobachtet man Tierchen von 40, ja 50 cm Länge — und namentlich durch ihre prachtvollen, lebhaften Farben aus: der Kopf rot, der Hals grün, Rücken und Schweif rot, gelb, blau und grün durcheinander.

An gefiederten Vertretern der Tierwelt sind an erster Stelle jene Vogelansiedlungen aufzuführen, die bezeichnend für ganz West- und Innerafrika sind. Sie verleihen den Bäumen, die sie mit Vorliebe bevölkern: solchen, die mit einem Teil der Krone über das Wasser herabhängen, sowie Ölpalmen, ein ganz absonderliches Gepräge. Namentlich die letzteren sind oft derart zerzaust, daß die sonst so schönen schlanken Fiederblätter der Krone kahl wie Besenreiser in die Lüfte starren, wenn sie, wie häufig der Fall, ganz mit den eigenartigen Nestern der reizenden kleinen Webervögel bedeckt sind. Die Tierchen gleichen mittelgroßen Finken mit dunkelgefärbtem Kopf, grünlichem oder rötlichgelbem Rücken und gelbem oder weißlichem Bauche. Ihre Nester, zu dreißig und vierzig, manchmal auch zu Hunderten an einem Baum, sind wahre Kunstbauten aus Reisern, Bastfasern und biegsamen Grashalmen. Die im ganzen Urwaldgebiet vorkommenden Nashornvögel und Falkenarten sind besonders häufig in den Parklandschaftsoasen und im Hochwald. Während man diese Vögel zu allen Tageszeiten streichen sieht, läßt sich der Turako meist nur morgens und abends hören. Zur Familie der Helmvögel gehörig, hat er etwa die Größe eines Raben, ist aber prachtvoll lasurblau, gelb und zimtbraun gefiedert. Die ornithologischen Beobachtungen im Urwald sind — vom Laienstandpunkt aus — so ziemlich vollständig mit der Aufführung der häufigst vorkommenden Vögel, der Graupapageien. Auch ihre Hauptflugzeit ist abends vor Beginn der Dämmerung. Wenn der Tag sich neigt, wird, wie bei uns zu Hause, auch hierzulande die gefiederte Welt lebendig. In starken Ketten streifen sie dann durch die Baumkronen und machen sich mit ihrem durchdringenden, knarzenden Gekreisch weithin bemerklich; doch sind sie schlaue Vögel, klug und vorsichtig, und darum nicht leicht zu schießen.

Wenn man die Papageien nennt, muß man auch der Affen Erwähnung tun, dieser vierfüßigen Komiker im Busch, die ihre zweibeinigen geschnäbelten Kollegen an Possierlichkeit und Beweglichkeit noch um ein gut Teil übertreffen. Brehms Wort, daß „der Papagei der gefiederte Affe ist", ist auch umgekehrt richtig. Wo man in Afrika Papageien findet, sind auch die Affen nicht weit: so auch im Waldland Kameruns. Sie leiten hinüber zu den Säugetieren, die den Urwald bevölkern.

Da sind in erster Linie die verschiedensten Arten von Meerkatzen zu nennen; Schimpansen sind häufig und nicht selten jener gewaltige Zweihänder, dessen eigentliche Urheimat ja Guinea ist,



Männlicher Gorilla, erlegt bei der Yaundestation.

der von einem förmlichen Sagenkranz umwobene Gorilla. Am unteren Mbam, im Mwéle- und Esúmland (übrigens überwiegend Parklandschaft) und westlich der Yaundestation ist er geradezu häufig. Das erwachsene Männchen mit mehr als Menschengröße (1,80—2,40 m) und weit breitschulteriger (bis zu 1 m), mit langen, ungemein kräftigen und muskulösen Armen und gewaltigen Händen, mit seinem kammartig gewölbten Nacken, der breiten, tief durchfurchten Nase, der mächtigen, vorspringenden Schnauze, aus welcher ein furchtbares Gebiß mit scharfen Eckzähnen hervorfletscht, der schwarzen Behaarung, die auf dem Genick fast zu einer sträubenden Mähne sich verlängert — ist ein furchtbarer Anblick. Bis vor kurzem wurde

er nur im südlichen Teil angetroffen; in neuester Zeit ward jedoch sein Vorkommen auch am Kreuzfluß (also in Nordkamerun) konstatiert. Sein Entdecker, der schon mehrfach genannte Dr. Mansfeld, hat im gleichen Gewässer — um das hier gleich einzuschalten — die interessante Beobachtung elektrischer Aale gemacht (25).

Dann sind an Säugetieren als Bewohner des Urwaldes zu nennen: Buschkatzen, Stachelschweine, Wildschweine, Antilopen, der rote kleine Büffel und der Elefant. An Raubtieren scheint sich nur der Leopard zu finden. Fast all diesen Vierfüßlern werden wir oben in der Steppe wieder begegnen. Der Vollständigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß die Flüsse, die wir im Küstengebiet mit Flußpferden und Krokodilen bevölkert fanden, dieser ihrer Bewohner auch in der Urwaldzone bis in ihr Quellgebiet sich zu erfreuen haben.

Schlangen sind nicht gerade selten; teils giftig, teils harmloser Natur, braungrau und grünlichgrau, können sie infolge ihrer Färbung leicht übersehen werden. Namentlich wenn sie an den Ästen sich herunterhängen lassen oder am Boden zusammengerollt liegen, hält man sie anfänglich für Lianen. Die harmlosen sind Pythonenarten; die längsten werden bis 4, ja 6 m lang. Dominik berichtet, daß er in einem von ihm erlegten Python ein vollkommen ausgewachsenes unverdautes Wildschwein vorgefunden hat (19). Morgen erzählt, daß von den Eingeborenen Südkameruns eine kleine, etwa $^3/_4$ m lange, schwarze, giftige Natter gefürchtet wird, welche den in ihre Nähe kommenden Menschen anspringe und durch ihren Biß töten könne (28).

Lassen wir uns schließlich noch berichten, daß auch eine Reihe verschiedener Tiere mit Nachtleben: Fledermäuse, fliegende Hunde usw. in den Urwäldern — übrigens auch in der Steppe — Kameruns haust, so haben die hauptsächlichsten Vertreter der Tierwelt dieses Vegetationsreiches Erwähnung gefunden. —

Eine nicht zoologische Bemerkung sei aber hier noch eingeschaltet.

Falsche, von der Wirklichkeit abweichende Vorstellungen herrschen in der Heimat insbesondere über die von seiten der „wilden, reißenden Tiere" vermeintlich drohenden Gefahren. In ihnen werden vielfach die Schrecken der Wildnis gesucht. Allerdings sind Vertreter der Tierwelt Gegenstände der Furcht, ja des Entsetzens für jeden Reisenden in den Tropen, wenigstens in den westafrikanischen, aber sie heißen nicht Leopard, Elefant, Krokodil, Schlange, sondern — Ratten, Ameisen, Sandflöhe, Fliegen.

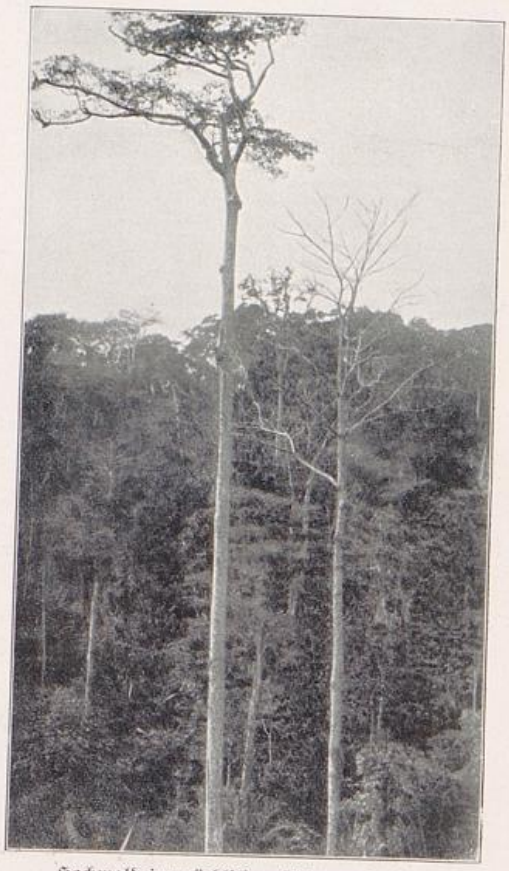
Die Ratten fressen Stiefel und Sandalen an und machen nächtliche Kletterübungen am totmüden Schläfer; die Fliegen dringen in Augen, Mund, Nase, zerstechen den Körper und setzen sich, eitererzeugend, in Wunden; die Ameisen überziehen im Nu den wehrlosen Wanderer, den ahnungslos Rastenden zu Tausenden und martern ihn mit ihren Bissen; die Sandflöhe bohren sich heimtückisch unter die Nägel der Zehen, erzeugen dort Geschwüre und machen den Menschen oft für Wochen vollkommen marschunfähig.

Das sind die vom Wissenden wahrhaft gefürchteten wilden Tiere der Wildnis. Von den vermeintlich so gefährlichen droht dem Menschen fast gar keine Gefahr. Sie fliehen, wenn nicht angeschossen, in die Enge getrieben oder vollkommen überrascht, bleiben unerreichbar in den Dickungen oder verschwinden spurlos in dem dichten Pflanzengewirr. Sucht man nicht als Jäger das sich bergende, verziehende Wild auf, sei es ein Elefant, eine Schlange, ein Leopard, so kann man auch in den gegendenweise sehr wildreichen Gebieten Kameruns wochenlang durch Busch und Gras marschieren, ohne mehr als die Fährten der selbst unsichtbaren Tiere zu Gesicht zu bekommen. — Unglücksfälle durch Tiere kommen auch zu Hause vor.

Der Binnengrenze des Waldmeeres uns nähernd, finden wir allmählich einen Vegetationsunterschied zwischen Nord- und Südteil Kameruns. Dort unten steigt der Urwald, mit Parklandschaft durchsetzt, über die Terrassen hinauf bis zum Randgebirge und greift weit ins Hochland hinein, sich mit dem vom Süden, vom Kongogebiet kommenden Äquatorialwaldausläufer vereinigend. Oben im Norden herrscht bis zum Fuß der Atlantikabdachung des Hochlandes der Urwald, wie wir ihn im vorstehenden kennen gelernt haben. Auch auf den Anfängen derselben ragt er noch in die Lüfte, und zwar meist als majestätisch schöner, reiner Hochwald auf nacktem Felsgestein. Schon aber werden die Bäume lichter, die Tropensonne flutet herein, und statt des Buschwaldunterholzes erheben sich immer mehr und mehr echte Tropenpflanzengebilde: Baumfarne und Ölpalmen. Der Anstieg an der eigentlichen Mauer des Plateauabfalls hat uns zur halben Höhe derselben gebracht: der erstaunte Blick schweift nach Ost und West über Bergketten und Täler weitum, nach Norden an der ragenden steilen Wand hinauf — nicht mehr über die wohlbekannten Urwaldbäume, sondern über ein Palmenmeer:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

zusammenhängende Ölpalmenwälder decken die letzten Vorbergsrücken und Täler, die ganze Steilwand des Plateauabfalls bis fast hinauf zum Hochlandsrande; nur in dem Gewirr der über- und durcheinander geworfenen Bangwa- und Kaboberglandschaft, sowie auf der mächtigen Stufe des Manenguba-plateaus, reicht stellenweise zungenförmig vom Hochland herunter dessen typisches Pflanzenbild Gras; mit Gestrüpp, Baumfarnen und niederem Palmengebüsch auf dem steinigen Boden durchsetzt. Den Urwald finden wir wieder in die tiefeingeschnittenen Wasserrinnen und Talzüge Südadamauas eingesprengt, auf der Hochlandabdachung gegen den Benuë zu, in geschlossenen Massen an deren Fuß; aber nicht annähernd mehr in der Ausdehnung wie im Küstenvorland — zungenförmig legt er sich in die Buchten und Mulden und Kessel der Nordabdachung, der Massive —; und dann, merkwürdigerweise ganz oben im Norden, in der Musgulandschaft, wo er boskettartig vorkommt oder als breiter Galeriewald die zahlreichen Wasseradern begleitet.



Hochwald im nördlichen Küstenvorland.
(Nach Photographie von Zintgraff.)

Diese eben erwähnten Ölpalmenwaldungen, die sich in gleich ausgedehnten geschlossenen Beständen übrigens auch insbesonders im Bakokogebiet finden, wie überhaupt der Ölpalmenreichtum Kameruns ein ganz außerordentlicher ist, sind so ausgedehnt, und die Ölpalme ist eine so wichtige und wertvolle Pflanze vom kolonialwirtschaftlichen Standpunkt aus, daß wir uns sie — und bei dieser Gelegenheit auch gleich die anderen hauptsächlichsten wild wachsenden einheimischen Nutzpflanzen der Kolonie, die eine Rolle in praktischer Kolonialverwertung teils schon spielen, teils zu spielen berufen sind — etwas näher betrachten wollen. (Die Plantagenpflanzen der Europäer werden wir im letzten Abschnitt kennen lernen.) Die größere Zahl derselben gehört sowieso der Urwaldregion, den in ihr herrschenden geographischen und klimatischen Verhältnissen an; die des Hochlandes seien der Vollständigkeit halber gleich hier im Anschluß daran besprochen.

Auch diejenigen einheimischen Kultur- oder Farmpflanzen, die in den Pflanzungen der Eingeborenen von diesen gebaut werden, wegen ihrer Bedeutung als Kolonialprodukte aber den Nutzpflanzen der Kolonie zugezählt werden müssen, seien hier mit hereinbezogen. (Die eigentlichen Farmpflanzen

der Neger, die nur als Nahrungsmittel für diese Bedeutung haben, werden wir, gleich den ausgesprochenen Haustieren, kennen lernen, wenn wir die Menschen, die eingeborene Bevölkerung unserer Kolonie, aufsuchen.)

Also zuerst die Ölpalme.

Mit ihrer breiten, vollen Krone von sanft gebogenen Wedeln, die mit weichen, meterlangen Fiederblättern dicht besetzt sind und im leisesten Windhauch schwankend wogen, ist die Elaïs guineensis eine Pflanzengestalt von vollendeter Anmut. Stark und gerade steigt der Schaft empor, 15 und 20 m und darüber. Die die dichte Krone bildenden 5 und 6 m langen Wedel strahlen, zwanzig bis fünfundzwanzig an der Zahl, gleichmäßig nach allen Seiten aus. In den Blattachsen der Krone setzen die massigen Fruchtstände an, die aus einer großen Menge (oft mehrere hundert) festsitzender, eng aneinander gedrückter und deshalb abgeplatteter Einzelfrüchte von Pflaumengröße bestehen. Diese aufwärtsgerichteten, zirbelnußähnlichen Fruchttrauben erreichen nicht selten ein Gewicht von 15, ja 20 kg; zwischen den zusammengepreßten Kernen starren kurze Stacheln hervor. Die Einzelfrüchte, unten rotgelb, oben tief braunrot, bestehen aus dem fetthaltigen Fruchtfleisch als äußerer Hülle und dem von steinharter Schale umgebenen, haselnußgroßen eigentlichen Palmkern, in das Fruchtfleisch eingebettet.

Die Gewinnung des Palmöles geht in der Weise vor sich, daß die von den Fruchtständen abgepflückten Palmnüsse, wie sie sind, in Wasser erhitzt und dann in großen Trögen (ausgehöhlten Baumstücken) mit Stampfen und Stößeln oder auch den bloßen Füßen ausgestampft werden. Bei reichlichem Zugießen von Wasser schwimmt das aus dem Fruchtfleisch durch das Stampfen herausgepreßte Öl oben, wird abgeschöpft und zur Reinigung von anhaftenden Fasern durchgesiebt. Die Siebe der Eingeborenen bestehen aus feinmaschigem Gitterwerk von Pflanzenfasern. Das so gereinigte Öl wird in Flaschenkürbisse abgefüllt, die dann mit Bananenblattstöpseln verschlossen werden: es ist zum Gebrauch und Verkauf fertig. Sehr rasch dickt es ein, wird aber bei nur geringer Erwärmung leicht wieder flüssig. (Den ersten maschinellen Versuch der Palmölgewinnung hat die Gesellschaft Nordwestkamerun in ihrer Ölfabrik in Mamfe am Manju begonnen.) Das in Westafrika von Eingeborenen in den Handel gebrachte Palmöl ist also stets aus dem den eigentlichen Palmkern umgebenden Fruchtfleisch gewonnen. Das den Eingeborenen abgekaufte Palmöl wird von den weißen Kaufleuten erst nochmals in großen Kesseln ausgekocht zur Ausscheidung von Unreinigkeiten, die bei dem primitiven Durchsieben sich noch finden, dann in Fässer gefüllt und so auf die Schiffe verfrachtet.

Die Palmkerne, von denen das Fruchtfleisch entfernt ist, werden von den Weibern und Kindern mittels Steinen aufgeklopft, und der bläulichweiße, stark ölige Nußkern in Körben zum Verkauf gesammelt. Das sind die sogenannten „Palmkerne", wie sie im Handel heißen, streng genommen also die Nüsse der Palmkerne. Auch aus ihnen wird Öl gewonnen, aber niemals in Afrika, erst in Europa: das Palmkernöl.

Nicht minder wichtig war und ist für den Handel die Gewinnung des Gummi; ist dieser doch ein Hauptausfuhrartikel Kameruns.

Die Gewinnung des Gummi aus dem im Urwald wild wachsenden Gummibaum und der Gummiliane (Landolphia- und Ficusarten) ward den Eingeborenen erst von den Europäern gezeigt, und zwar vor verhältnismäßig kurzer Zeit; in Kamerun erst im Jahre 1885 durch die Schweden Knudson und Waldau.

Regelrecht wird der klebrichte Milchsaft der Pflanze, der eben den Gummi bildet, dadurch gewonnen, daß in die Rinde Einkerbungen gemacht werden und die herausträufelnde Flüssigkeit in Gefäßen aufgefangen wird. Das geht aber den Eingeborenen viel zu langsam. Mit seltenen Ausnahmen hauen sie einfach die Stämme und Ranken ab und erhalten dadurch allerdings die Milch reichlicher und rascher. Aber die betreffende Pflanze verblutet sich und stirbt, wenigstens teilweise, ab.

So ungeheure Mengen dieser beiden gummiliefernden Pflanzen in den Kameruner Wäldern wachsen — insbesondere im Süden, aber nicht zum letzten auch auf dem Hochland und im Bennuétal — so sah man sich doch mit der Zeit, angesichts des geschilderten Raubbaues, nach Ersatz um. Im Urwald Nordkameruns wurde vom Botaniker Dr. Schlechter die Kickxia elastica gefunden, im Lagosgebiet schon seit längerer Zeit bekannt; nicht lange darauf auch von v. Stein in den Urwaldgebieten Südkameruns in unermeßlichen Beständen.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind zwei weitere Pflanzen; die eine in ganz Adamaua wild wachsend sowohl, als auch von den Eingeborenen als Farmpflanze gebaut, die zweite im ganzen Schutzgebiet nur als solche gepflegt: der Kolanußbaum und die Erdnuß.

Ersterer (Sterculia acuminata) ist ein hübsch gebauter, etwa 2 m hoher Baum mit dichter Laubkrone aus kräftigen, tiefgrünen Blättern. Die Frucht ist fast so groß wie eine Kokosnuß, mit harter Schale. Ist diese aufgeschlagen, zeigen sich im Innern fünf bis sechs große Kerne in weißen, starken Häuten, die nebeneinanderliegen, etwa recht großen Orangenschnitten ähnlich. Häutet man einen dieser Fruchtteile, so zeigt sich in ihm endlich der eigentliche, eßbare Kern, der wieder aus mehreren ungleichmäßig gelagerten, abgeplatteten Schnitten besteht, die sich mit dem Fingernagel trennen lassen. Man hat sich bald an den herben, zusammenziehenden Geschmack gewöhnt, und jeder Reisende hat tatsächlich mit Verwunderung an sich selbst bemerkt, wie anregend und belebend der Genuß von einigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Äsende Elefanten.

Nach einer Skizze von Ernst M. Heims.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Äsende Elefanten.

Nach einer Skizze von Ernst M. Heims.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schnitten bei starken körperlichen Anstrengungen wirkt. Von alters her im ganzen Sudan als Stimulans begehrt, ist der Inlandverbrauch bedeutend, und die Träger des Handels, die Hauffakarawanen, haben z. B. im Jahre 1808/09 nicht weniger als etwa 84 000 kg aus Kamerun fortgeführt.

Die Erdnuß (Arachis hypogaea) ist eine niedere wickenartige Pflanze und trägt Schotenfrüchte. In einer Schote befinden sich stets zwei etwa 2 cm lange, längliche Kerne, mit graubraunem Häutchen überzogen. Sowohl roh als namentlich geröstet sind sie äußerst wohlschmeckend, feiner als Haselnüsse. Das Wichtigste ist ihr außerordentlich starker Ölgehalt: bei nur leichtem Drücken mit einem Steine liefern sie reichlich klares, reines Öl, das, gereinigt, dem feinsten Olivenspeiseöl in keiner Weise nachsteht. An der ganzen Westküste ist der Handel mit Arachiden ein sehr bedeutender — auch in Kamerun wird diese Pflanze noch eine Rolle spielen.

Eine Reihe von Nutzholzarten findet sich in den unermeßlichen Urwäldern; Faserstoffe (Piassava) geben palmenähnliche Gewächse (Rotangpalmen). Der Kaffeebaum und Kaffeestrauch wachsen wild in unserem Schutzgebiete; Anbauversuche in den nach Lage und Boden voraussichtlich sehr günstigen Hochlanden sind noch in keiner Weise gemacht worden. Von untergeordneter Bedeutung sind verschiedene Gewürze: Pfeffer (der Pfefferstrauch ist außerordentlich häufig, namentlich im Urwald), Kardamom, Ingwer u. a.

Zu erwähnen wären auch noch das aus der Rinde einer Akazie gewonnene Gummi arabikum und die sehr fettreichen Früchte des Butterbaums, die Schinüsse, zwei Produkte Adamauas (Ausfuhr des ersteren 1908 immerhin 266 000 kg). Versuche, die Mangrovenrinde als Gerbstoff zu verwenden, sind noch nicht abgeschlossen.

Speziell endlich in Adamaua und im Tsadgebiet vorkommend und dort zum Teil als reguläre Kultur bereits betrieben, sind die Baumwolle, der Reis und die Indigopflanze zu nennen. Namentlich die Baumwolle wäre von höchster Bedeutung. Nach den bisher eingeschickten Proben scheint die im Tsadgebiet wachsende Baumwolle von recht guter, die aus dem Binnenland jedoch von schlechterer Qualität zu sein (15).

Wildwachsend zum Teil, zum Teil eifrig angepflanzt, namentlich im Hochland, muß die Tabakstaude noch genannt werden.

Erwähnen wir endlich noch, daß auch Ananas und Edelbanane in reichster Fülle vorhanden sind, daß Adamaua eine wahre Kornkammer an Mais und Hirse ist, daß zahlreiche Arzneipflanzen bereits entdeckt worden sind, sind wir uns bewußt, daß wir mit vorstehender Aufzählung nur die bedeutenderen Nutzpflanzen uns vorgeführt haben, ohne hier auf die Plantagenpflanzen (Kakao usw.) eingegangen zu sein, gedenken wir der noch äußerst lückenhaften Kenntnis der Pflanzenwelt Kameruns überhaupt, so dürfen wir unschwer zu der gegründeten Überzeugung gelangen, daß die Kolonie wahre Schätze in sich birgt, die zu heben es nur der Zeit und konsequenter Arbeit bedarf.

Vergleiche zu diesem Kapitel über „Nutzpflanzen" auch Abschnitt VI, wo von den Plantagenpflanzen ausführlicher die Rede sein wird.

Nun aber wollen wir unsere ziemlich lang unterbrochene Wanderung durch die Pflanzen- und Tierwelt wieder aufnehmen.

Wir stehen an der Inlandgrenze der Waldzone.

Gewaltige Flächen sind es, die die Waldmeere geschlossen überziehen, von der Küste an bis zum Hochlandsrand in einem 150 bis 200 km breiten Gürtel, der, im Süden der Kolonie nach Osten landeinwärts umbiegend, als ein etwa 250 km breites Band sich der ganzen Südgrenze entlang lagert. Inseln

gleich liegen darin die kleinen Ansiedelungen der Eingebornen, ihre oft weit ausgedehnten Farmen, oasengleich die offenen freien Plätze der Parklandschaft.

Der nächste Schritt bringt uns in das dritte Bedeckungsreich unserer Kolonie, in die Steppe.

In ihrer Gesamtheit deckt sie — den Urwaldstreifen im Süden ausgenommen — das ganze Hochland bis hinüber zum 15. Längengrad und darüber hinaus, die Massivregion Adamauas und die Flächen bis hinauf zu den Sumpfebenen des Tsad- und Sharigebietes. Und doch ist der Eindruck grundverschieden, je nachdem man im Norden oder Süden aus den Urwaldhallen in sie hinausschreitet. Dort oben zeigt sie sich in der Form des Graslandes, im Süden tritt sie uns als Parklandschaft entgegen. In der Massivregion Adamauas werden wir ihre dritte Form, in der sie von da ab gen Norden zu, immer mehr zum Dornbuschwald sich wandelnd, das Land überkleidet, den Steppenbuschwald, kennen lernen.

Besser als durch langatmige, gelehrte und dadurch — langweilige „Erörterung und Spezifizierung" werden uns diese drei verschiedenen Formen eines großen Vegetationsreiches vors Auge treten, wenn wir frischweg in sie hineinschreiten. Und so wollen wir da beginnen, wo der Gegensatz zum eben verlassenen Urwaldgebiet am schroffsten zum Ausdruck kommt, an seiner in steilem Anstieg erklommenen Nordgrenze.

„Zwei verschiedene Welten liegen vor den Augen des Forschers, wenn er, auf den Höhen vor Bali haltmachend, den Blick nach Norden und Süden wendet (auf 1500 m Meereshöhe). Rückwärts gegen Süden stürzen die Hänge steil ab in Täler und Schluchten, und Berg reiht sich an Berg, mit Ölpalmen überdeckt, aus Tiefen von 500 und 1000 m rauschen die Wasser herauf, bis hinaus in die fernsten Weiten schweift der Blick über das ganze durchschrittene Urwaldgebiet da unten — vorwärts nach Norden, Osten und Westen: Hügelwelle auf Hügelwelle, dazwischen weite Täler, und wie grüne Wogen schwanken in ungemessenen Flächen die hohen Schilfgräser darüber hin. Fern am Horizont grenzen in blauer Luft verschwimmende Bergketten das weite Landschaftsbild ab. Dieses windgepeitschte Grasmeer mit seinen 2, 3 m hohen Halmen, mit seinen nebelumwallten Höhen, mit seinen Hirsefarmen gibt die frohe Gewißheit, die Südgrenzgebiete Adamauas erreicht, betreten zu haben.

Der erste Anblick dieser wogenden, grünen Meere ist überwältigender fast als der der Urwaldmassen des Waldgebietes. Da unten wirken die Ausmaße in der Senkrechten, hier oben die maßlosen Flächen. Panaceen, 2 m und höher, schießen, oben scheinbar lückenlos geschlossen, büschelförmig aus gesonderten, erhöhten Wurzelstöcken auf. Der Boden zwischen den letzteren ist nackt, hart und mit festem Quarzgeröll bedeckt. Mit scharfen Schilfblättern sind die starken Halme bewehrt, die beim Durchmarsch bald blutige Furchen über Gesicht und Hände ziehen. Blumenschmuck ist der reinen Grassteppe fremd; nur verstreut wächst die mattrot oder gelb blühende Indigostaude, ein Ockerstrauch mit seinen gelben und roten Farben steht da und dort, Gespenstig ragt ab und zu das knorrige, krüppelhafte Geäst einer einzelnstehenden Zwergakazie aus dem Halmenmeer hervor. Die Rinde ist geborsten, Stamm und Äste angekohlt von den jährlich wiederkehrenden Grasbränden; doch unermüdlich sprossen bald wieder die Blätter, unermüdlich ersetzt der zähbelige Baum, was das Feuer zerstört hat.

Diese Grasbrände sind ein gewaltiges Naturschauspiel. Wie sie einst die karthagische Flotte vor mehr als zweitausend Jahren geschaut, als sie an der unbekannten Küste nach Süden drang, wie sie Mungo Park vor hundert Jahren im Hinterland des Gambia gesehen, so wälzen sich auch heute noch über die Savannen des dunkeln Erdteils die Flammenmeere dahin. ‚Die im Dezember und Januar aufflammenden Grasbrände kündigen sich, aus dem Innern näher kommend, schon Wochen voraus durch bräunlichen Duft an, der über der ganzen Landschaft lagert. Bisweilen bringt auch der Nordost ein förmliches schwarzes Schneegestöber, indem er die verbrannten Grashalme vor sich her treibt. Tagsüber ist dann die Landschaft in Rauchwolken gehüllt, abends aber fesseln das Auge prächtig schöne Bilder in ihrer unendlichen, stets überraschenden Mannigfaltigkeit. Dort loht es auf, als riesenroter Hintergrund die Umrisse von Hütten, Bäumen und Höhen scharf zeichnend, da brennt ein ganzer Berg, hier zieht sich eine feurige Schlange durchs breite Tal und kriecht dann hinauf zur Höhe, und dort drüben endlich kommt es angewälzt in geschlossener, riesiger Breite, gleich anrückenden Sturmkolonnen, und das Prasseln des Feuers, das Freiwerden und plötzliche Verdampfen der gebundenen Dünste und Flüssigkeit gleicht dem Geknatter der Gewehre.' Über eines aber ist man trotz dieser Großartigkeit anfänglich eigentlich enttäuscht. Wer hätte nicht von den amerikanischen Prairiebränden gelesen, daß sie in rasender Eile dahinbrausen, und kaum die flüchtigsten Tiere sich retten könnten? Hier in der Steppe Kameruns geht das nicht so geschwind. Nicht bloß jeder Vierfüßler, auch der Mensch kann den Grasbränden, selbst bei großer Nähe, mit Leichtigkeit sich entziehen; höchstens daß man hier und da mal ein bißchen Laufschritt einschalten muß. Die Grasbrände werden meist von den Eingeborenen absichtlich gelegt und unterhalten, um wieder freieren Überblick zu gewinnen, zur Rodung und Düngung neu zu bebauender Flächen zugleich. Auch zu jagdlichen Zwecken werden sie angezündet, und nebenbei fällt doch auch manche der häufigen Schlangen dem feurigen Element zum Opfer.

Doch entbehren auch die eigentlichen Grasgebiete durchaus nicht höherer Vegetation. In

den Mulden und Tälern längs der zahlreichen, quellfrischen Wasserläufe ziehen sich Waldstreifen: dichter Busch, Buschwald und hohes Schilf auf feuchtgrundigem, streckenweise sogar sumpfigem Boden. Diese Waldstreifen bleiben ewig frisch und grün; die Grasbrände dringen nie in geschlossene Holzbestände, versengen höchstens die Ränder. In ihnen erinnert uns die Natur, daß wir eben doch mitten in den Tropen uns befinden; als wollte sie für die sonst so einfachen Pflanzenformen uns entschädigen, häuft sie in diesen in die Talsohlen eingesprengte Buschvegetation eine solche Überfülle von Lebenskraft, daß der Faden der Gesetzmäßigkeit ganz zerreißt. Hier treffen wir die meisten Bekannten aus dem Buschwald der Waldlandstufe wieder.

An gleichen Orten wie diese Waldstreifen findet sich auch in langausgedehnten Hainen die Raphia, diese dem reinen Grasland so recht eigene Palme. Ihre Bestände treten nicht selten ganz an Stelle der Buschwaldbäume; an anderen Wasserläufen sind Laubbäume und Weinpalmen gemischt.

Ein so häufiger Baum auch die Raphia ist, das Auge erfreut sich doch jedesmal wieder an dem Anblick dieser vollendet schön gebauten Palme. Geradezu riesenhafte Gebilde bekommt man zu Gesicht. Der Wurzelstock oder Stammstrunk, wie man es nennen will — einen eigentlichen Stamm besitzt die Raphia ja bekanntlich nicht — von einem Umfang von 3 m, dreißig bis vierzig Wedel, jeder 15 bis 20 m lang, und am unteren Ende der Blattrippe fast schenkeldick: solche Palmen sind durchaus keine Seltenheit" (23).

Diese Vegetationsform, die reine Grassteppe, finden wir im Hochland Kameruns nur in den höher gelegenen Teilen (von 1400 m Meereshöhe an), sowie auf den Plateaus der ausgedehnten Berghorste der Massivregion Adamauas, des Alantika-, Shari-, Tschebtschimassivs u. a. — sie wogt nur auf freien, frischen Höhen. Noch höher hinauf, auf den windumbrausten, nebelumwallten Sätteln und Pässen nimmt die Flora ausgesprochenen alpinen Charakter an.

Spärlich und nieder wird das Gras gleich dem Berggras der heimischen Alpen, latschenartiges Gestrüpp kriecht über das Felsgeröll, und auf den über 2100 m hohen Hochpässen des Muti, des Kumbolandes u. a. finden sich Orchideen sowie enzian-, alpenrosen- und gentianenähnliche Pflanzen. Eine heimische Bergfahrt glaubt man zu machen über Hochalmen, Schuttkare, durch Bergwälder und vom Wildwasser überrauschte moosbekleidete Felsplatten.

Drüben bei Ngaumdere finden wir die reine Grassteppe wieder, aber die Mächtigkeit der Halmenhöhe mindert sich; Hüfthöhe nur erreicht das Gras. Dafür ist es weicher, dichter und nahrhafter; zahlreiche Rinderherden gehen hier zur Weide.

Die verbreitetste Vegetationsform der Steppenflora ist der Laubbuschwald; er bedeckt den größten Teil des Hochlandes und der Massivregion. Im Süden lichtet er sich zur Parklandschaft, die oasenartig auch in der Umgebung von Garua, am Fuß des Shari- und Alantikamassivs und an anderen Orten auftritt (siehe Abb. S. 32 u. 35). Charakteristisch für sie sind die Adansonia (wie in den Savannenoasen des Urwaldes) und die Fächerpalmen, in Mittel- und Nord-Adamaua Tamarinden und Butter- oder Schibäume (die die oben erwähnten Schinüsse liefern). Der eingesprengten Urwaldstreifen geschah bereits Erwähnung; die Wasserläufe und ihre Hänge umkleidet ausnahmslos, wie in der reinen Grassteppe, dichter Galeriewald.

„Die Bäume des Steppenbuschwaldes haben zum großen Teil ein und denselben Charakter; sie besitzen im allgemeinen die Höhe unserer Obstbäume, erinnern auch in ihrem krummen, knorrigen Wachstum an diese. Sie sind mit großen, harten, lederartigen Blättern bedeckt, welche trotz ihrer trockenen Beschaffenheit die frischeste, hellgrüne Farbe zeigen können. Die Krone ist meist sehr licht; kein Steppenbaum gibt guten Schatten. Auch die Dichtigkeit, mit der die Bäume beisammen stehen, wechselt sehr; niemals jedoch stehen sie so gedrängt, daß sich ihre Kronen im Wachstum gegenseitig behindern. Unterholz ist häufig, aber nicht immer vorhanden und dann oft dorniger Natur" (31). Gerade damit erweckt er nicht selten heimatliche Erinnerungen. So umsäumen die Ufer des Nunstromes im Sultanat Bamum auf lange Strecken Dornhecken, in Strauch und Blatt und Blume ganz und gar unseren Heckenrosen gleichend. Am Boden selbst wächst als letztes in vertikaler Richtung auftretendes Glied gewöhnlich Gras.

Das ist das botanische Landschaftsbild des ganzen Kameruner Hochlandes, des weiten Benuëtales bis zum Südfuß des Hossere Mandara, der Grenzmarke zum Tsadgebiet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bevor wir in diese letzte geographische Zone eintreten, wollen wir die Tierwelt Adamauas Revue passieren lassen. Wir haben die Wasserscheide gegen den Atlantik überschritten und damit die Grenzlinie zwischen oberguineischer und Sudanfauna; Wasserscheiden spielen in der Verbreitung von Tierarten bekanntlich eine wichtige Rolle.

Was Arten anlangt, finden wir immerhin eine stattliche Anzahl bekannte aus dem Waldland; das Kleid nur ist bei einzelnen Vertretern schmuckloser geworden.

„Ratten und Mäuse, Sandflöhe und Ameisen, Flattertiere und kleinere Amphibien treiben hier ihr Unwesen wie dort. Aus Erdspalten und Erdlöchern sah ich die langen Kolonnen der Treiberameisen herauskommen, deren Vorbeimärsche oft stundenlang dauern; ich beobachtete einen solchen Zug einmal vormittags beginnend über zwei Stunden; als ich dann nachmittags wieder nachsah, währte er in unverminderter Stärke, und ich hatte nach weiterer einstündiger Beobachtung keine Zeit mehr, das Ende abzuwarten. Libellen gaukeln an den Wasserläufen; Moskitos tauchen in der Regenzeit, aber nur in dieser, und nicht zahlreich auf.

Seltsam geformte Gebilde ragen aus dem Grün, rotschimmernd, täuschend ähnlich bald riesigen, mehrhutigen Pilzen, bald zinnengekrönten Bastionen; 2, 4 und 5 m hoch: die aus dem roten Laterit zusammengeklebten Bauten der Termiten.

Ein Tier muß bei diesen kleineren Vertretern der Tierwelt genannt werden, das durch die Massen, in denen es auftritt, wirkt: die afrikanische Wanderheuschrecke. In zwei Trockenzeiten sah ich ihre ungeheuren Schwärme über die Grassteppen Westafrikas ziehen: ein großartiges Naturschauspiel, von dem nur der sich einen Begriff machen kann, der es gesehen. ‚Baliburg, 1. II. 92. Gegen 2^{30} p. m. kamen vereinzelte Tiere aus Osten, gewissermaßen als Eclaireurs voran, und nun auf einmal, 10 Minuten nach 2^{00}, quollen zwischen zwei Hügeln, in einer Breite von mehreren Kilometern, die dichtesten Wolken, so dicht und breit, daß ein Durchsehen unmöglich war, und buchstäblich Dämmerung eintrat. Das Geräusch dieser Tausende von Milliarden glich dem entfernten Rauschen eines mächtigen Wasserfalles. Im Augenblick war alles besetzt, Hütten, Wege, Geräte, Bäume, Boden; alles so dicht, daß auch nicht das Geringste des bedeckten Gegenstandes mehr sichtbar war. Und als der Schwarm nach Norden und Nordwesten weiter zog, und die Sonne von rückwärts in die Massen hinein schien, glaubte man das dichteste Schneegestöber zu erblicken, hervorgerufen durch das Glitzern der von den Sonnenstrahlen beschienenen weißen Flügel der Tierchen.‘ Der Neger ißt sie roh, in Palmöl gebraten und gedörrt mit Leidenschaft. Das Tier gleicht an Größe und Gestalt vollkommen unserer großen, grünen Heuschrecke, nur die Farbe ist verschieden: die Wanderheuschrecke ist braun“ (23).

Von Schlangen gibt es mehrere Arten und, wie es scheint, fast alle giftig; insbesondere die sogenannte Rhinozorosschlange ist gemein. Ihren Namen hat sie von den zwei höckerartigen Auswüchsen, die auf dem unförmigen, dreieckigen Kopf aufgesetzt sind.

Die Familie der Eidechsen ist im Grasland vertreten durch weit schlichter gezeichnete Angehörige: seltener ist die farbenprächtige Agama, weit häufiger der braune Gecko, der nicht selten bis zu 4 Fuß lange Leguan und das Chamäleon. Die Riesen dieser Saurierfamilie, die Krokodile, bevölkern, noch zahlreicher wie unten im Waldgebiet, die Flüsse. Wo sie hausen, fehlt auch nie das Flußpferd, so daß wir also diese beiden Bekannten von früher auch hier oben nur zu häufig wiederfinden. Auch an Fischen (meist Welsarten) überreich sind die Wasser.

„ntchén, ninguátt, nyátt fántu itét abútiti“ lautet das geflügelte Wort des Hochlandstammes der Bali; das heißt: der Elefant, das Flußpferd und der Büffel sind drei schlimme Brüder.

Der Büffel der Steppe ist stärker als sein Vetter unten im Waldland und zeigt dunkle, fast schwarze Decke; gegendenweise findet sich auch die kleinere rote Art.

Der Elefant ist — vorerst noch immer — gleich häufig im Urwald wie in der Steppe, am Ufer des Tsad geht er zur Tränke. Von den in der Heimat in zoologischen Gärten usw. gesehenen darf man keinen Rückschluß auf das Tier in der Freiheit machen, wenigstens nicht auf den afrikanischen Elefanten. Der indische Elefant — denn dieser ist es nur, den wir zu Hause zu sehen bekommen — sieht gutmütiger aus als sein afrikanischer Vetter; dazu hat er weit kleinere Ohren und Zähne. Anders der Afrikaner: 10 bis 12 Fuß hoch, niedrige, flache Stirn, seitwärts davon ungeheure Ohren, die die Schulterblätter fast verdecken; mächtige Stoßzähne, entweder geschwungen wie ein Sarazenensäbel oder fast gerade neben dem Rüssel weit vorragend: so präsentiert er sich in der Wildnis, in der Freiheit. Schon wie er so dasteht, breit und behaglich im Urwald oder in einem seiner Lieblingsaufenthalte, einer Raphianiederung im Grasland, mit dem Wedel sich die Fliegen abwehrend, die großen Ohren auf und zu klappend, hin und wieder eines der säulenartigen Beine hebend, während sich der tastende Rüssel bald nach links, bald nach rechts in die Höhe reckt, Äste, Zweige, junge Bäume, die frisches Laub oder wohlschmeckende Früchte tragen, scheinbar ohne jede Kraftanstrengung fassend, biegend, brechend und das Grünzeug mit dem Finger des Rüssels in das unersättliche Maul verschwinden lassend: tritt einem die richtige Verkörperung sich selbst nicht bewußter afrikanischer Urkraft entgegen. Truppweise, herdenweise leben die Tiere zusammen. Natürlich sind sie nicht so dicht zu treffen wie ein Rudel Rehe oder Schafe; auf einige Quadratkilometer verstreut treiben sich Herden von zwanzig bis dreißig und noch mehr herum (23).

Noch ein paar zoologische Notizen aus Brehm über den mächtigen Dickhäuter: „Die Größe, d. h. Höhe des afrikanischen Elefanten überschreitet wohl nie 10 bis 12 Fuß, am Widerist gemessen; es ist das schon eine ganz respektable Höhe. Die Leibes-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

länge schwankt zwischen 10 bis 15 Fuß, der Rüssel wird 6 bis 8 Fuß lang. Das Gewicht eines erwachsenen Elefanten darf man auf 9000 bis 10000 Pfund schätzen. Gewaltige Dimensionen nehmen die Stoßzähne an." Bei ausgewachsenen Exemplaren beträgt die Länge eines Zahnes selten unter 1 m bei einem Gewicht von 30 bis 35 kg; einzelne erreichen Ausmaße über 2 m und eine Schwere von 50 kg und mehr (siehe Abb. S. 55).

Der Neger stellt den Tieren des Fleisches und des Elfenbeins wegen fleißig nach. Auf jede nur mögliche Weise, auch mit vergifteten Waffen, jagt er den Elefanten, und richtet so die gleiche Verwüstung wie die Jagdzüge der Weißen an, durch die vom Weißen geförderte Habsucht angeregt. Nach der Schätzung eines der berufensten Elfenbeinhändler, Westendorp, sollen jährlich an sechzigtausend Elefanten das Leben lassen müssen, um der Nachfrage nach Elfenbein Genüge zu tun. Daß es auf diese Weise nur noch eine Frage der Zeit ist, bis die „Kultur" mit den harmlosen, gutmütigen Riesen der Tierwelt aufgeräumt hat, wenn anders nicht energische Gegenmaßregeln getroffen werden, liegt auf der Hand.

Die umstrittene Frage der Zähmbarkeit des westafrikanischen Elefanten hat Dominik bereits vor Jahren durch geglückte Versuche auf der Yaundestation bejahend gelöst. Eines der Tiere brachte er in den zoologischen Garten nach Berlin.

Wie in der Natur, so hat auch hier in der Schilderung dieser ungefüge Dickhäuter ungebührlich viel Platz beansprucht. Flüchtiger müssen wir weiterwandern, um nur flüchtig die hauptsächlichsten Vertreter der Tierwelt kennen zu lernen: allzu vielgestaltig und artenreich kreucht und fleucht es in Kamerun. Doch trifft man vielfach auf eine Überschätzung des quantitativen Wildreichtums der Kolonie; manche Landschaften sind wahre Dorados (so insbesondere das Tsadgebiet und einzelne Flußtäler des Hochlandes); einige wieder recht spärlich bevölkert (Dominik sah z. B. auf seinem Zug von Yaunde bis hinüber zur Ostgrenze „kein einziges Stück Wild auf den Läufen" [20]).

„Da finden wir Schuppentiere und Pinselohrschweine, zahlreiche Antilopenarten von der niedlichen reizenden Zwergantilope bis zum mächtigen Wasserbock und der Kuhantilope von der Größe unserer Hirsche, die in Herden bis zu zweihundert Stück die Steppe durchstreift. Da finden wir ferner unsere Meerkatzen wieder und die ungleich stärkeren und größeren Schimpansen, sowie Paviane; dagegen fehlt der Gorilla. Da finden wir Eichhörnchen und Baumratten, Wildkatzen und die sich durch ihren Geruch bemerkbar machende, aber meist unsichtbar bleibende Zibetkatze. Da finden wir endlich, bei den Katzenarten angelangt, den auch als Waldbewohner schon genannten Leoparden.

‚Ebenso schön als gewandt, ebenso kräftig als behend, ebenso klug als listig, ebenso kühn als verschlagen' schildert Brehm diese prächtige Katze; ich unterschreibe jedes Wort, nur — nach meinen Erfahrungen und Erzählungen der Neger der von mir durchwanderten Gebiete Nordkameruns — muß noch hinzugefügt werden: ‚ebenso mordlustig gegen Tiere wie feig gegen den Menschen.' Wie alle Katzen hat er ein außerordentlich zähes Leben. Ich habe einmal den Fang eines Prachtexemplars in einer Wildgrube mit angesehen: Speer auf Speer schleuderten die Bali hinunter, wo das Tier bereits schwerverletzt auf einem der spitzen Pfähle hing; aus zahlreichen tiefen Wunden floß das Blut, und immer noch krümmte sich der schlanke geschmeidige Leib, peitschte der Schweif die Wände der Grube, fuhr zornfunkelnden Auges der Kopf mit aufgesperrtem Rachen bald an diesen, bald an jenen Speerschaft, und krachend splitterte das Holz unter dem Gebiß. Überrascht und schlecht angeschossen oder in die Enge getrieben mag er sich wohl auch gegen Menschen zur Wehr setzen, und wird dann zweifelsohne furchtbar mit seinen messerscharfen Krallen und spitzen Zähnen.

Vielartig und scharenweise ziehen die gefiederten Bewohner der Grasgebiete und Savanne durch die Lüfte; vom kleinen Webervogel und farbenprächtigen Blumenfauger bis zum Raben, zur Eule, zum Turako und Graupapagei, der in den rauheren Grasgebieten von der grünen Papageitaube abgelöst wird. Häufig kreisen auch hoch in den Lüften Raubvögel. An jagdlichem Federwild ist aufzuführen das Savannenhuhn, ähnlich unseren Rebhühnern, mit etwas längerem Schnabel und dichterem Gefieder. Dann zahlreiche Tauben, unseren Wildtauben ähnlich; nur ist bei den afrikanischen Brust und Bauch zartrosa angehaucht. Schnepfen, Perlhühner und zahlreiche Wasserhühner bevorzugen die Savanne als Aufenthaltsort. Eine Überraschung ward mir auf der Station Baliburg im November 1891 zuteil: ein Gruß aus der Heimat in Gestalt der Schwalben, die eines Tages plötzlich ganz vergnügt und in ziemlicher Zahl ihr blitzschnelles Spiel durch die Luft trieben über Afrikas grünen Savannen am Äquator wie im Norden über Feld und Flur der Heimat" (23).

Jede Vorstellung übertrifft, qualitativ und quantitativ, die an vielen Hochlandflüssen (Nun, Meng, Djerem u. a.) vorkommende Vogelwelt. Unglaubliche Scharen von schwarzen Störchen, Reihern, Ibissen, Enten, Trappen, Wildgänsen, Bekassinen, Rohrdommeln u. a. — auch der schön gefiederte Marabu ist nicht selten — bevölkern die stellenweise sumpfigen Ufer (6).

Der dritten geographischen Region nahe, beginnen allmählich Vertreter neuer Arten sich zu zeigen. Auf der Hochfläche von Ngaumdere hörte allnächtlich die Paffargesche Expedition „das widerliche Heulen der Hyänen vor der Stadt, welche mit den Aasgeiern zusammen das Auffressen und Fortschleppen der Leichen besorgen". Auch der König der Tiere tritt hier bereits auf: der Löwe, dessen vereinzeltes Vorkommen übrigens bis Joko hinunter nachgewiesen ist; und ganz sporadisch das Nashorn.

Wir sind am Fuß des Mandarabergstockes angelangt.

Beim Weiterwandern begleitet uns auch weiterhin der Steppenbuschwald. Scheinbar unverändert, wandelt sich doch mählig sein Aussehen: der Laubbäume werden immer weniger, immer mehr Akazienarten mischen sich darein — unvermerkt ist der Laubbuschwald zum Dornbuschwald

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geworden. Auch beim lichten Unterholz haben die Blätter sich in Dornen umgestaltet; der Boden ist nach wie vor mit kurzem Gras bedeckt.

Allein er herrscht nicht überall im Tsadgebiet. Der schwarze, zerklüftete „Firki"boden (siehe S. 38) ist vielfach nur von Gras und niederen Kräutern bestanden: ungeheure, baumlose Flächen. Dann wieder decken ganze Wälder von Borassus- und Hyphaenepalmen das Land; die stolze Délebpalme wiegt, büschelförmig beisammenstehend, ihre Federblätterkrone im Winde. Inselgleich und streifenartig angeordnet ragt Hochwald über die wasserreichen Ebenen der Musgulandschaft.

Wie nicht leicht ein anderes Gebiet ist ein Land, dem so wie Südbornu die hydrographischen Verhältnisse sein ganzes Gepräge geben, von den Faktoren abhängig, die diese regeln: von den Niederschlagsmengen, von deren Verteilung, von der Beschaffenheit der Jahreszeiten, also kurz von den meteorologischen Verhältnissen. Das Tsadgebiet gehört zu den Landstrichen, die je nach der Jahreszeit gänzlich verschiedenen Anblick gewähren, einfach nicht wiederzuerkennen sind; es gleichen in dieser Hinsicht gerade diese Aquatorialgebiete unseren nördlichen Breiten. Wie bei uns eine Winterlandschaft den denkbar größten landschaftlichen Kontrast zu einem sonnendurchglühten Sommertag in Feld und Wald bildet, so schafft dort, nur 12 Grad nördlich des Aquators, Trocken- und Regenzeit in all und jedem anders gestaltete Bilder: in der Regenzeit meilenweit überschwemmte Flächen, Sumpf und Morast — „in der Trockenzeit ungeheure Ebenen mit zerrissenem, steinhartem, schwarzem, ausgedörrtem Boden, armselige und verkrüppelte Bäume, Wasser selten und welcher Art: gelb und schmutzig und kaum trinkbar". So schildert es Gentil. „Kaum fallen die ersten Regen: ein einziger großer Park, mit dem üppigsten Gras-, Baum- und Pflanzenwuchs geschmückt, mit Tieren aufs mannigfachste belebt; aus der schwarzen, trostlosen Ebene, aus dem ausgetrockneten Weideland ist ein großes Feld des Reichtums und des Lebens geworden." So schildert Barth diese Jahreszeit und dieses Land (17); und seine Aussage ist unverdächtig, denn er hat wohl kaum an eine deutsche Kolonie am Tsad gedacht.

Formvollendet beschreibt Nachtigal die Tierwelt dieser letzten Zone unseres Schutzgebietes. Allerdings müssen wir hierbei mit ihm von Nord zu Süd wandern, also uns in Gedanken zuerst an das mit Schilf und Papyrus umsäumte Gestade des Tsadsees versetzen. Aber wir sind ja hoffentlich in unserem Kamerun bereits so heimisch geworden, daß uns dieser Sprung nicht irre macht.

„. . . Der See und die Flüsse wimmeln von Hippopotamen und Fischen" (merkwürdigerweise dieselben Arten, wie sie im Niger und Nil vorkommen), „die Uferwaldungen von Schweinen und Büffeln, und die ganze Gegend ist ein Paradies für Wasservögel, unter denen fremdartige Reiher, Löffelgänse, Enten, schwarze Störche und große Herden stolzer Kronenkraniche eine durch ihre Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit in Farbe und Form entzückende Staffage der Landschaft bilden. Die Häufigkeit der Ortschaften und die Tätigkeit des Menschen in Feld und Flur lassen zwar hier die größeren Raubtiere nicht zahlreich werden wie im dünn bevölkerten Norden, doch weder Löwe noch Leopard, noch Luchs noch Hyäne fehlen ganz." (Das hat sich geändert. Die menschenmordenden Kriegszüge Rabeh's [siehe S. 14] haben eine unheimliche Zunahme des Raubzeugs, groß und klein, zur Folge gehabt.) „Das Insektenleben nimmt in überraschender Weise zu. Im Walde stößt man auf die verschiedenartigen, oft gigantischen Bauten der Termiten und Ameisen, die eine Quelle endloser Plage und Sorge für den Fremdling sind, und die Süd- und Südostprovinzen des Reichs liefern den meisten Honig. Mit dem Beginn der Regenzeit bedecken sich die Bäume mit Raupen, der Erdboden mit Würmern aller Art. Der Reisende hat einen rastlosen Krieg gegen Mücken und Fliegen zu führen, die für ihn gefürchtetere Feinde darstellen als reißende Tiere, Schlangen und Skorpionen, und die Gärten und Felder sind den Verheerungen durch Heuschrecken ausgesetzt, welche dem Menschen, nachdem sie ihn der Früchte seiner Arbeit beraubt haben, ihrerseits wieder zur Nahrung dienen.

Auf dem Südrand des Reiches" (also am Fuße des Hoffere Mandara) „gefällt sich die scheue Giraffe, und auch der Strauß zeigt sich, während zum Elefanten das Rhinozeros und zum Hippopotamus das Krokodil kommt, und in einzelnen Distrikten der Löwe und die übrigen katzenartigen Raubtiere wieder häufig werden. Auf den Lichtungen grasen Gazellen und Kuhantilopen, in der Nähe der Gewässer Wasserböcke und Zwergantilopen, und Hyäne und Wildschwein sind in unglaublichen Mengen vorhanden. Die vereinzelten niedrigen Felsbildungen sind vom Klippschiefer bewohnt, und außer den großen Herden von Meerkatzen zeigt sich der Pavian und hier und da ein Halbaffe. Die gestreifte Manguste und das Zehnenmon sind häufiger geworden; bei nächtlicher Weile stößt man wohl zuweilen auf das Stinktier, und der Boden ist durchwühlt von ameisenfressenden Erdferkeln" (29).

Nordadamaua mit seinen Tier- und Pflanzengebilden ist erreicht — die Kette ist geschlossen; unser botanisch-zoologischer Streifzug durch unser Schutzgebiet ist zu Ende.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

c) Klimatische Verhältnisse.

Kamerun ist das Land der Kontraste. Das ist uns entgegengetreten bei Betrachtung des geologischen Aufbaues, das haben wir gesehen bei der so verschiedenartigen Oberflächengestaltung, eben erst bei der Durchwanderung der grundverschiedenen Vegetationsreiche — das wird uns ganz besonders auffallen, wenn wir uns die meteorologischen und klimatischen Verhältnisse ansehen.

Unsere Kenntnis derselben ist bis zur Stunde noch recht lückenhaft und unvollständig. Nur von wenigen Orten haben wir längere Beobachtungsreihen. Für das Tsadseebecken muß man sogar die Beobachtungen von Barth und Nachtigal heranziehen; für Adamaua französische Aufzeichnungen aus dem benachbarten Osten zu Hilfe nehmen.

Elefantenjäger der Zintgraffschen Expedition mit erbeuteten Zähnen.
(Nach Photographie von Zintgraff.)

Infolge der wechselnden Höhenlage vom Meeresspiegel, an dessen Ufern die zartesten Kinder der tropischen Pflanzenwelt gedeihen, bis zur nackten Spitze des Mudongo ma Bakwedi, infolge des Gegensatzes zwischen Urwald und Steppe und infolge der Tatsache, daß der meteorologische Aquator durch das Schutzgebiet geht, zeigt das Klima die mannigfaltigsten Abstufungen zwischen drückender Hitze und empfindlicher Kälte und bemerkenswerte Unterschiede in der Regenverteilung. Im allgemeinen besitzt aber Kamerun infolge seiner äquatornahen Lage ein ausgesprochenes Tropenklima, das sich durch eine beständige Wärme und eine außerordentliche Regenfülle auszeichnet (22).

Etwa auf dem dritten nördlichen Breitengrad vollzieht sich eine tief-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehende Verschiebung mehrerer meteorologischer Verhältnisse (die sich allerdings infolge sonst gleichbleibender, beziehungsweise ausgleichender Momente weniger in klimatischen Verschiedenheiten äußert): so sind die Luftströmungen diesseits und jenseits dieser Linie gänzlich verschiedenen Bedingungen unterworfen, so ist die Verteilung der Niederschläge wesentlich verschieden, u. a. Diese Grenzlinie nennt man den meteorologischen Äquator; und da sie, wie gesagt, ungefähr mit dem dritten Grad nördlicher Breite sich deckend, den südlichen Teil Kameruns durchzieht, so weist sie das weitaus größere Gebiet der Kolonie der meteorologischen Nordhalbkugel zu, während der kleinere, südlich davon gelegene, der meteorologischen Südhemisphäre angehört.

Trotz der Nähe des astronomischen Äquators ist Kamerun kein auffallend heißes Land, im ganzen nicht so heiß, wie die unter den gleichen Breiten drüben im Osten gelegenen Landstrecken. Überhaupt: es fällt auch der Wärmeäquator — um noch einen dritten und letzten in dieses Kapitel einzuführen — durchaus nicht mit dem astronomischen zusammen, wie es dem ganzen Altertum und Mittelalter geradezu Glaubenssatz war (daher die tollen Berichte von kochenden Meeren, Feuerströmen und schwarzgebrannten Menschen); er liegt weit nördlich von letzterem und dürfte in Afrika etwa mit der Südgrenze der Sahara sich decken, wo die durchschnittliche Jahrestemperatur 30° C. übersteigt.

„In Westafrika, speziell im Guineabusen, macht als abkühlendes Moment die kalte Meeresströmung sich geltend, welche, aus dem südlichen Polargebiet kommend, die warme Aguljasströmung zurückwirft und als Benguelaströmung an der Westküste Afrikas emporsteigt. Sie wirft ihren Kälteschatten auf die benachbarten Gebiete, welche, wie Kamerun, tagsüber die Seebrise von daher erhalten.

Wie in den meisten Orten der Tropen, bestimmt auch in der Kamerunkolonie nicht sowohl eine erhebliche Temperaturdifferenz, als vielmehr der Wechsel von Regen- und Trockenzeit den Charakter der Jahreszeiten.

Im allgemeinen gruppiert sich in den Tropen um diejenige Zeit, in welcher die Sonne im Zenit steht, die Regenzeit; es tritt eben in dieser Zeit unter dem Einfluß der senkrecht wirkenden Sonne infolge der Erwärmung eine starke Lockerung und Hebung der über der Erde lagernden Luftmassen ein, welche schon bei geringer Erhebung infolge der Abkühlung in den höheren Luftschichten den Wasserdampf, welchen sie mit sich führen, als Regen niederfallen lassen“ (33).

Dem zweimaligen Zenitstand der Sonne innerhalb eines Erdjahres über den dem Äquator so nahegelegenen Landstrichen wie unser Schutzgebiet entsprechend sollte nun Kamerun eigentlich zwei Regen- (und damit zwei Trocken-) Zeiten aufweisen. Tatsächlich trifft das nur für die Strecken südlich des meteorologischen Äquators zu. Für die weitaus größere Nordhälfte des Landes lassen sich auf Grund scharf ausgeprägter und regelmäßig wiederkehrender Erscheinungen nur zwei Jahreszeiten innerhalb eines Erdjahres unterscheiden: eine Regenzeit, die sich um das Sommersolstitium gruppiert, und eine Trockenzeit. Erstere währt etwa von Mai bis Oktober, letztere von November bis April. Daß natürlich Schwankungen in Anbetracht der ausgedehnten Landstrecken mit ganz verschieden gestalteten sonstigen Verhältnissen vorkommen — wie das ja auch in

unseren Breiten statthat — ist selbstverständlich. Aber der ganze Verlauf der Jahreszeiten selbst zeigt größere Gleichmäßigkeit, als solches bei uns zu Hause der Fall ist. Am Eingang und Ausgang der Regenzeit treten Tornado- (Gewittersturm-) Perioden von vierzehntägiger bis vierwöchiger Dauer auf.

Nicht so sehr von der meteorologischen Grenzscheide beeinflußt wie das Regenregime, wie die Luftdruck-, Wind- und Bewölkungsverhältnisse sind die Temperaturen und die Niederschlagsmengen, so daß man diese Momente unbedenklich gelegentlich der besser bekannten und räumlich weit ausgedehnteren Gebietsteile des meteorologischen Nordteils Kameruns mitbehandeln darf.

Diese allgemeinen Angaben vorausgeschickt, wollen wir die einzelnen Gebiete auf ihre meteorologischen und klimatischen Verhältnisse hin uns betrachten.

Da zwingt uns zunächst die ungeheure Landmarke, der Kamerungebirgstock, ihm eine kurze Sonderbetrachtung zu widmen. Wie er infolge seiner gewaltigen Vertikalgestaltung alle Vegetationsreiche, wenn auch im kleinen, für sich fordert, so beansprucht er auch von jedem der klimatischen Gebiete Kameruns seinen Teil.

Bis hinauf zu 900 m herrschen diesbezüglich die gleichen Verhältnisse, wie wir sie im Urwald kennen lernen werden; gemildert und damit gebessert durch die Seeluft, die an seine Hänge in die Waldhallen hineinzuwehen vermag. Von 900 m an bis hinauf, hinein ins Grasland finden wir gleiche Erscheinungen wie in den Hochlandgebieten im Innern. Ganz für sich beansprucht er unsere Sonderaufmerksamkeit ob der Sonderverhältnisse, die sein äußerster Strebepfeiler gegen die See zu, der Mudongo ma Etinde, und sein Westabfall aufweisen. Viktoria fällt mit all seinen meteorologischen und klimatischen Erscheinungen (Niederschlagsmenge im jährlichen Mittel 4500 mm) noch ganz und gar in den Rahmen des übrigen Küstengebietes; mit dem ersten Schritt, möchte man fast sagen, nach Westen zu, beginnt die Ausnahmestellung. Je mehr man sich Kap Debúndja nähert, nimmt der Regenreichtum ganz außerordentlich zu; und an ihm angelangt, befinden wir uns an einem meteorologisch sehr merkwürdigen Platz: das Debundjagebiet ist die regenreichste Landschaft in ganz Afrika; nebst dem Gebiet der Khasiahügel in Assam, wo die am Südhang des Himalaya gelegene Station Cherrapunji gleichfalls durchschnittlich jährlich 12000 mm verzeichnet, die regenreichste auf der ganzen Erde. Ein Unterschied zwischen Trocken- und Regenzeit hört auf; in dem, was hier Trockenzeit heißt, gehört eine Periode von sieben regenlosen Tagen zu den größten Seltenheiten. Als Tagesmaximum wurden mehrere Male gemessen bis 400 mm; 1902 fielen in 5 Tagen 1434,2 mm.

Im ganzen Küstenvorland und noch ein Stück der Hochlandabdachung hinauf, also im Urwaldgebiet, herrscht das ganze Jahr hindurch eine feuchtwarme Treibhausluft, die außerordentlich erschlaffend wirkt und nur geringen Schwankungen unterworfen ist. Bei einer mittleren Jahrestemperatur von + 25,3° C. in Duala, + 23,8 am Elefantensee, in Viktoria + 25,1, Lólodorf + 22,6, Ebólowa + 21,3 weist z. B. in Duala der Februar, als der heißeste Monat 27,3, der Juli als kältester 24,4° C. auf. Die beobachteten Maxima und Minima bewegen sich zwischen 32,2 und 19,0° C.; am Dsha in Südkamerun zwischen 37,0 und 16,5° C.

Diese Maxima übersteigen jene von Palermo, Smyrna und Neapel nicht. Und doch ist das Küstengebiet und der Urwald für den Weißen so wenig zuträglich. Wenn Scheffel singt:

„. . . Denn das ist deutschen Waldes Kraft,
Daß er kein Siechtum leidet
Und alles, was gebrestenhaft,
Aus Leib und Seele scheidet . . .",

so ist's hier gerade umgekehrt. Der Urwald und die Mangrovendickichte sind der Kampfplatz, auf dem des tropischen Klimas furchtbarste Tochter, das Fieber, den Europäer anfällt und, nur allzu oft, als Siegerin hervorgeht.

Was auf den Weißen so erschlaffend und entnervend wirkt, ist — abgesehen von seinem Hauptfeind, der Malaria — eben die mit keinem anderen Worte als „Treibhausluft" besser zu bezeichnende fatale klimatische Eigenschaft. Diese, Tag und Nacht fast gleich bleibend, läßt keinen erquickenden Schlaf sich auf den Weißen senken. Dazu kommt der außerordentlich hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft, namentlich in der Regenzeit, in der trockenes

und feuchtes Thermometer nur um 0,1° bis 0,2° C. differieren. Alles und jedes ist dann stets mit Feuchtigkeit überzogen; das Lederzeug vom Abend bis zum nächsten Morgen mit Schimmel bedeckt; die Waffen müssen mindestens zweimal täglich geputzt werden, soll sich nicht Rost ansetzen, das Papier des Tagebuchs ist weich und breiig auch ohne unmittelbares Naßwerden.

Die Jahressumme der Niederschläge zeigt beträchtliche Schwankungen; sie betrug z. B. in Duala im Jahre 1893 nur 2814 mm, um im darauffolgenden bis auf 5005 mm emporzuschnellen; im allgemeinen bewegt sie sich zwischen 3500 mm und 4500 mm.

Am anschaulichsten möchte sich vielleicht das Ineinandergreifen all der das Klima des ganzen Urwaldgebietes nördlich des meteorologischen Aquators gestaltenden Einzelerscheinungen ergeben, wenn wir sie in ihrem Schaffen und Wirken im Laufe eines Erdjahres aneinandergereiht vorüberziehen lassen.

„Die Jahreswende bezeichnet den Höhepunkt der heißen, regenlosen Zeit. Hinter dem gleichmäßigen trüben Dunst bleibt die aufsteigende Sonne lange völlig verborgen. Die Gräser sind mit reichlichem Tau getränkt, der bald nach dem Sichtbarwerden der Sonne verschwindet. Die Landbrise, welche die ganze Nacht hindurch mit einer Stärke von 3 und darüber geweht hat, flaut ab und ist schon gegen 8 Uhr morgens fast gar nicht mehr spürbar. Damit und mit dem Vorkommen der Sonne beginnt die unerträglichste Zeit des Kamerunner Aufenthalts. Das neblichte, dunstige Grau (Höhenrauch? Folge der gewaltigen Grasbrände im Innern?) über dem Fluß verschwindet auch bei dem Zutagetreten der Sonne nicht, und der Kamerunberg bleibt hinter der dichten Dunstschicht viele Wochen lang verborgen. Trotz der relativ verringerten Luftfeuchtigkeit (73 bis 76 Prozent) ist die Luft auf Mittag mit ihren 30 bis 31° C. vor dem Einsetzen der Seebrise unerträglich drückend, namentlich zur Ebbezeit am Flußufer. Gegen 1 Uhr nachmittags tritt die von Südwest wehende Seebrise ein, meist ziemlich unvermittelt und mit beträchtlicher Kraft, trotz der Hitze Erleichterung verschaffend. Sie bringt auch reichliches geballtes Gewölk mit herauf, durch das die intensive Sonnenbestrahlung wenigstens zeitweise gemildert wird. Regen fällt zu dieser Zeit selten, manchmal drei bis vier Wochen lang gar nicht. Trotzdem läßt sich an der Vegetation äußerlich kaum irgendwelcher Einfluß der verringerten Feuchtigkeit erkennen; nur an dem gewaltigen Zurückgehen des Wasserstandes kann man den Einfluß des Regenmangels spüren. Häufig ist gegen Abend Wetterleuchten und ferner Donner. Stärkere Gewitter sind zu dieser Zeit sehr selten. Bis spät in den Abend hinein weht die Seebrise. Von besonderer Pracht sind der Sonnenuntergang und die Dämmerungserscheinungen. Wie beim Aufgang verschwindet die rote Sonnenscheibe nicht selten in beträchtlicher Höhe über dem Horizont hinter dem gleichförmig grauen, dichten Dunst, der ihn umlagert. Die Nächte sind meist wolkenlos; den Mond umgibt nicht selten ein trüb-rötlich-gelber Hof. Nicht lange nach Sonnenuntergang schläft die Seebrise ein, um dann nach wenigen Stunden der östlichen Landbrise Platz zu machen, die bis gegen Morgen anhält.

Nur kurze Zeit zeigt sich das hier geschilderte Bild der typischen Trockenzeit rein; wochenlang vor ihrem Eintritt, wie auch vor ihrem Übergang in die Tornadozeit des Frühlings wechseln Tage von dem beschriebenen Charakter mit solchen, die durch reichliche Bewölkung, wolkenbruchartige, plötzliche Regen sowie durch das zeitweise Auftreten von Tornados völlig den eigentlichen Charakter der sogenannten Übergangszeit, der Tornadozeit, zeigen. Die ersten dieser den Tropen eigenen Sturmgewitter pflegen vereinzelt schon früh aufzutreten; häufiger und stärker werden sie im März und April. Wetterleuchten und ferner Donner im Osten nehmen zu, und völlige Regentage zwischen den heißen, sonnigen werden immer häufiger.

Gerade in dieser Übergangszeit, in welcher heftige, aber kurz dauernde Regengüsse mit intensivem Sonnenschein abwechseln, zeigen sich die heißen Tagesstunden, in welchen die höhertretende Sonne auf den durch die Platzregen durchfeuchteten Boden brennt, ganz besonders unerträglich.

Je weiter die Übergangszeit vorrückt, um so spärlicher werden die sonnigen Tage, und einen um so gleichmäßigeren Charakter nimmt der Regenfall an. Die Tornados werden selten und schwächer, schwächer die elektrischen Entladungen. Die Sonnenuntergänge sind meist klar, desgleichen die Nächte, soweit sie nicht Regengewölk verfinstert. Die Landbrise nimmt an Heftigkeit ab, die Regen kommen größtenteils von der See her. So vollzieht sich allmählich der Übergang in die eigentliche Regenzeit, die ihre Höhe wechselnd zwischen Juni und August erreicht. Selten ist nunmehr der Anblick der Sonne; unablässig fällt aus dem trüben, gleichmäßig grauen Himmel der Regen herunter, bald anschwellend, bald nachlassend, nachts mit größerer Intensität als tagsüber. Alles ist in einen matten, wäßrigen, grauen Schleier gehüllt. Tümpel und Pfützen entstehen, kleine, ausgetrocknete Wasserläufe schwellen zu reißenden Bächen, Bäche zu Flußläufen an." (So differiert am Manju bei Ossidinge der Pegelstand zwischen Trocken- und Regenzeit um 13,5 m.) „Die Windbewegung ist abgeschwächt; trotzdem und trotz der zunehmenden Feuchtigkeit, welche alle Gegenstände mit Schimmel überzieht, empfindet der Körper die namentlich nächtlich niederere Temperatur und das Fehlen der intensiven Sonnenstrahlung sehr wohltätig, und das zeitweise Hervorkommen der Sonne ist nichts weniger als angenehm und meist von sich mehrenden Fiebererkrankungen gefolgt.

Mit Unterbrechung dauert die Regenzeit bis in den Herbst hinein. Und nun beginnt langsam in umgekehrter Weise, wie oben geschildert, die Wende zur Trockenzeit wieder durch die Übergangsperiode der Tornados. Der Pflanzenwuchs hat in dieser Zeit, wo sich die Einwirkung der Sonne zu der des mit Feuchtigkeit getränkten Erd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reichs gesellt, seine höchste Entwicklung erreicht — zugleich aber auch die Fiebersterblichkeit, welche bis gegen den Eintritt der trockenen Zeit ansteigt. Die Schwüle an den heißen Vormittagen ist besonders groß, und zu den Fiebererkrankungen gesellen sich allmählich auch wieder die Leiden der Trockenzeit in Gestalt von zunehmender Nervosität, von Darm- und Hautleiden.

So vollzieht sich unter mählichem Zunehmen der heißen Tage und Abnehmen der schweren Fiebererkrankungen etwa im November wieder der Übergang in die Trockenzeit" (33).

Wesentlich günstiger gestalten sich die Temperatur- und, stellenweise, auch die Feuchtigkeits- und Niederschlagsverhältnisse oben auf dem freien, offenen Hochlandplateau und da insbesondere wieder auf den höchstgelegenen Strecken: in den Grassteppen Nordkameruns, die am schroffsten mit dem kontrastieren, was man zu Hause als Tropenklima nebst allem, was darum und daran hängt, sich vorzustellen pflegt. Nicht nur weit entfernt, den landläufigen Vorstellungen von „afrikanischer Hitze" zu entsprechen, fällt die Temperatur schon kaum mehr unter das, was auch der Fachmann unter tropischer Wärme versteht.

Schon die Ebolowastation, obwohl noch im Urwald gelegen, hat niedrigere Temperaturen, größere extreme Differenzen und geringere Regenmengen. Die Yaundestation bringt noch gesteigerte Unterschiede (Jahrestemperatur 21 bis 22° C.; Maximum 32° C., Minimum 12,5° C.; jährliche Niederschlagsmenge 1450 mm). Und die mittlere Jahrestemperatur auf der einstigen Station Baliburg (5° 53′ nördliche Breite) betrug 1891 18,1° C., 1892 18° C.

Finden sich einerseits die mit der Nähe des Äquators gemeinhin verbunden gedachten hohen Temperaturen ausgeschaltet, so besteht anderseits der Vorteil äquatorialer Gebiete voll zu Recht: die ganz außerordentliche Gleichmäßigkeit der mittleren Monatstemperaturen. Der Temperaturunterschied des wärmsten und kältesten Monats betrug auf Baliburg im Jahre 1891 nur 1,6° C., 1892 2,8° C. Mit weit größerem Recht kann also hier von einer gemäßigten Zone gesprochen werden als in der Heimat mit den so bedeutenden Jahreszeitunterschieden.

Der kontinentale Charakter, der diesen Gebieten aufgeprägt ist, zeigt sich in den bedeutenden Schwankungen der Jahres- und Tagestemperaturen und namentlich der Temperaturextreme. Die mittlere tägliche Wärmeschwankung betrug auf Baliburg 7,3° C. im Juli, 15,4° C. im Dezember. 1891 betrug das Maximum 30,7° C., das Minimum 7,6° C.; 1892 ersteres 32,5, letzteres 6,2; die Jahresschwankung berechnet sich also auf 23,1° C. beziehungsweise 26,3° C. Damit sind fast unseren Breiten ähnliche Verhältnisse gegeben. (Aus ihnen begreifen sich die auf der Station nicht selten aufgetauchten Klagen über die Kälte und der sehnsüchtige Wunsch nach einem, behagliche Wärme spendenden nordischen Ofen.)

Auch die Niederschlagsmengen ändern sich hier oben ganz beträchtlich. In Bali war der Jahresbetrag in den zwei Beobachtungsjahren, die hier statthatten, 2644,1 mm und 2846,2 mm, also um fast die Hälfte geringer wie im Küstengebiet.

Noch mehr als diese in Anbetracht des gewohnten Tropenregenreichtums gering zu nennende Menge überrascht die Form, in der diese Niederschläge hier oben — gar nicht einmal so selten — niedergehen. Während nahe dem meteorologischen Äquator jährlich durchschnittlich einmal Hagel beobachtet ward, wächst im rauheren Nordhochland die Zahl der Hagelfälle auf zwölf in zwei Jahren (1891 und 1892), darunter in einem Monat nicht weniger als vier. Und es sind tüchtige, regelrechte Schauer, die herunterprasseln; Zintgraff verlor bei einem solchen Unwetter auf einem der mehrgenannten Hochpässe sechzehn Mann durch Erfrieren, und Verluste von ein paar Mann durch solche Hagelwetter hatte manche weitere Hochlanderpedition zu verzeichnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese hier in ihrer schroffsten Gestalt flüchtig gezeichneten hauptsächlichsten meteorologischen Verhältnisse der Hochländer — größtenteils den Beobachtungsreihen der ehemaligen Station Baliburg entnommen — scheinen in ihren Grundzügen bis hinunter zum meteorologischen Äquator, bis hinein nach Nordadamaua, bis hinüber zur Ostgrenze sich gleichzubleiben. Entsprechend der immer mehr kontinental sich gestaltenden Lage werden die oberen Temperaturen höher, die Temperaturschwankungen etwas größer, die Niederschlagsmengen etwas geringer. Auch die Dauer der Trocken- beziehungsweise Regenzeit verschiebt sich. Während auf Bali — Yaunde bleibt in dieser Hinsicht, als zur südlichen Regenhemisphäre gehörig, außer Betracht — die Trockenzeit von Mitte November bis Anfang Mai, also rund fünf Monate, und die Regenzeit etwa sieben Monate währt, scheint drüben im Osten des Hochlandes, in den Gebieten von Ngaumdere, die Trockenzeit sich schon auf sechs Monate auszudehnen. Fort Crampel am Gribingi, 500 km östlich Ngaumdere, aber in gleicher Breite wie dieses gelegen, verzeichnet im Beobachtungsjahr 1899/1900 an Regen 1275,5 mm und als höchst erreichte Temperatur 45,1° C., als Minimum 9,6° C.; Hagel, sowie Temperaturen von 6° C. sind hier unbekannt; bereits im Sultanat Bamum (1000 m Meereshöhe) beträgt im Juni die Morgentemperatur durchschnittlich 18° C.

Auch hier im Hochland wollen wir all diese meteorologischen Faktoren, in den Lauf eines Erdenjahres verwoben, vor unserem geistigen Auge sich abspielen lassen. Und zwar wählen wir dasjenige Gebiet des „blauen Landes" — wie Dominik Adamaua so treffend nennt nach der unnennbaren Färbung, die an schönen Trockenzeittagen über der weiten Steppe ruht —, wo der Gegensatz zum Urwaldgebiet am schroffsten ist: das 1500 m hoch gelegene Baliland. Die Grundzüge der Anordnung sind ja die gleichen; gleich ist die Verteilung der beiden Tropenjahreszeiten, gleich sind die Gesetze für Wolkenzug und Windrichtung, gleich die Stetigkeit beziehungsweise Schwankung der Luft- und Dunstdruckverhältnisse, nur die Grade sind verschieden, bedingt durch Höhenlage und Meeres- beziehungsweise kontinentalen Einfluß.

„Versetzen wir uns in den Oktober und damit in die das Ende der Regenzeit ankündigende Tornadoperiode.

Der Morgen ist bereits nicht selten klar und schön nach einer sternenhellen Nacht angebrochen; bisweilen hüllt in den ersten Frühstunden dichter Nebel noch die Landschaft ein. Reichlich liegt der Tau auf den unendlichen Grasflächen. Eine leichte Brise aus Ost oder Südost trägt das Rauschen eines nahen Wasserfalles an unser Ohr. Langsam steigt die Temperatur, die nachts auf 13° und 12° C. gesunken ist, gegen Mittag an auf 22° und 24° C.; mit ihr steigert sich auch die Stärke des Windes, der meist von Ost nach Südwest umspringt und angenehm erfrischend wirkt; aber im Laufe des Vormittags ziehen sich in dieser Periode Tag für Tag Gewitterwolken zusammen, und nachmittags bereits oder spätestens abends entladen sie sich in kurzen, aber heftigen Stößen. Stoßweise auch braust der rasch stärker werdende Wind an und peitscht die Regenmassen so dicht, daß man auf acht, zehn Schritte nichts mehr sieht, gewaltige Donnerschläge krachen darin; dann ist plötzlich Schluß. Tief hängen die Wolken herab, und gegen Abend lagern dichte Nebel über dem Land. Nicht selten wetterleuchtet es aus allen Richtungen morgens und abends, auch dann, wenn der Nebel verschwunden und der Himmel wolkenlos sich wölbt.

Am nächsten Tage wiederholt sich das gleiche Schauspiel. So naht die zweite Hälfte des November; die elektrischen Entladungen werden schwächer und schwächer auch die Regen, die Nebel sind nicht mehr so dicht und andauernd: die Trockenzeit kündigt sich immer deutlicher an. Von Nordost kommen bereits die schwarzen Schneeflocken, d. h. die niederfallenden, schwarz gebrannten Grasüberreste, die der Wind Hunderte von Kilometern aus dem tiefen Innern herantreibend hier niederstöbern läßt. Und Mitte November nimmt mit einem letzten grollenden Donner die Regenzeit ihr Ende. Nun beginnen die schönen Tage der Trockenzeit. Die charakteristischen Merkmale ihrer ersten Hälfte sind fast gänzlicher Mangel an Gewittererscheinungen und an Regen. Kühl, ja kalt sind die Morgen — 8° und 7° C. sind nicht selten —, noch lagert Tau, aber nicht mehr so stark, auf Gras und Blatt, und prächtig erhebt sich in wolkenloser Bläue der junge Tag. Rasch steigert sich die Temperatur bis aufs Drei-, ja Vierfache der Morgenablesungen; aber kräftig bläst ein tüchtiger Wind aus Ost oder Südwest übers Land, und kein Tag kommt einem wirklich heißen, schwülen Julisommertag in der

Heimat nur annähernd gleich. Abends kühlt sich's rasch wieder ab und herrscht meist vollkommene Windstille. Die Tage ausgenommen, an denen der austrocknende Harmattán aus Nordost anweht, läßt sich der Beginn der echten, rechten Trockenzeit vollkommen zutreffend mit einer langen Reihe schöner Herbsttage im bayerischen Vorbergsland vergleichen.

Die Schattenseite jeder Reihe von schönen Tagen fehlt auch hier nicht. Mit dem Aufhören der tropischen Unwetter hört auch jeglicher Regen auf, und eine äußerst lästige Folge der lang andauernden Trockenheit ist der starke Staub, der den ganzen Körper, der Kleidungstücke spottend, und alle Gegenstände täglich mit einer dichten Schicht überzieht; die abgebrannten, weiten Flächen lechzen nach Regen.

Endlich sind die langen Wochen steten Sonnenscheins, steter Trockenheit vorbei: es ist Mitte Januar. Endlich rollt wieder der lange nicht mehr vernommene Donner, Wetterleuchten flammt da und dort, da und dort steigen dunkle Wolken auf, und um die Mitte des Januar herum rauscht der erste Gewitterregen mit ununterbrochenen elektrischen Entladungen wieder herunter. Die Temperatur kühlt sich hierbei rasch so bedeutend ab, daß die Wasserniederschläge nicht selten in Hagelkörnern niederkommen.

Eine Tornadoperiode in der Trockenzeit hat ihren Anfang genommen. Bis Mitte März kracht und gießt es in gleicher Weise fast jeden Tag herunter wie am Ausgang der Regenzeit im Oktober; tüchtige Stürme brausen über das Land.

Dann folgt wieder eine Pause, aber nicht von sehr langer Dauer. Von Ende März bis Anfang Mai kommen in bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen die Tornados an. Im übrigen herrscht bis Anfang Mai Trockenzeitsgepräge.

Von da ab werden die Gewitter seltener und schwächer, mehr und mehr treten Regengüsse auf ohne elektrische Begleitung. Die Stürme legen sich, der Himmel hüllt sich immer mehr und immer länger in graues Gewölk, die Nebel breiten sich immer häufiger über das Land, die Temperaturen verlieren die der Trockenzeit eigenen bedeutenden Tagesschwankungen und verflachen sich; morgens ist es nicht mehr so sehr kühl, mittags nicht mehr so sehr warm, den ganzen Tag über windig, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft nimmt wieder zu, der afrikanische Sommer ist zum Herbst geworden, und nicht lange dauert es, so befinden wir uns in der richtigen Regenzeit.

Dichter Nebel hüllt des Morgens die Landschaft ein, und feiner Sprühregen rieselt durchkältend und durchfröstelnd nieder, vergebens wartet man auf einen erwärmenden, erhellenden Sonnenstrahl; wohl jagt der sich allmählich erhebende Südwestwind die schweren Nebelmassen fort, doch nur um neue schwere Regenwolken heranzuführen, die tief herniederhängend ihre Wasser in gleichem, melancholischem Plätschern auf die regenschweren Grasflächen senden. Die kleinsten Bäche werden zu reißenden Strömen. Und gegen Abend ballt der nimmer rastende naßkalte Südwestwind neue Nebelmassen undurchdringlich aufs neue und leitet so unter stetem Regen den grauen Tag in die Nacht hinüber, die den regensendenden Tag in gleicher Tätigkeit ablöst.

Für die Monate Juni, Juli und August ist dieses Bild vollständig zutreffend. Im September beginnen dann wieder die ersten schwachen Donner zu rollen, die Windstärken wechseln, und während in den eigentlichen Regenmonaten Wind, Wolkenzug und Regenrichtung Tag für Tag in einförmigster Übereinstimmung waren, lassen sich endlich bereits wieder wohltuende Verschiedenheiten feststellen. Dadurch gelingt es auch hier und da einem Stückchen blauen Himmel hervorzulugen. Freudig begrüßt man die immer häufiger werdenden elektrischen Erscheinungen, endlich scheinen auch die Wasserquellen da oben ab und zu wenigstens zu versiegen, und die Tornadoperiode des Oktober naht: der Kreislauf des Jahres im Hochland nordwärts des meteorologischen Äquators ist geschlossen" (23).

Im letzten geographischen Hauptabschnitt Kameruns endlich, dem Gebiet zwischen Nordadamaua und dem Tsadsee — das Mandaragebirge ist die Klimascheide — zwischen 9° und 13° nördlicher Breite, scheinen sich die Temperaturverhältnisse nach der positiven Seite zu steigern (die Schutztruppe berichtet auf ihrem Tsadseezuge von Tagestemperaturen von fast stets 42° C., wogegen von anderer Seite Nachttemperaturen von beinahe ± 0°, Mittagshöhen von selten mehr als 20° C. verzeichnet werden), die Niederschlagsmengen nehmen noch mehr ab, die Thermometerschwankungen verringern sich etwas.

Letztere Tatsache ist eigentlich auffallend, wenn man bedenkt, daß das Nordende Kameruns nicht mehr allzu weit entfernt von dem Südrand der Sahara liegt, deren extreme Tagestemperaturen bekannt sind. Nachtigal erkennt als Grund hierfür wohl richtig die mäßigende Einwirkung der gewaltigen Wasserfläche des Tsad; so daß also hier im äußersten Norden unserer Kolonie wie unten an der Küste maritime Einflüsse walten. Auf die Dauer der Jahreszeiten vermag sie allerdings keinen Einfluß auszuüben: die Regenzeit verkürzt sich nach den übereinstimmenden Beobachtungen von Nachtigal und Gentil in diesen Breiten auf etwa vier Monate, Juni bis September, und auch die niedergehenden Regenmengen sind, wie schon oben erwähnt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geringer als in Adamaua. Aber der allgemeine Feuchtigkeitsgrad, auch in der achtmonatigen Trockenzeit, ist ein höherer als dort — und das ist zweifelsohne wiederum bedingt durch die Wassermassen des Tsad und seiner Hinterwässer. Nicht zum Vorteil der gesundheitlichen Verhältnisse. Während in den Landstrichen südlich und nördlich des Benuë das Klima trotz der hohen Temperatur als auch dem Europäer noch bekömmlich, zum mindesten nicht sonderlich schädigend geschildert wird, erfreuen sich nach Nachtigal am Ufer des Tsad nicht einmal die eingeborenen Bornuleute des ausgezeichneten Gesundheitszustandes, der den Bewohnern der zwar heißen, aber trockenen Wüste beschieden ist. Es nähern sich also auch die sanitären Verhältnisse der Nordostecke Kameruns wieder jenen der Küste.

Auf den ersten flüchtigen Blick auf die allerdings nur wenigen Beobachtungstabellen, die aus den südlich des meteorologischen Äquators gelegenen Gebietsteilen Kameruns zu Gebote stehen, ist man eigentlich geneigt, sie auch in meteorologischer Hinsicht jenen Landstrecken unseres Schutzgebietes anzugliedern, zu denen sie geographisch gehören. Aber die vielleicht nicht einmal so schroffen Unterschiede wie droben zwischen Tiefland und Hochland sind hier nicht Gradunterschiede, sondern fundamentale.

Dahin gehört die geringere Bewölkung, dahin das Auftreten jener mysteriösen Phänomene der starken Abend- und Nachtwinde, wie sie auf der Yaundestation und Lolodorf beobachtet werden — die gleiche Erscheinung finden wir im Innern von Angóla und im Kongotal —, dahin vor allem das charakteristische Merkmal des Tropenklimas, die Niederschläge, d. h. ihre Anordnung.

Sie sind es ja auch, die den schon zu Anfang erwähnten tiefgreifenden Unterschied in der Gruppierung der Jahreszeiten zur Folge haben: hier unten im südlichsten Raum unserer Kolonie, zwischen dem 3. und 2. Grad nördlicher Breite, haben wir vier Jahreszeiten scharf ausgeprägt, oder vielmehr je zwei gleiche innerhalb eines Erdjahres: zwei Trockenzeiten und zwei Regenzeiten. Damit ist das Charakteristikum eines anderen meteorologischen Gebietes gegeben — diese Strecken gehören zum südhemisphärischen Regengebiet.

Haben nun diese Gebiete wichtige meteorologische Einzelerscheinungen nur anscheinend gemein mit der ausführlicher geschilderten meteorologischen Nordregion, so besitzen sie doch zum mindesten ein Phänomen in seinem ganzen Verlauf tatsächlich gemeinschaftlich mit jener: die tropischen Gewitter — Tornado — in ihrer den gemäßigten Breiten ungekannten Intensität der elektrischen Entladungen, der niedergehenden Regenmassen und der sie begleitenden Stürme.

Verschieden ist zwar im Tiefland und Hochland die Häufigkeit der zum Ausbruch kommenden Gewitter: an der Küste werden durchschnittlich hundertzwanzig bis hundertfünfzig, auf der Yaundestation hundertsiebzig und auf Baliburg über zweihundert Gewittertage verzeichnet. Aber in ganz Kamerun gibt es nur wenige Tage, an denen nicht in irgend einer Form elektrische Auslösung eintritt. Boussignaults Bemerkung für den Kalmengürtel ist auch für dies Gebiet vollkommen zutreffend: „Ein mit feinen Sinnen begabter Beobachter kann das Donnern und Blitzen das ganze Jahr hindurch hören und fühlen."

In der Regenzeit sind elektrische Entladungen in Form von ausgesprochenen Gewittern selten. Anders in der Trockenzeit, beziehungsweise in den Tornadoperioden. Aus einem kurzen Tornado Kameruns kann man gut vier schwere deutsche Gewitter machen. Die Häufigkeit der Blitze läßt sich am besten durch den treffenden Ausdruck „Blitzregen" veranschaulichen. „Ist bei leichteren Gewittern ein Zählen der einzelnen Entladungen noch möglich, so gibt man das bei einem schweren Tornado sehr bald auf und überläßt sich rückhaltlos dem großartigen Schauspiel der entfesselten Naturgewalten. Ich glaube, es gibt nichts Überwältigenderes, nichts, wobei der Mensch sich seiner Unbedeutendheit so voll und erschütternd bewußt wird, als einen Tornadosturm in den Hochlanden Kameruns.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schon das Heraufziehen eines solchen am äußersten Horizont läßt das Gewaltige des nahenden Elementarereignisses ahnen. Schwer und breit schieben sich die Wolkenschichten schwarz und dunkelgrau übereinander gebaut höher und höher, und der noch in reinem Blau sich wölbende Himmel verschärft den Gegensatz. Bereits ist ein Drittel von ihm überzogen, und immer noch steigt die Wetterwand, trotzdem der sich verstärkende Wind gerade dagegen anzuprallen scheint. Endlich kommt seitliche Bewegung in die Massen, und langsam ziehen sie auf feuriger Bahn. Wagerecht zucken die Blitze durch die Schichten, und unaufhörlich rollt der noch ferne Donner. Durch drei Himmelsquadranten zieht die Wolkenwand. Und nun im Süden ein kurzes Stillstehen — und wie ein Leopard auf sein Opfer fällt es in immer steigender Schnelligkeit über die winzige Behausung der winzigen Menschlein her. Heulend setzt die Windsbraut ein, und im Nu liegen ganze Bananenreihen auf der Erde, und durch die zerfetzten Blätter der stehengebliebenen pfeift der Sturm. Die Häuser wanken und ächzen, von den Dächern fliegen in Garben die Grasbüschel, dunkler und dunkler wird es ringsum; jetzt der erste nahe Blitz und Donnerschlag zugleich, daß der Boden erzittert. Und nun ist der Bann gebrochen: Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag zuckt und kracht es herunter, hinauf, nach allen Seiten. Ein Feuermeer, ein Feuerregen und Getöse wie rollendes Schnellfeuer aus Hunderten von Geschützen. Mit dem ersten Blitzstrahl fast brechen auch die Wassermassen herab; wie Sturzbäche tosen sie hernieder, und der Sturm schleudert sie dahin und dorthin" (23).

Trotz der so ganz außerordentlichen Heftigkeit der elektrischen Entladungen und trotz der Häufigkeit der Gewitter sind Blitzschläge verhältnismäßig selten, wenigstens im Hochland; an der Küste wird von zahlreicheren berichtet. Aber auch da beschränken sie sich auf leblose Objekte: Flaggmaste, Bäume und dergleichen; am häufigsten sollen Kokospalmen von ihnen betroffen werden. Von vom Blitz erschlagenen Menschen berichtet keine Quelle.

Feuchtwarme, malariabrütende Urwaldniederungen; gesunde, reine, teils fast nördlich kühle, teils heiße, aber trockene Steppenhochlande; hier Regengüsse Tag für Tag, dort monatelange Trockenzeiten mit niederprasselnden Tornadohagelschauern; endlich die feuchtheiße Flachbeckensenke eines in Auflösung begriffenen Binnenmeeres: — — ein Land der geographischen Gegensätze in all und jedem, wie kaum ein zweites unter den Tropen.

V. Die (eingeborene) Bevölkerung.

a) Völkergruppen und -scheiden.

Drei große Bevölkerungsgruppen treten uns entgegen: Bantuneger, Sudanneger und Nicht-Negerrassenangehörige, fremde Einwanderer. Unberücksichtigt kann vorerst füglich bleiben der spärliche Rest einer Urbevölkerung, der so ziemlich auf dem ethnographischen Aussterbeetat steht; Näheres darüber später.

In Beziehung zur geographischen Gliederung Kameruns gebracht: die Bantuneger bevölkern das gesamte Urwaldgebiet, also das Küstenvorland und den südlichen Teil des Südkameruner Hochlandes. Dessen nördlicher Teil, das Hochland von Südadamaua, die Massivregion von Adamaua und das Tsadseegebiet werden von Sudannegerstämmen sowie den Nicht-Negerrassen bewohnt.

Diese volklichen drei Hauptgruppen — und das ist das weitere interessante Moment — sind erst in jüngster Zeit im großen und ganzen zur Ruhe gekommen; kleinere Bevölkerungsteile wogen noch hin und her: das Bild afrikanischer Völkerwanderungen entrollt sich vor uns (vgl. auch Schluß von Abschnitt II).

Wie wir uns die einstige Völkerwanderung in Europa nicht als ein ständiges, nomadisierendes Herumschweifen der Stämme oder gar als geschlossene Bewegung geschlossener Massen vorstellen dürfen — generationenlang trat oft gänzlicher oder teilweiser Stillstand ein, Reiche entstanden und verfielen; dann, durch inneren oder äußeren Anstoß, begann es aufs neue zu fluten und zu wandern — so hier, in Kamerun.

Daß dergestaltete „Freizügigkeit" einer einwandfreien Volkszählung nicht gerade sehr günstig ist, sei nebenbei bemerkt.

Um ein einigermaßen klares Bild von dem derzeitigen Stand der Bevölkerung und der Gruppierung der volklichen Elemente uns zu verschaffen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen wir die Geschichte dieser Völkerwanderungen, die Geschichte überhaupt (soweit von einer solchen gesprochen werden kann) heranziehen; sie ist auch um ihrer selbst willen interessant genug.

Da müssen wir nun sowohl weiter ausholen, als auch von zwei Seiten her unserem Kamerun zu Leib gehen, denn die weitere Merkwürdigkeit (und damit die weitere Komplikation) hat unser Land, daß die Völkerbewegungen, vom Norden und vom Süden Afrikas ausgehend, in ihm aufeinandergetroffen sind.

Wir beginnen im Norden, im Sudan, diesem geographischen und ethnographischen Übergangsgebiet zwischen den Extremen der Wüste und des Äquatorialurwaldes. Völkerwelle auf Völkerwelle flutete über ihn.

Der Sudan spielt in der Geschichte Zentralafrikas die gleiche Rolle wie Italien in der europäischen: wie dieses Sonnenland im Süden Europas magisch Goten und Germanen, Stamm auf Stamm, über die Alpen zog, so lockte der reiche Sudan Stamm auf Stamm der Wüstenvölker in seine gesegneten Gefilde. Und da wie dort zum Verderben der fremden Einwanderer. Da wie dort erlagen die nordischen Völker dem Klima; zum mindesten nahm es ihnen Spannkraft und Energie und verweichlichte sie; im Sudan kam noch die Vermischung mit der eingesessenen Negerbevölkerung dazu, die, sobald sie einen zu großen Umfang, einen zu hohen Grad annahm, rettungslos zur Dekadenz der Einwanderer führte und führt. Durch die Jahrhunderte bis zum heutigen Tage immer wieder dasselbe Bild: fremde, geistig und körperlich hochstehende Völker bringen Kultur und Leben in die träge Masse der Neger, die Erstlingsmischvölker zeigen noch Verbindung der guten Eigenschaften beider Bestandteile; dann beginnt die Vernegerung. Passarge hat ganz recht: „Dieser seit Jahrhunderten sich vollziehende Prozeß bildet den wesentlichen Inhalt der Geschichte des tropischen Afrika."

Der erste im Zentralsudan entstandene Staat ist Bornu. Einwanderer aus Norden, aus der Wüste, darunter überwiegend arabische Elemente, unterwarfen die eingeborene Sudannegerbevölkerung, Ende des zehnten Jahrhunderts. Der Islam, der im zwölften Jahrhundert als ausgesprochener Kulturträger bis hierher vordrang (unter anderem auch die Schriftkunde brachte), verlieh dem Reiche neuen, erhöhten Aufschwung. Lange Dynastienreihen haben Barth und Nachtigal aus den Archiven in Kuka gesammelt.

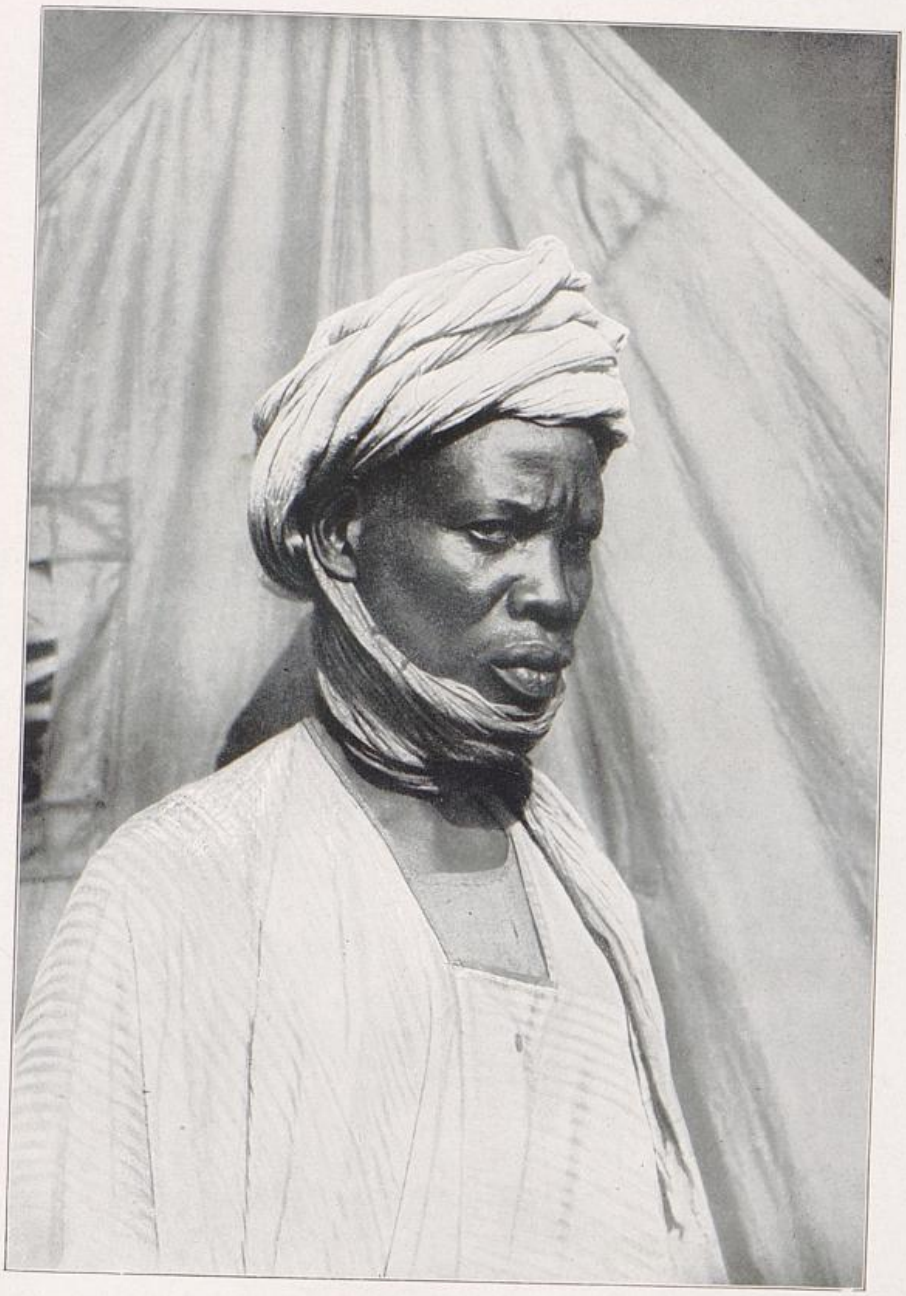
Da erschien, etwa im fünfzehnten Jahrhundert, ein neues Volk auf dem Plan: die Fúlbe oder Fúlla (auch Pullo, das ist = gelb). Ihren Traditionen nach sind sie aus dem Norden und Osten gekommen, und vielleicht ist die Ähnlichkeit ihres Namens mit den ägyptischen Fellah kein Zufall; ihre Sprache ist ja auch mit dem Somal verwandt. Als Viehhirten, „Bórroro", breiteten sie sich anfänglich aus, auch weithin nach Westen und Süden, und lebten unter den Negerstämmen nur geduldet, oft bedrückt; eben dadurch aber ihre Rasse rein bewahrend.

Das hat ein anderes Volk, das wir nunmehr in die Vorgeschichte einführen müssen, nicht getan, und ist dadurch seiner gleichfalls hamitischen Ursprünglichkeit verlustig gegangen: die Haússa.

Zeitlich später als die Gründung des Reiches Bornu erfolgte westlich davon die der sogenannten Haussastaaten (Sokóto, Kanó usw.). Ihre Errichtung ist gleichfalls Folge einer von Norden her statthabenden Einwanderung eines Nicht-Negervolkes, eben der Haussa, nach Barths Berichten auch „Góbir" genannt. Die Gobir, also die nachmaligen Haussa, haben nun im Laufe der Zeiten sich stark mit der unterworfenen Bevölkerung, den Sudannegern, vermischt, und so entstand das Mischvolk, welches heutzutage den Namen „Haussa" führt.

Auch in diesen Haussastaaten waren Fulbe erschienen, gleichwie wir sie im Bornureich auftauchen sahen. Aber wie dort lebten sie auch hier vorerst als Viehhirten ohne jegliche politische Machtstellung, ein nur geduldetes fremdes Eindringlingsvolk.

Zu Anfang des eben verflossenen Jahrhunderts trat nun ein Ereignis von weitestgehender Bedeutung ein: eine auf religiöser Grundlage ruhende



Typ eines Haussa.

Nach Photographie der Gesellschaft „Nordwestkamerun".

Erhebung der Fulbe im Bornureich und in den ausgedehnten Haussastaaten; eine Bewegung und eine durch sie hervorgebrachte Umwälzung aller Verhältnisse, die den sogenannten Mahdiaufstand der achtziger Jahre im östlichen Teil Afrikas an Umfang und Folgenschwere weit übertraf. Von der Gegend um Gandó und Sokoto, also aus dem Herzen der Haussaländer, ging der erfolgreiche Aufstand aus. Das Bornureich konnte sich dagegen behaupten, aber nur mit Mühe. (Wie es dann, nach fast tausendjährigem Bestehen, durch den Ansturm Rabehs zertrümmert und nach dessen Fall 1900 von den nunmehr auf den Plan getretenen europäischen Kolonialmächten aufgeteilt wurde, haben wir im III. Abschnitt, S. 14 und 15, gehört.)

Voll und ganz glückte der Aufstand in den Haussaländern. Die Fulbe hatten sich von Vermischung mit der Sudanbevölkerung rein erhalten; die Haussa waren mehr oder weniger vernegert, und das wurde ihr Verderben. Die Haussastaaten wurden zertrümmert, große Fulbereiche traten an ihre Stelle, u. a. das Riesenreich von Sokoto zwischen dem Niger und dem Shari, das speziell für unser Kamerun von Interesse ist, indem es bis hier herein seinen Einfluß geltend machte. Nicht nur auf Umwandlung der alten Haussaherrschersitze in Fulbethrone beschränkte sich die gewaltige Schilderhebung der Fulbe; zu weiten Eroberungszügen sandten die an die Spitze getretenen Fulbeherrscher ihre Feldherren aus, wie es einst Mohammed getan. Religiöse Begeisterung war ja zum guten Teil der Antrieb zum Ganzen gewesen. Bis zum Benuë und über ihn hinunter nach Süden ging es. Das ganze heutige Adamaua wurde im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts erobert.

Hier, in dem bis dahin Fumbina genannten Reich des Sudannegerstammes der Bátta im oberen Benuëtal bestanden wahrscheinlich schon zahlreiche verstreute Fulbekolonien, wie wir sie oben in Bornu und den Haussaländern kennen gelernt haben. Diese machten natürlich mit ihren von Westen her eindringenden siegreichen Stammesgenossen gemeinsame Sache, und das Battareich mußte fallen. Das Sultanat Yola ward gegründet als Vasallenstaat von Sokoto, und von Yola aus erfolgte die Gründung zahlreicher neuer Fulbestaaten: Donga, Gashaka, Kontsha, Banjo, Bubandjidda u. a., und der südlichsten und ausgedehntesten, Ngaumdere und Tibati.

Die Eroberer, die Fulbe, wurden allmählich zum größten Teile seßhaft in den eroberten Gebieten und begannen sich mit Hilfe der unterjochten Stämme dem Ackerbau zuzuwenden. Ein Teil von ihnen blieb aber, was das Volk eigentlich war, nomadisierende Hirten, die auch den alten Namen, unter dem sie einst im Sudan vereinzelt und schüchtern erschienen sind, Borroro, beibehalten haben. Sie pflegen nach wie vor ausgedehnte Viehzucht und unterstehen in lockerer Form den aus ihrem Stamm hervorgegangenen Fulbesultanen.

Die Haussa — ihnen müssen wir uns nunmehr wieder zuwenden — waren also aus Herrschern zu Unterworfenen geworden. Mit dem Negerblut, dessen Aufnahme sie von ihrer politischen Machthöhe gestürzt, haben sie aber auch den dem Neger so ureigenen Handelssinn, seine Verschlagenheit und Listigkeit aufgenommen; die alte Wanderlust und der Unternehmungsgeist ihrer Vorfahren, der Gobir, war auch nie ganz in ihnen untergegangen; umgekehrt hatten sie davon dem Neger abgegeben, und so ist der Haussa das geworden, was er heutigen Tages noch ist: „der große Handelsmann im Süden", genauer des ganzen Sudan. Ein Haussareich im politischen Sinn gibt es nicht mehr — das merkantile, das sich diese schwarzen Juden erobert haben, ist weit ausgedehnter als ihre einstigen Staaten waren: im ganzen Sudan ziehen sie einzeln oder in Karawanen; in den Herrschersitzen der Adamauasultane bis herunter nach Bamum und Gamane sind ihnen eigene ständige Quartiere eingeräumt, und allenthalben finden wir ihre Wohnstätten. In Kuka trifft man sie, drüben am Senegal; nach Kairo, ja nach Konstantinopel sind sie gewandert; seit kurzem gehen ihre Karawanen in Kamerun ins Waldland bis Yabássi am Wuri, bis Lolodorf am Njong; im Sangagebiet wächst ihr Einfluß; ja sogar an der Küste sitzen sie bereits in Duala und Kribi.

Handel bringt Reichtum, und Reichtum ist Macht. Und in diesem Sinn haben sich die Haussa an den einstigen Zerstörern ihrer politischen Verbände, an den Fulbe, gerächt. Die Hauptquelle des Reichtums für diese, die Sklavenjagden, haben ihnen die europäischen Machthaber genommen, die

Viehseuchen der letzten Jahre haben den Viehstand und Erwerben: so ist der Fulbe verarmt und verfürchterlich gelichtet, die ritterlichen Wüstensöhne schuldet, der tätige, unternehmende Haussa reich verstehen nichts von kaufmännischem Schachern geworden (31).

Bislang mußten wir uns in der Völkergeschichte des Sudan überwiegend mit den erobernden Elementen beschäftigen und sind mit ihnen bis nach Adamaua hereingekommen. Wir haben von der Zertrümmerung des Fumbinareiches der Batta gehört, seiner Umwandlung und Umnennung eben in das mohammedanische Adamaua. Die bisher eingeführten Eroberer sind ja ausnahmslos Islambekenner.

Wer befand sich in diesen Gebieten, als die Eroberer eindrangen? Was ist mit den Urbewohnern geschehen?

Sudanneger saßen in diesen Landstrichen, Heidenstämme; zum Teil in Reiche zusammengefaßt, wie das eben genannte Battareich, zum größeren Teile in einzelnen Stammeinheiten.

Diese Ureinwohner Adamauas hatten zwischen drei Losen zu wählen: entweder sich zu unterwerfen und den Islam anzunehmen oder auszuwandern oder den Versuch zu machen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Wohl gleich beim Hereinfluten der Eroberer hat sich ein Teil der Autochthonen entschlossen, nach Süden auszuweichen. Ein anderer Teil hat eine Zeitlang seine Freiheit zu wahren gesucht und ist nur schrittweise gewichen. Zuerst zog er sich wahrscheinlich in die gebirgigeren Gegenden, die größere Sicherheit boten, namentlich gegen die gefürchtete Reiterei der sklavenjagenden Fulla. Aber auch hierher haben dann diese die Flüchtlinge verfolgt, sie vernichtet oder in die Sklaverei abgeführt. Was diesem Schicksal entging, ist weiter südlich gezogen und hat sich in die bereits früher beizeiten gleich hierher gewanderten Stammesgenossen hineingeschoben. In den Fulbesultanaten selbst gelang es jedoch nicht wenigen der in ihren Sitzen gebliebenen Heidenstämme, die Unabhängigkeit zu behaupten; die Reiterheere der Fulbe versagten an den gleich Felsburgen aufragenden Berghorsten Adamauas, wohin sich die „Arnáni" unter ihren „Arnádos" (wie die Fulbe die Heidenstämme und ihre Häuptlinge nennen) zurückgezogen haben.

Die gleich anfänglich weichenden Adamauaurbewohner, Sudanneger, sind wieder auf Hintersassen getroffen, die später folgenden auf solche und auf ihre früheren Landgenossen; und so sehen wir hier in den Grenzländern dasselbe Geschiebe vor sich gehen, wie vordem in Adamaua selbst: auch hier Einwanderer und früher Angesessene. Der gleiche Kampf entspann sich.

Dieses Zurückweichen mußte aber schließlich einmal eine Grenze haben — und an dieser Grenze, mitten in unserer Kolonie, sind wir nunmehr angelangt. Und zwar ist es eine doppelte: eine geographische und eine ethnographische. Eine geographische insofern, als wir im nördlichen und mittleren Teil Kameruns am Hochlandrande und damit an dem des Urwaldes, im südlichen beinahe wenigstens an letzterem, genauer an den Ufern des Sanaga, angelangt sind. Das ethnographische Halt! wird geboten, indem hier die bereits angedeutete Linie ist, in der die bisher erfolgte nördlich-südliche Richtung eines Völkerzuges auf die diametral entgegengesetzte eines anderen in südlich-nördlicher Richtung aufprallt. Gefühlt haben wir diesen letzteren Zug schon lange; von dem Augenblick an schon, wo wir die Adamauaurbewohner, die Sudanneger, nach Süden vor uns hergedrängt haben.

Die dritte der eingangs genannten Völkergruppen erscheint nun auf dem Plan: die Bantuneger.

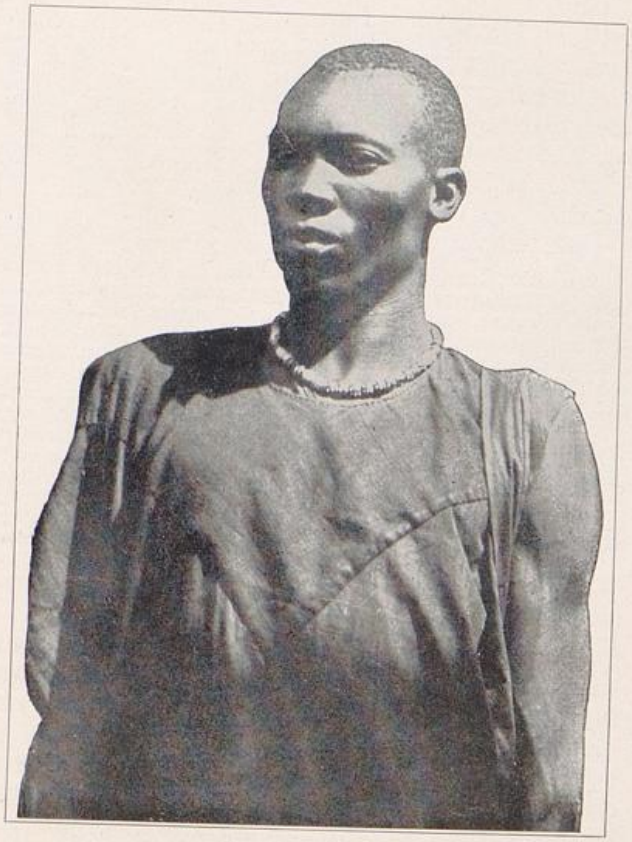
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als reiner, echter Negerstamm besitzt er keine Geschichte; d. h., es ist uns davon nichts überliefert, und wir sind bezüglich der weiter zurückliegenden Vorgeschichte auf, allerdings begründete, Vermutungen angewiesen. Wir hätten ja auch von der vorgeschilderten Bewegung der Sudanneger bis in frühere Jahrhunderte zurück weit weniger Kunde, wenn sie uns nicht von den fremden Elementen, die sich zu ihren Herren aufgeworfen, übermittelt worden wäre.

Auf den hypothetischen Urfitz der Bantu, zwischen den Nilquellen, dem oberen Kongo und dem Tsad, näher einzugehen, fehlt hier der Raum; desgleichen für nähere Begründung der weiteren Hypothese, daß etwa zur Zeit Christi die in diesem Raume sitzenden Bantunegermassen in Bewegung geraten sind und ihren großen Zug in breithin wälzender Welle bis tief nach Südafrika hinunter begonnen haben. Wir können hier lediglich ihre teilweise Rückwanderung von Süd gen Nord andeutungsweise in den Kreis unserer knappen Schilderung aufnehmen.

Vom Nordrand des mehrgenannten Aquatorialurwaldes (ja vielleicht vom Tsad?) an bis hinunter zum Kunene und über ihn hinaus saßen sie, über ganz Zentral- und Südafrika hin. Teilweise Bewegung kam aufs neue in ihre Massen, und sie fluteten stammweise rückwärts die Völkerstraße gen Norden, die ihre Vorväter dereinst südwärts gezogen waren, längs deren zweifelsohne gar manche Teile auf dem Wanderzug nach Süden seßhaft geworden waren.

Auch diese haben wohl sicher bereits Urbewohner der durchzogenen Gebiete vorgefunden.



Bali; Sudanneger.
(Nach Photographie von Zintgraff.)

Die Waldzone an der Küste und im Süden war höchst wahrscheinlich von einer heute ganz oder fast ganz ausgestorbenen Urbevölkerung schwach besetzt. Rasse, Stamm und Namen sind unbekannt; wenn anders wir nicht in ganz eigentümlichen, spärlich und verstreut sich zeigenden Urwaldbewohnern die letzten Überbleibsel dieser Autochthonen vor uns haben.

Allenthalben im Urwald des Südteils und drüben im Osten am Dschah trafen die Forscher auf „Zwergvölker", wie sie sie nannten; von den Eingeborenen im Westen Bagiélli und Bikué, im Osten Badjiri oder Bakólo, im Süden Ebanágga geheißen. (Im innersten Zentralafrika da und dort sind Schweinfurth und Stanley gleichfalls auf derartige Stämme, die der Schilderung nach ganz gleich jenen im Kameruner Urwald sind, gestoßen. Haben wir in ihnen vielleicht die Urbevölkerung Afrikas überhaupt zu sehen?) Siehe auch S. 71 u. f.

An der Küste Kameruns traf Cao, 1486, Negerstämme, deren Beschreibung ganz und gar auf den Typus des Bantu paßt. Kalbanger und Ambozer (dieser Name ist noch in dem Wort „Ambas" [Insel und Bucht bei Viktoria] erhalten) werden uns als Name der am Fuß des Kamerungebirges und am Kamerunfluß damals hausenden Stämme überliefert; mehr wissen wir nicht.

Eine solche Rückwanderungswelle hat die Bakoko in ihre derzeitigen Sitze gebracht, die Duala aus der Mpitilandschaft am Südufer des Dibamba vor ungefähr hundertfünfzig Jahren an das Kamerunästuar geführt u. a. m. (Siehe auch S. 71 über die Einwanderung der Pangwe.) Kurz: von Zeit

zu Zeit quollen Bantunegerstämme aus Süden in unser heutiges Kamerun herein — die „zivilisatorische" Tätigkeit des Weißen, Sklavenraub und Sklavenfang, hat sicher anziehend oder abstoßend oder beides zugleich, ganz wesentlich dabei mit eingewirkt: hier sklavenjagende Christen, dort oben im Sudan sklavenjagende Mohammedaner; das Wild da wie dort der Neger.

Das gleiche Fluten und Wogen, Unterwerfen und Dezimieren der Urbevölkerung, Einschieben zwischen die schon früher hier eingewanderten Stammesgenossen unter unvermeidlichen Reibungen sehen wir nun auch hier vor sich gehen wie droben im Norden. Immer weiter nordwärts im Urwald, endlich auf die Steppe hinaus drängten und schoben die wohl ihrerseits, aus was für Gründen auch immer gedrängt werdenden Bantustämme. In dem breiten Urwaldgürtel, der der Küste entlang sich hoch nach Norden hinaufzieht, ging ein Ausweichen, Raumgeben und Einschieben noch geraume Zeit, bis die vordersten Spitzen endlich auf das Hochland hinaufkletterten und dort vorläufig zur Ruhe kamen. Im südlichen Teil war das Manövrierfeld rascher durchmessen: am Sanaga war man bald angelangt. Und als es nun auch über diesen hinüberging, mußte in ihm jene Linie überschritten werden, an der wir die südliche Rückwärtsbewegung der weichenden Sudanneger-stämme verlassen haben: Bantu- und Sudanstämme sind hier aufeinandergeprallt.

Bis in die jüngste Zeit wogte der Kampf.

Da muß, um gerecht zu sein, die wohltätige Wirkung europäischen Einflusses hervorgehoben werden, wie seine einstige unheilvolle Wirkung gebrandmarkt werden mußte (siehe S. 8), wie man auch in manch anderem seine Ansichten über die „Segnungen europäischer Kultur, die wir den armen Schwarzen bringen", haben kann.

Die Stationen, die sich im Lande erheben, stehen wie Felsburgen inmitten der Völkerbrandung. So kurzen Bestand sie auch erst haben, so gewährleisten sie doch jetzt schon den gegenwärtigen Stand und Sitz der Stämme und vermindern die Fehden, die die Bruderstämme in unbegreiflicher Verblendung gegenseitig führen, so ihren Erbfeinden in die Hände arbeitend. Sie garantieren stabilere Verhältnisse, wenigstens hinsichtlich größerer umwälzender Verschiebungen.

Sie treten insbesondere den Expansionsbestrebungen der Fulbesultane, ihren das Land entvölkernden und verwüstenden Raubzügen entgegen.

Allerdings werden auch mit dieser Stabilisierung um so rascher und intensiver volkliche Vermischungs- und Verschmelzungsprozesse vor sich gehen; der europäische Einfluß macht sich modernisierend und damit nivellierend geltend.

Kleinere Wanderungen, Verschiebungen und Verdrängungen finden immer noch statt, namentlich bei den Bantustämmen des Urwaldgebietes: so bei dem Bakoko, bei den Ndsimu und Njém im Südosten der Kolonie; zum Teil auch durch die jüngsten Grenzregulierungen veranlaßt (siehe S. 7), oder infolge von Übervölkerung, die z. B. die Yaunde gegen den Njong hin sich ausdehnen läßt.

Nun wird das ethnographische Kartenbild klarer sein, und wir können, auf geschichtlicher Grundlage vornehmlich, eine Gesamtüberschau über die derzeitige Völkergruppierung Kameruns unter Aufführung der einzelnen, bedeutenderen Stämme halten.

Im allgemeinen ist die Grenze zwischen Urwald und Steppe auch die Grenze zwischen den beiden großen Negervölkern: den Bantu- und den Sudannegern. Die Bantu behaupten im großen und ganzen das Waldland, die Sudanneger sind Kinder der offenen Steppe. Zur ersten Völkergruppe gesellen sich die Reste der mehrfach genannten kleinen, zwerghaften Urbevölkerung.

In Deutsch-Bornu, also in dem geographischen Gebiete zwischen dem südlichen Tsadseeufer und der Nordgrenze Adamauas, bilden zunächst dem Tsadsee die Hauptmasse der Bevölkerung die Bornuleute κατ' ἐξοχήν, die Kanúri. Es ist das lediglich ein kollektiver, kein nationaler Begriff. Östlich davon im Sharidelta, also in der Landschaft Logone, sitzen ziemlich geschlossene Mákari- oder Kótokóstämme, welche im übrigen in ganz Deutsch-Bornu verstreut vorkommen. Südlich von Logone, den Shari stromaufwärts und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

herüber bis zur Adamaualandschaft Marrua, finden wir den volkreichen Stamm der Musgu*), der sogar noch nach Westen in das Bergland von Mandara hinüberreicht. Westlich von Mandara, längs seines Nord—Süd streichenden langgezogenen Gebirgstockes, wohnen die Márghi. Alle diese Völkerschaften sind Sudanneger.

Nun zu den Nicht-Negerelementen. Wie im ganzen mittleren Sudan fehlen auch in Deutsch-Bornu die Araber nicht, deren verschiedene Stämme zu den verschiedensten Zeiten ins Land gekommen sind. Bezüglich ihrer Benennung herrscht allgemein Unrichtigkeit und deshalb Verwirrung; ein etwas gründlicheres Studium Nachtigals gibt Aufklärung. Alle in Bornu seßhaften Araberstämme werden in der Kanurisprache „Schóa" genannt; es fallen also unter diese Sammelbezeichnung die verschiedenen, im Laufe der Zeit ansässig gewordenen Stämme: die Béni-Háśén, die Sálamát, die Béni-Sét usw. Sie bilden ein kräftiges und kriegerisches und durchaus nicht zu unterschätzendes volkliches Element; „lagerten sie doch kurz vor der Entscheidungschlacht zwischen den Franzosen und Rabeh (bei Kusseri) zehn- bis zwölftausend Mann stark in ostentativer Weise untätig unweit des französischen Lagers" (30). Ferner finden sich da und dort im Lande verstreut Niederlassungen von Fulbe, von Einwanderern aus Baghirmi und Wadaï, und endlich sind mit dem Eroberer Rabeh als weitere Volkselemente noch Leute aus Dar Rúnga und Dóngola (wo Rabehs Macht und Zug den Anfang nahm), also vom oberen und mittleren Nil ins Land gekommen. Aber die letztgenannten Bevölkerungsteile (Baghirmileute usw.) bilden einen so unbedeutenden Bruchteil der Gesamtbevölkerung, daß sie für das Ganze kaum in Betracht kommen; in den großen Bevölkerungszentren finden sie sich hauptsächlich, wo sie vermischt mit ansässig gewordenen Tripolitanern, einzelnen Túareg, tunesischen Händlern usw. eine bunt durcheinander gewürfelte „Großstadt"bevölkerung erzeugt haben.

Fang oder Pangwe; Bantuneger.
(Nach Photographie von Teßmann; Pangweexpedition.)

Einfacher als in dem völkerdurchfluteten Tsadseegebiet gestaltet sich das ethnische Bild in Adamaua — da wie dort natürlich abgesehen von der Unzahl der verschiedennamigen Unterabteilungen der Hauptstämme. Je

*) Siehe Anmerkung auf S. 38.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weiter im Sudan nach dem Süden, desto einheitlicher der Charakter der Stämme, desto ausgesprochener der reine Negertypus.

In Nordadamaua wohnen Batta stämme (bei einem derselben, den Máriki, traf Dominik noch 1903 den alten Häuptling Bákari, der 1851 Barth „mit seinen Kamelen und seinem großen Fernrohr" nach Yola hatte ziehen sehen); desgleichen sitzen solche im Benuëtal östlich und westlich von Garua und südlich davon am Faro bis über das Alantikamassiv hinaus. Im Hossere Tengelin, nördlich davon bis zum Südrand von Mandara, östlich bis Lere und südlich bis etwa Rei-Buba sitzen die Fálli. Die nördlichste Landschaft von Adamaua, Marrua, ist von Musgu völkerschaften, von Kanuri und Schoa besetzt und gehört ethnographisch eigentlich mehr dem Tsadseegebiet zu. An die Batta und Falli schließen sich südlich und südwestlich die Mbum an; mit ihren südwestlichsten Zweigstämmen, den Wute und Báti, grenzen sie bereits an Waldlandstämme der Bantu. Der volkreiche Stamm der Báia (Beia) scheint sein Kernland etwa zwischen Kunde und Gaza zu haben und strahlt nach allen Richtungen aus. Die Gebiete im südwestlichen Teil des Landes (also südwestlich vom Tschebtschigebirge und im Stromgebiet des Mbam) sind von Grenzvölkern besetzt, von den Fulbe in ihrer Gesamtheit „Tikar" genannt. Es ist dies ein Sammelname der Eroberer, ähnlich dem Namen Kanuri. Die am weitesten vom Kernland Adamauas entfernt sitzenden Heidenstämme derselben, die Bamum, Bali u. a., haben von jeher ihre Unabhängigkeit von den Fulbes zu bewahren gewußt.

Fast alle diese aufgezählten Adamauavölker (Sudanneger) sind Trümmer, sind die Überreste der in diesen Gebieten ehedem bestanden habenden Negerreiche. Ihre Überwinder, die Fulbe, sind das weitere, numerisch weit schwächere volkliche Element in Adamaua, das nunmehr aufgeführt werden muß. Sie sind das herrschende Volk; und als solches sind sie großenteils seßhaft geworden. In den Hauptstädten der einzelnen von ihnen geschaffenen Sultanate residieren die Fürstengeschlechter; und der größere Teil der Stadtbevölkerung sind Fulbe. In kleineren Orten sind oft nur der Vorsteher und sein Haus Fulla, die Bewohner sind dem betreffenden Negerstamm angehörig. Ein großer Teil hat seine alte nomadisierende Lebensweise beibehalten und schweift mit seinen Herden durch das Land (vgl. S. 65). So findet sich also in ganz Adamaua diese Nation in kolonieartigen Ansiedlungen verstreut, bald dichter, bald spärlich. Auch mit der ja nur teilweisen Unterwerfung der Ureinwohner hängt das zusammen. Die geschlossensten Fulbesitze finden sich namentlich im Benuëtal und in Nordadamaua. Allmählich beginnt sich aber auch schon aus den Fulbe, namentlich den seßhaften, und den eingeborenen Negern ein Mischvolk zu bilden.

Außer den Sudannegern und den Fulbe finden sich derzeit noch drei volkliche Elemente in Adamaua: Bornuleute (Kanuri), Araber und Haussa. Kanuri und Araber leben hauptsächlich in Nordadamaua bis nach Yola herunter allenthalben. Noch viel weniger kann der länderdurchwandernde Haussa lokalisiert werden; über dieses wichtige fremde volkliche Element haben wir bereits S. 65 u. 66 gehört (auch später noch öfter davon). Sie, die Haussa, tragen ganz besonders zur allmählichen Bildung eines neuen Mischvolkes bei, das die zukünftige, gleichförmige Bevölkerung Deutsch-Adamauas werden wird. Im europäischen Sprachgebrauch wird schon längst nicht mehr zwischen reinen Haussa und Mischlingen zwischen ihnen und Negern unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schieden; auch draußen in Adamaua heißt ebenso ziemlich alles — die reinen Fulbe ausgenommen — „Haussa"; Haussa wird in ganz Adamaua verstanden und gesprochen.

Es erübrigt noch das den Westen und Süden Kameruns in breitem Gürtel umrahmende Urwaldgebiet. Hier ist das ethnographische Bild einfach: all die zahlreichen (zahllosen fast) kleinen Stämme sind echte, rechte Neger, der Banturasse angehörig. Sie zerfallen in zwei Gruppen. Die eine ist schon lange im Kamerungebiet ansässig; Passarge nennt sie die „Kamerunbantu". Zu ihr gehören die Bakúndu, Duala, Bakoko, die Maká, Njem und Ndsimu als die bedeutendsten; das nördliche und mittlere Waldland bevölkernd. Die andere ist erst in verhältnismäßig junger Zeit in die südlichen Waldgebiete eingewandert und hat sich keilartig in die ältere Gruppe eingeschoben. Es ist der große Bantustamm der Fang oder Pangwe, zu dem die Mwele, Yaunde und Búle als die größten gehören.

Alle diese Negerstämme weisen — innerhalb der beiden Hauptgruppen: Bantu- und Sudanneger — entsprechend ihrer volklichen Gemeinsamkeit, keine tiefgreifenden, nur Gradverschiedenheiten auf. Das sprachliche Moment ist das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal. Wenn auch nur dialektischer Art, macht es doch Verständigung zwischen den einzelnen Stämmen vielfach unmöglich. Auch die kulturelle Entwicklung ist verschieden, und verschieden sind Neigungen und Anlagen.

b) Anthropologische und ethische Verhältnisse.

Anthropologische, nebstdem sprachliche Unterschiede haben zur Aufstellung der Rassentheorie geführt.

Unter den äußeren Faktoren, die zur Schaffung der Rassen selbst zusammengewirkt haben, nimmt unzweifelhaft die verschiedene geographische Lage, mit einem anderen Worte, das Klima, weitaus die erste Stelle ein. „Je extremer ein Klima nach der einen oder anderen Seite hin ist, um so energischer muß seine Einwirkung auf den menschlichen Organismus sein. So schafft die Wüste andere Menschen als die feuchten Tropen- und die Polarländer, das Hochgebirge andere als die Tiefebenen" (31). Der nächstwichtige äußere Faktor, der auch die geistige Entwicklung beeinflußt, hängt gleichfalls enge mit dem Klima zusammen: die von ihm abhängigen Lebensbedingungen, welche das Land seinen Bewohnern bietet.

In dieser allgemeinen Charakteristik ist die der beiden Hauptvölkergruppen Kameruns — bleiben wir bei den ihnen hauptsächlich auf Grund sprachlicher Fundamentalverschiedenheiten von der Wissenschaft gegebenen Namen —, der Bantu- und der Sudanneger, nach anthropologischer und ethischer Richtung hin in den allgemeinsten Zügen bereits enthalten.

Bevor wir auf diese beiden Haupttypen unseres Schutzgebietes hinsichtlich ihrer anthropologischen Verhältnisse näher eingehen, müssen wir einen Blick auf jene „Zwergvölker" werfen, die im Urwald hausen.

Sie sind ein ungelöstes ethnographisches Rätsel. Zum ersten Male gibt von „Pygmäen" — wenn wir von den Berichten der Alten darüber absehen — Kunde 1625 der Engländer Battel, der sie nahe der Mündung des Kongo entdeckt hat. Mit der Erschließung Afrikas mehren sich die Nachrichten darüber (vgl. S. 67); auch in Asien und jüngst in der Südsee wurden sie gefunden, und in der Schweiz diesbezügliche Gräberknochenfunde gemacht. Während die einen Überreste einer zwerghaften Urrasse in ihnen erblicken, halten sie andere für degenerierte Teile noch bestehender; ein dritter Teil endlich stellt die Hypothese auf, daß es eben einfach zu allen Zeiten neben einem großen auch einen kleinen

Menschenschlag gegeben habe. Sei dem wie es wolle — jedenfalls spielen die Zwergstämme Kameruns keinerlei weitere ethnographische oder kulturelle Rolle; doch sind sie die Hauptelfenbeinlieferanten im Süden der Kolonie.

„In dem unbewohnten Urwaldgürtel dicht östlich von Kribi verkünden hin und wieder Pfiffe und einige für den Europäer unartikulierte Zurufe das Vorhandensein jener kleinen gelben Menschen, von denen schon Forscher im innersten Afrika berichtet haben, und die hier, ohne jeden festen Wohnsitz, lediglich der Jagd obliegen. Zum Schutz gegen Regen und Kälte bauen sie sich auf ihren Lagerplätzen kleine Hütten, befinden sich jedoch am Tage mit ihren Familien stets auf der Wanderung, um dem Wild nachzustellen." So Morgen über sie (28); und seine Schilderung deckt sich mit den Beobachtungen v. Steins, der beiden Plehn u. a. v. Stein verdanken wir die bereits berichteten verschiedenen Namen, unter denen sie bei den Fangstämmen, in deren Gebieten sie sich herumtreiben, bekannt sind. Dr. Plehn gibt uns einige anthropologische Angaben: „Stirn niedrig, unterer Gesichtsteil von der Nasenwurzel ab vorgeschoben, Nase kolossal breit, plattgedrückt, mit gewaltigen, fleischigen Flügeln; Gesicht besonders um den Mund herum faltig, Lippen dünn; stark behaarter Oberkörper; Farbe heller wie bei den übrigen Negern; kupferig und mit erdigem Ton." Man sieht, besondere Schönheiten sind sie gerade keine; übrigens sind sie vollkommen proportioniert gebaut und von nicht unintelligentem Ausdruck (siehe nebenstehende Abbildung). Nach Dominik (29) stehen ihnen sehr nahe die Mabéa, am unteren Lokundje. Er macht auf die auffallende Ähnlichkeit zwischen dem Kopf eines alten Mabea und eines Gorilla aufmerksam. Die Bezeichnung „Zwergvolk" übrigens verdienen sie, streng genommen, nicht; sie sind nur durchweg unter Mittelgröße; die, allerdings nicht ganz zuverlässigen, Angaben ergeben als Durchschnittsmaße 147,5 cm für Männer, 136,5 cm für Weiber. Ihre Sprache ist gänzlich unverständlich, auch den Bantustämmen. Ihre Kleidung besteht aus einer aus Bast geflochtenen Schambinde und aus auf gleiche Art hergestellten Ringen an Hals und Füßen. Unzertrennlich von ihnen ist ihre einzige Waffe, eine Lanze mit breiter, stets scharf geschliffener Klinge, die an einem rohen, starken Holzschaft mit einem aus Lianenfasern gedrehten Strick festgeschnürt und deren Spitze vergiftet ist. Damit töten sie Elefanten und wohl auch Büffel, dicht heranschleichend, durch einen Stoß. Fünf Sechstel des zum Sanga gebrachten Elfenbeins sollen von den durch sie getöteten Tieren kommen.

Pygmäe im Kampogebiet.
(Nach Photographie von Teßmann; Pangweexpedition.)

Und nun zu unseren beiden Haupttypen.

Der Bantuneger (siehe Abb. S. 69) entspricht im großen und ganzen den Vorstellungen, die man sich in Europa vom Neger zu machen pflegt.

„Die Hautfarbe jedoch wechselt sehr. Hellbraune bis rotbraune Leute, ja ganze Stämme, sind gar nicht so selten. Ihrer Physiognomie nach sind sie dagegen durchweg echte Neger. Der Schädel ist rund und plump, das Haar wollig, die Stirn im allgemeinen mittelhoch und meist zurücktretend. Das Gesicht ist rund und breit, die Nasenwurzel gleichfalls breit und flach, die Nasenflügel stark aufgebläht, die Nasenspitze stumpf und oft aufgestülpt. Die Lippen sind dick, wulstig und geschwungen; alle Fleischteile meist massig entwickelt. Der Körper ist gewöhnlich plump und knochig und hat ein reichlich entwickeltes Fettpolster" (31).

Im unmittelbaren Anschluß an diese allgemein gültige Schilderung der Bantustämme im Küstengebiet und Waldland hören wir, wie Dr. Preuß die Bakwiri, auch einen Bantustamm, auch im Küstengebiet, beschreibt: „Die Bakwirileute sind von ausnehmend großem, starkem und muskulösem Körperbau. Besonders zeichnen sich die Männer durch starke Schultern und umfangreichen Brustkasten aus. Noch nie habe ich unter ihnen beleibte Figuren gesehen, wie sie unter den Duala so häufig sind. Alles an ihnen ist sehnig und muskulös. Auch die Frauen sind meist kräftig und gut gebaut." Die Bakwiri wohnen an den Hängen des großen Kamerunberges in einer Meereshöhe von 1000 m, die übrigen Bantustämme in der treibhauswarmen Niederung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Sudanneger (siehe Abb. S. 67), wie er uns in seinem auch meist unverhüllten Körperbau entgegentritt, bildet den Übergangstypus vom urwaldbewohnenden Bantu zum freien Sohn der Wüste, der, zum Teil wenigstens noch fast rein von jeglicher Stammesmischung, im Fulbe in unserem deutschen Schutzgebiete vertreten ist.

„Der Negerhabitus ist unverkennbar: der Prognathismus, die ausliegenden Jochbeine, die breite Nase auf breiter Basis, das starke, kurze Wollhaar sind auch dem Sudanneger gemein. Der Wuchs aber ist hochgestreckter, vielfach weit über Mittelgröße, sehnig, bei vollkommen proportioniertem, muskelkräftigem Körperbau. Riesenhafte Größe ist durchaus keine Seltenheit. Gut gebaut sind die Extremitäten; fein gefesselt die Unterschenkel; klein und wohlgestaltet die Ohren. Auffallend geradezu sind die schlanken Hüften und das kleine Gesäß, namentlich an den überhaupt schön gebauten Körpern der Weiber (siehe Abbildung im Kapitel über Bekleidung usw.). Eine merkwürdige Kopfform ist bei vielen Sudanstämmen auffallend: scheinbar der reine Langschädel. Aber nicht von Natur aus. Da könnte die von diesen Stämmen allgemein geübte Sitte, den kleinen Kindern durch Streichen und steten Druck eine langgestreckte, eiförmige Kopfform zu geben, dem Schädeltheoretiker einen schlimmen Streich spielen.

Denkt man als Soldat an die Körper unserer Rekruten zu Hause, wenn man sie sieht, wie sie Gott erschaffen hat, so bezeichnet man unbedenklich die Sudanneger als den schöneren und besser gebauten Menschenschlag" (23).

Überhaupt zu Hause bewahrt uns die verhüllende, nachhelfende Kleidung recht oft vor unangenehmen Enttäuschungen — der Körper des Negers zeigt sich unverhüllt mit seinen schönen Formen, mit seinen Gebrechen.

Was Körperreinlichkeit und Zahnpflege anbelangt, können wir Kaukasier getrost von den Negern lernen.

Und mit Vorliebe verfällt man in den Fehler, einen weißen Adonis mit einem ausgesucht häßlichen Negertypus zu vergleichen.

Auf die unendlich zahlreichen und immerhin beträchtlichen anthropologischen Graduntersch iede der zahllosen Bantu- und Sudanstämme kann natürlich nicht näher eingegangen werden: die Maka (Bantu) z. B. sind schlank und groß; Baia und Mbum sind ein schöner Menschenschlag; unter den Falli finden sich vielfach häßliche Gestalten; die Musgu werden als herkulisch und tiefschwarz geschildert; die Marghi zeigen vielfach leichte Kupferfarbe usw. usw.

Wir haben noch zwei in unserem Kamerun vorhandene volkliche Vertreter zu betrachten: den Haussa und den Fulbe.

Die Haussa bilden ein außerordentlich gemischtes Volk: diese Vermischungsneigung mit der Negerbevölkerung seitens des einstigen reinen Wüstenstammes der Gobir war ja auch ihr Verderben.

„Im allgemeinen kann man sagen, daß sie zwischen dem Typus der Bewohner der Sahara einerseits, dem des Bantu- sowie des Sudannegers anderseits stehen und bald nach dieser, bald nach jener Seite hin die mannigfaltigsten Übergänge und Kombinationen in Körperform und Gesichtsbildung aufweisen" (siehe eines unserer Einschaltbilder).

„Hier ein plumper, knochiger, zur Fettbildung geneigter Körper, dort eine schlanke, magere und doch kräftige Gestalt; hier ein langes Gesicht mit schmaler, sogar gebogener Nase, hoher Nasenwurzel und dünnen Lippen —; oder sehr häufig eine Mischung der Typen, wie lange hagere Gesichter, aber plumpe flache Nasen nebst dicken Lippen oder runde Gesichter mit geringer Entwicklung der Weichteile, lange, aber flache und aufgestülpte Nasen; kurz alle nur denkbaren Variationen der Formen sind zu beobachten, doch sind gerade die Extreme eine Ausnahme, Mischung der Charaktere die Regel. Alle aber haben die dunkle Hautfarbe und echtes Negerwollhaar, wenn vielleicht auch nicht ganz so dicht wie bei den Negern reiner Rasse" (31).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Fulbe ist kein Neger; darin liegt kurz die fundamentale Verschiedenheit.

„Die helle Farbe, welche der Stolz der Fulla selbst ist — Pullo bedeutet ja ‚der Gelbe' — bildet nicht das wesentlichste Merkmal, denn gerade unter den Borroro ist die dunkle Hautfarbe nicht selten, wie schon Barth hervorhebt. Bei den hellsten Fulbe ist die Haut sehr hellgelb, wie helles Leder, aber stets mit einem Stich ins Rote. Was den Fulla vom Neger in anthropologischer Hinsicht unterscheidet, ist vielmehr der schlanke, feinknochige, sehr magere und doch sehnige und kräftige Körper. Oftmals haben wir über diese mageren, scheinbar verhungerten, schwindsüchtigen Windhundgestalten unsere Betrachtungen angestellt, welche trotz der anscheinenden Schwächlichkeit bei spärlicher Nahrung große körperliche Anstrengungen, besonders unglaubliche Marschleistungen vollführen konnten, also ganz wie die Wüstenstämme. Der Schädel ist meist mittellang bis dolichokephal" (es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß die oben erwähnte Sitte mehrerer Sudanstämme des Drückens und Knetens der Köpfe der kleinen Kinder dem Bestreben seinen Ursprung verdankt, den höher stehenden Fulbe ähnlich zu werden), „die Stirn hoch, das Gesicht lang und schmal, die Nase lang und gerade, Wurzel und Rücken schmal und hoch, die Flügel zart und klein, desgleichen die Lippen. Das Haar ist schwarz, wellig und zeigt keine Spur der ‚Negerwolle'. Bei den Frauen erreicht es einen halben Meter und mehr Länge. Die Frauen sind, solange jung, zum Teil große Schönheiten; nur ihre Magerkeit wirkt häufig störend. So mancher und manche Fulla würde als Marmorbüste wohl eher für einen Hermes oder eine Diana als für einen afrikanischen Typus gehalten werden" (31).

Das ist der reine Fulbe. Aber vielfach ist auch hier schon eine „Vernegerung" eingetreten und greift immer mehr und mehr um sich. Die Resultate dieser Vermischung unterscheiden sich fast in keiner Weise von den Haussa.

Das letzte der fremden Elemente Kameruns sind Araber. Bezüglich ihrer können wir uns kurz fassen. Soweit sie sich rein erhalten haben, besitzen sie den ja wohlbekannten Typus, aber dunkle Hautfarbe. In Adamaua sind sie bereits im Begriff, ihre Nationalität zu verlieren; und dann werden eben auch sie zu „Haussa".

Noch ein paar Worte über die gesundheitlichen Verhältnisse der Eingeborenen.

Die Neger erreichen im allgemeinen kein hohes Alter (Durchschnittsalter vierzig Jahre). Ganz kolossal ist die Kindersterblichkeit; nach Dr. Mansfeld über fünfzig Prozent. Namentlich die Malaria fordert zahlreiche Opfer; wie überhaupt auch der erwachsene Eingeborene gegen diese Geißel der Tropen durchaus nicht so immun ist, als man gemeinhin zu glauben pflegt. Krankheiten der Atmungsorgane sind in den Hochländern häufig und ganz besonders epidemisch auftretende Dysenterie. Die Waldgebiete hinwiederum werden vielfach von Lepra und Pockenepidemien heimgesucht. Neuerdings scheint die Schlafkrankheit auch auf Kamerun überzugreifen; am Sanga ward sie bereits mehrfach beobachtet, und bei den Balándu nordöstlich des Kamerunberges soll sie unter dem Namen „Dipapa gombe" bekannt sein.

Albinos (stets mit Kretinismus verbunden) finden sich unter den Waldlandstämmen.

An körperlichen Gebrechen sind außerordentlich häufig bei beiden Geschlechtern Nabelbrüche, nicht selten von unglaublichen Dimensionen (siehe Abb. S. 75) und auch Elefantiasis. Auf dem Kumbohochlande (nordöstlich Bamenda), 2000 m hoch, fand Glauning auffallend viel Kropfbildungen — die analoge Erscheinung unserer Alpenhochtäler.

„Dieselben Faktoren, welche auf den menschlichen Organismus mächtig einwirken und die anthropologischen Eigenschaften eines Volkes bedingen, sind auch bei der Ausbildung der geistigen Eigenschaften des Menschen von entscheidender Bedeutung, nämlich das Klima, die äußeren Lebensbedingungen

und der damit verbundene Kampf ums Dasein. Demnach dürfen wir von vornherein erwarten, in Kamerun, das von der tropischen Westküste Afrikas bis hinauf fast zur Sahara sich erstreckt, außerordentlich verschieden veranlagte Völker zu finden — und die Tatsachen entsprechen dieser Voraussetzung" (31).

Die gleiche Gruppierung ergibt sich hier in ethischer wie dort in anthropologischer Richtung.

„Die Tropen mit ihrem feuchtwarmen, milden Klima, ihren günstigen Lebensbedingungen, dem mühelosen Dasein, das sie ermöglichen, haben eine heitere, lebensfrohe, leichtlebige Bevölkerung geschaffen. Der Bantuneger ist so die richtige Verkörperung dieser." Die große Bedürfnislosigkeit des Naturmenschen tritt noch hinzu.

Bei dem Wort „Naturmensch" soll und muß hier eingeschaltet werden, daß diejenigen Negerstämme, welche mit dem Europäer schon länger und häufig in Berührung gekommen sind, in Kamerun also speziell die Duala und fast alle Küstenstämme, „in ihrer gegenwärtigen erwachsenen Generation ein Zerrbild sind, geschaffen aus zwar gut entwickelten, aber verweichlichten Menschen und aufgepfropfter, unverstandener und unverdauter europäischer Kultur" — die „Hosennigger", wie sie bezeichnend von den alten Afrikanern genannt werden. Sie fallen nicht mehr unter den Begriff „Naturmensch", und damit auch nicht mehr unter folgende Schilderung der ethischen Verhältnisse.

Ihr Objekt kann nur der von europäischer Kultur und europäischem Einfluß möglichst unberührte Sohn des Urwalds, der Steppe, der Wüste sein — und deren gibt es, leider, nur mehr sehr wenige.

Alte Negerin mit Nabelbruch.
(Nach Photographie von Handl.)

Stets vergnügt, gesprächig, leicht erregbar, aber auch oberflächlich, streitsüchtig, selten ernst und nachdenkend, meist kriegs- und fehdelustig — dabei aber ohne allzuviel persönlichen Mut — tritt uns der Bantu der Kameruner Bevölkerung entgegen.

„Dabei verfügt der Bantu, der Neger überhaupt, über eine außerordentliche Pfiffigkeit und natürliche Begabung. Er ist ungemein rezeptiv, aber mit der eigenen Erfindungsgabe hapert es. Dafür entschädigt ihn Schnelligkeit des Denkens, Beweglichkeit des Geistes und eine oft geradezu überraschende Logik.

Weniger gut als bei der intellektuellen Qualifikation kommt er weg bei der moralischen. Schroff ausgedrückt: der Neger hat keinen Charakter. Der kategorische Imperativ ist für ihn etwas gänzlich Fremdes. Jeglichen äußeren Einflüssen ist er unterworfen, folgt ihnen unbedingt, wenn nicht Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Belohnung ihn zurückhält. Diese Kinder des Augenblicks können nicht ordentlich hassen, aber auch nicht ordentlich lieben. Man hat sie große Kinder genannt; aber nur zum Teil ist das richtig. Sie sind Kinder, aber nur in bezug auf das Fehlen des Charakters, nicht bezüglich der Intelligenz" (31).

Dieser moralische Defekt ist zum guten Teil in den günstigen Lebensbedingungen begründet. Im harten Kampf ums Dasein entsteht und festet sich der Charakter. Generationen lang hierzu gezwungen, trägt auch er dann schließlich das Gepräge der Vererbung. In negativer Richtung das gleiche Resultat; daher die mangelnde Charakterfestigkeit des Negers. Diese Tatsache, verbunden mit hoher Intelligenz, hat nun tatsächlich zur Folge, daß der Neger moralisch tief steht. Er ist „ein krasser Egoist und unerträglicher Realist", wie ihn Pechuël-Lösche sehr richtig nennt (32).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nichtsdestoweniger haben die Neger doch eine sehr feine Unterscheidung für gut und böse; insbesondere ein merkwürdig entwickeltes Rechtsgefühl. Über eine gerechte Strafe klagt der Neger nie, ungerechte Behandlung empört ihn. Freilich vergißt er sie bald; dank seines glücklichen, im Grund genommen harmlosen und gutmütigen Naturells ist er auch nicht nachtragend. Ehrgefühl in unserem Sinne hat er nicht, wohl aber eine gehörige Portion Eitelkeit, welche oft stark genug ist, seine Wünsche und Neigungen einer Idee zuliebe zu unterdrücken.

Ein Moment darf nicht vergessen werden: sein ausgeprägtes Gefühl für Erwerb. Seine Schlauheit und Pfiffigkeit sind ihm dabei treffliche Hilfen. Der Neger ist eine ausgesprochene Handels- und Schachernatur mit all ihren unschönen Konsequenzen.

Auch das ist zum Teil in äußeren Verhältnissen begründet. Jahrhundertelang lastet auf dem Neger das Joch der herrschenden Rassen; seine einzige Waffe war und ist die List. Daß er auch uns Europäern gegenüber von keiner besonderen Dankbarkeit erfüllt sein kann — nun: dafür haben wir durch den jahrhundertelangen Sklavenhandel und durch stete Übervorteilung bis zur Stunde gesorgt. —

Vom absoluten idealen Moralstandpunkte aus wird also das Urteil über die moralischen Eigenschaften des Negers nicht gerade sehr günstig lauten. Wesentlich anders wird es vom bedingten, das ist vergleichenden Standpunkt aus; und zwar dürfen wir immerhin unsere eigene Rasse, uns selbst, als Vergleichsobjekt wählen. Da müssen wir ehrlich genug sein, einzugestehen, daß wir eben auch bei der sittlichen Beurteilung des Negers nur zu gern und zu oft uns, die kaukasische Rasse, mit allen erdenklichen Tugenden und Vollkommenheiten ausgestattet denken, vergessend des Bibelwortes vom Splitter und Balken. Hören wir, um nur einen Punkt unter vielen herauszugreifen, einen Mungo Park über eine Eigenschaft der Neger, die uns an ihnen so empörend und so unmoralisch vorkommt, über ihre — nebenbei bemerkt — stark übertrieben geschilderte Diebischkeit.

Von einem Stamm im Hinterland des Gambia vollständig ausgeplündert, besaß dieser große Reisende die klar denkende Gerechtigkeit, im Anschluß an die Mitteilung dieses Ereignisses folgende beherzigenswerte Worte anzufügen: „Ehe wir ein Volk oder einen Stamm für verderbt erklären im Verhältnis zu uns, müssen wir wohl bedenken, ob die niedrige Volksklasse in irgend einem Teile Europas unter ähnlichen Verhältnissen gegen einen Fremden rechtlicher gehandelt haben würde als die Neger gegen mich; man darf ferner nicht vergessen, daß die Gesetze den Weißen nicht schützen, und daß die Effekten für den Neger von so großem Wert waren als Perlen und Diamanten für den Europäer. In der Tat würde ich es für ein Wunder halten, wenn ein schwarzer Kaufmann aus Hindostan, der mit einem Juwelenkästchen im Innern von England erschiene und sich des Schutzes der Gesetze nicht erfreute, nicht gleich auf das erste Mal rein ausgeplündert würde."

Die nämlichen Fehler, wie wir sie bei körperlichen Vergleichen haben begehen sehen, werden auch bei ethischen Vergleichen nur zu oft beliebt: Überschätzung der eigenen „Vortrefflichkeit" und insbesonders die Außerachtlassung gleicher Verhältnisse der Vergleichsobjekte. Das allein aber nur gewährleistet gerechte Beurteilung.

Und das berücksichtigt, können wir ruhig behaupten, daß der Neger, mit unserer Rasse zusammengehalten, in intellektueller Beziehung den breiten Schichten der Bevölkerung eher über ist; in moralischer Hinsicht mag ihm ein Minus, aber ein nicht allzu großes, gewiß zugesprochen werden müssen.

Einen schroffen Gegensatz zu dem harmlosen, leichtlebigen, (nennen wir ihn immerhin so) charakterlosen Bantuneger bildet der reine Fulbe, der selbst aber bereits wieder nur die gemilderte Form des freien Sohnes der Wüste ist.

„Der Charakter der Fulbe ist ein abgeschwächter Berbercharakter. Sie sind als rinderhütende Nomaden eine ritterliche Nation. Arbeit, Handel und Industrie ist nicht ihr Fall; Jagd, Krieg und Viehzucht dagegen ihre Lieblingsbeschäftigung. Der Fulla ist wesentlich ernster und ruhiger, weniger geschwätzig und leichtlebig als der Neger. Unzweifelhaft besitzt er mehr Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung," nicht nur mehr als der Neger, sondern auch mehr — wie wir.

Nachtigal erzählt bei Schilderung seines Auszugs aus Kuka, daß ihm ein alter Ratgeber Scheïch Omars eine Strecke Wegs das Geleite und dabei eine Fülle guter Ratschläge gab, darunter ganz besonders den, „sich vor der unschicklichen und gefährlichen Heftigkeit der Weißen" zu hüten. „Energie, Stolz und Ehrgefühl fehlen ihm nicht; er kann auch wirklich hassen, und mehr überlegte Hinterlist ist ihm sicherlich zuzutrauen. Er ist der größere Charakter, aber auch im gegebenen Momente der größere Schurke, jedenfalls der ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fährlichere Feind. Bezeichnend ist es, daß er allein religiös fanatisch ist, der Neger nie. Dafür ist er aber im Verkehr viel angenehmer, zurückhaltender, weniger bettelhaft, kurz von vornehmerer Gesinnung. Geldgierig und habsüchtig ist er wohl oft in demselben Grade wie jener, aber er kann sich bezwingen, zeigt es weniger" (31).

Wie in anthropologischer Hinsicht die Sudanneger als Mischvölker einen Übergang zwischen den Bantunegern und den Bewohnern der Sahara bilden, so nehmen sie, an ihrer Spitze die Haussa, die hier füglich in diese Charakteristik (ausgenommen ihre ausgesprochene Friedensliebe) miteingeschlossen werden können, auch in ethischer Beziehung eine vermittelnde Stellung ein. Wie sie sich aber äußerlich im wesentlichen als Neger präsentieren, so sind sie auch ihrem Wesen und Charakter nach mehr Neger. Doch besitzen sie eine Reihe der den Wüstenvölkern eigentümlichen Eigenschaften, welche ihnen eine unzweifelhafte Überlegenheit über die Bantu sichern.

In geistiger Beziehung müssen sie als geradezu hochstehend bezeichnet werden und haben einen Vergleich mit geistig gut entwickelten Vertretern der kaukasischen Rasse nicht zu scheuen.

Was Charakteranlagen betrifft, so besitzen sie die guten und schlechten Eigenschaften der ganzen Rasse.

Das aber haben sie vor den Bantu voraus, daß bei ihnen die letzteren wenigstens die Kehrseiten vorhandener guter sind. Raublust und Eigensinn, Verschlagenheit, Hinterlist und Eitelkeit sind die Kehrseite der gleichfalls stark entwickelten positiven Anlagen: des Mutes und der Ausdauer, der Klugheit und des Stolzes. Sie sind tätiger, energischer, zum Teil kriegerischer, selbständiger. So finden wir denn auch bei ihnen in hohem Grad Industrie und Handel entwickelt.

Was aber besonders charakteristisch für die Sudanstämme ist, das ist die größere Neigung zu Zentralisierung, zur Bildung von Staatsverbänden — eine Eigenschaft, die den Bantunegern vollständig fehlt —; und bei nicht wenigen derselben ist es nicht nur bei der Neigung geblieben; tatsächliche, sogar beträchtliche Reiche sind entstanden; erinnern wir uns nur an das von den Fulbe zertrümmerte Battareich Fumbina, das Kernland Adamauas.

c) Bevölkerungsstärken *).

Überblicken wir vergleichend die anthropologischen und ethischen Eigenschaften der in Kamerun vertretenen Rassen und Stämme, so erkennen wir unschwer ein Gesetz der Steigerung der positiven Eigenschaften in beiden Richtungen vom Bantu- durch den Sudanneger und Haussa hinauf zum reinen Fulbe; und erinnern wir uns aus der geschichtlichen Gruppierung dieser Völker ihrer derzeitigen Sitze, so sehen wir, daß diese Steigerung von der Küste an gegen das Innere statthat. Dieses Gesetz macht sich aber auch noch geltend nach zwei weiteren Richtungen, die in innerem wechselseitigen Zusammenhang mit den eben näher beleuchteten physischen und psychischen Eigenschaften der Bewohner Kameruns stehen: in der Zunahme der Kultur und der der Bevölkerung.

Einschränkend muß hierzu bemerkt werden einmal, daß dieses Gesetz hauptsächlich in der Richtung gegen Norden, also gegen das Herz des Sudan zu, sich bemerkbar macht, daß es natürlich keine ideal mathematische progressive Reihe ist, und endlich, daß es erst zu Gültigkeit besteht jenseits der Zone bereits länger währenden lebhaften europäischen Einflusses.

Der Küstenstreifen des Nordteils mit dem in ihn tief eingeschnittenen Kamerunästuar und den in dieses mündenden Flüssen und Wasserarmen bot von jeher den Europäern die günstigsten Landungsverhältnisse; im Süden rollt die verkehrsfeindliche Kalema an die offenen Flachküsten an. Dort um das Kamerunbecken herum gab es von jeher durch den Weißen etwas zu verdienen, früher durch Sklavenhandel, dann durch Landesprodukte; zahlreiche Wasserstraßen münden in den gewaltigen

*) Vgl. hierzu auch S. 5 u. 6.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Binnenhafen des Kamerunflusses —; und der Neger müßte nicht der geborene Händler sein, der er ist und allezeit war, hätte er nicht diese günstigen Verhältnisse sehr rasch erfaßt und sich in diese Gebiete so dicht zusammengedrängt, wie er nun gegenwärtig in ihnen sitzt.

Hier die von Passarge (27) errechneten Dichten pro 1 qkm: Waldland 4,1; Westteil des Hochlandes von Südadamaua 8,3; Benuëtal 15,0; nördliches Adamaua 16,0; Deutsch-Bornu 22,0. Diese ansteigende Kurve zeigt Tiefstände im Ostteil des Südadamauahochlandes 3,0; im mittleren Adamaua ebenfalls nur 3,0; im Logonegebiet 10,0.

Die Gesamtbevölkerung des Waldlands — wir folgen im weiteren größtenteils dem gleichen Gewährsmann (27) — beträgt etwa 800 000 Menschen, welche Zahl also zugleich die Gesamtstärke der Bantu ist.

Davon entfallen auf die Duala rund 12 000, auf den Bezirk Yaunde 250 000, auf das Manjugebiet 25 000, Ebolowabezirk 180 000, Bereich der Dumestation 30 000 usw.

Am relativ dichtesten und gleichmäßigsten ist das nördliche und mittlere Waldland bevölkert. Im Süden wechseln gut besetzte Landschaften (z. B. östlich des Njong bis zum Dsha, am Sfanga, am Kampo und Ntem u. a.) mit menschenleeren Waldinseln (so gleich dicht hinter Kribi, in dem sumpfbedeckten Quellgebiet des Dsha, zwischen diesem und dem Oberlauf des Dume u. a. a. O.).

Ungleich stärker als der Urwald ist die Steppe bevölkert; und da verdichten sich die Massen wieder ganz besonders in den Grasländern und auf den Plateaus der ausgedehnten Massive. Die lokale Verteilung ist also eine recht ungleichmäßige.

Es hängt das, abgesehen von den Boden-, Verkehrs-usw.-verhältnissen, ganz besonders mit der Geschichte dieser Länder zusammen: erinnern wir uns der von Westen her anrollenden Völkerwoge der Fulbe, und wie diese die eingesessenen Heidenstämme vor sich hertrieben; denken wir an die bis in die jüngste Zeit hinein unternommenen Sklavenraubzüge dieser afrikanischen Raubritter.

Die Ebenen des mittleren Adamaua wurden so entvölkert, desgleichen die östlichen Landschaften Südadamauas (so fand von Kunde bis herauf zum 8. Breitegrad die Ostgrenzexpedition eine Wüstenei nur mit den Ruinen zerstörter menschlicher Siedelungen, und so an vielen a. O.). In die entfernten Grenzgebiete flüchteten die gehetzten Arnani, auf den Felsenhorsten drängten sie sich zusammen.

Die großen Fulbeorte, die Sitze der Herrscher, waren die einzigen bewohnten Plätze in den ebenen Teilen Adamauas. Da sammelten sich allerdings beträchtliche Massen: so zählten Banjo, Ngaumdere, Kontsha u. a. an zehntausend Einwohner. Auch in den weit abgelegenen Landschaften entstanden größere Heidenorte, so Ngámbe, so Bamum mit etwa 15 000 Köpfen u. a. m.

Außerordentlich dicht bevölkerte Landschaften sind das Balihochland mit etwa 150 000 Menschen, das Kumbohochland mit wohl 500 000; dann ausnahmslos die Gebirgstöcke: das Sfarimassiv wird auf 200 000, ähnlich dicht das Hossere Alantika, H. Tschebtschi u. a. geschätzt; das Mandaragebirge hat nach Zimmermann über 250 000 Bewohner.

Dicht bevölkert ist auch Deutsch-Bornu: etwa 400 000 Menschen trotz Rabehs Kriegszeit. Im Logonegebiet drängt sich die ganze Bevölkerung (Musgu) an den Fluß, an dem auf beiden Ufern Ortschaft neben Ortschaft liegt (200 000 Köpfe?); das übrige Land ist beinahe menschenleer.

Eine auch nur annähernde Zahlenverteilung der ungefähren Bevölkerungsumme Adamauas und des Tsadgebietes mit rund zweieinhalb Millionen auf die einzelnen volklichen Elemente: Fulbe, Haussa, Kanuri, Araber usw. sowie Sudanneger, welch letztere jedenfalls die weitaus überwiegende Masse der Bevölkerung bilden, ist unmöglich.

Über die Stärke der einzelnen Stämme sind wir gleichfalls nur sehr mangelhaft unterrichtet.

Nur über einige wenige liegen Schätzungswerte vor: Bali 15 000, Bafut 12 000, Bansso 50 000, Kumbo 40 000, Bafum 50 000 Köpfe — alle im Bamendabezirk.

Von den Bantustämmen sind nur wenige über 10 000 stark; 2000 bis 5000 dürfte die Durchschnittszahl sein.

Die friedlichere Verhältnisse gewährleistende deutsche Herrschaft wird auch hinsichtlich der Bevölkerungsverteilung ausgleichend wirken; schon beginnen einige Heidenstämme Adamauas in die fruchtbaren Ebenen zu Füßen ihrer Bergzufluchtsorte wieder herabzusteigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volkszählungen, da und dort bereits eingeführt, werden auch allmählich genaueres Zahlenmaterial schaffen. Denn das braucht wohl nicht eigens erwähnt zu werden, daß die eben aufgeführten Ziffern fast ausnahmslos nur roheste, annähernde Schätzungswerte sind und zweifelsohne ganz bedeutende Berichtigungen erfahren werden — voraussichtlich nach der Plusseite hin.

d) Politische, staatliche und soziale Verhältnisse.

Naheliegend ist die Frage nach der Art und Weise des Zusammenlebens all dieser Bevölkerungsgruppen, der Einzelwesen und der Stämme, in sich und unter sich. Damit schreiten wir schon hinüber auf das kulturelle Gebiet (das Wort „Kultur" im weitesten Sinne genommen). Damit muß uns auch, gemäß dem oben Gesagten, das Gesetz der Steigerung entgegentreten — und das ist in der Tat der Fall.

Der Bantu steht — von den Zwergvölkern ein für allemal abgesehen — unter den volklichen Elementen Kameruns auf der untersten kulturellen Stufe. (Daß aber auch er schon in jeder Hinsicht himmelweit entfernt ist von dem, wie man sich zu Hause gemeinhin diese „Wilden" vorzustellen beliebt, haben wir schon gehört, werden wir auch ferner auf allen Gebieten sehen.)

Charakteristisch für die Bantuvölker Kameruns ist ihre politische Zersplitterung.

Sogar innerhalb ein und desselben Stammes ist von einer politischen Einheit gar keine Spur.

Es ist das eine fast notwendige Folge ihrer geschilderten ethischen Eigenschaften; es war das ihr Verderben und würde wohl ihr Untergang geworden sein, wenn nicht eine europäische Macht, in unserem Fall die deutschen Stationen, eingegriffen hätte.

Bis zu einem gewissen Grad tragen daran die steten Wanderungen und insbesondere die Beschaffenheit der von ihnen bewohnten Landstriche die Schuld. Berge und schwierige Bodenbedeckungsarten trennen; Wasser und günstige Bodenbeschaffenheit und -bewachsung führen zusammen: der Urwald, durch den nur mühsam gebahnte Pfade führen, ist einer Völkergeselligkeit in größerem, auch sogar kleinerem Umfang, in freundlichen oder gegenteiligen Beziehungen feind. Anders die freie Steppe.

In politischer Beziehung kommt bei den Bantustämmen immer nur fast jeder Ort für sich in Betracht. Eine Stammeseinteilung hat vom politischen Standpunkt aus, streng genommen, geringe Bedeutung. Wohl in Sitten, Sprache, Bauart der Wohnstätten usw. unverkennbare Zusammengehörigkeit zeigend, entbehren ihrer die Stämme in staatlicher Hinsicht. Selbst bei nur vorübergehendem Aufenthalt springt diese Zersplitterung, dieser Mangel an Gemeinsinn in die Augen.

Unsicherheit des Besitzes, Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken, kindische Streitsucht und Aberglaube kennzeichnen ferner und beeinflussen in hohem Grade die staatlichen Zustände des Bantu. Ekelhafte Zudringlichkeit und Bettelhaftigkeit gegen den Weißen einerseits, geringes Ansehen und Macht ihren Untertanen gegenüber anderseits findet man bei ihren Häuptlingen, die nichts Besseres sind wie jämmerliche Dorfschulzen. Die Hauptmacht liegt in den Händen schlauer Priester, „Medizinmänner", die nicht selten auch die richterlichen Rechte des Häuptlings an sich reißen.

Nur einzelne, wie die Bánjang im nördlichen Urwald, die Yaunde und Bakoko im Südteil Kameruns, unterscheiden sich — und sie sind es auch, die unter den Bantustämmen die höchste Kulturstufe einnehmen — in offenbar größerem Einfluß des Herrschenden auf das Volk und ganz besonders im staatlichen Zusammengehörigkeitsgefühl. Ihr Gebiet ist beträchtlich, gut bevölkert, und ein gewisser Stammesgemeinsinn unverkennbar. Und zwar erinnert derselbe an eine Art Gauvereinigung.

Die als Gauvorsteher anzusprechenden Häuptlinge verfügen über einen ziemlichen Machteinfluß; die Unterhäuptlinge der einzelnen Dörfer sind die gleichen Schattenkönige wie eben geschildert. Daß die Leutchen ihr Dorfoberhaupt durchprügeln, wenn es sich durch einen Regierungs- oder privaten Akt mißliebig gemacht hat, kommt nicht eben selten vor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stammes- und Familienfehden waren (und sind) — wie übrigens auch bei den heidnischen Sudanvölkern — an der Tagesordnung. Die Gründe sind so ziemlich immer die nämlichen: kindische Streitsucht, Handelseifersucht, das „Ewig Weibliche" und der Aberglaube mit seinen Auswüchsen. Nie ist der Nichtstammesangehörige auf der Landstraße sicher vor Überfall, Plünderung und Freiheitsberaubung.

Eine weit höhere Entwicklung weisen die politischen Zustände der Sudanneger auf. Während bei den Bantu in politischer Beziehung von einem Stammeszusammenhalt kaum gesprochen werden kann — die Gauverbindung geht ja nicht über den ersten Beginn des Zusammenfassens des eigenen Stammes hinaus —, haben wir es bei den Sudannegern vielfach schon mit festen, geschlossenen Volksgefügen zu tun. Zum guten Teil wird dieser Zusammenschluß durch das offene, freie Gelände begünstigt. Manche allerdings zeigen dieselbe Zersplitterung, ja gegenseitige Befehdung innerhalb ihrer eigenen Volksgruppe wie die Bantu; insbesonders wird das von den Musgu berichtet.

Aber die Ausdehnung der kleinsten staatlichen Einheit, eines Stammes, zu wirklichen Staatengebilden findet man unter den Negern im allgemeinen erst bei Annahme des Islam.

Man mag über den Islam als Religion denken wie man will; ein zentralisierendes, staatenbildendes Element ist er zweifelsohne gewesen. Und nicht nur das, er war, insbesondere für den Sudan, auch ein kulturbringendes. Nachtigal ist auf Grund seines vierjährigen Aufenthaltes in diesen Gebieten zu dem bestimmten Ergebnis gelangt, daß die hohe Stufe der Gesittung, die Bildung der großen Reiche dortselbst lediglich dem Islam zu verdanken ist.

Überhaupt ist der Islam auch als Religion eine Institution, die den Lebensanschauungen der Neger mehr entspricht als das Christentum. Der fatalistische Zug einerseits, die Sanktionierung der Sklaverei anderseits insbesondere mußten dem Neger mehr zusagen als die ethisch ja höher stehenden Lehren der christlichen Religion. Daß dann, nachdem der Mohammedanismus in Afrika seine kulturelle Mission zum Teil erfüllt hatte, er es war und ist, der mit stagnierendem Formelwesen lähmend und erstarrend auf freierer Weiterentwicklung lastete und lastet, soll gewiß nicht bestritten werden — aber er teilt dies Geschick mit jeder abgelebten Lehre.

Die derzeitige politische Organisation ist bei allen Sudanstämmen, soweit sie Heiden sind, wohl im allgemeinen die gleiche: die Grundlage bildet der Stamm, der stets geschlossen auftritt und auch meist gemeinsamen geschlossenen Sitz hat. Unterworfene Stämme, denen man klugerweise meist nur die politische, nicht aber die soziale Selbständigkeit zu nehmen pflegte, wurden häufig auch räumlich angegliedert: sie mußten ihre Sitze nahe dem des Siegers verlegen. So trat nicht selten völlige Verschmelzung ein.

In dem menschenreichen Westteil des Südadamauahochlandes, so längs des Westufers des Nun vom Kumbohochland bis hinunter nach Dschang, findet man jedoch einerseits ganze Gaue, auf Tagemärsche bedeckt mit arrondierten Einzelhöfen (Gehöft und rings darum die Farmen) — alles ein und derselbe Stamm — und das ganze Stammesgebiet mit einem Landhag umschlossen, gleich den altgermanischen Landsitzen. Ein Streifen Ödland trennt Stamm von Stamm. Anderseits, vorwiegend im Gebiet des Mbam in den sogenannten Tikarländern, verdichten sich diese politischen Gefüge zu „Stadtstaaten", wie sie Passarge nennt (27), mit ähnlicher Organisation wie sie Athen, Rom, Troja und andere Städte im Altertum gehabt haben. Der bedeutendste derselben ist wohl Bamum. (Als Typ und als größtes Heidenreich mit dem größten Ort südlich des Benuë wird dieses Sultanat noch öfter und eingehender Erwähnung finden.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neigung zu Ausdehnungsbestrebungen, d. i. zu ausgesprochener Staatenbildung, ist bei fast allen Sudannegern unverkennbar.

Diese Ausdehnungsbestrebungen, mehr oder weniger offen betrieben, mit mehr oder weniger Erfolg begleitet, tragen ihr gutes Teil bei zu der immerwährenden „politischen Spannung". Keiner will nachgeben, keiner seine kleinen Stammesinteressen der Erstarkung des Ganzen in einem Staatenverband zum Opfer bringen. So erinnert diese Zerfahrenheit unwillkürlich an die Zersplitterung, an den Partikularismus, wie er, von unseren Altvordern ererbt, bis zur Stunde fast germanisches Grundübel ist.

Unter einzelnen intelligenten Häuptlingen ist es jedoch zuzeiten zu bundesstaatlichen Vereinigungen gekommen; so gelang das dem klugen Balifürher Gárega zu Zintgraffs Zeiten, der sogar manche der Bundesgenossen zur Verlegung ihrer Orte in unmittelbare Nähe von Bali zu bewegen wußte (36, 23).

Auch das gemahnt an unsere Vorzeit, denken wir nur an den Cheruskerbund Hermanns gegen die Römer. Es ist überhaupt überraschend, wie häufig und wie lebhaft die politischen, staatlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse der Sudanvölker teils denen der germanischen Stämme, teils denen des feudalen Mittelalters gleichen: von der Eifersucht der Völker bis herunter zum fleißigen Kreisen des Büffelhornes im Gelage der trinkfesten Mannen.

Bei den mohammedanischen Völkern finden sich bereits richtige Volkstaaten, d. h. die Stämme eines Volkes mit gleicher Sprache haben sich zu einem einheitlichen, politisch organisierten Staate zusammengetan und herrschen oft über fremde Völker (27).

So in Adamaua, so in Deutsch-Bornu.

Adamaua war, wie wir hörten (S. 65), einer der Vasallenstaaten des großen Sokotoreiches. Dieses Verhältnis hat seit der tatsächlichen Aufrichtung der deutschen Herrschaft aufgehört; auch der oberste Lehensherr selbst, der Emir von Yola, existiert nicht mehr. Seine Lehensländer, die verschiedenen Adamauasultanate: Marrua, Tibati, Tschámba, Garua, Ngaumdere, Gashaka, Kontsha, Banjo, Bubandjidda, hat man aber vorerst noch als selbständige Lamidositze belassen, so daß also nur an Stelle des Herrn von Yola der Gouverneur getreten ist.

„Die ganze Organisation dieser Sultanate gleicht bis aufs kleinste der der mittelalterlichen Feudalstaaten.

Die Regierungsform ist despotisch. Der einzelne Fürst führt die Bezeichnung ‚Lámido' (Barth übersetzt das Wort geradezu und ganz zutreffend mit ‚Markgraf'). Die Stadt und der Distrikt, in dem er residiert, gehört ihm direkt, bildet also seine Hausmacht. Der Lamido verwaltet das ihm überwiesene Gebiet als Herrscher und zahlt jährlichen Tribut an Sklaven, Pferden, Vieh, wertvollen Stoffen u. a. Im Kriegsfall muß er Heeresfolge leisten. Jedes Sultanat ist in Distrikte oder Städte eingeteilt, und an der Spitze eines jeden steht ebenfalls ein Oberhaupt, von dem Lamido eingesetzt. Die Ortsvorsteher der unter einem Lamido stehenden Orte heißen ‚Galadima'. Daneben gibt es eine Reihe von ‚reichsunmittelbaren' Orten.

Zur Verwaltung hat jeder Lamido einen großen Hof- und Beamtenstaat unter sich. Derselbe rekrutiert sich fast ausschließlich aus der Hausmacht des Herrschers, ja überwiegend aus den Sklaven. Diese Hofsklaven sind zum Teil sogar vornehmer als die Freien und haben durchaus bevorzugte Stellung, besonders den ärmeren Freien gegenüber.

Also auch die Zustände an einem sudanesischen Hofe gleichen völlig denen an den Fürstenhöfen im mittelalterlichen Deutschland, wo auch die hörigen Ministerialen, Leibeigene der Fürsten, alle höheren Ämter inne und vor dem Landadel, das ist den Freien, den Vorrang hatten. Der diesem System zugrunde liegende Gedanke ist wohl da wie dort der gleiche: daß Sklaven nicht so leicht übermächtigen Einfluß gewinnen und eventuell — leichter beseitigt werden können. Wir finden alle die Ämter auch hier, wie sie uns von unseren eigenen Feudalzeiten her bekannt sind: den Kanzler ‚Kaigámma', den Feldherrn ‚Sérriki n lefídda', den Zeremonienmeister ‚Sfalámma' usw.; sogar der Hofzwerg ‚Wadá' fehlt an keinem Lamidohofhalt.

Das Gerichtswesen ist folgendermaßen geordnet: Der Richter eines jeden Distriktes heißt ‚Alkáli' und wird vom Lamido ernannt. Er kann auch das Todesurteil fällen; ist der Delinquent aber ein Fulla, so muß der oberste Lehensherr das Urteil bestätigen. Die Rechtsverhältnisse sind, entsprechend dem vorgeschrittenen Kulturzustande, in bestimmten Regeln und Gesetzen, zum Teil sogar schriftlich fixiert.

Auch ausgesprochene Steuern finden sich bereits; die Art und Weise ist nicht überall die gleiche" (27, 31).

Die gleichen staatlichen, rechtlichen und höfischen Verhältnisse bestanden und bestehen in Deutsch-Bornu, nur noch ausgebildeter. Das Vasallenwesen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war dort seit geraumer Zeit überwunden; ein kräftig blühender Mittelstand war hochgekommen. Nach dem Fall des alten Bornureiches sind seine Provinzen, in die es eingeteilt war, zu selbständigen Sultanaten geworden (Mandara, Logone, Gülfei u. a.).

Bei nicht wenigen, höher entwickelten Sudannegerstämmen sind manche von diesen staatlichen Einrichtungen Adamauas und Bornus in ihren ersten Anfängen gleichfalls bereits vorhanden.

In Bamum z. B. ist die Organisation der Ortsvorsteher völlig ausgebildet, und charakteristisch ist ihr Amtstitel: „Kömfon" d. i. Vizeherrscher (Vizedom); täglich gehen Staatskuriere nach den verschiedenen Gauen und kommen von dort zur Hauptstadt, usw. Insbesondere aber sind bei diesen Stämmen die höfischen Einrichtungen fast bis zu den in Adamaua geschilderten entwickelt. Wie dort besteht ein genau vorgeschriebenes eingehendes Hofzeremoniell.

So spielt sich z. B. in mehrgenanntem Bamum Empfang usw. folgendermaßen ab:

„Vor dem hohen Eingangsportal des Lamidopalastes saß auf einem aus weißlicher Bronze gegossenen Thronsessel mit hoher Rückenlehne und breiten Armstützen die Königin-Mutter — die in Abwesenheit des Sultans mich empfing — in langwallender, weiter Tobe aus brokat- und samtbesetztem einheimischen dunkelblau-weißen Stoffe, auf dem kleinen Köpfchen mit jugendlich feinen Zügen eine baumwollene Mütze über dem nach Fulbeweiberart hochgekämmten Haar. Rechts und links von ihr standen riesige Sklaven mit Sonnenschirm und Straußfederfächer an langer Stange. An die Füße des Thrones waren an Ketten zu beiden Seiten zwei große lebende Geier gefesselt, die pfauchend und die Schwingen schlagend flatterten. In weitem Bogen um sie stand gliedertief das Hofgefolge von mehreren hundert speer- und bogenbewaffneten Männern, fast alle in Hauffatracht und glitzernd von Halsketten und breitem Armreifschmuck. Neben dem Thron stand eine Art Tischchen mit ganz reizenden Palmweinkalabassen und Strohtellern für Kola und sonstige Erfrischungen. Kurz vor der Sultanin parierte ich meinen Gaul, sie erhob sich, trat ein paar Schritte vor und reichte mir die Hand aufs Pferd hinauf. Dann saß ich ab — dienstbereit war ein halbes Dutzend Höflinge bereits herbeigesprungen — und nahm neben ihr Platz.

Als ich sodann in mein Quartier abrückte, hatten meine Leute kaum noch die Lasten abgelegt, da kamen schon in langen Zügen, von schwertumgürteten, turbanbedeckten Aufsehern geführt, Sklaven und Sklavinnen an, die in hübsch gearbeiteten großen und kleinen Kalabassen und krugähnlichen Gefäßen, auf ornamentierten Holzschalen und in reizenden Mustern geflochtenen Strohtellern alle möglichen festen und flüssigen Nahrungsmittel und Erfrischungen brachten. Außerdem große Säcke mit Mais für mein Pferd. Alle diese Gefäße wurden auf dem Kopfe getragen, mit den Händen leicht gestützt; und die jugendlichen nackten Körper und Formen boten reizende anmutsvolle Bilder. Auf ein Zeichen der Aufseher kauerten sich die Züge nacheinander vor mir nieder, die Gefäße wurden auf den Boden gestellt, der allgemein übliche ehrfurchtsvolle Gruß durch dreimaliges Indiehändeklatschen erwiesen, und dann die Dinge wieder aufgenommen und kniend mir entgegengeboten. Zu rein persönlicher Verwendung sandte mir die Sultanin fein geflochtene Schlafmatten, einen Pferdeschweifwedel, eine prächtig ornamentierte Metallkalabasse mit dem ausgezeichneten Palmwein gefüllt, den ich bei der Audienz besonders gelobt hatte, sowie zwei der eigenartigen Bamumlehnstühle aus Bambus und Raphiabast mit Mustern fein geflochten, ähnlich den Madeirabordstühlen" (Hutter in 6).

Überflüssig ist es wohl, auf den himmelweiten Unterschied zwischen diesen hier geschilderten staatlichen und höfischen Einrichtungen in Adamaua und bei den Sudanvölkern und den jämmerlichen diesbezüglichen Zuständen bei den Bantustämmen hinzuweisen.

Kann ein Lamidoreich in Adamaua mit seinem Hof- und Beamtenapparat, bei dessen Betrachtung wir vollkommen vergessen, daß wir uns in Afrika bei den „Wilden" befinden, überhaupt nicht mit einem Bantustamm verglichen werden, so ist auch schon zwischen einem solchen und dem kleinsten Sudannegerstamm der Kontrast ein außerordentlich großer: dort der erbärmliche, von seinen Dorfuntertanen geprügelte Dorfschulze — hier die tausendköpfige Menge, die lautlos den Gesetzen lauscht, die der Herrscher nach beendeter Ratsversammlung seinen Untertanen verkünden läßt; hier die ehrfurchtsvoll dem Häuptling nahende Gesandtschaft, der ihr in würdevoller Haltung, in seine Tobe gehüllt, Audienz erteilt — dort der mit einem alten Zylinder und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer knallroten Husarenjacke angetane „King", jeden Träger einer Expedition um ein paar Blätter Tabak anbettelnd, usw.

Da und dort mußte eigentlich schon die soziale Gliederung der Völker gestreift, ja als bekannt fast vorausgesetzt werden; so wenden wir uns nunmehr ihr und, daran anschließend, den sozialen Verhältnissen der Völkerschaften unserer Kolonie zu.

Bei den Bantustämmen finden wir als ausgeprägte soziale Gliederung: Häuptling und Volk, Freie und Sklaven. Doch scheint ein Gefolgschaftswesen, ein Hörigkeitsverhältnis auch hier zu bestehen, wie wir es ausgeprägt im Hochland antreffen werden.

Die Form der Sklaverei ist mild.

Auch hier, wie in ganz Afrika, hat die Haussklaverei ein patriarchalisches Verhältnis angenommen. Man darf überhaupt die Bewohner eines Landes,

Lamidopalast nebst Häusern für das Hofgefolge in Bamum.

in dem die Eltern ihre Kinder zum Verkauf als Sklaven anbieten, nicht mit unserem, bisweilen sehr übertriebenen Gefühlsmaßstabe messen.

Sklavenjagden gibt es nicht, nur Einzelverkauf und Wegfangen einzelner, sowie Verwendung kriegsgefangener Männer und Weiber als Sklaven; wobei betont werden muß, daß bei den Bantu und Sudannegern die Kriege nicht zu diesem Zwecke geführt werden. —

Bei dieser Gelegenheit wollen wir einmal dem Sklavenwesen überhaupt etwas nähertreten.

„Die Sklaverei", sagt Pater Schynse, ein alter bewährter Ostafrikamissionar und -forscher (†) (und jeder „Afrikaner" wird ihm beipflichten), „ist eine Institution, welche völlig mit dem Charakter des Negers verwachsen ist; sie herrscht überall in Afrika vom Kongo bis Sansibar und bildet eine Grundlage des gesamten Negerlebens. Sklaverei bestand seit den ältesten Zeiten.

Das traurige Vorrecht der Mohammedaner ist es gewesen, da, wo sie in Afrika eindrangen, diesen Einzelsklavenraub, der gewissermaßen in harmloser Form im Wegfangen einzelner Leute seitens eines Stammes dem anderen gegenüber bestand, zu einem im großen betriebenen Sklavenhandel und Sklavenexport zu erweitern und damit alle die Greueltaten heraufzubeschwören, welche die nunmehr in Szene gesetzten Sklavenjagden begleiteten. Denn die Einzelnegersklaverei, wie sie geübt wird, ist milde in ihrer Form."

Alles das gilt voll und ganz auch für Westafrika.

Nur teilen sich hier herüben mit den Mohammedanern in den Ruhm, die Sklavenjagden ins Leben gerufen zu haben, die europäischen Christen! Die Nachfrage nach Sklaven seit Jahr-

hunderten — Westindien und Amerika verschlang sie — hat manches Negerreich zertrümmert.

Den zweifelhaften Segen der philanthropischen Antisklavereibestrebungen in Europa näher zu beleuchten, mit denen die krasse Not und Sklaverei mancher Bevölkerungskategorien zu Hause und des vom Schicksal auf die tiefste soziale Stufe herabgeworfenen Pöbels der großen Städte und Industriebezirke eigentümlich kontrastieren, gehört nicht zur Sache.

Abgesehen davon, daß die Haussklaverei, wie sie in den Negerländern selbst geübt wird, milde ist, in ein geradezu patriarchalisches Verhältnis übergegangen ist, kommt noch ein weiteres Moment hinzu, das den Neger diese Form der Dienstbarkeit leicht tragen läßt: sein glücklicher Fatalismus.

Der schlagendste Beweis für die wenig tyrannische Art der Sklavenbehandlung, die, nebenbei bemerkt, nur höchst unklug wäre — und der Neger ist ein sehr schlauer, pfiffiger, berechnender Bauer — ist die ganz und gäbe Einrichtung von sogenannten Sklavendörfern; von den Negern „bäta“, von den Fulbe „rúmde“ genannt. (Daher, nebenbei bemerkt, das so häufige Vorkommen dieser fälschlich als Ortseigennamen aufgefaßten Worte auf Karten und in Berichten der Reisenden.) In ihnen leben die den Bewohnern des Hauptdorfes gehörigen Sklaven, und zwar unter eigenen Häuptlingen, welche gleichfalls Sklaven sind. Diese Dörfer sind oft ein bis zwei Stunden vom eigentlichen Stammdorfe entfernt. Eine Bewachung findet in keiner Weise statt.

Also nicht das Sklavenhalten, sondern das Sklavenfangen, wie es, in Kamerun fast bis zum heutigen Tage, Haupttätigkeit der Lamido in Adamaua war und der Sklaventransport, das einträglichste Geschäft der Hauffa: das sind die dem Sklavenwesen anhaftenden Grausamkeiten und Greuel, die blühende Landstriche entvölkerten. Noch im Jahre 1906 zogen Fullaheere von zwei- bis dreitausend Mann sklavenjagend in die Musgulandschaft am Logone; noch 1907 unternahm der Herrscher von Tákum einen Sklavenraubzug auf deutsches Gebiet.

Vielseitiger ist die soziale Stufenleiter bei den Sudanstämmen. Sie lautet: Häuptling, Vornehme, Freie (Bauern und Gewerbetreibende), Hörige, Sklaven.

Wir sehen, auch in dieser Beziehung tritt uns hier im innersten Afrika ganz das altgermanische Gemeinwesen entgegen mit einer (um im Vergleich zu bleiben) aristokratischen Reichsverfassung mit allen ihren Konsequenzen nach der guten, aber auch nach der schlimmen Seite hin.

Der Häuptling ist durchaus nicht unumschränkter Herrscher; die Vornehmen, der Adel, wahren sich den Einfluß auf innere und äußere Angelegenheiten in der Form eines aus ihren bejahrtesten Mitgliedern gebildeten Rates, dem übrigens der Häuptling in kluger Weise, um einer mißverstimmenden oligarchischen Regierungsform zu entgehen, aus den Freien gleichfalls betagte Männer beigesellt. Sogar Sklaven mit der nötigen Klugheit (und wohl auch Skrupellosigkeit) genießen hohes Vertrauen beim Häuptling.

Er ist ferner zugleich Richter; es steht ihm das Recht über Leben und Tod sämtlicher Stammesangehörigen zu, und Hinrichtungen gehören nicht zu den Seltenheiten.

Einen großen Teil des Tages sieht man den Herrscher auf dem mächtigen Felsblock thronen, der am Rande des Königsgehöftes, an welches sich in den Dörfern der große, freie Volksversammlungsplatz anzuschließen pflegt, als Herrscher- und Richtersitz aufgetürmt ist.

Gesetze in unserem Sinne, wie wir sie auch in den Fulbesultanaten getroffen haben, gibt es nicht. Nach innerer und äußerer Lage berät der Häuptling mit dem geschilderten „Senat“, — gewöhnlich in der Palmweintrinkhalle bei fleißigem „Becherlupf“ —, und die gefaßten Beschlüsse sozialen und politischen Charakters werden der aufgebotenen Volksversammlung als Beschluß, als lex verkündet.

Von Zeit zu Zeit werden bei diesen Volksversammlungen auch Abgaben, dem Häuptling zu leisten, sei es in Gestalt von Sklaven, Weibern, Vieh oder Farmerzeugnissen und Palmwein, bekannt gegeben. Ständige derartige Leistungen, also Steuern oder Zehnten, gibt es nicht. Auch Frondienste in den Farmen des Fürsten werden von Fall zu Fall geheischt.

Nachfolger in der Häuptlingswürde ist meist der älteste von der legitimen Frau geborene Sohn, wie überhaupt der Sohn der Erbe des Vaters ist. Bei manchen Sudan-, sowie den meisten Bantustämmen dagegen herrscht das Mutterrecht, d. h. Macht- und Vermögenserbe ist der Bruder beziehungsweise der Neffe.

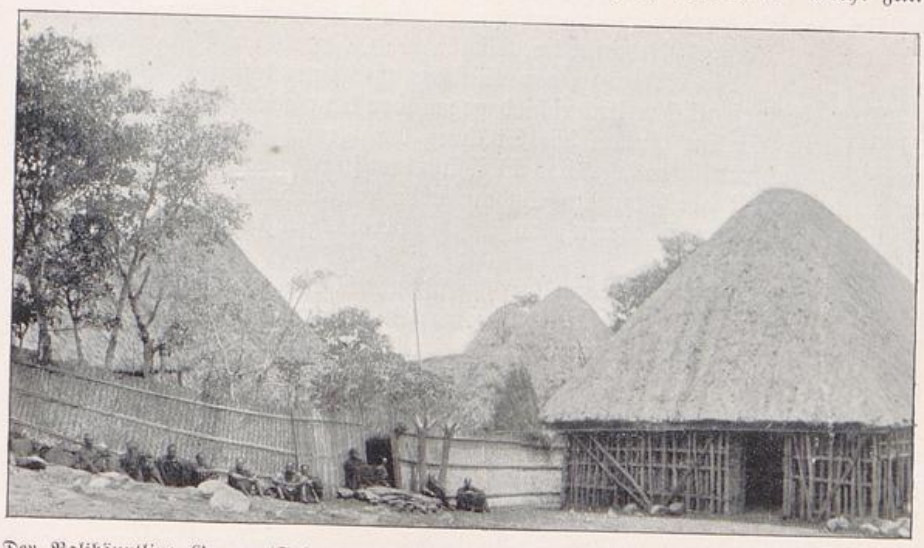
Die in den mohammedanischen Staaten bestehende ausgesprochene Despotie hat die dem freien Volksbewußtsein entspringenden sozialen Zwischenglieder weggefegt. Der Sultan oder der Lamido mit seiner Familie hat durchaus allein die Regierung in der Hand, und seine Beamten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind nichts als seine Diener — das Lehensverhältnis bei den Fulbe u. a. ist eine staatliche, keine soziale Einrichtung. Das Volk zerfällt in Freie und Sklaven.

Scharf ausgeprägt ist, wie wir sehen, die soziale Gliederung, mag sie nun vielgestaltiger sich aufbauen oder in dem Gegensatz zwischen frei und unfrei bestehen; groß ist auch der soziale Unterschied zwischen reich und arm. In geringerem Grad scharf bei den heidnischen Stämmen, schärfer in den mohammedanischen Ländern.

Im stattlichen Gehöft, in ausgedehntem Farmenbesitz, in reicher Bekleidung und Schmuck, in kunstvoller Arbeit der verschiedensten Geräte und dergleichen oder aber im Gegenteil von all dem kommt er zum Ausdruck. Nicht zum



Der Balihäuptling Garega (Sudannegerstamm) auf seinem Steinsitz am Volksversammlungsplatz; im Hintergrund sein Gehöft; rechts Palmweintrinkhalle.

(Nach Photographie von Zintgraff.)

letzten im Besitz beziehungsweise Mangel von Sklaven und Weibern, d. i. Arbeitskräften; also in der Tatsache, daß der reiche Neger nichts tut und andere für sich arbeiten läßt, während der arme Teufel sich von seiner Hände Arbeit ernähren muß — wie bei uns auch.

Aber unendlich weniger schroff ist dieser Unterschied zwischen reich und arm; oder genauer, zwischen brutalem Reichtum und absoluter d. h. physiologischer Armut als wie bei uns.

Solange ein Volk nur Ackerbau, Viehzucht und Hausindustrie kennt, mag es an Edelmetall und Luxusgegenständen arm sein, aber es fehlt keinem seiner Mitglieder an Lebensmitteln. Erst wenn der Mensch den Zusammenhang mit der nährenden Mutter Erde verliert und nicht mehr mit eigenen Händen aus den Vorratskammern des Tier- und Pflanzenreiches seinen Bedarf an Speise und Trank schöpfen kann, sondern auf den Austausch der Erzeugnisse seines Gewerbefleißes gegen die von anderen monopolisierten Naturprodukte angewiesen ist, erst dann beginnt mit der Möglichkeit für eine kleine Minderheit, große Reichtümer aufzuhäufen, für eine zahlreiche Klasse die Möglichkeit absoluter Armut, physiologischen Elends. Und das ist auch der relativ ärmste Neger da draußen nicht, eben deshalb nicht, weil keiner von der Scholle losgerissen ist. Auch in seiner Gewerbetätigkeit verläßt er diesen gesunden Boden nicht.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens der ganz und gäben, aber ganz und gar unrichtigen Anschauung, daß der Neger faul ist, entgegengetreten; wenigstens was Kamerun betrifft. Nicht bloß der

Mensch mit weißer Hautfarbe ist aus dem Paradies vertrieben worden, das gleiche Los hat den dunkelhäutigen getroffen. Auch der Neger muß sich im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot verdienen, soweit er nicht zu den schwarzen „oberen Zehntausend" gehört; wenn ihm auch der glücklichere Himmel, unter dem er lebt, verstattet, dies mit einem geringeren Aufwand von Anstrengung und Arbeit zu tun. Dieser Umstand in Verbindung mit seiner beneidenswerten Anlage, bescheidene Bedürfnisse zu besitzen, hat ihm den unverdienten Ruf der Trägheit zugezogen.

Das soziale Leben, das ist das Zusammenleben vieler in einer geschlossenen Einheit, Stamm oder Staat, baut sich auf auf dem Zusammenleben kleiner Gruppen, der Familie im weiteren Sinne; und diese wieder auf dem Zusammenleben, dem Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander.

Da heißen nun die zu betrachtenden Völkerbestandteile nicht so fast Bantu und Sudanneger und Fulbe; sondern die Religion schafft die Verschiedenheiten.

Bei den Mohammedanern werden die Familienrechte durch die Vorschriften des Korans bestimmt, desgleichen die Gesetze über Vielweiberei und das Verhältnis der Eltern zu den Kindern und umgekehrt.

Aber ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem orientalischen Familienleben bildet hier im Sudan die Stellung der Frau. Während sich in der arabischen und türkischen Welt das Weib in einer sklavischen rechtlosen Stellung befindet, genießt die Frau im Sudan, eben im mohammedanischen, große Freiheit. Besonders in Bornu, wo sie sich überdies selbst noch sehr viel „Freiheiten" gestattet.

Natürlichere und, man kann fast sagen, moralischere Anschauungen finden sich bei den heidnischen Bantu- und Sudannegern.

Wie bei allen Naturvölkern ist auch beim Neger der Mann das herrschende, das Weib das physisch, sozial und ethisch tiefer stehende Geschöpf, dessen Hauptaufgabe es ist, für den Herrn der Schöpfung zu arbeiten und ihm Kinder zu gebären. Drückend empfindet das Weib diese Stellung aber sicher nicht, sie weiß es nicht anders; — und dann klingt so etwas immer schroffer, als es in der Wirklichkeit sich gestaltet.

Man findet nicht selten, daß ältere Neger, namentlich Häuptlinge, ihren alten Müttern oft eine geradezu liebevolle Verehrung erweisen. Solche Matronen sind dann bei den geheimsten Palavern zugegen und haben Sitz und Stimme im Rate und nicht zu unterschätzenden Einfluß (vgl. oben die Schilderung des Empfangs in Bamum). — Zum mindesten ist das Weib dem Neger ein wertvolles Eigentum; und die Anwesenheit der Weiber in einem Dorfe gibt dem Weißen stets das beruhigende Gefühl, daß für den Augenblick wenigstens keine Feindseligkeit geplant ist.

Was das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander betrifft, so sind nach der gesunden Naturmoralanschauung des Negers beide so selbstverständlich zur Vereinigung geschaffen, daß jeder Mann, der nach erreichter Mannbarkeit sich des Verkehrs mit dem anderen Geschlechte enthält, hierdurch eine nicht sehr schmeichelhafte Beurteilung seiner Person provoziert (29). In folgerichtiger Ausgestaltung dieser Anschauung herrscht bis zum Eingang einer Ehe Freiheit im weitesten Sinne. Die mosaische Forderung der Unberührtheit des Weibes kennt der Neger nicht. Nach geschlossener Ehe aber verlangt er vom Weibe die Wahrung der Treue, und schwere Strafen stehen auf deren Verletzung. Dem Manne ist es gestattet, Nebenfrauen zu halten; in familien- und erbrechtlicher Hinsicht aber hat die Ehe monogamen Charakter.

An der Spitze des einzelnen Hausstandes steht der Ehemann. Die Verwandtschaft schließt sich enge zusammen in eine Sippe, deren bedingungslos

anerkanntes Oberhaupt der älteste Hausvater oder Ehemann der ganzen weiteren Familie ist. Auch über die zum Hausstande beziehungsweise der Sippe zählenden Hörigen und Sklaven übt der pater familias patriarchalische Gewalt, zu der auch sehr weitgehende Rechtsbefugnisse gehören.

Eine Kindererziehung in unserem Sinne gibt es nicht.

Die Mütter stillen die Kinder sehr lange, oft ein bis zwei Jahre. Die Kleinen werden auf der Hüfte oder dem Rücken festgebunden; dann aber werden sie sich so ziemlich selbst überlassen, und recht bald tritt die rauhe Wirklichkeit heran, namentlich in den ärmeren Schichten der Bevölkerung — wie bei uns auch. Bald werden sie im Gehöft, in den Farmen verwendet; und die kleinsten Kerle schleppen oft schwere Lasten, Feuerholz und Feldfrüchte mühsam den weiten Weg nach Hause.

Haben wir bisher die so verschiedenartigen Gemeinwesen, vom kleinen Dörflein des Bantu bis hinauf zu dem mit einem vollständigen Beamten- und Hofapparat regierenden Fulbesultanat, in ihrer inneren politischen, staatlichen und sozialen Gestaltung kennen gelernt, so wenden wir uns nun-

Kinder in der Dorfstraße einer Bantusiedelung.
(Nach Photographie von Teßmann, Pangweexpedition.)

mehr zur Betrachtung der Lebensäußerungen dieser Organismen, Stamm oder Staat, nach außen, zur Betrachtung der Beziehungen dieser Verbände zueinander. Zweierlei Art können sie sein, freundlich oder feindlich. Beide haben wir da und dort schon gestreift; häufiger war allezeit die letztere. So wenden wir ihr uns zuerst auch zu, und werfen einen Blick in die

e) Wehrverhältnisse und Kriegführung.

Auch der Bewaffnung soll an dieser Stelle gleich mit Erwähnung geschehen.

Mit der intensiveren Betätigung deutscher Herrschaft sollen und werden aber der Stammesfehden immer weniger werden; rücksichtslos wird den entvölkernden Raubzügen der Fulla entgegengetreten.

Ursachen und Veranlassungen zu Streit und Fehde sind uns aus unserer Umschau in Geschichte und Politik der Völker bekannt.

Aus diesen geschilderten Ursachen ergibt sich, wenigstens bei den Bantustämmen, eigentlich auch schon die Art der Kriegführung. So

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

endlos und unaufhörlich die Reibereien der Bantustämme untereinander sind, so selten kam es zu einem wirklich entscheidenden Schlag oder gar zu einer Reihe direkter Gefechte. Anders jedoch einem äußeren Feinde gegenüber: die Forschungsexpeditionen, die Schutztruppen können davon erzählen. Direkter offener Angriff ist übrigens auch da selten; Angriff aus dem Hinterhalt, Überfall auf dem Marsch und unaufhörliche Belästigung ist die gewöhnliche Kampfweise.

Wehrpflichtig, um uns so auszudrücken, ist jeder Neger, sobald und solange er noch den Speer schwingen, das Messer handhaben kann: darum sind auch die Massen, die eventuell in den Kampf eintreten, ganz beträchtlich, und mit der Masse wächst auch dem feigsten Neger der Mut.

Die Bewaffnung fast aller Bantustämme besteht aus Speer und Haumesser, Bogen und Pfeil; dazu haben sich natürlich bereits vielfach Gewehre eingebürgert, und bei manchen Stämmen bilden diese die überwiegende Ausrüstung. Einige Stämme führen auch noch Keulen; so die Bakoko. Die einst viel geführte Armbrust ist fast ganz verschwunden; wo sie sich noch findet, bei den Yaunde, Bakoko, Mabea u. a. wird sie nur noch zur Jagd auf Vögel verwendet (27).

Von der Handhabung des Gewehres — meist lange Steinschloßflinten, zum Teil Kapselgewehre, also Vorderlader mit glatten Läufen — hat der Neger, soweit er nicht Soldat war, keine Ahnung. Entweder hält er die bis zum Bersten mit Eisenstücken, Eisensteinen u. dgl. vollgeladene Schlüsselbüchse mit ausgestreckten Armen vor sich hin oder er setzt den Kolben an der Hüfte auf und knallt so los. Nur dadurch, daß der Schuß eben Schrotschuß ist, hat er Aussichten zu treffen — und trifft auch.

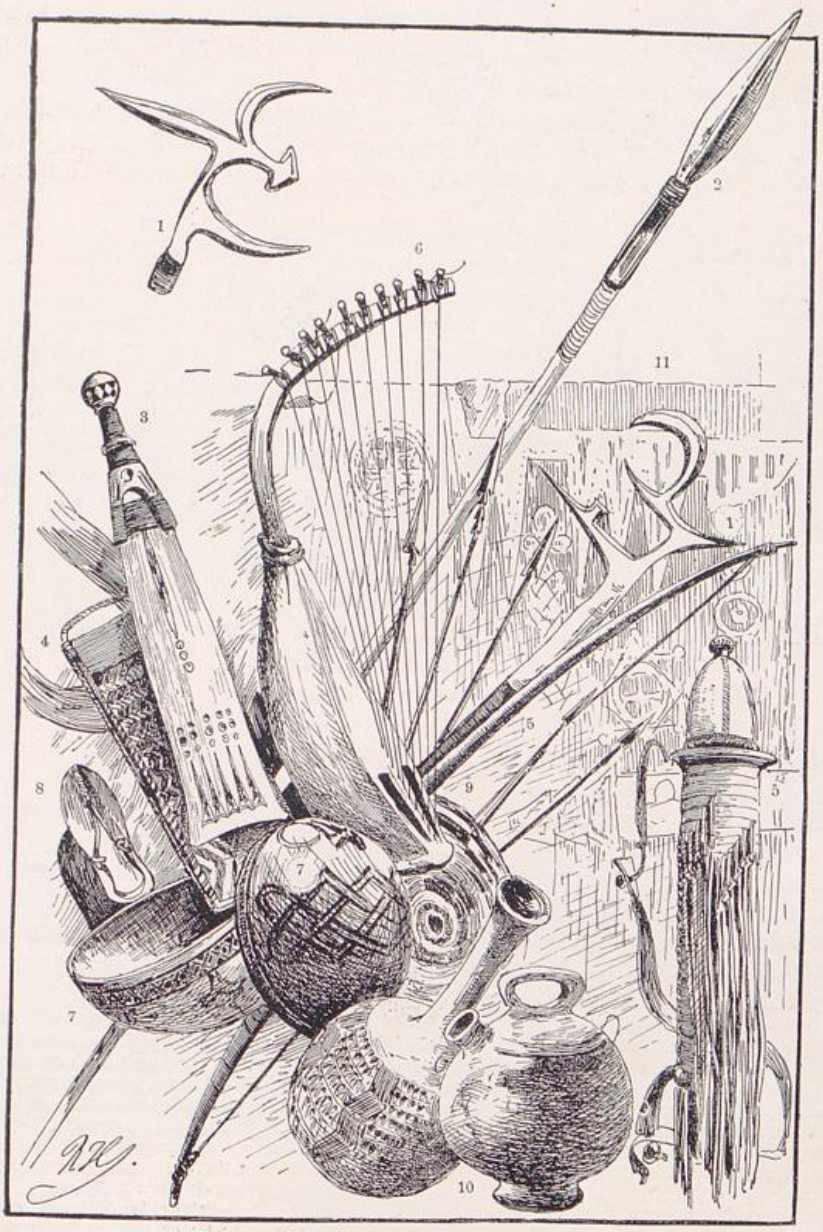
Kein Stamm trägt das Gewehr an einem Riemen oder dergleichen; entweder wird es in der Hand getragen, wie für unsere Schützenlinien vorgeschrieben, oder noch häufiger über eine Schulter gelegt, Kolben nach hinten. Der Schloßmechanismus ist meist mit einer Fellkappe gegen Regen geschützt.

Bestehen nun bei den Sudannegervölkern zum guten Teil dieselben Veranlassungen zu kriegerischen Verwicklungen und werden diese dann in derselben Guerillakriegsart ausgetragen wie bei den Bantu, so kommt es bei ihnen doch schon häufiger zu größeren Zusammenstößen. Die zugleich größere Geschlossenheit der Stämme, die leichtere Gangbarkeit des Geländes, die Steppe tragen natürlich ihr gut Teil hierzu mit bei. Auch in der Verteidigung gegen ihre steten Dränger, die sklavenjagenden Fulla, mußten sie zur rechten Zeit zur Wehr greifen und sind dadurch auch um ein gut Stück kriegerischer und mutiger geworden als die Bantustämme der Waldzone.

Die Bewaffnung ist verschieden. Abgesehen von den Gewehren sind die alten Nationalwaffen der heidnischen Sudanstämme: der Speer (den manche auf 30 und 40 m mit recht unangenehmer Sicherheit zu schleudern verstehen; fast ausnahmslos mit Widerhaken), die 2 bis 3 m lange Stoßlanze, das Haumesser und das Wurfeisen, alle von den verschiedenstgestalteten Formen. Letzteres, das übrigens auch einzelne Bantustämme (Kunabémbe u. a.) führten, kann als fast altertümliche Wehr bezeichnet werden; mehr und mehr wurde es von Bogen und Pfeil verdrängt. Die an sich größere Gefährlichkeit dieser Waffe wird dadurch noch erhöht, daß nicht wenige Stämme vergiftete Pfeile verwenden.

Schutzwaffen besitzen viele Sudanstämme überhaupt keine. Der Schild in verschiedenen Größen, aus verschiedenem Material: Leder, Holz (mit Antilopen- oder Büffelfell überzogen), findet sich bei mehreren Sudanstämmen in gleicher Weise wie bei den Fulbe (siehe Abb. S. 90).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Waffen und Geräte der Sudanneger und Fulbe.
1. Wurfeisen. 2. Reiterlanze. 3. Haumesser. 4. Scheide dazu. 5. Köcher, Bogen und Pfeile. 6. Musikinstrument. 7. Gefäße aus Kürbisschalen. 8. Sandalen. 9. Strohteller. 10. Tongefäße. 11. Gewebte Kleiderstoffe.
(Nach Photographie von Morgen.)

Manche Sudanvölker, so die Bamum, Wute, Baia und Musgu, haben von ihren Feinden auch deren beste Waffe, das Pferd — das ja der Sudanneger überhaupt erst von den Arabern und Fulbe überkommen hat —, also die Reiterei angenommen. Damit fanden naturgemäß auch die Stoßlanze und das lange Schwert Eingang. Die teils prachtvollen, teils ganz eigen-

artigen Schutzrüstungen der Fullareiterei (wir werden gleich unten davon hören) besitzt jedoch kein Sudannegerstamm.

Und nun zur Kampfweise dieser.

Gefolgschaftsweise sammeln sich die waffenfähigen Krieger und treffen in Trupps entweder im Stammdorfe auf dem Volksversammlungsplatze oder in einem verbündeten Orte oder an einem vereinbarten Punkte im Gelände ein.

Wute (Sudanneger) in Kriegsausrüstung.
(Nach Photographie von Lohmeyer.)

Manche Stämme führen eine Fahne: ein großes, viereckiges Stück einheimischen weißen Baumwollzeuges an langem Speerschaft.

Überraschung, Überrumpelung ist bei einer Offensivunternehmung oberster „strategischer" Grundsatz.

Sobald das Signal zum Sturm gefallen oder der Kessel um das überlistete menschliche Wild geschlossen ist, gibt es kein Halten mehr, und wie aus der Hölle losgelassene Teufel braust alles nach vorn. Jeder Zusammenhalt löst sich, die Stimme der Führer verhallt; das Gefecht wird in Gruppen- und Einzelkämpfen durchgeführt.

„Für das Auge ist es ein prächtig schönes Bild. Die schlanken, muskelkräftigen, halbnackten braunen Gestalten, in wilder Raub- und Kampflust entfesselt, stürmen in mächtigen Sätzen vor, mit wehenden Federbüschen, mit flatternden, nachschleifenden Kriegshemden, das Messer in der einen, Speer oder Gewehr in der anderen Hand führend; ihr Kriegsgeheul, das Gedröhn der großen Kriegshörner aus Elefantenzähnen, das Knattern der Gewehre, das eigentümlich sausende Zischen der Speere, das Gepraffel der brennenden Grasdächer, deren einzelne Stücke in hellen Flammen durch die Luft fliegen, überall neue Brände erzeugend, das Rauschen und Zusammenbrechen der niedergestürmten Bananenhaine, der Todesschrei der Gefallenen, denen der Sieger im Stürzen bereits den Schädel am langen Schopfe faßt und abhaut, um ihn blutspritzend und -triefend hoch im Triumphe schwingend weiterzustürmen. Dazu das Geblök der aufgeschreckten Schafe und Ziegen, die Hühner flattern kreischend durch das Flammenmeer, das Geschrei der flüchtenden Weiber und Kinder; und in diesen Höllenkessel strahlt aus tiefblauem Himmel lotrecht die Tropensonne hinein und wiegen sich die Palmen im Winde, der aus dem Flammenofen entfacht wird" (23).

Beim Rückzuge flutet alles ebenso regellos zurück. Um Verwundete, Gefallene, Ermattete kümmert sich kein Mensch — und ihre Köpfe liefern auch dem geschlagenen Feinde noch leicht gewonnene Kriegstrophäen. Übrigens ist der Rückzug bei der Art seiner Ausführung der schwächste Moment, und gar nicht selten benutzt der geworfene Gegner diese Chance mit Erfolg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die Männer werden in der Regel getötet, und ihre Köpfe sind die begehrten Siegeszeichen; nur Weiber und Kinder werden mitgeschleppt. Auch das Vieh ist begehrte Beute.

Die erbeuteten Schädel werden auf dem Königsplatz zu Haufen zusammengeworfen und bleiben oft eine Woche und länger liegen. Täglich werden dann um sie Tänze aufgeführt, und der Becher kreist neben dieser stillen Gesellschaft. Die Hunde fressen daran, und den schauderhaften Geruch kann man sich denken. Schließlich holt sich dann jeder die eingelieferte Zahl, wobei es oft lebhafte Meinungsverschiedenheiten gibt, und skelettiert sie, indem er sie einige Wochen ins Wasser hängt oder in Ameisenhaufen wirft.

Welche — unzweifelhaft mit religiösen Motiven verbundene — Bedeutung dieser Schlachttrophäe beigemessen wird, geht aus einem interessanten Bericht hervor über Rückgabe des Schädels des einst im Kampf gefallenen Bammumherrschers Sfángo an seinen Sohn Jója, den derzeitigen Lamido von Bamum; nebenbei ein Beweis für die Elternliebe des Negers. Der Sultan war im Kampf gegen die Banffo (nordöstlich Bamenda) vor fünfzehn Jahren gefallen; Glauning forderte nach siegreichem Gefecht diese Trophäe zurück und ließ sie Joja zustellen. Der überbringende Offizier berichtet (2): „. . . Als ich mich daran machte, den Kopf aus dem Korbe herauszunehmen, drängte sich alles um mich. Es war ein eigentümlicher, vielsagender Blick, mit dem Joja nur eine Sekunde lang den ihm von mir hingehaltenen Schädel betrachtete. Dann brach der starke Mann, lautschluchzend wie ein Kind, zusammen. Von seinen Großleuten, die alle weinten, ward er aufgehoben und auf einen Stuhl gesetzt. Er streichelte das Haupt und drückte es unter Tränen an sich. . . . Auf dem Rückweg — er war mir einen Tagemarsch entgegengekommen — bestieg er sein Pferd nicht und ging mit abgenommener Kopfbedeckung hinter dem Korbe her. In der Hauptstadt kam seine Mutter uns entgegen und dankte unter Tränen. . . ."

Daß bei den Sudanstämmen nicht selten auch die Diplomatie die Oberhand bekam und den besiegten Stamm nicht dezimierte, sondern ihn nur politisch vernichtete, haben wir S. 80 gehört.

Baiadorf Tumbu; Sudanneger.
(Nach Photographie von Schipper.)

Trotz der steten Unsicherheit finden wir doch bei nur wenigen Bantustämmen irgendwelche Befestigungsanlagen. Manche Fangstämme haben blockhausähnliche Reduits in ihren langgestreckten Siedlungen sowie eine Art Palisadierung mit verschließbaren Öffnungen. Manche der älteren Gruppe (siehe S. 71) umgeben ihre Dörfer mit dichten Hecken, einer sogenannten „Fenz".

Auch bei den Sudanstämmen, wo doch Überfälle durch die sklavenjagenden Fullas ehedem an der Tagesordnung waren, sind die Orte häufig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht befestigt. Allerdings besitzen viele in den steilen, isolierten Felshorsten natürliche Festungen. Auch Höhlen dienen als Zufluchts- und Verteidigungsorte; so die von Ménkor im Mandaragebirge.

Im Westteil des Südadamauahochlandes jedoch finden sich vielfach Verteidigungsanlagen. Die Anlage befestigter Gaue haben wir bereits kennen gelernt (S. 80). Mit dem Landhag nicht zufrieden, haben die Bewohner auch noch innerhalb der Ortschaften und Ansitze starke, 2 bis 3 m hohe Fenzen gezogen, parallel zu den Wegen und diese selbst vielfach absperrend. Hühnerleiterartige Übersteige dienen zum Passieren dieser Sperren, die ein ganz ungemeines Marsch- und Gefechtshindernis sind. Eine eigenartige fortifikatorische Einrichtung hat Dominik westlich des unteren Mbam beobachtet: die in der Parklandschaft liegenden Waldinseln sind mit starken Verhauen am Außenrande umgeben, durch die nur einzelne versteckte Lücken den Eintritt in das Innere gestatten (19).

Im Sharibecken finden sich runde, mit Wällen oder Mauern und Gräben versehene Dörfer; so vereinzelt im Musgugebiet und häufiger in der Tuburilandschaft (siehe Abb. S. 93).

Einige wenige Stämme endlich haben die mauer- und grabenumgürtete Bauweise der Hochburgen ihrer Todfeinde, der Fulla, nachgeahmt; insbesondere die „Stadtstaaten" (S. 80). Und dann in gewaltigen Ausmaßen. Das großartigste Beispiel hierfür ist die Hauptstadt von Bamum. Nicht so fast die Umwallung ist es, die diesem Platze seine hochinteressante, geradezu einzige Eigenart verleiht — solche Stadtmauern hat jeder Sultansitz der Fulbe in Adamaua, und sogar in noch mächtigeren Ausmaßen (vgl. unten Ngaumdere) —, es ist vielmehr die gewaltige doppelte Grabenwehr, die um diese angelegt ist.

„In einem ungeheuern, unregelmäßigen Bogen zieht der äußere Graben rücksichtslos über verschiedenstes Gelände, Berg und Tal und durch steinigen Boden, in einem Umfang von mindestens acht bis zehn Stunden. Ich habe mit dem Sultan einmal denselben abzureiten mich zehn Uhr vormittags aufgemacht; mit anbrechender Dämmerung kehrten wir erst wieder zurück, und noch waren wir ein gutes Stück vom Ausgangspunkte entfernt. Der Graben besitzt durchweg eine obere Breite von 3 bis 4 m, eine Tiefe von 5 bis 6 m und ist diamantförmig, also als Spitzgraben, angelegt. Die ausgehobenen Erdmassen waren teils glacisartig nach außen, teils nach innen als Bankett angeschüttet worden. Die eigentliche Stadt ist mit einem zweiten, inneren Graben, natürlich von weit geringerem Umfang, aber von ganz gleicher Anlage wie der erste, umgeben.

Diese beiden Gräben sind ein Riesenwerk für afrikanische Verhältnisse; und wenn man die primitiven Werkzeuge in Betracht zieht, so darf man diese Bauten getrost den ägyptischen Pyramiden zur Seite stellen. Am äußeren Graben ist da, wo von verschiedenen Richtungen her die Wege aus dem offenen Lande in die Hauptstadt hineinführen, die Grabensohle etwas aufgeschüttet und gestattet so ein Durchschreiten; im Grase liegen Wachen, die speer- und bogenbewaffnete Posten aufstellen. Gegen den inneren Graben zu steigt das Gelände an; unmittelbar hinter ihm, also auf der Stadtseite, erhebt sich die krenelierte, 2 bis 3 m hohe Stadtmauer aus Lehm, unterbrochen von in die Umwallung mit hereinbezogenen Bäumen. Der Übergang über den inneren Graben findet auf starker Bohlenbrücke statt und führt unmittelbar in ein brückenkopfartiges, stark gebautes, mit Bewaffneten angefülltes Torwachhaus „Sfa—üri" genannt. Aus ihm tritt man in den eigentlichen Stadtrayon.

Mit diesem Doppelgraben und der Stadtmauer sind die Befestigungsanlagen übrigens noch nicht zu Ende: der ganze Hang rechts und links der zu den Toreingängen des inneren Grabens führenden Wege (es sind deren nur drei) ist förmlich gespickt mit einer Unzahl dicht aneinander liegender Wolfsgruben, durch das dazwischen aufschießende Gras trefflich verborgen, — ein Annäherungshindernis, das den Anmarschierenden zwingt, die Wege zu benutzen.

Zwischen den beiden Gräben liegen welliges Blachfeld und ausgedehnte Farmen mit da und dort verstreuten Farmdörfchen; ebenso befindet sich innerhalb des zweiten Grabens nichts weniger als Haus an Haus; ausgedehnte Grasflächen und Farmen, dazwischen hinein größere und kleinere Hütten- und Stadtteilkomplexe decken die Hügel, Täler, Mulden und Hänge des Weichbildes der inneren Stadt" (Hutter in 6).

Vor der Tikarstadt Ngambe, ähnlich befestigt, lag der Lamido von Tibati elf Jahre lang, sie vergeblich belagernd. So müssen wir uns auch die Städte des Altertums denken: das älteste Rom, Veji; so Troja, dessen zehnjährige Belagerung sich hiermit am einfachsten erklärt (27).

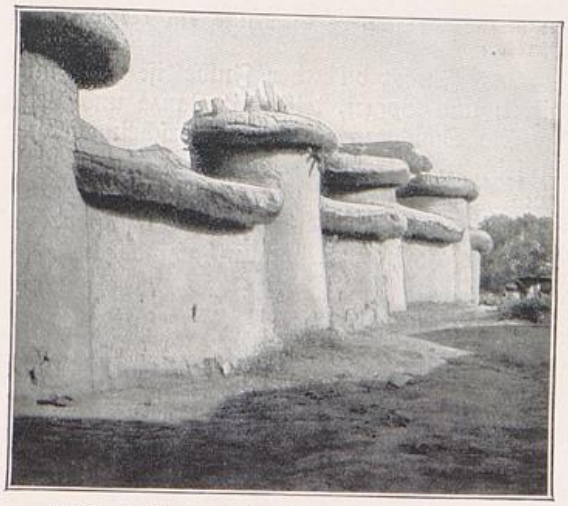
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den mohammedanischen Staaten Kameruns, in Adamaua und in Bornu, muß geradezu von einem organisierten Heerwesen gesprochen werden; und die Organisation ist ganz ähnlich wie in den mittelalterlichen Vasallenstaaten Europas.

Der Lamido ist der oberste Kriegsherr, und das Heer, auf welches er sich in erster Linie verlassen kann, besteht aus seiner Hausmacht. Der eigentliche Führer oder Feldoberster, der „Sserriki n lefidda", ist fast stets ein Sklave. Neben diesem festen Kern des Heeres setzt sich dieses ferner zusammen aus den freien Lehensleuten des Landes, die sich mitsamt ihrem Gefolge bei einem Kriegszuge freiwillig oder gezwungen anschließen.

Die häufigste Art der Kriegszüge waren, wie schon mehrfach erwähnt, Sklavenjagden gegen die Heidenstämme, und zwar in großem Stil; so zählte das Bornuheer, das Barth gegen die Musgu begleitete, einige zwanzigtausend Mann, darunter zehntausend Reiter (17).

Bei lange währenden Zügen oder Belagerungen, wie der von Ngambe zum Beispiel, ward nicht selten zur Errichtung eines Kriegslagers unmittelbar vor dem feindlichen Ort oder im Raubgebiet geschritten, eines sogenannten „Sanséri".



Äußere Seite eines Mundangdorfes (Sudanneger).
(Nach Photographie von Lenfant.)

„Ein vollständiges Dorf war entstanden, Farmen angelegt, große feste Lehmhäuser gebaut, und nach der Feindesseite zu schützte das Lager Wall und Graben. Bis die Farmen ertragsfähig sind, lebt das Heer auf Requisition, die durch die findigen Weiberkolonnen — auch diese folgen den Kriegern — beigetrieben wird. Große breite Straßen führten nach Norden und Süden. Auch dieses enge, jahrelange Beieinanderwohnen der Gegner erinnert an die Schilderung der trojanischen Zeit. Und wie dort hatten sich auch hier die Gegner herausgefordert und im Angesicht beider Stämme Zweikämpfe ausgeführt. Recht harmlos und gemütlich muß der Krieg schließlich geführt worden sein, denn oft wurde wochenlang überhaupt nicht gekämpft, und Belagerer und Belagerte hielten auf einem neutralen Platz gemeinsamen Markt ab" (19).

Die sturmbewegten Zeiten, die die Fulbeeroberungen zu Anfang ihres Bestehens durchzumachen hatten, wobei feste Bollwerke als Stützpunkte notwendig waren (vgl. die Geschichte dieser Staaten S. 65 u. f.), haben die Fulbe veranlaßt, ihre größeren Orte stark zu befestigen.

So wie Passarge Ngaumderes Fortifikation schildert (32), sind fast alle Lamidositze mehr oder weniger festungsartig umwallt; gleich krasse Bilder spielten sich auch in und bei allen ab.

„Eine Lehmmauer von 3 bis 4 m Höhe, unten $1\frac{1}{2}$, oben 1 m dick, umgibt die Stadt von allen Seiten. Nach Art der mittelalterlichen Befestigungen ist sie mit Zinnen gekrönt, welche etwa 1 m hoch sind. Die Schießscharten sind zuweilen mit Querbalken versehen, und die Zinnen selbst mit Guckl öchern durchbrochen oder mit Zacken und Türmchen verziert. Große massige Tore mit 5 m hohen Lehmwänden bieten im Innern Raum für starke Wachen. Ein Graben von 3 m Breite und Tiefe trennt die Mauer von einem breiten, rings um die Stadt führenden Wege. Ein breites, grasiges Tal zieht sich an der Stadt hin und ist mit Tausenden von Skeletten gestorbener Sklaven und hingerichteter Verbrecher übersäet. Von allen Seiten grinsen einen die bleichen Schädel an, und über die zerstreuten und zerbrochenen Knochen schreitet der Fuß. Wenn ein Kriegszug heimkehrt, sollen die Leichen der gestorbenen Sklaven zu Dutzenden vor der Stadtmauer umherliegen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch in Deutsch-Bornu sind die meisten Orte in ähnlicher Weise befestigt; mächtige Dimensionen der Mauern finden sich namentlich bei den Kotoko.

Die Hauptstärke der Adamaua- und Bornustaaten sind die Reiterheere. Sie entschieden die Feldschlachten durch ihren Ansturm, wie die Ritter des Mittelalters. Ihr verdankten die Fulbe die rasche Niederwerfung der Heidenstämme. Die Reiterwaffe ist die lange Stoßlanze und das lange, gerade Schwert.

Ganz besonders aber erinnern diese schwarzen Ritter an ihre weißen mittelalterlichen Vorgänger durch die Schutzwaffen für Mann und Pferd.

Eiserne Brustpanzer, vom Reiter unter den Kleidern auf dem bloßen Leib getragen, schirmen Reisigen und Roß. Ungefüge wattierte Eisenhauben zum Teil, häufiger aber dicke Turbane schützen den Kopf des Mannes, und eiserne, oft prachtvoll gearbeitete Stirnbleche den des Pferdes.

Einzig in ihrer Art aber ist sicherlich die ältere Rüstung der (wenn der Ausdruck gestattet ist) Sudankavallerie. Ein dicker Wattepanzer, aus der aus den Schoten des Baumwollbaums enthaltenen Wolle gefertigt, dick abgenäht, umhüllt den Reiter, und gleiche wattierte Decken hängen um das Pferd.

Das Fußvolk der Fulbe ist teils mit Pfeil (fast ausnahmslos vergiftet) und Bogen, teils mit Lanze und Lederschild bewaffnet.

Die Schilderung eines Reiterscheingefechtes, das der Sultan von Tibati in seinem Sanserni vor Ngambe Morgen einst vorführte — und wie solche noch heute an den Lamidohöfen häufig sind —, zugleich Reitweise und Ausrüstung zeigend, mag unseren Streifzug durch die „militärischen" Verhältnisse der Völkerschaften Kameruns abschließen.

„Gegen vier Uhr nachmittags zogen von allen Seiten des Sanserni her Reiter an unserem Lager vorbei. Alle hatten bunte — weiße, rote oder blaue — bis an die Kniee reichende Gewänder an und den Kopf mit Fes oder Turban bedeckt. Kurze Pumphosen reichten bis an die Kniee. Die Unterschenkel blieben nackt. An der Ferse befand sich eine mit drei Eisenstacheln besetzte Lederkappe, die mittels eines Riemens befestigt war. Die Pferde waren fast durchweg Hengste; von kleinerem Schlag, etwa wie die Kosakenpferde. Der weit nach vorn liegende Bocksattel bestand aus einem Holzgestell mit Vorderknauf und Rückenlehne und hatte Ähnlichkeit mit den Turniersätteln des Mittelalters. Auf dem Sitz war ein mit Gras ausgestopftes Lederkissen mittels kleiner Riemen an dem Gestell befestigt. Die unter dem Sattel liegende viereckige Schabracke war aus allerhand bunten Stoffstückchen zusammengesetzt und in vielen Fällen mit Antilopenfell gefüttert. Trotzdem hatten viele Pferde durch die engen und harten Sattelkammern Druckstellen am Widerrist. Als Springgurte dienten Lederriemen, welche am Holzgestell des Sattels befestigt waren. Die durch gewundene Lederstricke an den Sattel geknüpften Steigbügel waren ähnlich den englischen Bügeln aus Messing oder Eisen hergestellt. Die Bügel wurden von den Reitern derart gehalten, daß die vier kleinen Zehen im Bügel ruhten, die große Zehe sich dagegen außerhalb befand.

Das Gebiß war einfach, aber sehr roh und scharf. Es bestand aus einer Stange und einem daran befestigten beweglichen Ring, der die Stelle unserer Kinnkette vertritt. Das Gebiß ist an einem einfachen Lederriemen, der als Kopfgestell hinter die Ohren des Pferdes gezogen wird, befestigt. Als Verzierungen und gleichzeitig als Talisman werden über das Genick eine oder mehrere Lederschnüre gehängt, an welchen kleine Ledertäschchen, d. h. kurze, in Leder eingenähte Koransprüche in ähnlicher Weise angebracht waren, wie bei uns die Halbmonde am Dienstzeug der Husaren. Die meisten Pferde waren unbeschlagen; nur vereinzelt sah man Beschläge in Form von Volleisen. Sämtliche Reiter waren mit einer langen Lanze bewaffnet, nur ein kleinerer Teil trug außerdem noch breite Schwerter über der Schulter.

Nachdem sich die bunte Masse — es mochten etwa dreihundert Pferde sein — gesammelt hatte, begannen zunächst einzelne Abteilungen und darauf das Ganze in einer unregelmäßigen Linie auf einen bestimmten Punkt hin zu attackieren. Ein paar Tritte wurden im Schritt angeritten, dann ging es sofort in Galopp über und zwar gleich in die schnellste Gangart. Trab habe ich weder bei den Attacken noch sonst irgendwo bei anderen Gelegenheiten reiten sehen. Der letzte Teil der Attacke, der Chot, wurde von einem gellenden Geheul begleitet. Sobald angeritten wurde, nahmen die Reiter ihre Lanzen, die sie bis dahin senkrecht in der rechten Hand hielten, wagerecht unter die rechte Achsel, so daß die Spitzen bei allen gerade über die Pferdeköpfe hervorragten. Wenn auch die Reiterei roh zu nennen war — die meisten Pferde bluteten nach der Attacke im Maul und in den Flanken —, so war die Haltung der Reiter doch geradezu tadellos. Ich habe früher kaum derartige Hindernisse nehmen, besonders derartige Tiefsprünge machen sehen wie hier in Tibati.

Gegen Sonnenuntergang rückte die ganze Truppe mit ihren schweißtriefenden Pferden nach Hause. Die Reiter stiegen vor ihren Häusern von den Tieren und übergaben diese den Stallsklaven, deren jedes Pferd mindestens zwei zur Wartung hatte. Die Pferde wurden sofort gänzlich abgesattelt, mit einem Vorderbein an einen Pfahl gefesselt, und nun so, wie sie waren, schaumbedeckt, mit kaltem Wasser abgewaschen" (28).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Wenden wir uns nunmehr den friedlichen Beziehungen der Gemeinwesen zueinander zu. Sie gelangen zum Ausdruck in

f) Handel und Verkehr.

Nicht zum letzten waren hinwiederum sie Veranlassungen zu feindlichen Zusammenstößen, wenn die Handelseifersucht erwachte. Wir haben hier nur den Handelsverkehr der Eingeborenen zu betrachten und den mit den Weißen nur, soweit er eben nicht mehr davon zu trennen ist; jenem der Europäer, d. i. der Ein- und Ausfuhr, werden wir im letzten Abschnitt nähertreten.

Die Stämme der Bantu stehen, soweit sie nicht mit dem Europäer in Berührung gekommen sind, in Kamerun ausnahmslos noch auf der untersten Stufe der Handelsentwicklung: dem ausschließlich inländischen Verkehr, und zwar dem Kleinhandel von Stamm zu Stamm, von Dorf zu Dorf.

Durch den Weißen angeregt, haben sie aber, dank der dem Neger innewohnenden Sucht nach Erwerb, rasch den Vorteil erkannt, und rasch hat dann der Betrieb hohen Aufschwung genommen. Sehen wir von den für uns Weiße recht bedenklichen Zeiten des Sklavenhandels ab und bleiben bei der Gegenwart. Da sind es natürlich vor allem und seit alters diejenigen Stämme der Bantu, die an und nahe der Küste und den unteren Flußläufen saßen und sitzen.

„Wenn man, zum ersten Male den Fluß hinaufkommend, vor den Dualadörfern vor Anker geht, und man sieht das rege Treiben auf dem Wasser, man sieht aus allen Ecken und Enden, aus den in den Kamerunfluß mündenden Flüssen und Krieks ein Kanu nach dem anderen auftauchen, vollbeladen mit Palmölfässern, Palmkernen, Elfenbein und Gummi — Kanus, welche imstande sind, achtzig bis hundert Leute zu fassen, dann ist man fürwahr überrascht von der Großartigkeit, mit der hier bereits der Handel betrieben wird“ (28).

Die Haupthandelsprodukte kennen wir schon von früher; die wichtigsten wurden eben erst wieder genannt; die vom Weißen gebotenen Gegenwerte finden wir im letzten Abschnitt aufgezählt.

Die ganze, oben geschilderte politische Zersplitterung brachte es mit sich, daß sich die Stämme, ja sogar fast deren einzelne Siedlungen mangels jeglichen Gemeinsinnes voneinander absonderten; freie ungehinderte Durchzüge gab es nicht, die Wahl der Wege in dem unwegsamen Gelände des Urwaldes ist beschränkt und begrenzt. So konnte es keinem Stamm einfallen, sich über seine Hinter- und Vordersassen weg mit einem anderen in Verbindung zu setzen. Kleine Tauschbeziehungen bestanden jedoch selbstredend von alters her; aber eben nur mit dem Nachbarstamm, der Nachbarsiedlung, und wehe dem, der es versuchen wollte, dieses Herkommen zu durchbrechen: das ist der Ursprung und das Wesen des Zwischenhandels.

Der bestand also zweifelsohne schon, bevor der erste Europäer seinen Fuß an das Gestade Westafrikas setzte; ganz wesentlich verschärft hat sich aber ebenso zweifellos dieses System durch das Erscheinen der Weißen an der Küste. Denn nun wachten die der neuen Erwerbsquelle zunächst sitzenden Stämme, in Kamerun also die Duala usw., mit größter Eifersucht darüber, daß kein Binnenstamm mit Überspringen eines der Küste näher wohnenden oder gar ihrer selbst sich unmittelbar mit den Europäern in Verbindung setzte: der Zwischenhandel bildete sich zu einer Zwischenhandelsperre aus. Mit zunehmendem Vorschieben der europäischen Faktoreien ins Innere haben sich naturgemäß auch dort dieselben Verhältnisse herausgebildet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daß dieses Zwischenhandelssystem außerordentlich lästig und hemmend auf Ausbreitung und Aufschwung freien Handels (der Weißen und der Schwarzen selbst) wirken mußte, liegt auf der Hand.

Diese Sperre auf friedlichem oder gewaltsamem Wege aufzuheben, war eine der vielen Aufgaben der deutschen Herrschaft. Mehr als einmal konnten und können wir noch eben die (begründete) Befürchtung der jeweiligen Vordersassen, daß ihr einträglicher Zwischenhandel die längste Zeit möchte gedauert haben, als Grund für die Unruhen im Waldland bezeichnen. Nunmehr aber ist dieser Sperrhandel größtenteils gebrochen, und verschiedene durchgehende Handelstraßen sind geschaffen.

Die Art der Handelsbeziehungen auch der Binnenbantustämme kennen wir hiermit; innerhalb der ihnen dadurch gesteckten Grenzen — von Stamm zu Stamm — ist der Handel aber immerhin recht lebhaft zu nennen. Die Gelegenheit, den Austausch zu vollziehen, bieten die Märkte.

In den meisten Stammgebieten werden regelmäßige Märkte an bestimmten Tagen abgehalten.

Kleinvieh, Farmprodukte, Palmöl, Gummi, Salz, verschiedene Erzeugnisse der bescheidenen Hausindustrie (Haus-usw.-Geräte, Waffen usw.), vielfach auch Elfenbein (und Sklaven) sind die Hauptgegenstände. Hunde sind bei vielen Stämmen ein begehrter Leckerbissen, und für einen fetten Hund wird oft der gleiche Preis bezahlt wie für eine Ziege.

Ware wird gegen Ware, wozu heutzutage auch bereits Zeug und Perlen gerechnet werden können, umgetauscht.

Seit allerjüngster Zeit taucht auch bereits im Küstengebiet „der große Handelsmann im Süden", der Haussa auf.

Duala hat seit ein paar Jahren ein ständiges Hauffadorf; in Kribi sitzen welche; in Yabassi ist eine starke Niederlassung von mehreren tausend Köpfen, und in den Gummi- und Elfenbeingebieten des Südkamerunner Urwaldes haben wir sie am Sanga und Dume-Kadei schon gefunden (S. 65).

Trotz dieses immerhin lebhaften Handelsverkehrs beschränken sich die Verkehrswege auf schmale, schlechte Pfade, die den Urwald durchkreuzen. Die kleineren Flüsse werden auf kunstvollen Lianenbrücken von oft 50 bis 80 m Spannweite überschritten (siehe eines der Einschaltbilder) — nur im Esumland fand Engelhardt „richtigen Pfahlbrückenbau" —, die größeren, die natürlich zugleich als Handelstraßen dienen, mit Hilfe von Kanus. Die deutsche Regierung hat auch hierin Wandel angebahnt (siehe Abschnitt VI).

Als Verkehrs- (Transport-) Mittel dient ausschließlich der Mensch, der Träger.

Auf dieser Stufe des inländischen (von Stamm zu Stamm) Markthandels stehen auch noch diejenigen Sudannegerstämme, welche wenig oder fast gar nicht mit den mohammedanischen Sultanaten in Berührung kommen oder richtiger, zu denen der Länder durchwandernde und Völker vereinende Haussa, Salz und Industrieprodukte gegen Elfenbein, Vieh, Kolanüsse, Gummi (und Sklaven) eintauschend, bislang noch nicht oder nur selten gekommen ist. Es sind das nur mehr wenige, nur noch einige der unabhängigen, unzugänglichen Heidenstämme in Adamaua.

Dadurch, daß hier oben bei den Sudannegern keine Zwischenhandelsperre besteht, überhaupt der Zwischenhandel unbekannt ist, haben die Verkehrsbeziehungen der Stämme ein lebhafteres, freieres Gepräge, wenn sie auch noch nicht annähernd an die wirklich großartigen Handelsverhältnisse der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lianenhängebrücke über den Fi (im nördlichen Urwaldgebiet).

Nach Photographie der Gesellschaft „Nordwestkamerun".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Lianenhängebrücke über den Fi (im nördlichen Urwaldgebiet).

Nach Photographie der Gesellschaft „Nordwestkamerun".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mohammedanischen Staaten hinanreichen. Das hängt auch mit der Oberflächengestaltung und Bedeckung zusammen; der Urwald, die Sümpfe, der steile Hochlandabfall — das alles sind Verkehrshindernisse. Die Hochflächen der Steppen gestatten weit freiere Bewegung.

In den menschenreichen Stammsitzen finden an verschiedenen Tagen größere Märkte statt, und ausgedehnte Handelstraßen haben sich entwickelt.

„Diejenigen Stämme, welche in freundschaftlicher oder wenigstens Handelsbeziehung zueinander stehen, besuchen gegenseitig diese Märkte als Käufer und Verkäufer. Die Auswärtskommenden nehmen bei Gastfreunden Absteigquartier. Als Verkäufer bringen sie an Handelsgegenständen ‚Spezialitäten', wie jeder Stamm solche aufzuweisen hat; so sind die Bali besonders geschickt in Bearbeitung von Eisen zu Speerspitzen und Haumessern, sowie in Anfertigung von Pfeifen und Tongefäßen aller Art, Mützen und Basttaschen, die Bamungú fertigen Hacken zur Farmarbeit, Bágam Pfeifenköpfe aus Metall; andere Stämme wieder flechten Matten, andere bringen Lederarbeiten; wieder andere legen den Schwerpunkt auf Erzeugnisse der Landwirtschaft und des Bodens; von den Ölgebieten aus geht Palmöl, vom Waldland überhaupt das sehr begehrte Rotholz weit hinauf allenthalben hin. Elfenbein und Sklaven sind die wertvollsten Marktwaren; werden aber eben wegen ihres Wertes und weil man die Schätze, die dafür zu erlegen sind, nicht gern öffentlich zur Schau trägt, meist nachts oder tagsüber doch nur an entlegenen Orten oder bei ‚verschlossenen Türen' verhandelt. Dazu werden Lebensmittel aller Art feilgeboten; und so bietet ein großer Markt im Hochlanddorfe eines Sudannegerstammes ein ganz belebtes Bild und gewährt Einblick in die industrielle (Hausindustrie) und landwirtschaftliche Tätigkeit der Stämme.

Übergang über einen Sumpf im Südkamerunner Urwald.
(Nach Photographie von Schipper.)

Um alle diese Schätze, die mit lauter Stimme angepriesen werden, wogt und drängt sich die Menge in verschiedenen Trachten, vom tobengekleideten Vornehmen, der gravitätischen Schrittes, die Peitsche am elfenbeinringgeschmückten Arme, und aus der Pfeife ab und zu einige Züge rauchend, um sie dann einem der geleitenden Sklaven oder Weiber zurückzugeben, daherwandelt, bis zum armen Buschmann, der angesichts all dieser Pracht fein Fetzchen Zeug zwischen den Beinen fester zieht, oder, im Zustande vollständiger paradiesischer Nacktheit, wenigstens durch reichliches Einschmieren des Körpers mit Rotholz und Einstecken einiger Papageien- und Falkenfedern in den Schopf seine Toilette zu verbessern sucht" (23).

Außer den eben geschilderten größeren Märkten finden in jedem Hochlanddorfe täglich an verschiedenen Plätzen des Ortes kleinere Märkte statt, die ganz das Gepräge unserer Wochenmärkte tragen.

Auch hier herrscht noch fast ausschließlich der Tauschhandel, doch hat sich bereits auch eine Art Münze herausgebildet, die gleich wie die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kaurimuschel in Adamaua und Bornu für den Marktverkehr die Stelle des baren Geldes vertritt: dünne, etwa bleistiftdicke Eisen- oder Messingstangen, armlang, die in einem mehrfach gewundenen Ringe fest zusammengedreht sind.

Der Wert eines solchen Ringes entspricht meist 1 Yard Zeug, das ist etwa 25 Pfennig nach unserem Gelde. Dieser Reif wird auch als Armspange getragen, also zugleich Geld und Schmuck — wie bei unseren Altvordern und noch jetzt beim Landvolke die in Gestalt von Knöpfen verwendeten Silbermünzen. Diese Ringe sind aber nur „Kleingeld"; wertvollere Gegenstände, wie Sklaven, Elfenbein usw., werden stets in gleicher Ware oder gegen Stoffe, Salz, Waffen oder Pulver verhandelt.

Der Handelsverkehr im großen aber, wie gesagt, entfaltet sich erst da, wo der Großkaufmann des Sudan, der Haussa, auftritt. Er und durch ihn der zentrale Sudan, also speziell Adamaua, haben schon längst die Stufe des inländischen Handelsverkehrs überschritten und stehen mit dem Ausland in lebhaften kommerziellen Beziehungen.

Im nördlichsten Teil unseres Schutzgebietes machen dem Haussa Konkurrenz der Kanurihändler und der Araber. Aber auch da faßt er mehr und mehr Fuß, gewichtig unterstützt — und die Tatsache rasch erfassend — durch die Massen europäischer Waren, die von Süden her, vom Benuë, auf den Markt des Sudan geworfen wurden und werden.

Adamaua und Deutsch-Bornu durchziehen von alters her kreuz und quer ihre Handelstraßen, ihre Karawanenwege, die immer wieder von ihnen begangen werden, ähnlich den sich stets gleichbleibenden Handelstraßen des europäischen Mittelalters.

Ein großer Karawanenweg zieht von Yola über Kontscha und Gaschaka nach Bantádji am Benuë, ein zweiter und dritter nach Banjo und Bafum und nach Ndúmba; ein vierter über Ngaumdere nach Kunde und Gaza usw. Garua ist der Ausgangs- und Kreuzungspunkt mehrerer wichtiger Handelstraßen gen Norden weit über Marrua hinaus, gen Osten tief hinein nach Französisch-Kongo, gen Süden nach den gleichen großen Bevölkerungszentren, zu denen auch die Straßen von Yola aus führen. Fast alle Lamidositze in Adamaua verdanken ihre Bedeutung ihrer Lage als Schnittpunkte wichtiger Handelstraßen.

Im Tsadseegebiet laufen westlich und östlich des Mandaragebirges je eine große Verkehrsstraße von Nord zu Süd; Dikoa und Kusseri haben ihre Bedeutung hauptsächlich ihrer Lage an der West-Ost führenden Mekkapilger- (und damit Handel-)Straße zu verdanken; und andere mehr.

Bei der Vielseitigkeit der Produkte und Ausdehnung des Handels versteht es sich fast von selbst, daß er nicht mehr bloßer Tauschhandel ist. Sind auch die Zahlungsmittel noch nicht so festgelegt wie in Europa, so kann man doch alle als Geld kursierenden Gegenstände auf das Muschelgeld und den Mariatheresiataler und diese wieder auf europäisches Geld (also auch auf deutsches) zurückführen, obwohl auch die Muscheln, Kauris, ihren Kurs haben und nach der Lage zur Küste, dem Ausgang der Kauri, im Werte sehr schwanken.

Die sogenannte Kaurimuschel (Cypraea annulus) ist die Muschel einer Porzellanschnecke, die in großen Massen, besonders von den Malediven, nach Afrika gebracht wurde und wird, und sich die Rolle der kleinsten Preiseinheit und zugleich Scheidemünze im ganzen Niger- und Sudangebiet erobert hat. Auch sie ist wie die oben erwähnten Ringe zugleich Schmuck.

„Im Durchschnitt hat der Mariatheresiataler im mittleren Sudan einen Wert von 2,5 Mark oder 5000 Kauri (in Lagos von 20 000 Kauri), 1 Muschel also von etwa $^1/_{20}$ Pfennig. 20000 Kauri = 10 Mark bilden einen Sack Kauri — und dieses ist die gebräuchlichste größere Werteinheit. Immerhin bestehen aber daneben, ganz abgesehen von den bedeutenden Kursschwankungen, namentlich in Heidengebieten, andere Werteinheiten: wie Baumwollenstreifen verschiedener Länge, ‚Féri' genannt, und anderes mehr: also dieselbe babylonische Verwirrung und Unbequemlichkeit, sobald man mehrere Gebiete durchreist, wie bei uns in der guten, alten Zeit" (31).

Sind die Geldverhältnisse demnach im Grund genommen doch noch recht primitiv, so sind es die Verkehrswege nicht minder.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie würden sich in derselben schlechten Verfassung befinden, wie sie das im Waldland unten größtenteils sind, und aus dem gleichen Grund, Mangel an Gemeinsinn, wenn nicht hier oben die gütige Natur Straßenbauamt von Gottes Gnaden wäre. Ihr allein ist der etwas bessere Zustand zu danken. Immerhin ist der Marsch in den ausgewaschenen, ausgetretenen Regenrinnen, worin die Wege meist bestehen, auf die Dauer ermüdend; aber der Untergrund ist fest, das ist die Hauptsache. Brücken und angelegte Straßen sind so gut wie unbekannt. In den Tikarländern sind die Wege leidlich gut; nicht selten sind Rastplätze angelegt, die mit schattenspendenden Laubbäumen bepflanzt sind. Auch im Tsadgebiet werden die wenigstens in der

Kanu.
(Nach Photographie von Teßmann; Pangweeexpedition.)

Nähe der Orte gut ausgebauten „schnurgeraden Straßen" von den Reisenden rühmend erwähnt. Die deutschen Stationen haben aber auch hier, noch mehr wie im Waldland, bereits ein ganzes Netz guter Straßen geschaffen (siehe Abschnitt VI).

Auch die Transportmittel sind sehr mangelhaft.

Abgesehen von Kanus und Flößen auf beinahe allen Flüssen kennt man keine Fahrzeuge. Der Wagen, ja selbst die Karre ist dem Afrikaner unbekannt geblieben. So ist auch hier in Adamaua und Bornu der Mensch, der Träger, das Haupttransportmittel. Bei den Heidenstämmen ausnahmslos. Die Haussa und Kanuri verwenden häufig Packesel und Packpferde; in Bornu sind auch Packochsen in Gebrauch.

Entsprechend dem hochentwickelten, regen Handel, den hochgesteigerten Kulturverhältnissen und -bedürfnissen der mohammedanischen Länder hat der

Marktverkehr eine Höhe erreicht, von der man sich schlechterdings keine Vorstellung machen kann.

Schon bei den höherstehenden Heidenstämmen und -staaten, wie den Tikar, Wute u. a., übertrifft er weit den in einem Sudandorf oben geschilderten Betrieb.

In Bamum z. B. „wird zweimal in der Woche größerer Markt abgehalten, Dienstag und Freitag. An den Freitagmärkten finden auch bisweilen Reiterspiele statt.

Vor Tagesgrauen bereits ziehen vom offenen Land herein in Scharen die Verkäufer der verschiedensten Landesprodukte und Industrieerzeugnisse, sowie die Käufer von auswärts oder haben bereits tags zuvor bei ihren Gastfreunden Quartier genommen. Die Haussa legen ihre Schätze entweder in ihrem Viertel an den Wegen zierlich geordnet zur Schau oder beziehen damit gleichfalls auf dem großen Marktplatz die ihnen zugewiesenen Plätze. Denn es herrscht eine ausgesprochene Marktordnung und strenge Marktpolizei unter dem ‚Sérikí n káma', wie die Haussa den Marktmeister nennen.

Ein Gewühl von viertausend bis fünftausend Menschen sicherlich wogte auf dem Platze, als ich ihn zur Mittagszeit, wo das Treiben am lebhaftesten ist, besuchte. Die von den Haussa zu Markt gebrachten Waren sind die gleichen, wie sie die Sudankaufleute überall in den Adamauastädten feilbieten: Leder-, Flechtarbeiten, Eisengegenstände, Strohteller, Straußfedern, Tücher usw. (siehe Abb. S. 89). Die Bamum eigenen Industrieerzeugnisse sind hauptsächlich Eisen-, Holz-, Ton- und Flechtarbeiten. Bedeutend war die Zahl des zugetriebenen Kleinviehes; auch Buckelrinder von Tibati standen zum Verkauf und Pferde, als deren Ursprungsland mir Ngaumdere bezeichnet ward. Auch Baumwolle kommt auf den Markt, sowie Gummi.

Letzterer wird hier in Wurstform in den Handel gebracht, nicht wie im Urwald in Form von aus je fünfzig kleinen Kügelchen gebildeten Doppeltafeln" (Hutter in 6).

In den Bevölkerungszentren Adamauas, wie Ngaumdere, Tibati, Banjo, Yola, Garua usw., entrollt sich das Getriebe eines Markthandels und Verkehrs im größten Stile.

„Auf den Märkten Adamauas kann man die weitestgehenden Bedürfnisse befriedigen. Der nackte Sklave aus den südlichen Negerländern wird gegen schöne Stoffe aus Timbuktu feilgeboten, gewichtige Elfenbeinzähne gehen für Waren europäischen oder indischen Ursprungs dahin; die vielbegehrte Kolanuß, dieses unentbehrliche Genußmittel Zentralafrikas, weit her von den Grenzländern Adamauas kommend, wird gegen Zeugstoffe einheimischer Baumwolle, welche in den Haussaländern angefertigt sind, umgetauscht. Kunstvolle Lederarbeiten, ebenfalls Erzeugnisse einer hochentwickelten Landesindustrie, wie Pantoffeln, Sandalen, Kissen, Reitstiefel, Sättel, Zaumzeug, auch Eisenwaren aller Art, wie Dolche, Messer, Schwerter, Lanzen, Hacken usw., reizen die Lust des Käufers, hübsche Pferde, Esel und Rinder werden herzugetrieben; und vollends im bunten Gewühl des Lebensmittelmarktes sind alle nur denkbaren, zum Teil schon erwähnten Bodenerzeugnisse vertreten. Hirse, Reis, Grundnüsse, Yams, Kürbisse, Bohnen, Zwiebel, süße und saure Milch, Honig, Butter, Tabak, Kola — kurzum der Markt, dieser Pulsschlag eines offenen und gesicherten Verkehrs zeigt, daß Adamaua von einer zahlreichen kaufkräftigen, an Bedürfnisse aller Art, sowie an eine gute Lebensführung gewöhnten Bevölkerung bewohnt ist" (36).

Und vollends in Deutsch-Bornu müssen Dikoa, nach Kukas Fall das kommerzielle Zentrum des mittleren Sudan, Kusseri u. a. geradezu als Handelsemporien ersten Ranges bezeichnet werden.

Nachtigal hat die Märkte in Kuka, die von zwanzig- und dreißigtausend Menschen besucht werden, in unübertrefflicher Weise geschildert. Die Schilderung hier aufzunehmen, verbietet der Raum; sie findet sich in seinem Reisewerk „Saharâ und Sûdân" Bd. I, S. 671 ff.

g) Kultur- (im engeren Sinn) und Sittenleben.

War bisher die Vielheit, vom Staat oder Stamm bis herunter zur Vereinigung von Mann und Frau in der Ehe, sowie die verschiedengestalteten,

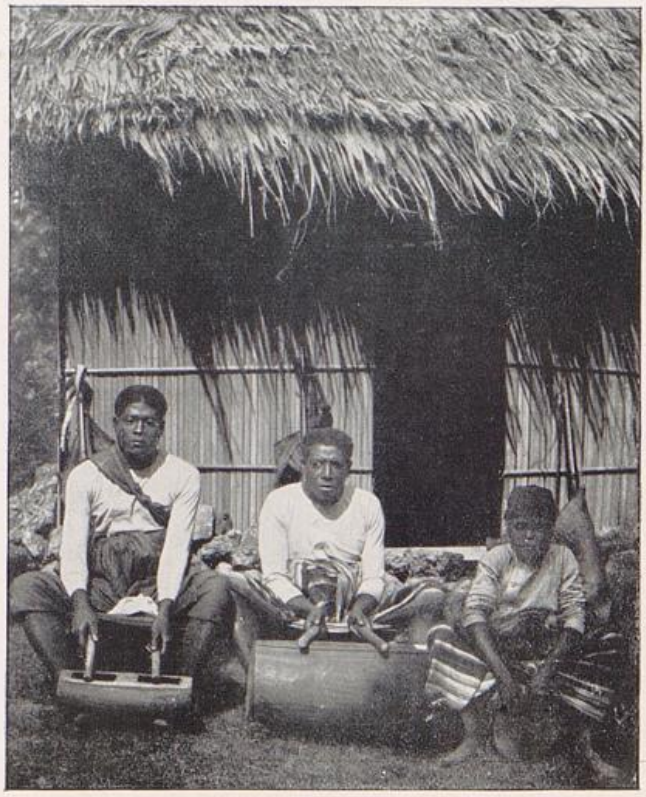
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegenseitigen Beziehungen nach außen, freundlich und feindlich, Gegenstand unserer Betrachtungen, so wenden wir uns nun zum kulturellen Innenleben der Bevölkerung. In ihren Wohnsitzen und ihren Farmen, bei ihren Lebensgewohnheiten, bei ihrer Tätigkeit suchen wir die Eingeborenen auf, in Streifzügen in ihr engeres Kultur- und Sittenleben. Dies und jenes bereits da und dort vorwegzunehmen war unvermeidlich.

Wir beginnen mit einer kurzen Betrachtung der

Sprachlichen Verhältnisse.

Grundverschieden stehen sich in Kamerun gegenüber die Sprachen der Nicht-Negerrassen, der Araber, Kanuri und Fulbe einerseits, der Bantu- und Sudanneger anderseits. Allerdings dürfte es sich mit den Sprachen der letzteren verhalten wie mit ihren „Sprechern" selbst; gleichwie der Sudan ein volkliches Übergangsgebiet, ein volkliches Mischgebiet zwischen Neger und Nicht-Neger ist, so erweist er sich auch als sprachliches; die Sudansprachen dürften wohl aus einer Vermischung von hamitischen und Bantuelementen hervorgegangen sein. Bei einzelnen derselben ist dieser Nachweis bereits geliefert, für die Mehrzahl besitzt die vergleichende Sprachforschung noch nicht genügend Material und muß sich noch auf Gruppenzusammenfassung beschränken. Doch überwiegt in ihnen immerhin das Bantuelement.



Trommelinstrumente der Duala und ihre Handhabung.
(Nach Photographie von Buchner.)

Eine eigene Sprache für sich scheint die der Zwergvölker zu sein. Welcher Natur sie ist, ist gänzlich unbekannt (27).

In der Banturasse ist die Sprachenzusammengehörigkeit heute erwiesen, in demselben Grade etwa, wie die einzelnen Glieder der arischen Sprachgemische zusammengehören. Nebenbei bemerkt ergeben sich daraus höchst folgenreiche Schlüsse auf die Herkunft, Urheimat usw. der Banturasse (vgl. hierzu S. 67).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da, wo Bantu- und Sudanneger aneinandergrenzen, haben sich meist Mischsprachen entwickelt.

Im Sudan endlich lassen sich die unzähligen Negersprachen in drei große Gruppen zusammenfassen: die Mbumgruppe, die Logonegruppe und als ziemlich alleinstehend die Sprache der Falli. Die gänzlich davon verschiedenen und bereits ziemlich genau erforschten und bekannten hamitischen Sprachen lassen sich mit Ausnahme der Kanurisprache nicht so streng lokalisieren, entsprechend dem verstreuten Vorkommen ihrer Träger. Noch weniger ist dies der Fall mit der Haussasprache, die ursprünglich der Logonegruppe verwandt ist. Erinnern wir uns der Allgegenwart der Haussa, so ist das eigentlich selbstverständlich. Die Haussasprache ist die Verkehrsprache in ganz Adamaua geworden, greift immer weiter um sich wie ihre Träger und wird die Zukunftsprache von der Urwaldgrenze bis zum Tsadsee werden, ist es zum Teil bereits heute schon.

Diese kurzen linguistischen Notizen werden übersichtlicher, wenn wir sie mit der Völkergruppierung (S. 68 u. f.) in Verbindung bringen:

Kanuri, Araber, Fulbe	hamitische Sprachen
Makari, Musgu, Marghi, Batta	Logonegruppe
Haussa: mit Logonegruppe ursprünglich verwandt; nun hochentwickelte selbständige Sprache.	
Falli: alleinstehend	
Mbum, Baia, Tikar	Mbumgruppe
Fang, Kamerunbantu	Bantugruppe

Innerhalb einer jeden Gruppe finden sich mehr oder weniger bedeutende dialektische Verschiedenheiten (vgl. hierzu S. 71).

Zweier weiterer Sprach- oder richtiger Sprecharten muß noch kurz Erwähnung getan werden, die gerade bei der Schwierigkeit der verschiedenen wortlichen Dialektsprachen, namentlich bevor man das Reich der Haussasprache erreicht, große Bedeutung als gewissermaßen internationale Verständigungsmittel haben: es sind die akustischen und optischen Verständigungsweisen, die sich zu einer bedeutenden Vervollkommnung entwickelt haben: die Trommel- und die Zeichensprache.

Erstere gibt es bei verschiedenen Bantustämmen des Küstengebietes; ziemlich weit im Innern finden wir sie bei den Yaunde und Mwele in Südkamerun, bei mehreren Bantu-Sudanmischvölkern im Nordteil; auch bei Sudanheidenstämmen, so im Mbamgebiet und bei einzelnen Tikarstämmen. Am meisten ausgebildet scheint sie bei den Duala zu sein (siehe Abb. S. 101).

„Durch die Trommelsprache kann man sich kilometerweit über alles mögliche unterhalten. Es werden Geschichten erzählt, Neuigkeiten mitgeteilt, Gesetze bekannt gemacht, man fragt über etwas, man ruft, höhnt, schimpft usw. Will der Weiße den Eingeborenen irgend etwas bekannt geben, so kommt er am raschesten und sichersten zum Ziel, wenn er es austrommeln läßt. So läßt der Kaufmann durch einen Trommler seine bevorstehende Reise bekannt machen; der Trommler mit seinem Instrument fährt im Kanu den Fluß auf und ab, seinen Auftrag trommelnd. Wenn der kaiserliche Richter die Flußläufe aufwärts geht, um Recht zu sprechen, befindet sich in der Regel auf dem Regierungsfahrzeug ein der Trommelsprache kundiger Dolmetscher, der durch sie Ziel, Zweck der Reise usw. mitteilt. Bei Streitigkeiten spielt sie eine große Rolle; eine noch größere bei Leichenfeierlichkeiten" (7).

Die Trommelsprache ist schwer zu lernen; der Grundgedanke ist eine rhythmische Übertragung; also durch Tonhöhe, Tonstärke und Tempo dem Ohr

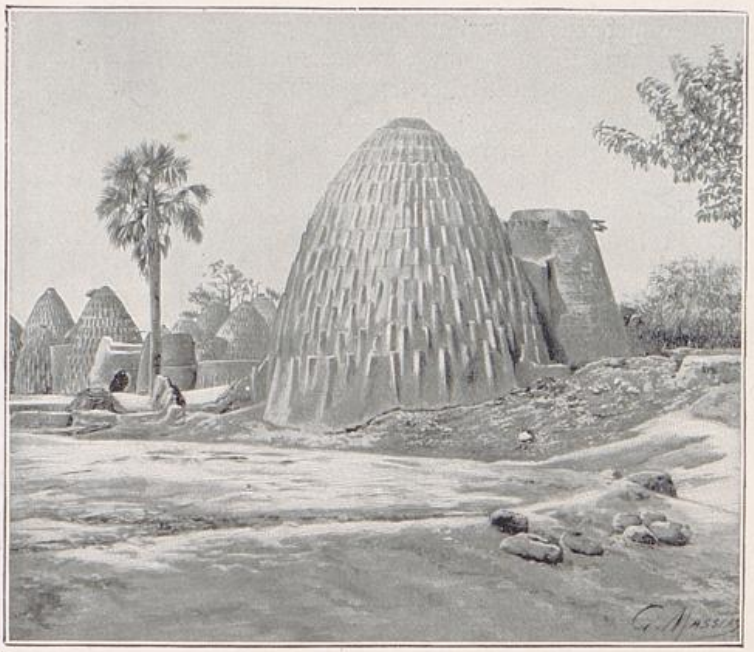
übermittelte Klangfiguren. — Ein Analogon zur Trommelsprache bildet bei manchen Heidenstämmen der Sudanneger, namentlich in den gebirgigen Teilen Adamauas, die Flötensprache; mittels kleiner Holzflöten verständigen sich die Eingeborenen weithin.

Die optische Verständigung, die Zeichensprache, entbehrt bei der Art der Handhabung der Fernwirkung vollständig; ihre Wichtigkeit besteht in der Möglichkeit, auch ohne die jeweilige Wortsprache zu verstehen, sich dennoch zu verständigen; dazu hat sie sich aber erst allmählich entwickelt.

Meistenteils begleitet diese Zeichensprache das gesprochene Wort; häufig aber auch tritt erstere geradezu an Stelle des letzteren.

Man kann, wenn man diese Zeichensprache beherrscht, manche Gespräche der Eingeborenen verstehen, ja, man kann kleinere Angelegenheiten, wie Essen-, Quartierangelegenheiten, Erkundigungen nach Weg, Zeit, Antwort darauf u. dgl. m. vollkommen verständlich in ihr erledigen, ohne ein Wort zu sprechen.

Eine ganz besonders wichtige Rolle spielt die Zeichensprache bei dem Zählen; hier sind die Finger geradezu optische Zahlenzeichen. Doch ist diese



Musgudorf.
(Nach Skizze von Lenfant.)

Zeichenzählweise bei verschiedenen Stämmen etwas abweichend. Nicht daß die Wortsprache hierfür keine Ausdrücke hätte; im Gegenteil, das Zahlensystem ist bei den meisten Stämmen mindestens bis hundert vollkommen auch sprachlich ausgebildet: bei einem so materiell angelegten Menschenschlag, wie die Neger, auch gar nicht anders zu erwarten.

So bedeutet: mit der flachen Hand sich von der Stirn über Augen, Nase und Mund fahren = morgen (offenbar von der Bewegung, die man am Morgen beim Erwachen oft unwillkürlich macht).

Ohr und Wange unter seitlichem Kopfneigen auf die flache Hand legen = schlafen.

Die verschiedenen Zeiten des Tages bezeichnet der Neger, indem er den gestreckten Arm in dem Winkel zur Erde hält, welchen die Sonnenstrahlen zur betreffenden Zeit bilden würden, also den Stand der Sonne zu der bezüglichen Zeit bezeichnend.

Am Zeigefinger mit der Zunge lecken = Salz.

4 = Zeige- und Mittelfinger beider Hände ausstrecken und übers Kreuz legen, die übrigen Finger eingeschlagen; oder = vier Finger einer Hand ausstrecken, Daumen einschlagen usw. usw.

Das nächste kulturelle Innenbild, dem wir uns zuwenden, ist die Stätte des Gemeinwesens, die Stätte des einzelnen, also die

Siedelungen.

Von dem Einzelhause müssen wir ausgehen.

Dieses, d. h. seine Form ist eines der wichtigsten ethnologischen Unterscheidungsmerkmale zwischen Bantu- und Sudanneger.

Ja noch mehr. Auf den drei Formen der Behausung (Giebeldach-, Kegeldachhaus und Bienenkorbhütte) baut sich in erster Linie die geistvolle Hypothese der verschiedenen Kulturkreise und -schichten in Afrika auf. Natürlich spielen bei den Bauweisen auch die lokalen Verhältnisse: Baumaterial, Klima usw. eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Die charakteristische Form des Bantuhauses ist das rechteckige Giebeldachhaus; die charakteristische Form des Sudanhauses ist das runde Kegeldachhaus. Da wo die beiden großen Negergruppen zusammenstoßen, finden sich Übergangsformen. Innerhalb der beiden Gruppen finden sich verschiedene Bauweisen; auch die größere oder geringere Sorgfalt der Ausführung des Baues zeigt verschiedene Stämme, meist auch auf verschieden hoher sonstiger kultureller Entwicklung stehend, an.

Die älteste Behausungsform, die Bienenkorbhütte, wird in Kamerun von den Haussa und den nomadisierenden Borroro als flüchtige Marschhütte auf ihren Wanderungen errichtet (sogenannte „ssóngo"; siehe Abb. weiter unten: Haussaviertel in Bamum). Bei den Musgu jedoch ist diese Form der Typ für ihre Behausungen geblieben und wird sorgfältig in Lehmbauten ausgeführt (siehe Abb. S. 103).

Zuerst uns den Bantustämmen zuwendend, können wir innerhalb der oben gekennzeichneten „Norm" zwei ziemlich verschiedene Bauweisen unterscheiden.

Zwei Reihen dünner Baumstämme oder starker Pfähle werden, gleichlaufend zueinander, in der beabsichtigten Hausbreite entfernt, fest in den Boden gerammt und durch wagerecht gelegte dünnere, gerade Stämmchen zum Teil, zum Teil durch die Blattrippen der Wein- und Ölpalme zu einem grobmaschigen Gitterwerk verbunden. Als Bindemittel dienen junge, zähe Lianen. Das sind die beiden Längswände des zukünftigen Hauses. Nunmehr werden in der Mittellinie zwei, auch drei stärkere, 4 bis 5 m lange Stämme als Pfosten eingegraben, die Giebelwände in gleicher Weise errichtet wie die Längsseiten, auf die oben eingekerbten Dachpfosten ein langer und auf beiden Seiten über die Bodenfläche überragender Stamm gebunden. Sodann werden lange Palmblattrippen im rechten Winkel über den Firstbalken gelegt, auf ihm abgeknickt und oben an die Längswände festgebunden, etwa $^1/_4$ m über sie hinausstehend. Der Rohbau ist fertig. Das flache Dach wird mit aus Palmblättern gefertigten viereckigen Mattenstücken, etwa 2 m lang, 0,50 m breit, eingedeckt, wobei von unten gegen den First zu begonnen wird. Die Seitenwände werden gleichfalls mit Matten, die bei manchen Stämmen sehr sorgfältig und hübsch geflochten sind, verkleidet. Als Tür dient ein Stück von gleicher Herstellungsart wie die Hauswände; sie wird einfach von innen oder außen nach Bedarf angelehnt. Diese leichten, luftdurchlässigen Hütten haben meist nur einen großen Innenraum (23).

Natürlich kommen Verschiedenheiten bei den einzelnen Stämmen vor.

Diese Bauweise findet man häufig bei den Fang (siehe Abb. S. 87, 101, 103, 105, 110). Doch auch eine ganze Anzahl Kamerunbantu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stämme bauen so. Der andere Typ ist nur letzteren eigen. Er ist standfester und zeigt einen gewissen größeren Komfort (siehe Abb. S. 111).

Auf vollkommen geebnetem und gereinigtem Boden wird der Grundriß, ein Rechteck von 6 bis 8 m Länge, 3 bis 4 m Breite, abgesteckt. Aus Gitterwerk werden Seitenwände und Dach hergestellt. Die Firsthöhe schwankt zwischen 4 und 5 m. Die Seitenwände sind innen und außen mit Lehm beworfen, der vollkommen geglättet wird. Die Türöffnung, 2 m breit und von der Höhe der Hauswand, befindet sich stets an der Längsseite, der Straße zugekehrt. Auf der entgegengesetzten Seite ist ausnahmslos ein kleineres Schlupfloch angebracht. Die Türen selbst sind aus dünnen Palmblattrippen gefällig hergestellte, dichte Schiebetüren. Am Eingang, der ganzen Türbreite entsprechend, liegt etwas eingegraben ein abgerindetes, glattes, rundes Stammstück als Schwellbaum. Ganz besondere Sorgfalt wird auf die innere

Bakwirihütten am Südhang des Kamerungebirges.
(Nach Photographie der Pflanzungsgesellschaft „Viktoria".)

Ausstattung und Einteilung verwendet. Was dem Hausinnern sein wohnliches, behagliches Gepräge gibt, sind aus Lehm geformte erhöhte Sitze und Lagerstätten, sowie ornamentale Wandmalereien. Sowohl über dem Ofensitz als über den Lehmbänken an den Längsseiten sind die mannigfachsten Muster in Rot, Weiß und Schwarz angebracht.

Zum wohnlichen Eindruck tragen ferner die — wohl allen Stämmen so ziemlich gleichen — hier aber besonders sorgfältig gearbeiteten Einrichtungsgegenstände bei, hauptsächlich aus Eßgeschirren bestehend.

Zum Teil sind es — und das gilt für alle Bantustämme — die verschiedensten Formen von Kalabassen und Wasserschöpflöffeln, dazu tritt ein Lehmtopf von ähnlicher Form, wie wir ihn bei den Sudanvölkern finden werden. Dann verschiedene Kochlöffel, ganz hübsch aus Holz geschnitzt, sowie aus Lehm gebrannte oder gleichfalls aus Holz geschnitzte Henkelgefäße, mit geschmackvollen Mustern verziert, welch letztere zur Erzielung lebhafterer Farbenwirkung in den Vertiefungen leicht mit Rotholz bestrichen werden. Diese Gefäße dienen hauptsächlich zur Aufbewahrung trockener Speisen, bezie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weise zu verkochender Früchte, wie Erdnüsse, Mais, Bohnen usw. Endlich Besen aus Palm- und Bananenblättern u. dgl. (23).

Der Übergangsbauformen der Mischvölker gibt es verschiedene. So haben im Nordteil Kameruns manche Bergvölker (Bangwa, Kabo u. a.) auf das viereckige quadratische Lehmhaus (wie wir es gleich kennen lernen werden) ein rundes Mattendach gesetzt. Am Atlantikrand des Hochlandes findet sich zwar das steile Grasdach des Sudanhauses, aber statt der runden Form die viereckige (Bali-, Kumbogebiet usw.). In den Tikarländern hat das Dach Kuppelform u. a. m.

Die Bauweise der Bantu-Sudan ist infolge des ihnen reichlich zur Verfügung stehenden Baumaterials, der Weinpalme, eine eigenartige (siehe eines der Einschaltbilder, sowie Abb. S. 85 u. 112).

Der für ein Haus bestimmte Platz wird in größerem Umkreise gereinigt und geebnet. Nun werden seitab der eigentlichen Baustelle die Einzelteile des ganzen Hauses gefertigt: die vier Seitenteile, der Dachboden und die Dachteile. Baumaterial hierzu sind Bambus*), Holznägel und die schmiegsamen, zähen Rindenstreifen des Bambus als Bindemittel. Für jeden dieser Teile wird als Gerippe ein grobmaschiges Gitterwerk hergestellt und durch wagerecht eingeschobene Bambus möglichst dicht ausgefüllt; in einem der Seitenteile ist bereits die Türöffnung berücksichtigt. Ist das geschehen, so werden die vier Seitenteile an der Hausbaustelle aufgestellt, an den Kanten sorgfältig aneinander gepaßt und fest verschnürt: der Hauskasten steht nun. Hierauf werden in Abständen von etwa 1 m dicke Baumpfosten von der Höhe der Wände dicht neben diesen außen und innen in die Erde gerammt und ebenfalls mit den Wänden und unter sich verschnürt. Auf diesen Kasten wird der auf jeder Seite überstehende Dachboden gelegt und festgebunden, auf ihn die vier Dachteile aufgesetzt. Auf die Seitenwände werden dünnere Bambus, schräg zum Boden, untereinander gleichlaufend, verschnürt: sie haben den Zweck, dem Lehmbewurf festen Halt zu geben. Schließlich folgt Eindecken mit getrocknetem Gras. Nicht selten findet sich zwischen Dachplattform und Grasbelag noch eine bis zu $^1/_2$ m starke Grasseillage, die durch in schwarzer Farbe aufgetragene Zeichnungen, meist Leopard oder Schlange oder Eidechse darstellend, geschmackvoll geziert ist. Die Türöffnung wird mit gespaltenen Bambusstücken, dicht nebeneinander gelegt, verkleidet; bei verschiedenen Stämmen finden sich reich geschnitzte Balkentürpfosten. Die Schwelle ist etwas verbreitert und innen eine sauber und nett gearbeitete Schiebetür angebracht.

Die Türöffnungen sind meist klein: die Schwelle ist etwa 30 cm über dem gewachsenen Boden, die Breite beträgt wenig mehr als 40, die Höhe an 80 cm.

Fenster und dergleichen kennt der Neger für gewöhnlich nicht (23).

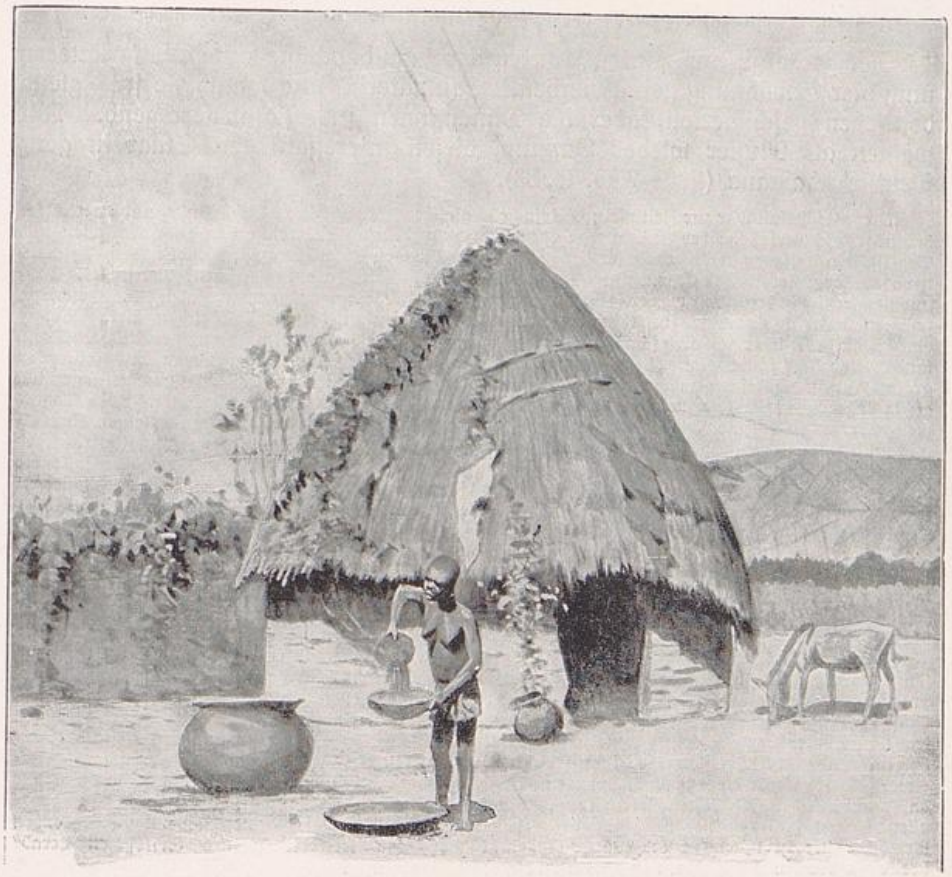
Dennoch macht ein solches Haus einen ganz warmen, wohnlichen Eindruck, wenn auf dem festgestampften, ebenen Boden das offene Feuer — nicht selten auf eigener, konisch gebauter Feuerstelle — in der Mitte des Raumes lustig flackert und wohltuende Wärme verbreitet, während draußen die naßkalten Regenschauer niedergehen. Die Bambuswände gleichen einer Vertäfelung, die Decke glänzt von Rauch gebeizt. Über dem Feuer hängt eine Trockendarre, und auch der Dachboden selbst dient häufig als Trockenvorrichtung oder Aufbewahrungsraum. Zu diesem Behufe befindet sich in ihm ein viereckiger Ausschnitt, gerade groß genug, um durchschlüpfen zu können, und eine Bambusleiter führt dazu hinauf. Auch förmliche Wandschränke sowie zahlreiche Aufhängevorrichtungen, Holzpflöckchen, für die verschiedenen Eß-usw.-Geräte kommen vor.

*) Hierunter sind nach allgemein in Westafrika üblichem Sprachgebrauch die Blattrippen der Weinpalme zu verstehen; also nicht zu verwechseln mit dem echten indischen Bambus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von einer originellen intimen Einrichtung bei den Tákum, Müntschi u. a. (an der Westgrenze gegen Britisch-Nigeria) sei noch Notiz genommen: dort fand Glanning kleine, schräg nach außen verlaufende Öffnungen in den Hauswänden — zur Verrichtung der Notdurft.

Zahl und Art der Hauseinrichtungsgegenstände ist ähnlich der der Bantuwohnungen. An Stelle der hölzernen finden wir tönerne Aufbewahrungsgefäße, sowie zierlich und fest geflochtene Körbe der verschiedensten Größen und Formen. Eine große Rolle spielen die tadellos ge-



Fulbegehöft in Garua.
(Nach Photographie von Passarge.)

formten, schwarz gebrannten Lehmtöpfe zur Zubereitung der Speisen und noch weit mehr zum Wärmen des unvermeidlichen Palmweins. Von ganz kleinen zierlichen bis zu solchen von $^3/_4$ m Höhe und entsprechender Weite gibt es da, außen mit verschiedenen Zeichnungen versehen.

Weit häufiger als bei den Banjang usw. finden sich die wie dort aus einem Stück geschnitzten Schemel (siehe Abb. im Kapitel über Lebensweise: Geräte der Bali). Solche von einfacherer Form sieht man in jedem größeren Gehöfte; schöner, phantastischer gearbeitete besitzen nur die Häuptlinge und Vornehme. Wie im Waldlande sind sie auch hier mit Rotholz eingerieben.

Als Schlafstätte dienen — und das gilt für Bantu- und Sudan-

neger — fein und schmiegsam geflochtene Matten. Auch pritschenähnliche Gestelle, einschläfrig, aus runden, dicht nebeneinander gereihten Bambusstöcken, bisweilen mit einem etwa 10 cm erhöhten Querstück am Kopfende als Hals- oder Hauptstütze, sowie eigene Kopftragegestelle, aus Holz geschnitzt, werden benutzt.

Der Neger legt gar keinen Wert auf körperliche Bequemlichkeiten, ist geradezu gefühllos in dieser Beziehung.

Ebenso unbegreiflich ist die Gepflogenheit, zum Schlafengehen auch die wenigen Fetzen der Bekleidung abzulegen, statt vielmehr etwa vorhandene und bei Tag auch getragene Bekleidungstücke gegen die Nachtkühle erst recht anzuziehen.

Der geradezu imposanten Bauten der Lamidopaläste in den Tikarländern muß hier Erwähnung getan werden. Baumaterial und Bauweise sind gleich den eben geschilderten, aber die Dimensionen sind staunenerregend. Wir wählen als Muster wieder Bamum, diesen interessantesten Staat in ganz Deutsch-Adamaua (siehe Abb. S. 83).

„Der alte Palast war zur Zeit meines Besuches bereits etwas verfallen; der Sultan war eben im Begriff, sein Hoflager in ein gerade fertig gestelltes, neues Residenzviertel zu verlegen. Im allgemeinen und namentlich in der Front war er jedoch noch vollkommen intakt und verdient tatsächlich den Namen eines Palastes. War ich auch schon von den Batilandschaften her" (am Westufer des Nun) „stattliche große Häuptlingshäuser gewohnt, die die im Vergleich dagegen ärmlich zu nennende Baliresidenz weit übertrafen — dieses Bauwerk überraschte mich und imponierte mir tatsächlich. Mit einer Frontlänge von nahezu 100 m und nicht viel geringerer Tiefe erreichte dieser Sultansbau in seinen drei mächtigen Kuppeln eine Höhe von etwa 20 bis 25 m. Das weit überstehende Dach ruht längs der ganzen Front auf zahlreichen hohen, schlanken Holzpfosten, wodurch ein förmlicher Säulengang gebildet wird. Das Hauptportal, unter dem der Lamido seine Audienzen usw. abhält, ist über 5 m hoch.

Im neuen Palast, der fast die gleiche Frontlänge hat, kommt noch dazu die einzigartige Innenanlage. Verblüffend wirkt schon die ungeheure Empfangshalle, der erste Raum, den man durch das unter einer der Kuppeln angebrachte Portal betritt. Bis zum Kuppelgewölbe hinauf reicht der etwa 25 m im Geviert große Raum und empfängt durch mehrere Lichtschächte Beleuchtung. Nach allen Seiten schließen sich nischenähnliche kleine Gemächer an; in ihnen in die Wände eingefügt breite Ruhebetten mit Polstern und Fellen belegt; gleicher Schmuck deckt die Wände und wird hier ergänzt durch zahlreiche Waffendekorationen und in Mengen aufgehängte prachtvolle Sättel, Zaumzeuge, Satteldecken, Peitschen, Reitstiefel, Sandalen, Elefantenzähne, Kalabassen, Geschirre, Taschen usw. der verschiedensten Art. Wahre Prachtstücke sind zwei thronartige Stühle. Dann folgen kleine Höfe, Wachräume mit lodernden Feuern, von den zahlreichen Palastwachen angefüllt; neue Gemächer, teils durch Oberlicht der Tagesbeleuchtung zugänglich, teils mit kleinen Kuppeldächern geschlossen, Gänge und Korridore. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Grundrißanordnung, die Zahl der verschiedenartigsten Gelasse, ihre Ausschmückung, oder aber die Baukunst der beliebigen Lichtanordnung, der Gewölbespannungen und Verschneidungen der zahlreichen Kuppeln und Längsdächer. Und als ich nach langem Herumwandern alles gesehen zu haben glaubte, führte man mich voll Stolz durch eine kleine Pforte an der Rückseite der Residenz in einen regelrechten, an 50 m langen Laubengang, dessen Seiten und Dach aus Netzwerk mit daran hinaufgezogenen Schlinglaubpflanzen bestanden, und der zu einem als Art Gartenhaus gedachten Pavillon führte. Den mächtigen freien Residenzplatz säumen rechts und links lange schnurgerade Reihen von kleineren Häusern ein für die Weiber und Dienerschaft; auf das ganze Residenzviertel sieht von einer anschließenden Höhe ein weiteres kleines Schlößchen herab" (Hutter in 6).

Die fast ausnahmslose Form des reinen Sudanhauses ist die runde mit Kegeldach. Der Bienenkorbhütte der Musgu geschah bereits Erwähnung.

Die runde, zylindrische Hauswand besteht ganz aus Lehm oder aus Rohr- und Strauchwerk mit oder ohne Lehmbewurf. Darauf wird ein kegelförmiges Grasdach gesetzt, oft mit der Stütze eines Mittelpfahles (siehe Abb. S. 91 u. 107). Natürlich gibt es auch da, der Unzahl der Stämme entsprechend, eine Unzahl von Nuancen; der eine Stamm baut sorgfältig — die Baumeister des Nordens scheinen die Mandarastämme zu sein —, der andere nachlässig.

Auch der Fulbe, Haussa und Araber haben gleichen Bautyp wie der Sudanheide.

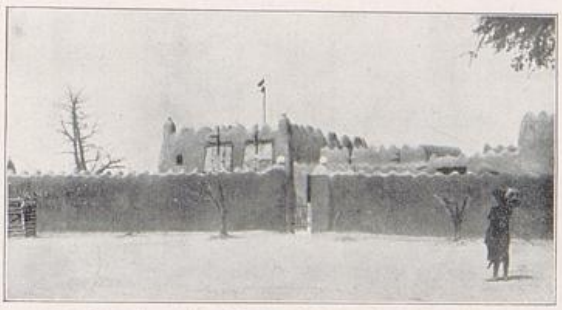
Nur ist das Fulbe- und Araberhaus meistens größer, auch nicht selten eirund; Durchmesser von fünfzig Schritt sind durchaus nicht selten. Ferner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

sind sie luxuriöser eingerichtet als die der Heiden. Da finden sich gemauerte Lagerplätze, Sitzbänke, steinerne Mörser und Reibsteine, Strohteller als Deckel und Lampen aus Ton oder Eisen (einfache Schälchen mit Fuß, gefüllt mit Fett oder Erdnußöl; als Docht dient eine gedrehte Baumwollflocke). Dann fehlen lederne Flaschen für geschmolzene Butter, sowie Truhen und zahlreiche Toilettenartikel in keiner wohlhabenden Wohnstätte. Erwähnt sei noch, daß der Fulbe und Araber mit seinem Pferde die Behausung teilt.

Den arabischen Behausungen ist ein etwa 3 m hohes, mit Matten umgebenes Lager eigentümlich, in welchem „Schlafzimmer", ghurâra genannt, Familie und eventuell Gäste nächtigen. (Nachtigal schildert mit köstlichem Humor eine solchergestalt verbrachte Nacht in einem Dorfe am Shari.) — Ähnliches findet sich in den sehr komfortabeln und sorgfältig gebauten Musgubienenkorbhütten: eine aus Lehm errichtete geräumige Schlafstätte, die wie ein Backofen geheizt werden kann. Auch regelrechte Herde finden sich hier.

Alle bisher vorgefundenen Hausbautypen — ausgenommen die Lamidopaläste — müssen nach europäischem Sprachgebrauch als Hütten bezeichnet werden. Das, was wir unter dem Begriff Haus verstehen, d. h. ein geräumiges, gemauertes Gebäude mit mehreren Innenräumen, finden wir erst in den Großstädten von Bornu und Logone, und damit auch wieder die Rechteckform. Es ist von Nordafrika eingeführt.



Der ehemalige Palast von Rabeh in Dikoa.
(Nach Photographie von v. Stephani.)

„Große, kastellartige Gebäude mit kreneliertem Rande ihrer dicken Mauern, nicht selten mit Ecktürmchen verziert, oder viereckige, sich nach oben etwas verjüngende Häuser, welche mit flachen, oben abgerundeten Strohdächern gedeckt sind. Vor vielen derartigen Häusern befindet sich ein sorgfältig aus glattgestampfter Tonerde hergestellter und nach außen durch einen fußhohen Wall abgeschlossener Raum, mit reinlichem Sand oder, häufiger, mit Stroh bestreut. Bisweilen findet sich auch Erdgeschoß und erstes Stockwerk" (29).

Bei allen übrigen afrikanischen Behausungen, der Bantu- sowie der heidnischen und mohammedanischen Sudanneger, wie wir sie kennen gelernt haben, vergleicht sich der Boden der Innenräume mit dem gewachsenen Boden draußen.

Der nächste Schritt ist die Vereinigung der Einzelhäuser zur Siedelung, zum Dorf, zum Ort. Auch der Einzelwohnstätte in ihrer Gesamtheit muß hier Erwähnung getan werden; im vorstehenden haben wir lediglich das Einzelhaus kennen gelernt.

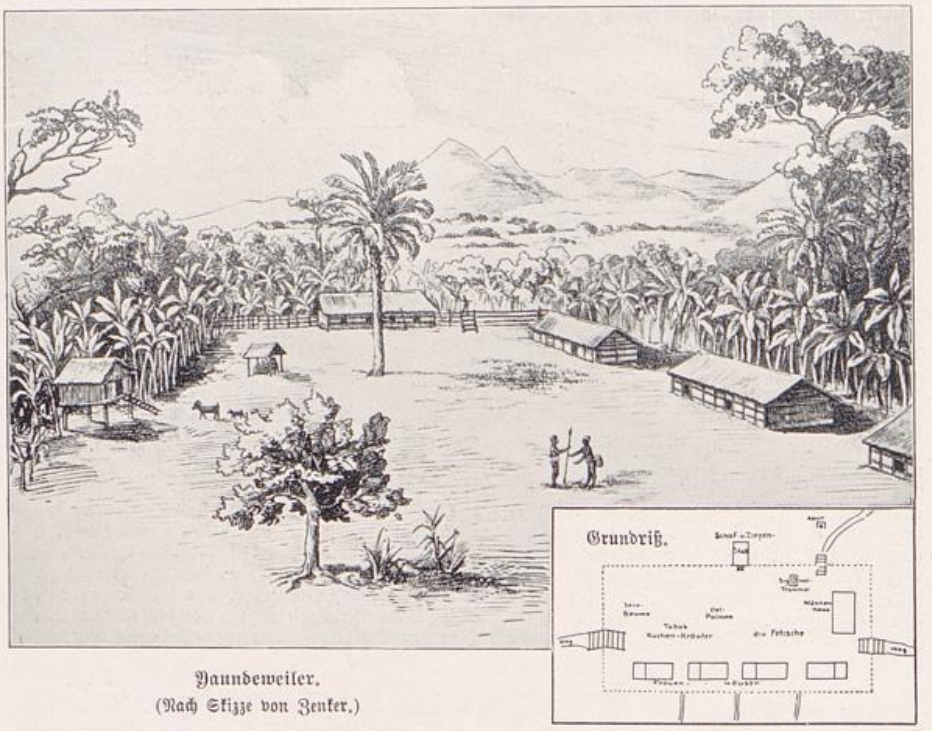
Auch hier finden sich wesentliche Unterschiede zwischen den verschiedenen volklichen Elementen.

Die Hauptform der Dörfer des Waldlandes, also der Bantu, ist das Straßendorf, die des Sudan das Haufendorf (27). In den Bantugebieten sitzt ein und derselbe Stamm zersplittert in verschiedenen, räumlich getrennten Siedelungen; in denen der Sudanneger fast ausnahmslos geschlossen in einer Siedelungseinheit. Zum guten Teil ist das eine Folge der Bodenbedeckung: dort schwer zu rodender Urwald, hier offene Steppe.

Der Bantu bringt es zu keiner Ortschaft von bedeutenderer Größe. Drei- bis vierhundert Hütten sind schon eine seltene Ausnahme; die meisten Siedelungen sind nichts als kleine Weiler, bewohnt von einer Familie

nebst Sippe (siehe auch Abb. S. 105). Zwei verschiedene Anlagen des Straßendorfes lassen sich als Grundformen herausschälen.

In der gerodeten Lichtung befindet sich eine 10 bis 20 m breite Straße. Diese ist rechts und links eingefaßt von großen, geräumigen Hütten, die eine Länge von mindestens 8, oft bis zu 12 m, eine Tiefe von 4 bis 5 m und eine Firsthöhe bis zu 3 m besitzen. Die Hütten, oft geraume Strecken dicht aneinander gebaut, dann auch wieder einzeln oder nur zwei, drei nebeneinander, liegen stets mit der Längsseite an der Dorfstraße. Hinter diesen Hauptwohnhäusern befindet sich nicht selten ein kleiner, viereckiger Hof, von mehreren kleinen quadratisch gebauten Häuschen (Stallungen, Vorratsräumen usw.)



Yaundeweiler.
(Nach Skizze von Zenker.)

umgeben. Diesen entlang an der Rückseite zieht sich ein Streifen von Bananenpflanzungen, Öl- und Weinpalmen; daran schließt sich der Urwald. In der Mitte der Dorfstraße sind je nach der Größe der Ortschaft ein bis drei Versammlungshäuser, von gleicher Bauweise wie die Familienhäuser, nur weit umfangreicher. Nicht selten auch steht daneben oder frei für sich ein oder die andere mächtige Adansonia oder sonst ein breitästiger Urwaldbaum, die Dorflinde. Der Ort dehnt sich nur in der Längsrichtung aus, Parallelstraßen gibt es nicht, und manchmal ist diese Längsausdehnung eine ganz beträchtliche.

Vor den Wohnhäusern findet man häufig lange, runde Baumstämme auf zwei Gabelstöcken, auf welchen, wie in den oberbayrischen Bauernorten auf Bänken, die Dörfler die abendliche Kühle und Ruhe beschaulich und plaudernd genießen.

Ein solches Walddorf bietet ein freundliches, friedliches Bild (23).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einer Anlage, die ein Beweis für den Reinlichkeitsinn der Neger ist, muß noch Erwähnung geschehen: der Aborte. An verschiedenen Stellen sind Schneisen in den Wald gehauen; an deren Ende sind Gabelbänke, im Manjugebiet richtige Sitzbänke (25), dahinter tiefe Gruben: also genau die Latrinenanlagen unserer Biwakplätze.

Diese Art findet sich bei den Fang sowie den Kamerunbantu (siehe Abb. S. 87).

Die andere — überwiegend bei den letzteren — ist folgende:

Das Dorf bildet ein aus mehreren zusammenhängenden Häusern bestehendes, meist vollständig geschlossenes langgezogenes Rechteck, in das nur zwei sehr enge Ein- und Ausgänge führen. Diese Durchgänge sind unter das Dach der Hütten mit hereingenommen. Die Häuptlingswohnungen bilden ganze Viertel, ausgedehnte Anlagen mit vier, ja sechs hausumrahmten

Dorfstraße in Áli; Banjang (Kamerunbantu).
(Nach Photographie der Gesellschaft „Nordwestkamerun".)

Höfen, also mit dreißig, vierzig und noch mehr Einzelgebäuden. Das oder die Versammlungshäuser bilden die Abschlußbauten der Schmalseiten und sind größer und dementsprechend höher (bis zu 6 m). Die Dorfstraße ist stets rein gekehrt und glatt wie eine Tenne. An das Dorf schließen unmittelbar die Farmen an (siehe vorstehende Abbildung).

Der „befestigten" Bantusiedelungen geschah bereits S. 91 Erwähnung; wir finden sie insbesondere bei den Njem und Ndsimu.

Nicht selten findet eine Verlegung der Ortschaften statt.

Der Boden hat sich nicht so ertragsfähig gezeigt, wie man gehofft; Elefanten treten als Landplage auf und zertrampeln die Farmen; auch abergläubische Vorstellungen, meist infolge unaufgeklärt gebliebener epidemischer Krankheiten, sind die Beweggründe. So erscheint, macht man den gleichen Weg nach einem halben Jahr z. B. wieder, dieselbe Gegend, wo vordem Dorf an Dorf sich reihte, verödet und verwüstet. Ein paar Kilometer seitlich haust aber ganz vergnügt der nämliche Stamm weiter. (Manche Verwirrung auf den Karten findet hierdurch ihre Erklärung.)

Im Sudan, also in ganz Adamaua und im Tsadgebiet, herrscht das Haufendorf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der fortifikatorischen Einrichtungen — um das vorweg zu nehmen —, der umfenzten Landhage, der Stadtbefestigungen, der gewaltigen Ausdehnungen der Stadtstaaten und der Lamidositze mit zehn- und zwanzigtausend Einwohnern geschah bereits mehrfach (S. 80, 91 u. f.) Erwähnung.

Gehöft eines Bali; Südwestadamaua.
(Nach Photographie von Zintgraff.)

Der Sudanbewohner — Heide und Islamit, Neger und Nicht-Neger — baut sich gehöftweise an. Sorgfältig geflochtene Mattenzäune oder dichte lebende Hecken, auch hohe Lehmmauern mit Balkentoren (so bei den Fulbe), Dornkrale und Palisaden, gleichfalls mit Balkentor (so bei den Musguvölkerschaften), fassen die oft aus einem Dutzend und mehr Häusern bestehenden Höfe ein (siehe außer obiger Abbildung auch S. 85, 107, 113 und eines der Einschaltbilder).

Das Fulbegehöft, aus höchstens drei bis vier Häusern bestehend, hat runde oder elliptische, das Musgugehöft ausnahmslos kreisrunde Anlage. Das geräumigere Haus des Hofbesitzers, kleinere Weiberhäuser, Hütten für die Hausklaven, Vorratshäuser, Palmweinhäuser, nach ein oder zwei Seiten offene Versammlungshallen: das alles birgt der Hof eines wohlhabenden Sudanbewohners. Im Fulbehof fehlt nie die Korn-, sowie die Wasserurne, fast so groß wie die Hütten; der Musgu pflegt im Hofe einen regelrechten Brunnen anzulegen und, gleich den Marghi, die einzelnen Hütten mit freundlich rankenden Schlingpflanzen zu schmücken. Der freie Hofraum ist glatt geebnet und sorgfältig gestampft. In einer Ecke befindet sich ein großer Steintopf eingegraben, der die Stelle einer Latrinenanlage versieht. Bananenhaine und kleine Farmen oder Baumpflanzungen schließen sich nicht selten an den eigentlichen Hof an. In diesen Behausungen spielt sich das ganze innere Leben einer Familie ab; in der schönen Jahreszeit im Hofe, im Freien; in der Zeit der anhaltenden Regen in den Hütten.

Solche Gehöfte sind nun zum Teil einzeln über das Land hin verstreut. Manche Stämme bevorzugen die Siedelung in kleineren Weilern, so die Marghi, die Mandarabewohner, einzelne Musguvölkerschaften u. a.

Meist aber schließen sie sich zu Dörfern zusammen; so ist das Haufendorf der Sudanneger entstanden (siehe auch Abb. S. 91). Daß bei dieser Art der

Der Balihäuptling Fonyong vor seinem Gehöft.

Nach Photographie der Pflanzungsgesellschaft „Viktoria“.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der Balihäuptling Fonyong vor seinem Gehöft.

Nach Photographie der Pflanzungsgesellschaft „Viktoria".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anlage und den bedeutenden Bevölkerungstärken solch ein Ort eine ganz beträchtliche Ausdehnung besitzt, liegt auf der Hand. Tausend und noch mehr Hütten sind keine Seltenheit. Über mehr als einen Höhenzug erstreckt sich ein derartiger Stammessitz, dazwischenliegende Mulden, ja Täler, sowie Einzelhügel sind mit hereinbezogen. Fächerpalmen ragen in verstreuten Gruppen über die Gehöfte (siehe auch Abb. S. 114 u. 121).

Zwischen den einzelnen Anwesen führen ganz schmale, schlechte Wege, vom Regen, der in Bächen sich sammelt und in ihnen herabschießt, ausgewaschene Rinnen; also bei trockenem Wetter holprig und bei nassem glitschig und schlüpfrig. Höchstens liegen unregelmäßig große Steinbrocken und Felsplatten als Trittsteine, die aber nur zu nicht weniger unangenehmer Kletterei zwingen.

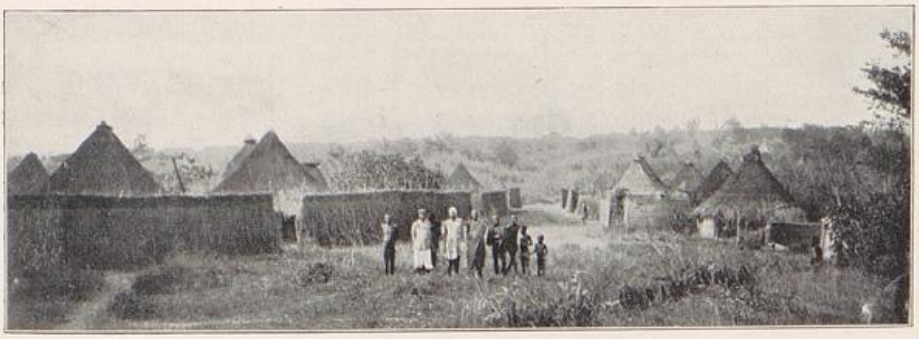
Das Häuptlingsgehöft, der Lamidositz, liegt gewöhnlich in der Mitte des Ortes und bildet mit seiner ausgedehnten Anlage ein Dorf im kleinen, ein Gewirr von Häusern, Hallen und Höfen. Namentlich das Weiberviertel ist ein ganz erkleckliches Quartier. An das Häuptlingsgehöft schließt sich der mehr oder weniger geräumige freie Volksversammlungs- und Marktplatz (siehe Abb. S. 85). In den Musgusiedelungen ist beinahe stets ein kleiner, künstlicher Teich angelegt.

Der Vollständigkeit halber müssen noch die in den oft weit entfernten Feldern verstreut angelegten kleinen Farmhäuschen angeführt werden, die als Vorratshütten, Speicher, Aufbewahrungsraum für Feldgerät usw. dienen.

Die Formen sind ganz verschieden; häufig sind es kleine, niedrige Häuschen, rund oder viereckig, ohne Tür, darauf ein sorgfältig gearbeitetes kegelförmiges Dach. Will man Vorräte usw. herausnehmen oder hineintun, wird einfach das ganze Dach abgehoben und wieder aufgesetzt. In den Fulbefarmen, bei den Marghi, Batta, Musgu u. a. finden sich an deren Stelle Tonurnen auf hohem Gerüst.

Auch die großen Bevölkerungszentren Adamauas haben in ihrer Anlage fast die gleiche Anordnung oder, wenn man will, das Gegenteil davon, wie die eben geschilderten Typen; bei einigen läßt sich allerdings immerhin von Straßenzügen, von einem, auch nach unseren Begriffen, städtischen Gepräge sprechen.

Was ihnen das geschlossene Aussehen verleiht, sind die Befestigungsanlagen von oft mächtigen Dimensionen, wie sie uns bereits bekannt sind, und die



Teil von Gamane; Südadamaua.
(Nach Photographie von Engelhardt.)

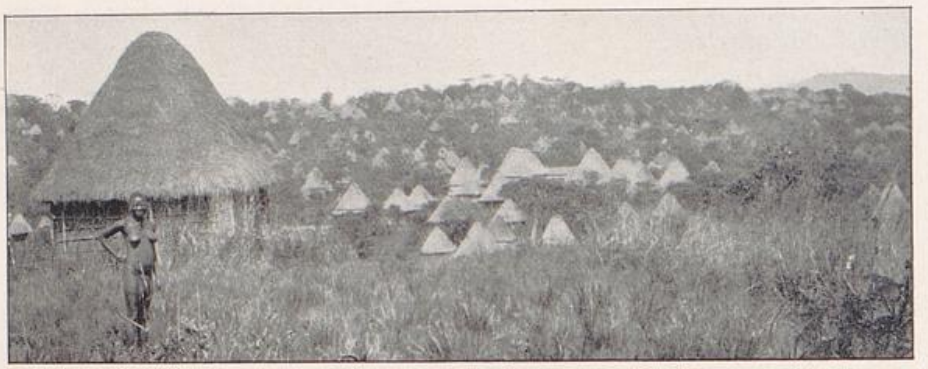
Residenzen, die meist mit hohen Lehmmauern umwallt sind. Gleiche Umfriedung schließt auch die im übrigen ärmlichen und kleinen Moscheen — nicht viel anders wie die Privathäuser — ab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Passarges Schilderung von Ngaumdere ist typisch für diese Fulbehauptorte.

„Im Innern läuft der Mauer entlang ein breiter Weg und eine Stufe, auf welche sich die Verteidiger stellen, um durch die Scharten schießen zu können. In dem von Mauern umschlossenen Stadtraum steht Hof an Hof, getrennt durch Lehmmauern oder Mattenzäune und schmale Gänge. Außer wenigen Hauptstraßen sind die Wege eng. Überall in der Stadt verteilt liegen zwischen kleineren Anwesen Paläste und Fulbegehöfte nach Art der Lamidoresidenz. Die Mauern sind grau, kahl oder bemalt, reiterhoch; Drazänen und die Dächer der Häuser unterbrechen angenehm die einförmigen Linien.

In der Mitte der Stadt steht der königliche Palast, welcher mit einer grauen Lehmmauer von wohl 200 m im Geviert und 6 bis 8 m Höhe umgeben ist. Der Palast besteht aus zahlreichen Höfen, welche durch Mattenzäune und Lehmmauern voneinander getrennt sind, und es stehen darin Hunderte von Häusern, eine kleine Stadt für sich. Durch eine Reihe von ‚Sa-uri'" (siehe S. 92)



Teil von Bali; Südwestadamaua.
(Nach Photographie von Zintgraff.)

„gelangt man in das ‚Allerheiligste', einen kleinen freien Platz, wo im Schatten hoher Mauern der Lamido auf einem breiten Holzbett, mit Decken und Fellen behängt, Audienz zu erteilen pflegt" (31).

Nur ist das alles nicht mehr, sondern — war. Passarge war 1894 in Ngaumdere und schätzte die Einwohnerzahl auf dreißigtausend Köpfe; heute ist es ein zerfallener Ort mit ein paar Tausend Menschen.

Es ist überhaupt eine für den Sudan charakteristische Eigentümlichkeit der ungemein rasche Wechsel der Bedeutung mancher Orte. Kriegerische und Handelsmomente, Laune des Lamido hinsichtlich Wahl und Verlegung der Residenz u. a. m. sind die Gründe dafür.

So war Gashaka zu Zintgraffs Zeiten ein bedeutender Ort, jüngst fand man dort nur mehr verfallene Hütten; so schildert Bülow 1900 Kontscha als „Schutthaufen, dazwischen ein paar schmutzige Gehöfte" — drei Monate später schätzte Glauning den Ort auf zehntausend Einwohner und fand eine große Stadt.

Diese Tatsache (das nebenbei bemerkt) schafft notwendigerweise falsche Kartenbilder. Hier in Adamaua kommt noch dazu die generelle und damit natürlich sich unendlich oft wiederholende Bezeichnung der Orte: die kleinen Dörfer nennt der Fulbe „Uro", die Sitze von Unterhäuptlingen „Djóro"; Landsitze des Lamido heißen „Ribágo". „Rumde" als Bezeichnung für die Sklavendörfer kennen wir bereits.

Daß ganz und gar die Bezeichnung „Stadt" die großen Orte der Kanuri und Makari im Tsadgebiet: Dikoa, Gulfei, Kusseri, Mára u. a. verdienen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geht aus der oben gegebenen Schilderung der massiven Einzelgebäude hervor. Sie erinnern an die Berberstädte in den Oasen der algerischen Sahara und dürften auch gleichen Ursprungs sein (27).

Ackerbau und Viehzucht.

Die Felder und Pflanzungen der Bantustämme, die sogenannten Farmen, liegen wie die Dörfer in gerodeten Urwaldlichtungen, ans Dorf anschließend oder davon getrennt.

Dem Auge des Europäers machen sie — einige wenige Stämme ausgenommen — einen ziemlich verwahrlosten Eindruck. Denn wir verbinden unwillkürlich mit dem Wort: Pflanzungen, Felder und dergleichen die Anschauung, daß die Menschenhand da gewissermaßen Ordnung geschaffen hat in dem wirren Pflanzenwuchse, wie ihn die Natur hervorbringt. Hier ist's gerade umgekehrt: die Menschenhand scheint nur verwüstet zu haben. Die Bäume, vielfach infolge der Pfeilerbildung am Wurzelende ganz bedeutend breiter als weiter oben, werden deshalb von den Eingeborenen in

Palmölzubereitung.
(Nach Photographie von Teßmann; Pangweexpedition.)

einer Höhe von etwa 3 bis 5 m über dem Boden geschlagen. In den Farmen fällt es ihnen dann nicht ein, die gefällten Stämme, Wurzelstöcke usw. zu entfernen, wie es auf den für die Dorfanlage bestimmten Rodungen geschieht. Alles bleibt liegen und stehen. Von den gestürzten Urwaldriesen werden Äste und Zweige nur zum Teil abgehauen und weggeschafft, und die Farm ist zum Anbau fertig. Wo der Boden frei ist, wird angepflanzt.

Die in diesen Farmen gezogenen Pflanzen, die einheimischen Kulturgewächse — einige haben wir schon früher kennen gelernt (S. 47 u. f.) — finden sich bei allen Bantustämmen. Daß der eine oder andere Stamm diese oder jene Farmpflanzen überwiegend baut, ist selbstverständlich — wie bei uns auch.

Es sind von Knollenfrüchten: Koko (Arum esculentum), Maniok (Manihot utilissima), Yams (Dioscorea sativa), süße Kartoffeln; von Hülsenfrüchten: Erdnüsse (Arachis hypogaea), Bohnen, Mais; dazu kommen als Baumpflanzen: Ölpalme, Weinpalme und Banane (und zwar Musa sapientum). Ferner werden gepflanzt die Flaschenkürbisse (Lagenaria) zur Herstellung von Schüsseln und Schalen (Kalabassen), sowie das Zuckerrohr. Außerdem wird von einigen Stämmen Tabak gebaut, der übrigens auch wild wächst. In den Yaundeweilern z. B. schließen sich an die querstehenden Versamm-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lungshäuser fast regelmäßig Tabaksbeete an. Pfeffer (Arten von Capsicum) und die Kolanuß sind von den Bantustämmen gleichfalls geschätzt. Trotzdem werden Pfefferstrauch und Kolabaum bei ihnen nur wenig angebaut.

Die Ölpalme ist dem Bantu vom Standpunkt der Nahrung aus, aber auch aus hundert anderen Gründen unentbehrlich. Sie liefert das Öl und die Palmkerne, Handelsprodukt und Nahrungsmittel; aus den abgeschnittenen Blütenständen den erfrischenden Palmmost und Palmwein. (Schon nach wenigen Stunden geht die Flüssigkeit in Gärung über, bekommt dann einen scharfen Geschmack und wirkt berauschend. Vertilgt wird der Palmsaft in beiden Stadien.) Die Blattrippen finden Verwendung beim Hausbau, die Fiederblätter bei Herstellung der Palmblattmatten und der Tragegestelle für Lasten. Letztere werden ferner verwertet als Flechtmaterial für Körbe, und zusammengebunden geben sie die oben bei den Einrichtungsgegenständen genannten Besen.

Das sind die Nahrungsmittel der Waldlandstämme aus dem Pflanzenreich und, da der Neger dieser Gebiete im allgemeinen als Vegetarianer angesprochen werden muß, die Hauptnahrungsmittel.

Übrigens ist er das, mehr „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“: Fleisch ist ihm jederzeit ein Leckerbissen. Darum ist auch die Freude so groß über einen erlegten Elefanten, Flußpferd usw.; da fällt dann doch für jeden ein erkleckliches Stück ab.

Haustiere werden bei allen Stämmen gezogen, von den Wohlhabenden zum Verspeisen, von den Dürftigen zum Verkauf.

Ziegen, Schafe und Hühner sowie Hunde (eine Art Foxterriers) gibt es bei allen Bantustämmen. Das Schaf ist glatthaarig und besitzt nur kurze und kleine Hörner; die Hammel tragen an Brust und Hals eine stattliche Mähne. Ziegen und Schafe sind meist schwarz und weiß gezeichnet. Den Genuß des Eies kennen die Bantu-, übrigens auch die Sudanneger, nicht.

Rinder findet man im allgemeinen wenig; es mag das mit der im Waldland fast allenthalben nachgewiesenen Tsetsefliege zusammenhängen. Doch besitzen immerhin manche Stämme ganz stattliche Herden, so die Bawiri und Ngólo am Kamerungebirge, die Bangwa u. a. Sie sind klein, glatthaarig, meist schwarz und weiß gezeichnet und haben sehr lange, schwach gebogene Hörner. Ebensowenig wie den Genuß des Eies kennen die Bantustämme den der Milch und der Butter.

Pferde, Schweine und Katzen gibt es bei den Bantu nicht.

Zur Sudanbevölkerung, Negern und Nicht-Negern, übergehend, treffen wir, was vegetabilische Nahrung anbelangt, auf einen tiefgehenden ethnographischen Unterschied zwischen ihr und der Banturasse.

Dem Bantuneger ist die Ölpalme unentbehrlich, im Sudan ist sie von untergeordneter Bedeutung; das charakteristische Nahrungsmittel für den Sudanbewohner ist der Mais und die Hirse. Der Sudanneger zapft sich seinen Palmwein aus der Weinpalme, der Bantu schlürft ihn aus dem Naturfaß der Ölpalme.

Die vielen tausend Magen zu befriedigen, bedarf es ausgedehnter Farmen, und zahlreicher wie im Waldland werden Haustiere gehalten, so daß man bereits die ersten Anfänge einer wirklichen Viehzucht darin zu erkennen vermag; doch haben durchaus nicht alle Stämme Großvieh.

In ausgedehntestem Maße wird Viehzucht von den Fulbe, insbesondere von den Borroro, sowie den Musgu getrieben. In Bornu werden

Rinder wieder selten, ausgenommen bei den Arabern, die auch mit Vorliebe Reitstiere benutzen.

Daß die aus Tier- und Pflanzenreich gewonnenen Erzeugnisse auch Gegenstände des Handels bilden und dabei natürlich die örtlichen Bedingungen für das Überwiegen dieses oder jenes Produktes bei den verschiedenen Stämmen maßgebend sind, wissen wir von der Besprechung der Märkte her.

Die Farmen liegen oft stundenweit von den Dörfern entfernt nach verschiedenen Richtungen, so daß sie den Ort in weitem Bogen einschließen, und meist in den weiten Tälern und Mulden. Für natürliche Bewässerung sorgen die zahlreichen Bäche. Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich, und außerordentlich ist oft die Ausdehnung der bebauten Flächen.

Buckelrinder aus Adamaua.
(Nach Photographie von Engelhardt.)

In den dichtbevölkerten Gebieten Südwestadamauas zieht man oft tagelang ununterbrochen durch wogende Kornfelder, die sich hier auch die Hänge hinaufziehen, ja nicht selten isolierte Kegel vollständig bedecken: ein eigenartiger Anblick. Auch wird nicht selten gewechselt, oder auch eine Strecke Landes, bereits eine Zeitlang als Farm benutzt, bleibt ein und mehrere Jahre brach und wird erst dann wieder bebaut. Im menschenreichen Musgu-land wird der Boden gedüngt (17).

Afrikanisches Landrecht ist: Nicht bebautes Land ist herrenlos und gehört dem, der es zuerst bebaut. Aber gerade in dieser Beziehung gibt es unaufhörliche Streitigkeiten, und darin ähnelt der Neger aufs Haar unseren prozeßsüchtigen Bauern.

Außer Mais und Hirse finden sich — als Nahrungsmittel in zweiter Linie — so ziemlich auch alle Kulturpflanzen der Bantu; in ausgedehntem Maße wird bei vielen, ja den meisten Sudanstämmen der Tabak gebaut (merkwürdigerweise besteht nach Morgen bei den Wute ein direktes Verbot des Tabakbaus und -genusses), außerdem in Bornu und Logone Reis und Indigo, welch letzterer auch schon in Nordadamaua fleißig gepflanzt wird. Der Kolabaum wird bei einigen Stämmen als regelrechte Farmpflanze gezogen. In Bamum, Nordadamaua und in den Tsadseeländern ist auch die Baumwolle als Kulturpflanze zu nennen.

(Vgl. übrigens hierzu S. 47 u. f., sowie Abschnitt VI a. m. O.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Ackerbau ist — und das gilt auch für alle Bantuvölker — Hackbau.

Mit Erdhacken wird der Boden gelockert. Auf den für Getreidebau bestimmten Flächen werden dann lange, schmale Beete mit dem gleichen Werkzeug aufgeworfen, auf den für Knollenfrüchte in Aussicht genommenen kleine Hügel gehäufelt. Saat beziehungsweise -frucht wird ganz oberflächlich in die Erde geworfen und mit der Ferse leicht eingedrückt. Nach einiger Zeit, wenn die Saat sprießt, wird gejätet, und bis zur Ernte geschieht dann nichts mehr. Wird ein bisher noch unbebautes Stück Land zur Farm umgewandelt, so geht dem Auflockern mit der Erdhacke ein Roden voraus, im Abbrennen und Ausreißen der Wurzelstöcke bestehend.

Zu den Ernten — die Hauptarbeit ist die Ernte der großen Getreideflächen Hirse und Mais — wird die ganze Dorfbevölkerung aufgeboten, und in wenig Tagen ist sie unter Dach und Fach. Die Ähren werden abgebrochen und abgeschnitten, die Halme bleiben vorerst stehen.

Die Farmen der Heidenstämme sind im allgemeinen viel sorgfältiger bestellt als die der Mohammedaner (wohl mit religiösen Vorstellungen zusammenhängend? vgl. die auf S. 132 erwähnten Erntefeste, die der Islamit nicht kennt).

Als besonders tüchtige und fleißige Landwirte werden die Mandaraleute gerühmt.

„. . . Hier hat sich ein Völkchen angebaut, das jeder liebgewinnt, der mit ihnen länger in Berührung gekommen ist. . . . Mit welcher Liebe hat sich dies Volk der harten Arbeit hingegeben, auch dem steilsten Hang durch mauerbekleidete Terrassenanlage noch ein Stückchen Boden zur Bestellung abgerungen, jedes Fleckchen zwischen Fels und Stein ausgenutzt und mit förmlichen Talsperren der Wegschwemmung des teuren Bodens entgegengearbeitet . . ." (Wer denkt hier nicht an die gleichen Verhältnisse in den Alpenhochtälern.) „Ihre Farmen sind Musterleistungen; ihre Wohnsitze richtige Schmuckkästchen . . ." (Zimmermann in 2).

Die Haustiere sind die gleichen, wie wir sie bei den Bantu kennen gelernt haben.

Einzelne Stämme züchten auch Schweine. Die Katzen hat die Zintgraffsche Expedition in Südwestadamaua eingebürgert. An Rindern kommen zwei Arten vor: die bunten oder braunen Fettbuckelrinder mit langen Hörnern, überwiegend im Besitz der Fulbe, die auch sehr wohl die Milch und die Butter zu schätzen wissen; leider versetzen sie die Milch mit Urin. Der andere Schlag ist das sogenannte Heidenrind, kleiner als ersteres und ähnlich dem Waldlandrind.

Zwei den Bantu unbekannte Tiere treten hier auf den Plan, das Pferd und der Esel. Während letzterer nur innerhalb der mohammedanischen Welt als Haustier gehalten wird, ist das Pferd Gemeingut beinahe der ganzen Sudanbevölkerung geworden.

„Die Hauptzuchtländer sind Bornu und Marrua. Zwei größere Pferderassen werden ausschließlich zum Reiten benutzt, während sehr kräftige Ponys, gleich den Eseln, auch als Lasttiere Verwendung finden.

Das Sudanpferd ist zäh und genügsam. Ohne Eisen überwinden die Tiere die steinigen Gebirgsmassive, ohne Scheu durchschwimmen sie reißende Ströme, bei spärlichstem Futter klettern sie gewandt über gestürzte Baumriesen" (19). Auch das Musgugebiet ist „Pferdeland". Den kleinen kräftigen Ponys, die ohne Sattel geritten werden, wird große Zähigkeit und Ausdauer nachgerühmt.

Endlich sei noch erwähnt das Züchten von Straußen in Marrua und im Tsadgebiet, sowie von Bienen im ganzen Sudan. Allenthalben findet man auf den Bäumen Bienenkörbe verschiedener Konstruktionen.

Die pflanzlichen und tierischen Rohprodukte, die unseren schwarzen Brüdern da draußen in Kamerun die reiche Tropennatur zur Verfügung stellt, kennen wir somit; sehen wir ihnen nun zu bei ihrer Verarbeitung und Verwendung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu Speise und Trank und zu sonstigen Zwecken; werfen wir überhaupt einen Blick in ihre Lebensweise, in ihre Industrie, wobei wir auch die Erinnerung an das über Pflanzendecke und Tierwelt bereits Gehörte wieder auffrischen müssen.

Lebensweise; Industrie und Gewerbe.

Der Bantu ist Kleinhändler und Kleinbauer, der Sudanneger ein ackerbau- und gewerbetreibendes, meist kriegsrüstiges Volkselement; der Haussa und Araber ist, soweit er nicht seßhaft geworden, der Handelsmann par excellence,

Fischreusen im Ntumgebiet; Südkamerun.
(Nach Photographie von Teßmann; Pangweexpedition.)

der Fulbe der ritterliche Stegreifreiter oder nomadisierender Viehhirt: damit ist eigentlich im Grunde genommen schon ihre Beschäftigung und die sich daraus ergebende Lebensführung gekennzeichnet.

Dazu kommt noch — als allen gemeinsam — die Betätigung von Jagd und Fischfang.

Der Fischfang wird meist mit Reusen oder Netzen betrieben, von den Musgu mit dreizackigen Speeren, selten nur mit der Angel; die Jagd, außer mit der Waffe, vielfach mit oft recht kunstvollen Fallen und Wildgruben, insbesondere auf Raubtiere und Großwild.

Bei vielen uferbewohnenden Stämmen hat sich der Fischfang und damit der Bootsbau usw. zur hauptsächlichsten Beschäftigung herausgebildet. So haben die Duala als ausgezeichnete Kanubauer, die Batanga als kühne Brandungsfahrer einen Ruf. Von den Binnenbantu werden die Njem und Ndsimu als gewandte Schiffer gerühmt. Unübertroffen sind die Kreuzfluß-

stämme und die Uferbewohner des Logone, Shari und die Inselleute des Tsadsees als Bootbauer und Fischer (siehe auch S. 126).

Die Lebensweise im engeren Rahmen, sowie die Nahrung bei den mohammedanischen Volksbestandteilen regeln ihre religiösen Vorschriften.

Bei den seßhaften Bantustämmen besteht die allen Naturvölkern gemeinsame Arbeitsteilung, wie wir sie gleich unten bei den Sudannegern kennen lernen werden. Der Mann ist aber viel weniger arbeitsam als der fleißige Heide des Hochlandes; er geht seinen Handelsgeschäften nach oder dem Nichtstun oder dem Palâverabhalten*).

Ein reines Jägervolk sind die unstet im Südkameruner Urwald schweifenden Zwergstämme.

Und nun wollen wir einmal — als allgemein typisches Bild — in einem Sudannegerdorf das Tagesleben und -treiben an uns vorüberziehen lassen.

Die Tagesbeschäftigung richtet sich nach der Jahreszeit oder genauer nach dem Stande der Farmarbeit. Wie bei uns der größere Teil des Jahres den Bauern aufs Feld hinaus führt, in der Erntezeit die ganze Dorfbewohnerschaft sich draußen tummelt, und er nur die Wintermonate, ganz unter Dach und Fach sitzend, den verschiedenen häuslichen Arbeiten widmet — genau so hier. Die Trockenzeit ist Farmzeit; die Regenmonate bringt der Sudanneger größtenteils in seinem Gehöfte zu. Die Trockenzeit ist aber auch Kriegszeit; da liegen Heidenbevölkerung und Mohammedaner draußen im Felde. Auch Hauptbauzeit sind die Trockenzeitswochen.

Weiber, Feuerholz nach Hause schleppend. (Nach Photographie von Teßmann; Pangweexpedition.)

Man sieht, es gibt tagsüber genug zu tun; um so beschaulicher genießt der Sudanbewohner dann die Abende oder in der Regenperiode die ruhigen Monate. Doch müßig ist er auch da nicht; hierzulande gibt es so wenig wie bei unseren leider nur immer seltener werdenden ganzen, echten Bauern eine Arbeitsteilung. Ist in der Feldbestellungszeit der Sudanneger in erster Linie Bauer, so schafft ihm im afrikanischen Winter die Hausindustrie in Gestalt der verschiedensten Gewerbe Beschäftigung im Hause genug.

Eher läßt sich von einer Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Geschlechtern sprechen. Die Feldarbeit obliegt fast ausschließlich den Weibern. Die Gewerbe, darunter auch die, die wir nach unseren Begriffen eher den Frauen zuteilen würden, wie Korbflechten, Anfertigung von Taschen, Stricken

*) Das Wort „Palaver" ist das verstümmelte portugiesische „Palabra", bedeutet also eigentlich = Rede, Gespräch. Im westafrikanischen Sprachgebrauch ist es aber — in fast alle Negersprachen aufgenommen — Mädchen für alles geworden. Unterredung, Verhandlung, Angelegenheit, Streit: all das und noch vieles andere wird hiermit ausgedrückt. „Womenpalaver" = Streit um Weiber, „warpalaver" = Entscheidung, ob Krieg, ob Frieden; oder auch = Kriegszustand usw. usw.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Mützen u. dgl., werden fast ausschließlich von Männern betrieben; sogar die Zubereitung des Rohmaterials zur Schneiderkunst und Weberei, das Spinnen des Fadens, ist überwiegend Beschäftigung der Männer; bedächtig und sorgsam werden die Baumwollfasern auf ein Bambusstäbchen gewickelt und dann mit der Spindel der Faden gesponnen. Auch die Nadel zu schwingen ist hierzulande Vorrecht der Männer. Herbeischleppen der Lebensmittel aus

Bali, von den Farmen heimkehrend; Südwestadamaua.
(Nach Photographie der Pflanzungsgesellschaft „Viktoria".)

den Farmen, sowie von Feuerholz, Zubereitung der Speisen und selbstverständlich die Kinderpflege ist Sache der Weiber (vgl. auch Abb. S. 115 u. 120).

Bei den die Gebirgshorste Adamauas bewohnenden Stämmen jedoch „verwies die stete Kampfbereitschaft den Einfällen der Fulla gegenüber den Mann aufs Feld, das Weib baute Haus und Hof, bereit, beim geringsten Warnungsignal mit Kind, Vieh und Besitz in die vorher erkundeten Schlupfwinkel zu verschwinden" (6).

„Mit dem ersten Morgengrauen wird es im Dorfe lebendig. Die niedergebrannten Feuer werden wieder entfacht, und das Tagewerk beginnt nach Beendigung der Frühmahlzeit. Die vorstehend gezeichnete Arbeitseinteilung macht sich dem Vornehmen, Wohlhabenden natürlich weit weniger fühlbar als der großen, auf ihrer Hände Arbeit angewiesenen oder der ersteren fronpflichtigen Masse der Bevölkerung — wie bei uns.

In langen Reihen ziehen die Weiber und Sklaven, die sich mit den ersteren in die Farmbestellung teilen, mit Feldgerät und Körben hinaus; die Kinder werden mitgenommen. Nach anderen Richtungen schlängeln sich lange Züge von Marktleuten aus dem Dorfe und verschwinden bald im hohen Grase; desgleichen solche, die mit leeren, auf Stangen gereihten Kalabassen in die Bambushaine ziehen, den sehnsüchtig erwarteten Palmwein zu zapfen.

Später begibt sich dann der Vornehme, Reiche mit Gefolge wohl auch in seine Farmen zur Beaufsichtigung und Antreibung, oder er wandelt gemessenen Schrittes zur Palmweinhalle des Häuptlings. Langsam schreitet er dahin im weitwallenden, langen Gewande, den Speer oder das Gewehr über den Nacken und beide Hände darüber gelegt; am Arme die Peitsche. Einer seiner Sklaven schleppt ihm die unvermeidliche mächtige Pfeife mit Griffring am Rohre nach, aus der er ab und zu einige Züge tut; ein anderer hält den Haarwedel mit schön verziertem Griff zur Abwehr lästiger Fliegen bereit, und ein dritter trägt das gleichfalls unvermeidliche Trinkhorn.

Während der Erntezeit namentlich, wo auch die Männer in den Farmen mithelfen, ist ein Dorf tagsüber fast wie ausgestorben. Erst in den Nachmittagstunden kehren die verschiedenen Gruppen, mit Speise und Trank schwer bepackt, wieder allmählich heim; im Dorfbach wird noch rasch ein Bad genommen. Sklaven und Hörige bleiben auch gleich tage- und wochenlang in den Farmdörfern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun wird's in den Gehöften lebendig, wie man es in den ruhigen Regenmonaten bei nur einigermaßen erträglichem Wetter den ganzen Tag über sieht. Im Freien spielt sich das Leben des Negers, des Südländers überhaupt, ab, und der Hofraum der Gehöfte ist hier der Schauplatz.

Die Bastmatten und Schemel werden aus den Hütten herausgetragen, und auf ihnen liegt und sitzt oder kauert in Hockstellung der ganze Haushalt bei eifrigem Gespräch, Pfeife und Palmwein oder Bier, mit häuslicher Arbeit beschäftigt oder in fleißiger Handwerkstätigkeit. Die Hauptmahlzeit findet stets abends statt. Dann kommen die Nachbarn gegenseitig auf Besuch, die Männer schwatzen und trinken und rauchen oder beteiligen sich an den von den Weibern rasch improvisierten Tänzen insoweit, als einer oder der andere eines der Hausmusikinstrumente handhabt" (23).

Alle Neger sind ein tanz-, musik- und sanglustiges Völkchen. Vielgestaltig sind die Instrumente (Saiten- und Blasinstrumente), vielgestaltig und oft ganz melodisch die meist improvisierten Lieder, vielgestaltig auch die Tanzweisen: unschön zum Teil und unanständig (nach unseren Anschauungen), zum Teil aber geradezu anmutig. Beide Geschlechter tanzen stets getrennt und auch dann nicht paarweise. Die Tänze der Männer sind stets Krieg- oder Waffenspiele.

Eine Ausnahme machen die Makari. Nachtigal bemerkt dazu:

„Der Ernst und die Verschlossenheit dieses Volkes, die im schroffen Gegensatz zu dem heiteren und lebenslustigen Kanuri, dem Neger überhaupt, steht, bringt auf diese einen geheimnisvollen, eigenartigen Eindruck hervor. Im ganzen Lande gelten die Makari für übernatürlicher Künste mächtig, und niemand zweifelt, daß jeder Makarimann ein Zauberer sei, mit seinem bösen Blick Unheil stiften könne und speziell die Fähigkeit habe, sich nächtlich in eine Hyäne zu verwandeln" (29).

Die Speisekarte des Bantu- und Sudannegers ist eine sehr reichliche; das geht aus den oben aufgeführten Lebensmitteln hervor.

Sie werden meist in stark gepfefferter Palmölbrühe gekocht, Mais und Hirse in Knödelform geknetet (ihre Rundung erhalten sie auf den respektiven — Bäuchen der „Köchinnen"). Das sehr begehrte Salz, zum Teil da und dort im Lande gewonnen, ist ein wichtiger Handelsartikel. Fleisch wird gebraten oder gekocht. Ziemlich gleichgültig ist der Zustand und der Frischegrad des Fleisches. Kleinwild, wie Vögel, Ratten, Mäuse, Schlangen, Eidechsen und Schnecken, werden ebenfalls verzehrt; ganz besondere Delikatessen bilden Raupen, Puppen und Engerlinge, Termiten und Ameisen. Diese alle werden mit Palmöl, Pfeffer usw. lecker zubereitet und mit großem Appetit verspeist. Bei dem Sudanneger treten als weitere „Delikatesse" hinzu die Heuschrecken und ganz besonders die Kola- oder Guronuß.

Auch der Palmwein, von der Weinpalme, eigentlich Getränk, muß bei einigen Sudanstämmen schon mehr zu den Genußmitteln gezählt werden, so leidenschaftlich gern und in solchen Quantitäten wird er vertilgt. Er wird stets in frischem Zustande, also ungegoren, getrunken und meist gewärmt. Beinahe ebenso beliebt ist im Sudan eine Art Bier, aus Mais und Hirse unter Zusatz von Honig gewonnen und stets kalt genossen. Es ist eine braune, trübe, angenehm säuerliche Flüssigkeit, durch wiederholtes Kochen der Körner, Abseihen und Gärenlassen zubereitet.

Dem Tabakgenuß wird von allen Stämmen und Rassen und Religionsbekennern — Männlein und Weiblein, Groß und Klein — leidenschaftlich gehuldigt; von vielen Heidenstämmen in Form des Schnupftabaks, überwiegend aber als Rauchtabak.

Vielseitiger gestaltet sich die Lebensweise überall da, wo die entwickelte Viehzucht eine Reihe weiterer Produkte liefert, in den größeren heidnischen Stadtstaaten, in den mohammedanischen Orten; also insbesondere da, wo die in der Trockenzeit ziehenden Handels-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

züge der Haussakarawanen ein weiteres Element in die Mannigfaltigkeit der täglichen Bilder einführen, und wo der Haussa seine Kolonien angelegt hat. Für das Innenleben der einzelnen aber ist — in größere Verhältnisse übersetzt — das eben entworfene Bild aus Sudannegerbehausungen zutreffend.

Denn wird in diesen größeren Orten auch vieles auf den großen Märkten gekauft, so muß doch das meiste, insbesondere die täglichen Bedürfnisse, im Hause selbst zubereitet werden; und dann schafft ja gerade die Herstellung der auf dem Markt feilgebotenen Waren rege Arbeit im Einzelhaushalt. Der Fulbe nur für seine Person muß aus diesem Rahmen fleißiger Tätigkeit in Haus und Feld, auf Markt und Wegen ausgenommen werden; soweit er nicht, als Herr oder Gefolgsmann, im Sattel sitzt oder auf den ausgedehnten Weideplätzen der Viehzucht obliegt, ist er — ein ritterlicher Faulenzer.

Haussasiedelung in Bamum.
(Nach Photographie der Gesellschaft „Nordwestkamerun".)

Der Haussa — er erfordert als wichtiges Kulturelement in der Völkerschilderung Kameruns immer wieder eingehendere Erwähnung — ist nicht bloß der große Händler; er ist auch zugleich der Verfertiger seiner Waren und damit in seinen Niederlassungen allenthalben der Lehrmeister der gelehrigen Heidenstämme.

Wo er auf seinen Wanderzügen hinkommt, faßt er Wurzel. Zuerst errichtet er seine flüchtige Grashütte, den Ssongo, dann bebaut er sein kleines Feld; und so wartet er ruhig und geduldig monatelang, jahrelang, bis er seine Handelsfäden gesponnen, seine Lager gefüllt hat. Zeit spielt bei ihm keine Rolle. Einstweilen arbeitet er als Schmied, als Schneider, lehrt Lederarbeiten fertigen, rasieren, frisieren, den Koran lesen; auch die Weiber machen sich nützlich. Er sucht Einfluß zu gewinnen, gibt Rat und erlangt nicht selten einflußreiche Hofstellung, namentlich bei den stets in Geldverlegenheit sich befindlichen Fulbefürsten (8).

Durch den Haussa speziell kommt ein gewisser Luxus in die ganze Lebensweise, und in den großen Bevölkerungszentren Adamauas verspürt man

sehr wohl einen gewissen „großstädtischen Zug". Schon in Bamum, wo er sich auch bereits in der etwas laxeren Auffassung von Moral sowie in den Besuchs- und Empfangszeiten geltend macht; vor zehn Uhr vormittags, ja oft noch später, sind Ihre Majestäten und die Vornehmen gänzlich unerreichbar; wie überhaupt das Leben auf der Straße und der richtige Verkehr nicht vor frühestens neun Uhr vormittags beginnt.

„An der Spitze der Zivilisation" marschieren aber in dieser Beziehung die großen Städte in Deutsch-Bornu.

Köstlich sind die Schilderungen von dem bilder- und farbenreichen, bis in die Nacht hinein wogenden Leben und Treiben auf den Straßen von Dikoa, Gulfei usw.; nicht zum letzten das Kokettieren der stets liebesabenteuerlustigen Kanuri-schönen, angetan mit kurzen, ärmellosen, hellblauen Jäckchen und dunklem Hüftentuch, über die Schulter einen togaartigen dunklen Überwurf verführerisch drapiert, parfümiert und Nägel und Zähne mit Hennah gefärbt (17, 20, 29).

Daß aber das Kanurivolk als Ganzes ein recht wichtiger, tüchtiger Kulturfaktor ist, bestätigt Nachtigal an anderer Stelle (29):

„Jeder, der Bornu bereist hat, wird ihm eine liebevolle Erinnerung bewahren. Es ist ein anmutiges, von einem liebenswürdigen Volke bewohntes Land. In gleicher Ausdehnung wird Ackerbau, Viehzucht und Handel getrieben. Besonders im mittleren Teile des Landes" (Deutsch-Bornu) „mit seiner dichten Bevölkerung bekommt der Reisende die vorteilhafteste Idee von der Arbeitsamkeit und dem Geschick des bescheiden situierten Bornumannes und den reichen Hilfsquellen des Landes; überall auf den Landstraßen trifft er Kaufleute und Händler; in der Nähe der Dörfer fesseln die weidenden Herden oder die emsige Feldarbeit, auch der Freien, seine Aufmerksamkeit, und in den Ortschaften selbst überzeugt er sich auf Schritt und Tritt von der Verbreitung und Ergiebigkeit einer verständnisvollen Hausindustrie."

Wie nicht leicht auf einem anderen kulturellen Gebiet kommt in der Lebensweise und damit zusammenhängend in Industrie und Gewerbe das Gesetz der Steigerung von der Küste gegen den Tsad zu zum Ausdruck. Nicht so fast die Fähigkeit, die Intelligenz fehlt dem Bantu, sich auf die hohe Stufe der nördlichen Sudanbevölkerung zu erheben, vielmehr der mangelnde Ernst der Tätigkeit, Mangel an Ausdauer. Doch auch der Urwald trägt dazu bei, der den Verkehr und damit den regen Austausch der kulturellen Erzeugnisse hemmt, und damit den Wetteifer.

In den ersten Anfängen sind ja die verschiedenen Kunstfertigkeiten auch bei den Bantustämmen vorhanden, wie ja auch bei ihnen Hausindustrie existiert (S. 96); aber die hohe Entwicklung findet sich erst bei den Sudanstämmen — zum guten Teil allerdings Verdienst der Haussa.

Im Sudan kann und muß geradezu von Industrie gesprochen werden.

Auf der Höhe einer ausgesprochenen Trennung zwischen Ackerbau und Industrie, zwischen den einzelnen Industriezweigen selbst, steht sie gottlob noch nicht.

Denn das ist für einen Teil der Bevölkerung, eben für den industriellen, gleichbedeutend mit der Loslösung von der Scholle — und Antaios blieb nur so lange ein unüberwindbarer Riese, als er Fühlung mit der Mutter Erde hatte. Der gleiche Mensch holt sich da draußen noch aus Tier- und Pflanzenreich die Erzeugnisse und verarbeitet sie. Daß sich dabei eine gewisse Vorliebe des oder der einzelnen für diese oder jene gewerbliche Tätigkeit entwickelt, ist klar, und daß damit auch das Geschick sich vervollkommnet beziehungsweise vermindert; aber von da bis zum vollständigen Unvermögen ist noch ein weiter Schritt. Diesen Schritt hat die Sudanbevölkerung noch nicht ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tan. Ebenso liegt auf der Hand, daß in solchen von modernen Verkehrsadern noch nicht durchzogenen Gebieten, in denen die Rohprodukte nicht auf große Entfernungen und in großen Massen da- und dorthin geworfen werden können, die örtlichen Bedingungen einen ganz wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung dieses oder jenes Gewerbezweiges üben. — Leider aber greift der europäische Einfluß erschreckend rasch um sich; und die Zeit ist nicht mehr ferne, in der die emsig zu hoher Vollkommenheit gebrachten Industrien usw. durch die in Massen auf den Markt geworfenen Fabrikwaren der Weißen untergehen.

Die Vielartigkeit der Erzeugnisse, die verschiedenen „Spezialitäten" verschiedener Stämme haben wir da und dort bereits kennen gelernt (siehe auch Abb. S. 89); so können wir uns hier summarisch fassen.

Industrieerzeugnisse der Bali; Südwestadamaua.
1. Käppchen (aus Pflanzenfasern). 2. Pfeifen. 3. Bekleidung der Weiber (am Gefäß getragen). 4. Schemel. 5. Wehrgehänge, Haarpfeile, Rasiermesser. 6. Scheide für Haumesser. 7. Gesichtsmaske (bei Totentänzen getragen).

Die Holzbearbeitung erstreckt sich auf die mannigfaltigsten Messer- und Schwertergrifformen, Schilde, Schemel, ganze Ruhebetten aus einem Stück, ähnlich den Türpfosten geschnitzt, Holzlöffel, Kalabassen, Musikinstrumente, Tanzmasken, Nachbildungen von Tierköpfen usw. und insbesondere prächtig geschnitzte Pfeifenrohre von 30 cm bis 1,5 m Länge.

Besonders müssen genannt werden die prachtvoll geschnitzten Türpfosten bei verschiedenen Stämmen im oberen Mbamgebiet; ganze Kriegszüge, Episoden aus Siegesmahlen, Enthauptungsszenen u. a. sind plastisch dargestellt und erinnern lebhaft an die analogen Steinskulpturen im alten Ägypten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann die außerordentlich kunstfertig geschnitzten Kanuschnäbel der Duala und die Fahrzeuge der Makari auf dem Logone und Shari.

Letzterer große Boote sind 11 bis 12 m lang, 1,20 bis 1,60 m breit und besitzen eine innere Tiefe von etwa $1/3$ m. Sie haben ein Fassungsvermögen bis zu dreißig, ja vierzig Menschen. Nicht wie die meisten Kanus als Einbäume hergestellt, sind sie regelrecht aus 40 bis 50 cm breiten, 5 bis 7 cm dicken Planken zusammengefügt, die durch Lianenseile und -stricke fest aneinander gebunden werden; die Kalfaterung wird durch Einpressen verschiedener Rinden bewirkt. Vorder- und Hinterteil sind stark erhöht und mit einem Schnabel versehen. Die Fahrzeuge werden mittels Stangen dirigiert. Große Fischnetze hängen an langen Gabelstöcken über achtern zum Auswerfen bereit. In jedem Fahrzeuge befindet sich ein tragbarer Tonherd zur Zubereitung der Speisen, da die Leute oft mehrere Tage ununterbrochen dem Fischfang obliegen.

An den Kanubau verschiedener Stämme sei gleichfalls erinnert (S. 119).

Die Tonbearbeitung liefert Pfeifenköpfe von den einfachsten Formen bis zu den kunstvollsten Gebilden, von den kleinsten zierlichsten Größen bis zu wahren Ungetümen. Große und kleine Töpfe, Aufbewahrungschalen aller Art sind weitere Erzeugnisse dieses Industriezweiges, vielfach geschmackvoll ornamentiert — und alles ohne Töpferscheibe gefertigt.

Die Beinindustrie beschäftigt sich mit Anfertigung oder vielmehr Zurichtung von Büffel- und Rindviehgehörn zu Trinkhörnern, besteht also in möglichster Aushöhlung derselben und namentlich in Schmückung der Außenseite. Die Trinkhörner der Vornehmen sind häufig von oben bis unten mit eingegrabenen Verzierungen, meist ornamentaler Art, bedeckt. Ein weiteres Feld der Beinbearbeitung ist die Zurichtung großer gekrümmter Elefantenzähne zu den Heerhörnern, die das Volk zur Versammlung, zum Tanz, zu Ernst und Spiel rufen. Schließlich ist noch die Anfertigung von Schmuckgegenständen, gleichfalls aus Elfenbein, in Gestalt von Armringen, Haarnadeln, Kämmen usw. zu nennen.

Die Flechterei verwendet zu ihren feineren Erzeugnissen Pflanzenfasern. Hauptsächlich sind es Taschen und Käppchen von den zierlichsten ganz kleinen Anhängetäschchen bis zu mächtigen Säcken, die fünf und sechs große gefüllte Kalabassen aufzunehmen vermögen. Fast jedes Stück zeigt ein anderes Muster, und alle sind geschmackvoll in gedämpften, harmonisch zueinander passenden Farben gehalten. Zu den Arbeiten aus stärkerem Material sind zu zählen die Schlafmatten von verschiedenen Ausmaßen (bis zu 2 m lang und 1 m breit), die zur Umzäunung der Gehöfte dienenden starken Geflechte, etwa 2 m hoch und oft 6, 8 und 10 m lang; ferner Körbe.

Die urälteste, (nach v. Luschan) ureigenste Kunst Afrikas ist die Eisengewinnung und Eisenbearbeitung, zugleich im höchsten Ansehen stehend. Religiöse Vorstellungen spielen da mit herein: Eisen und Feuer gehören zusammen — und so partizipiert auch der Eisenbearbeiter am Feuerkult (6).

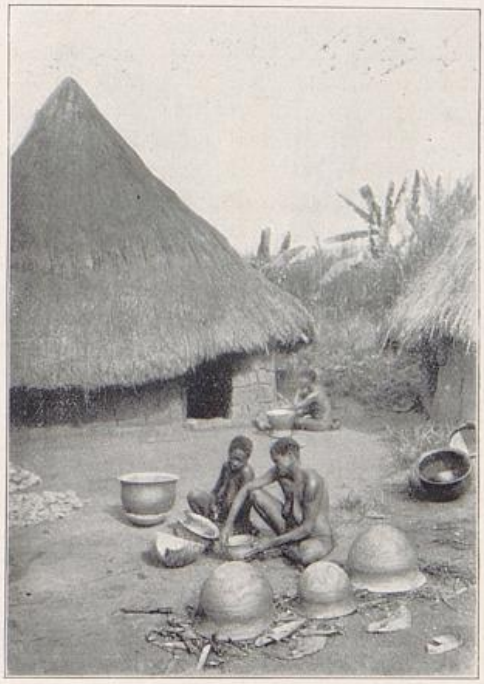
Die Batta und Dúrru im Sultanat Yola, die Lákka östlich davon, verschiedene Stämme im Sultanat Ngaumdere und Tibati, die Balivölker an der Südwestgrenze Adamauas, die Wute im Süden dieses Landes, viele Fangstämme werden als Schmiede, weitum berühmt, genannt.

Die Eisengewinnung geschieht in Schmelzöfen; sie gründet sich auf den den Eingeborenen wohlbekannten Eisengehalt des Laterits und des Quarzgerölles (siehe auch S. 31). Die Schmiedekohle (Holzkohle) wird in Kohlenmeilern hergestellt. Das in den Schmelzöfen gewonnene Eisen ist unrein, mit Holzkohlenstückchen und Schlackenteilen durchsetzt, wird aber durch vieles Glühen und Hämmern allmählich zu brauchbarem Schmiedeeisen. Das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schmiedefeuer befindet sich am Boden, gewöhnlich in einer leichten Vertiefung. Daneben liegt der Blasebalg. Der Amboß ist ein großer, oben flacher Stein, auch ein Eisenblock. Als Hammer dient gleichfalls ein Stein, aber nur für die erste gröbste Arbeit; zur weiteren Ausführung bedienen sich die Schmiede keulenförmiger Hammereisen von verschiedenen Formen und Größen. Schließlich verfügen sie noch über eine Art Zange: ein dünnes Eisenband ist U-förmig zusammengebogen und wird ähnlich einer Pinzette gehandhabt.

Äxte, Schwerter, Messer, groß und klein, Speerblätter und -spitzen der verschiedensten Formen mit den feinsten Widerhaken, Erdhacken, Klapperinstrumente aller Art, Ringe, Haarpfeile, Rasiermesser: all das geht aus den geschickten Händen der schwarzen Wielande hervor. Sogar Nähnadeln fertigen sie mit ihren primitiven Werkzeugen.



Töpfe drehende Weiber in Gamane; Südadamaua. (Nach Photographie von Engelhardt.)

Die Eisenrüstungen für Reiter und Roß, ferner Schlösser, Scheren sind ausschließlich Erzeugnisse der schmiedenden Völker der mohammedanischen Staaten.

Kunstvoll und hochinteressant ist der von Stämmen in Südwestadamaua betriebene Messing- oder Bronzeguß. In Formen aus Ton gießt man das flüssige Metall. Reizend und naturgetreu sind unter anderem die Pfeifenköpfe der Bagam, einen Elefantenkopf mit Rüssel und Stoßzähnen naturgetreu, natürlich im kleinen, nachahmend. Prachtstücke geradezu sind zwei Thronsessel des Lamido von Bamum aus gleichem Metall (s. S. 82 u. 108).

„Waren die bisher betrachteten Handwerke allen Stämmen in Adamaua und Bornu" — in niederem Grade auch allen Bantu — „in größerer oder geringerer Vollkommenheit eigen, so gibt es doch einige, welche im wesentlichen auf die mohammedanische Welt beschränkt, zum mindesten unzweifelhaft von ihr ausgegangen sind.

Dazu gehören in erster Linie die Weberei und Färberei, sodann die Lederarbeiten.

Der Islam ja war es, wie wir gleich hören werden, der im Sudan die Bekleidung brachte und bringt (wie von der Küste aus das Christentum). Baumwolle wuchs im Lande; der Webstuhl kam von auswärts. Sein Prinzip ist das gleiche, wie an den Webstühlen unserer Bauern, und wie es durch die ganze Welt geht. Die häufigste Farbe ist Indigoblau" — namentlich die Logonelandschaft ist wegen ihrer Färberkunst berühmt — „daneben Gelb und Rot. Häufig sind auch blau-weiß gemusterte Tuche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unzweifelhaft nordischen Ursprungs ist das Lederhandwerk. Zwar verstehen auch die Heiden Felle zu gerben und Lederarbeiten zu machen," — sogar sehr gefällige, verschieden gemustert (schwarz und Naturfarbe), wie Messerscheiden, Wehrgehänge, Sandalen, Peitschen usw. — „allein zur Höhe der Arbeiten der Mohammedaner haben sie sich nicht aufgeschwungen. Man versteht es im Sudan nicht bloß, das Leder zu gerben, sondern auch zu färben, und fertigt Taschen, Schuhe, Stiefel, Sättel, Zaumzeug usw. Die Technik, wie die Muster verraten noch deutlich ihre Herkunft, nämlich Marokko" (31).

Wirkliche Kunst ist in Adamaua und Bornu in den allerersten Anfängen, beim Bantu unbekannt.

Die darstellende Kunst kann sich der mohammedanischen Religion wegen nicht entwickeln; die Heidenstämme kennen nur einfache Ornamentik in drei Farben: Weiß, Rot und Schwarz. Ihre Versuche menschlicher und tierischer Darstellung usw. sind ja wohl überraschend, aber eben doch noch sehr primitiv; gleiches gilt von der Plastik ihrer Fetische. Die musikalische Kunst steht gleichfalls auf niederer Stufe, wenn auch manche der Melodien eines gewissen Wohlklangs nicht entbehren (vgl. S. 122), und die Trommelsprache (S. 102), die eigentlich mehr hierher gerechnet werden muß, ziemliche Anforderungen an musikalisches Gehör stellt.

Ihre Lieder sind meist Improvisationen, der Inhalt entweder Lobpreisungen oder Verspottungen oder (nach unseren Begriffen) Obszönitäten.

Hier müssen auch die Märchen und Fabeln genannt werden, die das Volk sich erzählt. Erstere (namentlich die der Haussa) haben zum Teil „eine geradezu lächerliche Ähnlichkeit mit deutschen Märchen, so daß man sich kaum der Ansicht verschließen kann, daß direkte Zusammenhänge, die in grauer Ferne liegen mögen, vorhanden sind" (27).

Im Sudan gibt es fahrende Bänkelsänger von gleicher Art, wie die fahrenden Spielleute im Mittelalter (27). Und wie diese sind sie — und die Mállem — vielfach Lehrmeister im Lesen und Schreiben.

Letztere, eigentlich Koranlehrer (nebenbei — oder hauptsächlich? — religiöse Agitatoren) sind überall in Adamaua zu treffen. Mit lederner Schreibzeugtasche, Rohrfeder, Tinte und Papyrus, auch Papier, sowie über den Rücken hängender hölzerner Schreibtafel, verkaufen sie auch Koransprüche und Medizin. Diese besteht darin, daß Koranworte auf Papyrus oder Tafel geschrieben werden; dann wird Tafel oder Papier abgewaschen und das Abgewaschene ist dann eben die Medizin.

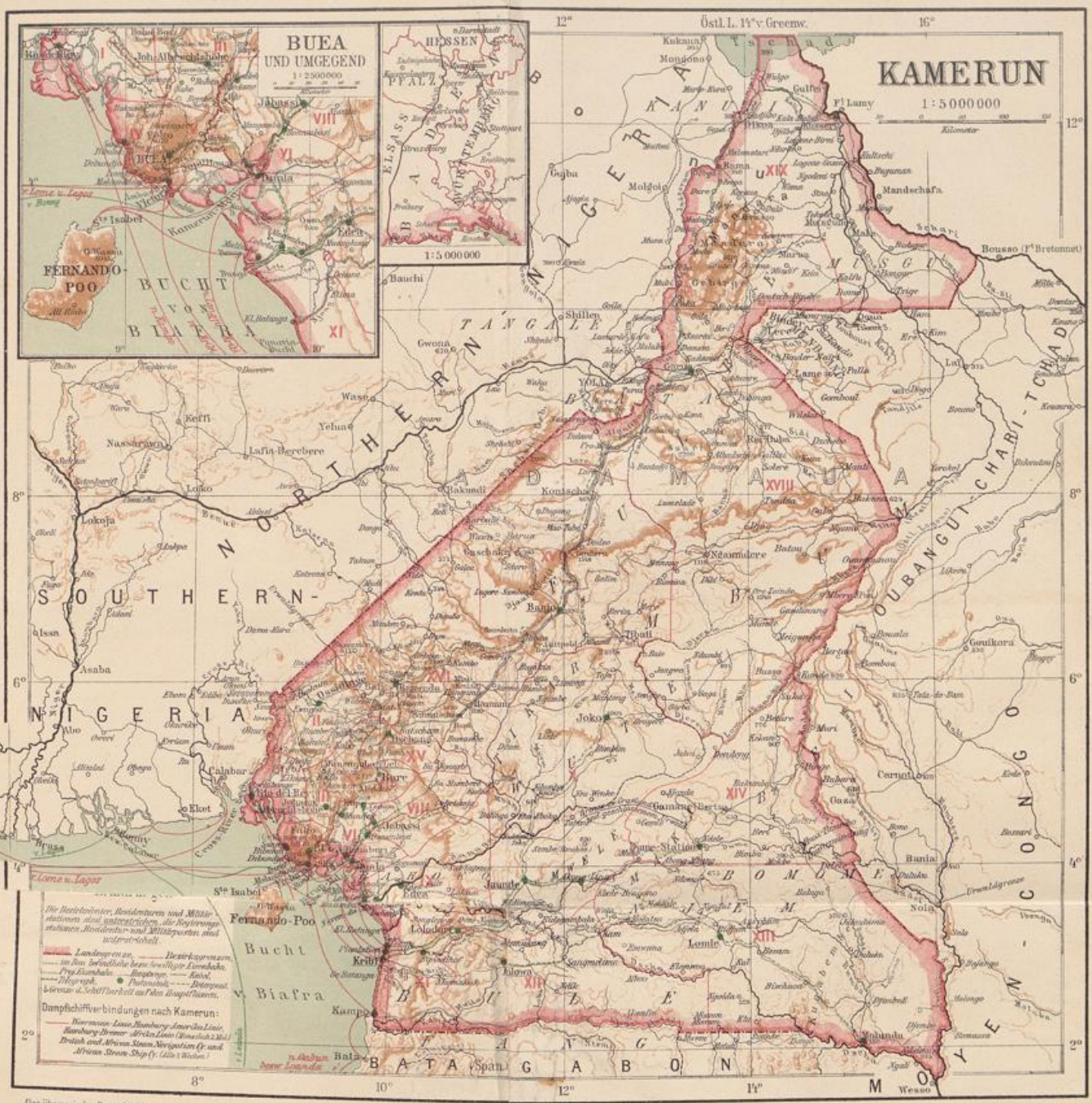
Lesen und Schreiben sind dem Heiden unbekannte Dinge; um so interessanter ist es, daß der Bamumherrscher Joja eine eigene Schrift erfunden hat, die im Prinzip der altägyptischen Hieroglyphenschrift gleicht (6).

Anders bei den Arabern und Fulbe und insbesondere bei den hochgebildeten Kanuri in Bornu. Am Hofe von Scheïch Omar in Kuka trafen Barth und Nachtigal eine ganze Anzahl von Leuten, die nicht nur den Koran, sondern auch die arabische Literatur, Geschichte und Philosophie kannten (27).

Das leitet uns hinüber zum geistigen Kulturbesitz, der sich außer in den eben erwähnten Kunstanfängen und der Sprache insbesonders in Sitten und Gebräuchen, sowie in den so schwer zu erforschenden religiösen Vorstellungen, die ihrerseits wieder, bewußt und unbewußt, eben den Sitten und Gebräuchen vielfach zugrunde liegen, dokumentiert.

So gehört das letzte Kapitel unserer ethnographischen Rundschau der Betrachtung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Bezirksämter resp. selbständige Regierungsstationen:
I Rio-del-Rey, II Ossidinge, III Johann-Albrechtshöhe, IV Victoria, V Buea, VI Duala, VII Bare, VIII Jabassi, IX Edea, X Jaunde, XI Kribi.
Militärstationen: XII Ebolowa, XIII Lomie, XIV Dume-Station, XV Dschang, XVI Bamenda, XVII Banjo.
Residenturen: XVIII Adamaua (Garua), XIX Deutsche Tschadseeländer (Kussuri).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Sitten, Gebräuche und religiösen Verhältnisse.

Hier heißt das trennende Moment nicht so fast Bantu-, Sudanneger, Fulbe usw., sondern Heide und Mohammedaner; also wie bei den Familienverhältnissen. Es bieten also nicht so fast die einzelnen Völkergruppen die Unterscheidungsmerkmale als vielmehr die Religion.

Sitten, Feste, Familienbräuche usw. regeln sich beim Mohammedaner nach dem Koran. Aber nur beim mohammedanischen Nicht-Neger, also dem Fulbe und Araber.

Der mohammedanische Neger schließt sich in Sitten und Gebräuchen eng an seine heidnischen Volksgenossen an.

Zum Islam bekennen sich in Kamerun die Araber und Fulbe; dann die Kanuri, Makari, die nördlichsten Musgustämme und wohl der größte Teil der in den Familien der Fulbe lebenden Hörigen und Sklaven der Sudanstämme (27). Auch viele unabhängige Sudanheidenvölker haben, wenn auch nicht die Religion, so doch die Äußerlichkeiten des Islam angenommen. Sehr viel haben dazu die Haussa beigetragen, sowie die eben genannten Wandersänger und Mallem.

Bekleidung und Haartracht der Baliweiber (Sudanneger). (Nach Photographie von Zintgraff.)

Gleichwie Industrie und Gewerbe schon gelegentlich der voraufgegangenen Schilderungen der anderweitigen ethnographischen Verhältnisse Erwähnung fanden, so ist das fast noch mehr der Fall mit den eigentlich in dieses Kapitel gehörenden Momenten. Überdies ist im Rahmen unserer Überschau ein Eingehen auf die tausenderlei kleinen Verschiedenheiten der Unzahl von heidnischen Bantu- und Sudanneger stämmen unmöglich —

das gäbe allein schon ein dickes Buch. So erübrigt nur noch die Betrachtung einiger wenigen Gepflogenheiten.

Die Bekleidung der heidnischen Stämme ist im allgemeinen sehr primitiv: ein zwischen den Beinen durchgezogener Zeug- oder Lederstreifen, ein Lendenschurz aus Pflanzenflechtwerk oder Fellen (originell ist der „Frack"-lederschurz der Musgu) bildet oft die einzige Bekleidung der Männer. Sehr oft läßt man hinten einen langen Streifen von Zeug oder Leder wie einen Schwanz herunterhängen. Der Kopf ist meist unbedeckt, oder es sitzt ein kleines Käppchen auf dem Wirbel (siehe Abb. S. 125); die Musgu tragen ein kleines künstliches Horn. Manche Stämme gehen völlig nackt, Männer und Weiber.

Das ist jedenfalls sicher, daß die Kleidung oder vielmehr die einzelnen Kleidungsstücke ihren Grund lediglich teils in dem Bestreben sich zu schmücken, teils in religiösen Momenten, aber nicht in dem haben, was wir Schamgefühl nennen. Bei den Farmarbeiten, beim Baden legen Männer und Weiber jegliche Bekleidung ab und sind vollständig nackt; bei den kulturell hochstehenden Musgu findet die Kohabitation allgemein öffentlich statt usw.

Bei einigen Baiastämmen finden sich noch die altertümlichen Rindenkleider, bei mehreren Bantu- und Sudanstämmen bisweilen die jedenfalls mit religiösen Vorstellungen in Zusammenhang stehenden Penisfutterale verschiedener Art.

Bei den Weibern besteht die ganze Bekleidung in einem Band oder einer dünnen Schnur um die Hüften, von welcher vorn und hinten ein Blätterbüschel (bei den Fang pferdeschweifähnlich aufgebauscht), ein oft ganz geschmackvolles Geflecht aus Bastfasern (siehe auch Abb. S. 125) oder ein Zeugstreifen herabhängt; die Bantufrauen tragen auch vielfach ein geflochtenes Band, ein Stück Zeug oder Flechtwerk zwischen den Beinen durchgezogen, gleich den Männern.

Knaben und Mädchen, letztere bei vielen Stämmen bis zum Eintritt der Reife, oder bis sie zum erstenmal Mutter gewesen, erstere bis zu der bald früher bald später statthabenden allgemein üblichen Beschneidung, gehen bei allen Heidenstämmen vollständig nackt.

In das Kapitel Bekleidung ist geradezu einschlägig die Sitte, sich den Körper reichlich mit Rotholz einzureiben.

Hergestellt wird dieser Anstrich aus dem grobfaserigen, brüchigen Holz des Rotholzbaumes, das zu Pulver zerkleinert und mit Wasser oder Palmöl angerieben wird. — Manche bringen ganze Farbeneffekte. So sieht man Weiber einherstolzieren: der Oberkörper zeigt die braune Naturfarbe, die Füße und Beine sind bis zum Gesäß herauf leuchtend rot eingerieben.

Der Islam verlangt von seinen Bekennern Bekleidung des Körpers, sowie Bedeckung des Hauptes. Letztere besteht in dem Turban oder einer Art phrygischer Mütze oder dem Tarbusch; der Litam, der Gesichtsschleier, ist allgemein üblich. Die Kleidung selbst ist malerisch: Tobe, weiß oder rot oder indigoblau (in Logone wird die grüne Farbe, bei den Arabern schwarz, bei den Kanuri hellblau bevorzugt); rot- und grüngestreifte weite Pluderhosen; gelbe Sandalen oder rote oder grüne Reitstiefel. Die weibliche Tracht setzt sich — wenn vollständig — aus Kopf-, Brust- und Hüftentuch zusammen (siehe Abb. S. 132).

Das mohammedanische Gewand ist dem Neger das Zeichen höherer Kultur; und es ist bei allen Heidenstämmen, die mit Islambekennern in unmittelbare oder nur mittelbare Berührung kamen und kommen, das Bestreben unverkennbar, in dieser Hinsicht wenigstens ihnen nachzuahmen. Wer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur irgend die Mittel hat, schafft sich wenigstens einen Bestandteil des mohammedanischen Gewandes an, die weite, faltige, bis ans Knie reichende Tobe. Beinahe ausnahmslos wird sie, sowie die phrygische Kappe mit Ohrenklappen demgemäß von den Häuptlingen und Vornehmen der Sudanheidenstämme getragen (siehe Abb. S. 67, 85 und eines der Einschaltbilder).

Vielgestaltig sind Schmuck und Haartracht. Armringe aus Eisen, Leder, Elfenbein, Ketten aus Perlen oder Muscheln, Grashalme oder Stäbchen oder Perlen in der Nase, den Lippen und Ohren vervollständigen — stammweise verschieden — den Schmuck der Heidenschönen; Armringe sind bei nicht wenigen Stämmen den Männern vorbehalten. Abscheulich verunstalten sich die Musguweiber, indem sie in Ober- und Unterlippe große rundliche Platten aus Bein oder Metall einfügen, so daß der Mund einem klappernden Entenschnabel gleicht.

Schmuck der Ntumweiber; Südkamerun (Bantu).
(Nach Photographie von Teßmann; Pangweexpedition.)

Ferner müssen sich verschiedene Körperteile selbst eine Verschönerung gefallen lassen, so Zähne und Haare (siehe auch Abb. S. 69).

Die Bantu brechen die mittleren Schneidezähne aus; die Sudanneger feilen diese spitz zu.

Bei vielen Stämmen der ersteren bauen sich, namentlich auf den Köpfchen der Damen, die tollsten Haartrachten auf oder auch sind die mannigfaltigsten Figuren ausrasiert. Die Fulbeweiber frisieren sich die Haare hoch wie die hohen Pelzkappen der Älplerinnen. Fulbe und Araber tragen ihre straffen Haare lang; die Araberfrauen schmale, lange Flechten, die, vom Scheitel nach beiden Seiten abfallend, den Kopf umgeben, und die charakteristische künstliche Flechte, welche, vom Wirbel nach dem Nacken verlaufend, sich hier wie ein Schwänzchen aufwärts krümmt. Den Schmuck bildet meist ein um den Hals auf die Brust herabfallendes Gehäng mächtiger Bernsteinperlen, sowie — eine Konzession an die jetzige Heimat — ein silberner Nasenring.

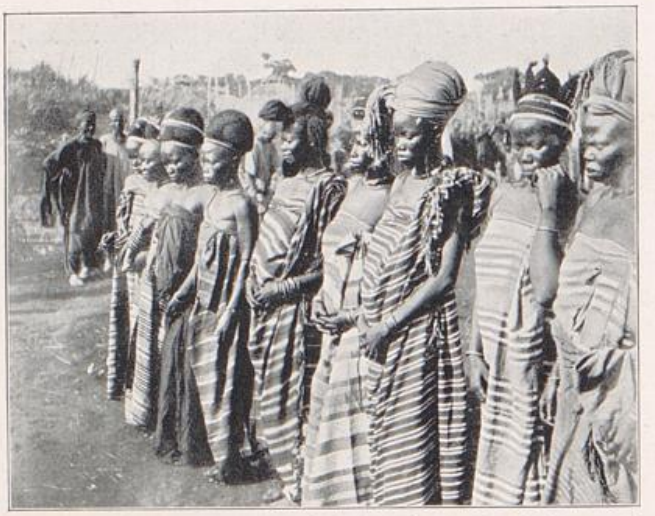
Die Haartracht der Sudanstämme ist im allgemeinen eine einfache zu nennen. Die häufigste Form ist der glattrasierte Schädel; die Männer lassen sich am Wirbel einen Schopf stehen, während die Weiber vielfach einen raupenhelmartigen Wulst von vorn nach rückwärts lieben oder ihr Kraushaar in zahllose Zöpfchen flechten, aber auch nicht selten sämtliche Körperhaare rasieren.

Der Bart, dieser Schmuck des Mannes, wird bei den Heiden und bei den Fulbe meist rasiert, bisweilen auch in Zöpfe geflochten. Der Neger hat übrigens im allgemeinen schwachen Bartwuchs; manche Lamidos aber tragen stattliche Vollbärte.

Häufig sind Tätowierungen; bei manchen Stämmen private Liebhaberei, bei der Mehrzahl bilden sie Stammeskennzeichen. Form und Arten sind Legion; es gibt kaum einen Körperteil, auf dem sie nicht bei dem einen oder anderen Stamm angebracht werden.

Der lebensheiteren Naturanlage des Negers entsprechend ist er ein

großer Freund von Festen jeder Art. Man kann dreierlei unterscheiden: Gelegenheitsfestlichkeiten (nach glücklichem Kriegszuge, anläßlich des Besuches von Weißen, des Abschlusses von politischen Aktionen usw. oder auch nur als Selbstzweck), Familien- und Kultfeste. Den beiden letzteren liegt stets ein religiöses Moment zugrunde.



Bekleidung und Haartracht der Fulbe- und Baiaweiber (Sudanneger). (Nach Photographie von Schipper.)

Die Kultfeste sind entweder Waffen- oder Saat- beziehungsweise Erntefeste, regelmäßig wiederkehrend, sowie mehrere Tage dauernd (wie übrigens die beiden anderen Kategorien meist auch). Sie richten sich nach dem Monde, der überhaupt eine große Rolle spielt.

Eine ausgesprochene Verehrung oder Anbetung genießt er jedoch nicht. Auf die Ernten wird ihm großer Einfluß zugeschrieben; nach Mondmonaten wird gerechnet. Bei Mondfinsternissen herrscht große Aufregung, und gleich den Kelten und Germanen kommen sie dem Mond mit Geschrei und Lärm und Schießen zu Hilfe. Gleich diesen beachten ihn die Sudanstämme bei kriegerischen Unternehmungen: wenn nur irgend möglich, ziehen sie erst nach dem Vollmond ins Feld.

Auch in Bornu fand Nachtigal, daß diesem Gestirn große Bedeutung zugeschrieben wird.

Ein prächtiges Schauspiel sind die Waffenfeste mancher Sudanstämme, wie überhaupt alle derartigen Veranstaltungen bei diesen wegen der ungleich größeren Volkszahl und der höheren kulturellen Stufe ein viel großartigeres Gepräge annehmen als die Dorftanzereien der Bantu. (Sie werden wie so viele der bisherigen Gebräuche und Sitten leider in Bälde der Vergangenheit angehören.)

„Die Bali nennen ihr Waffenfest Ledá und feiern es Mitte Dezember, also nach eingetretener Trockenzeit. Trockenzeit ist ja Kriegszeit; es ist der Leda große Heer- und Waffenschau. Er beginnt mit einer einleitenden Kulthandlung. Sobald der Häuptling um die genannte Zeit den Mond zum ersten Male wieder sieht, zieht er mit großem Gefolge und der Fahne des Stammes hinaus zum Bache, sich und sein Volk zu ‚waschen', d. h. zu reinigen, zu entsühnen. Von dem Wasser wird in großen Schalen mitgenommen; es gilt als geweiht. Auf dem Volksversammlungsplatz wird die Fahne neben dem heiligen Pfahl aufgepflanzt, der mit Speerbündeln und alten Schädeltrophäen behängt ist. Am Morgen des nächsten Tages ertönen die großen Heerhörner, und das Waffenfest beginnt. Mit dem geweihten Wasser besprengt der Häuptling sich, die Fahne, den Platz und die einmündenden Wege.

Gefolgschaftsweise sammeln sich die Männer in vollem Kriegsschmuck in drei großen Heerhaufen an den äußersten Rändern des weiten Platzes. Nun erhebt sich der Häuptling, gleichfalls in vollem Waffenschmuck. Sofort springt seine Hausmacht auf, schüttelt die Speerbündel ihm entgegen und stellt sich schützend vor ihn. Nun braust ein Heerhaufe an. In lang nachschleifenden Kriegschleppen, den Federschmuck auf den Schädeln, die nackten Oberkörper grell mit Rotholz bemalt, die Speere schwingend oder den Pfeil auf gespannter Bogensehne stürmen sie heran. Flintenschüsse knallen, Kriegshörner und -trommeln gellen darein. Abgewiesen eilt der Haufen wieder zurück. Der nächste folgt; sausend fahren ihre Speere über den Häuptling weg in die Grasdächer der Hütten. So folgt Scheinangriff auf Scheinangriff der Tausende. Endlich lösen sich die Scharen; das Waffenspiel ist zu Ende; der Tanz beginnt in weitgezogenen Kreisen mit gewaltigen Sprüngen; fleißig kreist das Trinkhorn. Bis tief in die Nacht währt jeden Tag des Festes Tanz und Gelage beim flackernden Feuerschein und Tropenmondlicht" (23).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ähnlich, aber nicht so großartig ist (oder war) der festliche Abschluß wichtiger Bündnisse, namentlich wenn diese in Form der Blutsfreundschaft geschlossen wurden.

Diese ist die feierlichste Art eines Bündnisabschlusses zwischen Einzelnen sowohl als zwischen ganzen Völkerschaften. Sie vertritt ferner bei den Sudanstämmen vom sozialen und religiösen Standpunkt aus unsere feierliche Eidesleistung. Bei den Musgu findet sich für diese jedoch noch die auch den Alten eigentümliche Schwurform: eine Handvoll Erde des heimischen Bodens aufgerafft.

Die Form des Blutsfreundschaftsabschlusses ist nicht überall die gleiche. Das wesentliche Merkmal aber: das gegenseitige Vermischen des Blutes und die damit sinnbildlich ausgedrückte Leibes- und Sinneseinigung ist stets gegeben. Das Blut wird leichten Schnittwunden, am rechten Vorderarm nahe dem Handgelenk gemacht, entnommen.

Ein paar Beispiele: Bei den Bali werden die Schnitte im Arm so lange mit Kolastückchen bedeckt, bis kein Blut mehr heruntertröpfelt, diese blutgetränkten Kolastückchen in ein Gefäß mit Palmwein geworfen, und jeder der Blutsbrüder schluckt beim Trinken eine gleiche Zahl dieser Stückchen. Als Gefäß verwendet der Balifürst einen Schädel. Es ist die untere Öffnung nach rückwärts erweitert, so daß bei starkem Rückwärtsbiegen des eigenen Kopfes ein Trinken aus dieser Schädelschale ermöglicht ist.

Bei den Bámessoh ist folgender Brauch üblich: die beiden zukünftigen Blutsfreunde kauen Kola und Pfeffer zu einem Brei und behalten diesen im Munde. Dann erfolgen die Schnitte in den rechten Unterarm, und nun legt der eine den Brei aus seinem Munde auf die Schnittwunden an dem Arme des anderen, und dieser verfährt umgekehrt in gleicher Weise. Ist nun der Brei mit dem Blute, das aus den Wunden herausträufelt, getränkt, so nimmt ihn der eine vom Arme des anderen, und zwar mit den Lippen, weg und schluckt ihn hinunter; das geschieht wechselseitig — und so haben nun gleichfalls die Blutsfreunde ihr Blut miteinander gemischt.

Die Familienfeste endlich knüpfen an die wichtigsten Vorgänge im Leben der heranwachsenden Generation an. Religiöser Grundgedanke ist zweifellos vorhanden. Tanz und Trunk schließen sich an oder begleiten sie — alles wie bei uns auch.

Bekleidung, Haartracht und Schmuck der Yaundeweiber (Bantu).
(Nach Photographie von Handl.)

An die Geburt knüpfen sich meist keinerlei Feierlichkeiten, ebenso auch nicht an die Namengebung. Eine Familienzugehörigkeit kommt dabei bisweilen zum Ausdruck. Diesem Namen fügt sich bei vielen im Laufe der Zeit ein zweiter an, der mit einer geistigen oder körperlichen Eigenschaft, mit einem Erlebnis in seinem Leben in Zusammenhang steht, also ein Beiname. Auch örtliche Beziehungen kann ein solcher zum Ausdruck bringen. (Vergleiche damit auch den Beginn der Namengebung bei den Deutschen.) Meist mit Festlichkeiten verbunden sind: die Beschneidung der Knaben (bei manchen Stämmen findet auch bei den Mädchen eine solche statt) und die bei vielen Stämmen übliche Erklärung der Reife der jungen Leute beiderlei Geschlechts. Die Araber nehmen bei diesem Zeitpunkt, oft auch schon früher, bei den Mädchen (auf deren Jungfräulichkeit sie hohen Wert legen) die grausame Infibulation vor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausgesprochen religiösen Charakter tragen die Leichenfeierlichkeiten. Sie beginnen eigentlich noch bei Lebzeiten des Toten. Wenn die Umgebung des Kranken zur Überzeugung gelangt ist, daß weder natürliche noch abergläubische Mittel mehr helfen können, und der Todeskampf beginnt, rennen die Angehörigen bald vors Haus hinaus, bald umtanzen sie das Sterbelager, schreien und spektakeln mit allen möglichen Musikinstrumenten. Der auf diese Weise verursachte Lärm soll die bösen Geister verscheuchen, so daß sie nicht von dem Sterbenden Besitz nehmen können. Indes diese Abwehr Sache der männlichen Verwandten und Familienangehörigen ist, beginnen die weiblichen in der Hütte um das Lager kauernd Klagegesänge in eigenartigen, bald einförmigen, bald gellenden Tönen. In dem Augenblick, in welchem die Seele den Leib verläßt, verstärken sich Lärm, Geschrei und Klagen zu einem ohrenzerreißenden Getöse. Die Totenklagen werden auch noch fortgesetzt, wenn der Kranke verschieden ist.

Und nun geraten wir zu tiefst in den krassen Aberglauben hinein; wenigstens bei den Bantu, in deren Glauben ein natürlicher Tod überhaupt nicht existiert: man stirbt nur, weil man gewaltsam getötet wird oder weil man verzaubert worden ist (27).

„Im Falle des Todes eines Familienoberhauptes werden immer dessen Weiber und Sklaven bezichtigt, ja sie werden oft von dem Sterbenden selbst beschuldigt, ihm die Krankheit gewünscht zu haben. Kurz vor eintretendem Tode werden die verdächtigen Weiber und Sklaven gefesselt in ein Haus gesperrt. Gleichgültig, zu welcher Tageszeit der Tod eingetreten ist, versammeln sich sofort alle Familienoberhäupter, um das Totengericht abzuhalten. Der Ankläger, der ‚Zauberer' oder ‚Medizinmann', bringt Schlingen aus Lianen nebst Rinde des Giftbaums an einen dreigabeligen Ast gebunden, mit Farn und Gras geschmückt und legt sie vor dem Urteilsvollstrecker hin. Letzterer ist kein qualifizierter Scharfrichter, er hat sich aber durch schwarze und weiße Bemalung unkenntlich gemacht. Eine kleine Signaltrommel ertönt in rhythmischen Tönen, um den Umwohnenden bekannt zu geben, daß die Hinrichtung der Angeklagten stattfindet. Dieselben werden einzeln herausgeschleppt und mit weißem Ton von oben bis unten beschmiert und ihnen die Hände auf den Rücken gebunden. Dann erhalten sie einige Giftpillen in den Mund gesteckt und es wird ihnen eine Schlinge um den Kopf geworfen; sie werden dann am Boden zu dem nächsten Baum geschleift und da an den Ästen aufgehängt, wo sie einige Zeit hängen bleiben. Oft haut man ihnen mit Messern noch die Hände ab oder spaltet ihnen den Schädel. Selbst schwangere Frauen werden nicht verschont, ja auch Kinder des Verstorbenen werden des Giftmordes bezichtigt und ebenfalls getötet."

So berichtet Zenker von den Yaunde in 7.

Der Sudanneger, in der überwiegenden Mehrzahl, ist darin und überhaupt um ein gut Stück aufgeklärter. Er hat bereits natürliche Todesarten erkannt; der „Zauberer" oder „Medizinmann" existiert nicht. Der Herrscher ist Oberhaupt und Oberpriester zugleich, der die Kultakte anordnet, meist selbst leitet; sie entbehren durchaus nicht einer gewissen Würde. Auf dem Privatleben des einzelnen lastet nicht annähernd der dumpfe Druck fetischistischen Aberglaubens wie beim Bantu; die abergläubischen Heilgebräuche, wor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf sich auch ihre ärztliche Wissenschaft zum großen Teil beschränkt — übrigens verfügen alle Heidenstämme, Bantu und Sudan, über eine ganze Zahl teilweise ganz guter „Hausmittel" gegen Fieber, Erkältung, Unterleibsbeschwerden, Geschlechtskrankheiten leichteren Grades — sind nicht viel anderes als unsere Sympathiemittel, hier aber von jedem gekannt und geübt. Giftordale, der Glaube an mögliche Verzauberung (erinnern wir uns nur an das über die Makari Gesagte S. 122) u. a. m. (wir werden gleich davon hören) finden sich allerdings auch bei ihnen.

Maka; Bantuneger (Kannibalen).
(Nach Photographie von Engelhardt.)

Und nun wieder zu den Leichenfeierlichkeiten, bei denen große Feste veranstaltet werden.

Bei den Tänzen hierbei halten sich die Angehörigen des Verstorbenen häufig aus Holz geschnitzte Gesichtsmasken vor das Gesicht (siehe Abb. S. 125) oder setzen geschnitzte Tierköpfe auf. Die Trauerfarbe ist meist Weiß; gewöhnlich wird nur Brust oder (und) Nabelgegend mit weißer Farbe bemalt. Die Beisetzung des Toten erfolgt ausnahmslos in der Erde; doch ist Art und Weise der Bestattung sehr verschieden. Bei den Fangstämmen wird der Leiche zuerst der Leib aufgeschnitten, um nach „dem Wesen" des Verstorbenen zu forschen (Teßmann in 6). Dann wird gewöhnlich der Leichnam in Stoffe bänderartig eingehüllt. Bei den Bantu und den meisten Sudanstämmen erfolgt die Beisetzung in ausgestreckter Lage entweder in der Mitte des Weilers oder, noch häufiger, in der zu Lebzeiten bewohnten Hütte. Bei den Bamum

wird der Verstorbene senkrecht eingegraben und über den Kopf ein Tongefäß gestülpt. Ist die Verwesung eingetreten, wird der Schädel fortgenommen und in einem besonderen Hause aufbewahrt (6). Die Musgu und Marghi bauen über den Gräbern sorgfältig ausgeführte Gewölbe, auf die sie Baumstämme und einen irdenen Topf legen (17). Außerordentlich pietätvoll bestatten die Mandara: „Den Toten hat man eine gemeinsame Ruhestätte angewiesen. In schön ausgerichteten Reihen folgen sich die runden und mit sauberer Mauereinfassung versehenen Grabhügel von 0,5 m Höhe und 1,5 m Durchmesser; darauf zerschlagene Gefäße kennzeichnen den Ort und seine Bestimmung" (2).

Daraus geht hervor, daß auch Speisen mit ins Grab gegeben werden. Von einer Reihe von Stämmen wird das berichtet; auch Waffen und Hausgeräte werden mitgegeben (bei den Makari u. a.).

Einige Bantu- (die Bakoko und Bakundu) sowie Bantu-Sudan-Stämme westlich des Mbam gehen noch weiter: Weiber und Sklaven müssen ihren Herrn begleiten. Was wir oben von den Yaunde gehört, ist vielleicht auch zum Teil auf Rechnung dieser Menschenopfer zu setzen.

Damit kommen wir auf den Kannibalismus, d. h. die Menschenfresserei zu sprechen. Er ist viel verbreiteter, als man noch bis vor kurzem geahnt hat; anderseits ist er zurzeit bereits im Rückgang begriffen. Nachgewiesen ist er nunmehr bei fast allen Bantustämmen, sowie bei einer ganzen Reihe Sudannegervölkerschaften (Baia, Wute, Bati, Kabo, Bafum, Tukum Muntschi u. a.). Die Duala haben noch zur Zeit der Besitzergreifung Kameruns durch die Deutschen, also 1884, ganz ungescheut ihm gehuldigt (27). Und bereits 1730 berichtet der englische Hauptmann Snelgrave: „daß die Menschenfresserey bey einem Volke, Namens Acquas" (der heutige Dualastamm der Akwa?) „und bei den angräntzenden Kamerones gar gewöhnlich" sei. Die Maka, ein Bantustamm (siehe Abb. S. 135), mästen geradezu Menschen für diese Mahlzeiten; der gleiche Stamm verkauft sogar zu diesem Zweck die Eltern, wenn sie alt und arbeitsunfähig geworden sind. Ngila, der einst vielgenannte Häuptling der Wute, ließ bisweilen, über den Mißerfolg eines Sklavenraubzuges ergrimmt, Hunderten von Haussahändlern die Köpfe abschlagen und seinen Leuten das Fleisch der Gemordeten zum Festmahl richten (20).

Auf die sonstigen Sitten hat übrigens der Anthropophagismus keinen nachteiligen (etwa vertierenden) Einfluß; Zintgraff, der uns diese Tatsache von den Batom berichtet (36), meint: „Im übrigen sind die Leutchen von so gutmütigem, friedfertigem Charakter, daß, wenn es mir einmal beschieden sein sollte, in einen afrikanischen Kochtopf zu wandern, ich mir die Batom wählen würde."

Und nun noch zu den rein religiösen Vorstellungen selbst. Hier ist der Gegensatz natürlich ganz klar und einfach — und auch am schroffsten: Mohammedaner und Heide, Koran und Fetisch (um bei dieser eingebürgerten Bezeichnung zu bleiben).

Uns kann hier nur das heidnische Element beschäftigen — der Islam ist durch den Koran bekannt.

Und nachdem wir diesen als ausgeschaltet betrachten, müssen wir den Unterschieden gerecht werden, die in dieser Beziehung zwischen dem Bantu- und Sudanneger bestehen, hervorgerufen einerseits durch die an sich höhere kulturelle Stufe, die der letztere einnimmt; anderseits ist die Berührung mit dem über einen ungleich weiteren geistigen Horizont ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fügenden Mohammedaner nicht spurlos an ihm vorübergegangen; ja es sind manche der besonders gut entwickelten Sudanheidenstämme sogar weit aufgeklärter zu nennen als der stockfanatische echte Islamit, in unserem Kamerun repräsentiert durch den Fulbe und die allenthalben im Lande herumziehenden religiösen Agitatoren des Ordens der Sſenússi (in Abschnitt VI, S. 165).

Es ist für den Europäer sehr schwer, über die Religion bestimmte, zusammenhängende Angaben zu sammeln, so daß auf ihnen ein gewisses religiöses System aufgebaut werden könnte. Zum Teil liegt das in der mangelhaften Beherrschung der Sprache und namentlich des Gedankenganges eines Negerschädels, zum Teil darin, daß die Eingeborenen sichtlich ausweichende, verlegene Antworten geben,

Ahnenkult der Pangwe (Beisetzung der Schädel der Familienangehörigen).
(Nach Photographie von Teßmann; Pangweexpedition.)

zum guten Teil aber auch darin, daß ihnen vielfach selbst klare Vorstellungen ganz fehlen. Nur ein verschwindend kleiner Teil des Volkes besitzt die Fähigkeit, über solche metaphysische Dinge nachzudenken; die große Masse sieht und besitzt von und in den religiösen Handlungen usw. nur die Äußerlichkeiten. So liegen wohl zahlreiche bruchstückweise Beobachtungen und Angaben vor; aber ein vollständiges System und voller Einblick in die religiösen Anschauungen der Heiden ist uns bis jetzt noch nicht möglich.

Der Bantuneger steckt noch ganz und gar im Fetischismus, der Sudanneger hat sich ein gut Stück daraus herausgearbeitet.

Bei den Bantu lassen sich im allgemeinen zwei Gottheiten erkennen, die das gute und böse Prinzip vorstellen.

„Die Pangwe jedoch glauben" (nach Teßmann) „an einen einzigen Schöpfer, zu dem die Seelen wieder wie zu ihrem Vater zurückkehren und zwar nach einer Art von Zwischenaufenthalt. Aber auch dort bleiben sie nicht immer; nur zu einem zweiten längeren schönen Leben. Nach einiger Zeit, wenn sie dort alt geworden sind, werden sie von ‚Nsámbe', so nennen sie Gott, sozusagen zum Himmel herausgeworfen. Dann fallen die Seelenleichen zur Erde und werden von den Termiten aufgefressen. Diese Ahnenseelen führen das Geschäft Nsámbes weiter. Ihnen wird ein Kult gewidmet, damit sie sich verpflichtet fühlen wollen, Gutes zu tun." (Das scheint der unklare Übergang zu der Anschauung vom guten Prinzip [„Ngi" genannt; zugleich Symbol des Feuers] und des bösen [„Sso" genannt] zu sein?)

Der hiermit zum Ausdruck kommende Ahnenkult, wobei die Ahnenseelen bald Gutes, bald Böses stiften und schicken können (und so eben den Dualismus ergeben), ist der Hauptsache nach wohl die Grundlage der religiösen Anschauungen der Bantu- und Sudanheiden. Die Angst vor den Verstorbenen beherrscht alle religiösen Vorstellungen (27). Die bei den Totentänzen vorgehaltenen Gesichtsmasken (siehe oben) sollen wohl ursprünglich Abbildungen der Verstorbenen vorstellen; bei manchen Stämmen sind daraus die Toten selbst geworden.

Auch das, was man gewöhnlich als Fetisch bezeichnet: aus Holz geschnitzte menschliche Körper, sind ursprünglich wohl nichts als Ahnenbilder. Über das, was man streng genommen unter Fetischismus versteht: Anbetung eines formlosen Idols (Topf, Holzstück, Stein u. dgl.) ist auch der Bantu Kameruns bereits hinaus. Die Form der Darstellung der Fetische, vielfach mit erigiertem Penis, sowie die S. 130 erwähnten Penisfutterale lassen an rudimentären Phalluskult denken. Bei vielen Sudanstämmen finden sich keinerlei bildliche Darstellungen, bei manchen überlebensgroße; die Bantu haben sie ausnahmslos. Meist werden ihnen eigens dafür Häuschen, bei den betreffenden Sudanstämmen große Häuser errichtet. Bisweilen findet man diese Fetische mit Blut beschmiert (Menschenopfer?).

Die gleichfalls schon bei den Totentänzen erwähnten Tierköpfe lassen an den Glauben an eine Seelenwanderung denken. Auch in manchen Märchen kommt das zum Ausdruck; so kommen bei den Banjang die Verstorbenen bisweilen als Vögel wieder (23); in der Vorstellung der Bakwiri liegt dieser Glaube gleichfalls verborgen (27). Damit zusammenhängend wohl ist der Glaube vieler Stämme, daß sich einzelne in Tiere verwandeln und so ihren Nebenmenschen schaden können. Von den Makari haben wir das oben (S. 122) gehört. (Und die Forscher und Verwaltungschefs wissen davon zu erzählen, wie viel Palaver dieser Aberglaube schon veranlaßt hat.)

Von Hexen und Nixen wimmelt es natürlich geradezu in den Vorstellungen, namentlich der Bantu. Dagegen, sowie gegen die in Tiere verwandelten Menschen — was alles zusammen zugleich wieder zum „bösen Geist" im Negerschädel wird — helfen Amulette der verschiedensten Art, Weihgeschenke usw.

Mit diesem Verwandlungs- und wohl auch Seelenwanderungsglauben sicherlich in Zusammenhang stehend ist der sogenannte Totemismus, der sich fast bei allen Naturvölkern findet.

Der Mensch einer ältesten Vergangenheit betrachtete zweifellos die Tiere als ihm ähnliche Wesen, und wie er alles beseelte, so auch diese. Manche Tiere aber haben die des Menschen übersteigende Kräfte, werden ihm also zu einer Art höherer Wesen. Der nächste Schritt: der Mensch erhebt das Tier zu seinem Ahnherrn. Später werden daraus heilige Tiere. Wieder ein weiterer Schritt: Verwandlung der Tiere in Menschen und umgekehrt. Siehe unsere Märchen, die der Neger und der Indianer, bei denen solche heilige Tiere „Totem" genannt wurden.

Sehr ausgeprägt findet sich dieser Glaube nach Mansfeld bei den Kreuzflußstämmen, also Bantu. Er berichtet von Totemfischen, von einer heiligen Flußpferdherde u. a. (25).

Geradezu wohltuend berührt unter diesem tollen Wust von Aberglauben die religiöse Vorstellung, die sich die Marghi von dem höchsten Wesen machen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder genauer, von seiner Kultstätte: in heiligen Hainen. Es sind dichte, mit Graben und niedrigem Wall umgebene und vom übrigen Wald abgesonderte Teile desselben, und in dem am üppigsten aufschießenden und am weitesten sich ausbreitenden Baume ist der Sitz des höheren Wesens.

„Es ist dies", wie Barth, der uns zuerst davon berichtet (17), bemerkt, „eine überaus interessante Erscheinung, welche diese Heidenvölker im Herzen Zentralafrikas mit den zivilisierten, noch heute von uns in ihren Kunstwerken bewunderten heidnischen Völkern der alten Welt in die engste Verbindung setzt; dieselbe Stufe roher Naturverehrung, auf welcher ehevor die Hellenen standen."

Die heiligen Pfähle, wie wir sie bei den Bali kennen gelernt haben (S. 132), und die auch die Musgu, die Stämme des Benuëgebietes und andere Sudanvölker haben, sind vielleicht Überbleibsel des „Haines"; auf jeden Fall sind sie aber lediglich Symbole und keine Fetische.

In das Kapitel der Naturverehrung dürfte vielleicht auch die abergläubische Scheu der Eingeborenen vor gewissen Seen — nicht allen, und darin liegt gerade die Berechtigung der Vermutung — gehören: so des Totensees am Kreuzfluß (25, siehe S. 29), des Ndü- und Mauwesees in Südwestadamaua (siehe S. 32).

Natürlich spielt auch die uralte Frage der Menschheit nach dem „Wie" der Entstehung der Welt und des Menschengeschlechtes eine große Rolle in den Religionsagen der Neger. Und ebenso natürlich ist es, daß auch da die verworrensten, kindlichsten Anschauungen herrschen.

Ähnlichkeit mit dem jüdischen Schöpfungsbericht hat die Genesis der Bakoko: „Es lebte zuerst Olulóme, ein schwarzer Mann, auf der Erde. Es gab keine Menschen und keine Tiere damals. Olulome hatte Langeweile, und so fiel ihm ein, Menschen zu machen. Er machte sie, wie er selbst war, aus Erde; und weil es noch kein Wasser gab, nahm er von seinem Blute. Dann machte er Tiere, damit die Menschen zu essen hätten. Er belehrte sodann die Menschen, und dann ging er fort und kein Mensch hat ihn mehr gesehen. Er weiß aber alles, was die Menschen tun" (v. Schkopp in 6).

Olulome ist also der Schöpfer. Die Fangstämme nennen ihn Nsambe. Also der Name für Gott. So viel Stämme, so viel Namen. Bei den Duala heißt er Niéngo (der gute Geist) und Múngo (der böse Geist); bei den Bakwiri Lóbe und Mukásse; bei den Kreuzflußstämmen Obáschi. Die Bali nennen ihn Nikóp, die Stämme des Benuëtals Dodó, die Marghi Fété, die Musgu Sáfi. Auch bei den Menschen mit dunkler Haut gilt das Faustsche Bekenntnis: „Wer kann ihn nennen; Name ist Schall und Rauch." — —

Versuchen wir das wenige Abstrakte, das sich aus dem konkreten religiösen Wirrwarr mit Sicherheit ziehen läßt, zusammenzufassen.

Ein höheres, übernatürliches Wesen existiert; seine Vorstellung aber ist unklar: bald ist es „der gute", bald „der böse Geist", bald „die Verstorbenen".

Daraus geht hervor, daß auch der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode vorhanden ist.

Dieses übernatürliche Etwas wird meist als bös, als feindlich gedacht. Anderseits gibt es Zeremonien, mittels welcher von diesem — wir wollen es „Numen" nennen — von diesem Numen Segen erfleht wird. Also: „Der dualistische Riß, welcher durch die ganze physische und moralische Erscheinungswelt hindurchgeht", geht auch durch das religiöse Bewußtsein dieser Völker. „Beim höher stehenden Menschen hat er sich zu den Begriffen ‚Gott' und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

‚Teufel' mit ihren verschiedenen Eigenschaften und Attributen, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammnis entwickelt; bei dem auf Kindesstufe heißt er lediglich: guter und böser Geist. Für diesen aber wie für jenen hat in beiden Fällen zum Modell gedient der Mensch: Gott und guter Geist ist der verbesserte, Teufel und böser Geist ist der verschlechterte Mensch, d. h. der Mensch mit übermenschlich gedachten positiven, beziehungsweise negativen Kräften und Leidenschaften.

Daß bei den Naturvölkern Kameruns überwiegend das böse Prinzip in der Vorstellung herrscht und der Kult, soweit von einem solchen die Rede sein kann, sich mit Abwendung seiner schädigenden Emanationen beschäftigt, ist psychologisch aus ihrem kindlichen Begriffsvermögen erklärlich, ja selbstverständlich. Seien wir ehrlich: unsere Bitten haben, streng genommen, alle den unausgesprochenen Nachsatz: ‚und verschone uns vor dem Übel'."

VI. Unter deutscher Flagge.

a) Ausbau und Entwicklung.

Wir knüpfen an die im ersten Abschnitt skizzierte Geschichte der Erwerbung Kameruns an (S. 5).

Nach erfolgter Besitzergreifung handelte es sich darum, die entsprechende Form der Verwaltung zu finden. Das Reich dachte sich dieselbe anfänglich als eine Art selfgovernment der ansässigen Handelshäuser unter deutscher Oberhoheit; diesen ihrerseits war es lieber, wenn ihnen die Ausübung der Regierungsgewalt und Verwaltung und damit auch die naturgemäß hiermit verbundenen Kosten abgenommen würden. Aus diesem Grund und infolge der ganz richtigen weiterblickenden Erwägung, daß eine Kolonie nicht nur reines Handelsgebiet sein und bleiben dürfe, und daß die damit gegebenen weiteren kolonialwirtschaftlichen Aufgaben am besten durch staatliche Verwaltung eingeleitet und gefördert würden, erhielt Kamerun einen Kaiserlichen Gouverneur und trat damit in das Verhältnis eines Reichschutzgebietes. (Seinem ersten Gouverneur, Freiherrn v. Soden, wird die Kolonie stets eine dankbare Erinnerung bewahren müssen. Weitschauenden Blickes hat er fast in allem und jedem den Grund zur weiteren Entwicklung gelegt.)

Wie wir aus der Erforschungsgeschichte wissen, war das anfänglich bekannte Gebiet sehr klein, und noch viel kleiner war das tatsächlich beherrschte. Die Verwaltung erstreckte sich anfänglich nur auf das eigentliche Kamerunbecken mit den auf der Joßplatte gelegenen Dualadörfern und einigen verstreuten Faktoreien im Norden und Süden. Hier am Kamerunfluß, auf der Joßplatte, war auch bis 1901 der Sitz des Gouvernements.

Die Umschau und Erschließung im „eigenen Hause" enthüllte — wie wir gleichfalls in der Erforschungsgeschichte sahen — mehr und mehr das Land, die Aufgaben wurden vielgestaltiger, die Wirkungsphäre wuchs. Den erhöhten Ansprüchen gerecht zu werden, mußte der Verwaltungsapparat (im weitesten Sinne) vergrößert und vermehrt werden.

Auch die weiße Bevölkerung des Schutzgebietes wuchs von Jahr zu Jahr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahr	Europäer	Darunter Deutsche
1890 (1. Jan.)	105	65
1896 "	236	161
1899 "	425	348
1905 "	826	738
1909 "	1127	986

Der Staatsangehörigkeit nach verteilen sich diese 1127 Weißen auf 986 Deutsche und Österreicher; 17 Schweizer, größtenteils Missionsangehörige; 46 Engländer, meist Kaufleute; 40 Amerikaner, größtenteils Missionsangehörige. Der Rest stammt aus den übrigen Kulturstaaten (15).

Am dichtesten sitzt die weiße Bevölkerung natürlich an der Küste: über 65 Prozent. Dann kommt Südkamerun, an dritter Stelle das mittlere und nördliche Hinterland (27).

Betrachten wir nun die einzelnen Faktoren, die in ihrer Gesamtheit, in ihrem Zusammenwirken zur Schaffung dessen berufen sind, was man unter einer ertragreichen überseeischen Besitzung verstehen muß. Das Zeug, eine solche zu werden, hat Kamerun; es bedarf nur ziel- und sachbewußter und konsequenter Arbeit, sowie jener Eigenschaft — zu Hause und draußen — die nach Nachtigals Ausspruch „das Geheimnis jeglichen Erfolges in Afrika in sich birgt: der Geduld."

Es sind ihrer drei*): 1. Verwaltung (im weitesten Sinn), 2. wirtschaftliche Unternehmungen, 3. Handel.

1. Verwaltung.

An der Spitze der Kolonie steht der Gouverneur, der, dem Kolonialamt verantwortlich unterstellt, als Chef der gesamten Verwaltung die zivile und militärische Gewalt in seiner Hand vereinigt. Regierungsitz ist Buëa. Ihm zur Seite steht, gegebenenfalls als stellvertretender Gouverneur, der erste Referent. Eine mit Beamten (Referenten, Finanzdirektor, Zolldirektor, Assessoren, Revisoren, Sekretären usw.) reichlich ausgestattete Zentralverwaltung befindet sich gleichfalls am Regierungsitz. Unter ihr arbeiten die Lokalverwaltungen, deren wichtigste Posten die Bezirksämter, selbständigen Regierung- sowie Militärstationen und Residenturen (siehe Karte) sind. Ferner sind an zivilen Einrichtungen noch zu nennen: die Justizverwaltung, das Post- und Telegraphenwesen, die Landkommission, Arbeiterkommissare, Forst- und Landwirtschaftswesen, Sanitätswesen, Berg- usw. Wesen, Bau- und Wegeamt, Eisenbahnkommissariat, Unterrichtspflege und, als jüngste Verwaltungseinrichtung, die 1909 eingeführten Kautschukinspektionen zur Abstellung des

*) Ausführliche Angaben, jährlich auf dem laufenden erhalten, finden sich in den verschiedenen sogenannten „Kolonialen Jahrbüchern", im „Kleinen Kolonialatlas", sowie in dem vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee alljährlich ausgegebenen „Kolonial-Handelsadreßbuch". — Eingehende Mitteilungen über alle Einführungen und Vorkommnisse, sowie über die gesamte Entwicklung des Schutzgebiets bringen die alljährlich vom Kolonialamt ausgegebenen Denkschriften, die an Umfang stetig zunehmen (1891 war Kamerun mit ein paar Seiten erledigt; in der zuletzt ausgegebenen über das Verwaltungsjahr 1908/09 beansprucht es 134 Seiten).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gummiraubbaus, Belehrung der Eingeborenen und Anlage von Ersatzpflanzungen. Zur Aufrechthaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit, zur Erzwingung der Anerkennung deutscher Herrschaft sind bestimmt die Polizei- und die Schutztruppe.

Diese beiden Exekutivmittel der Regierung setzen sich, wie folgt, zusammen:

Die Polizeitruppe ist 2 weiße Offiziere, 10 bis 12 weiße Unteroffiziere und 550 Mann farbige Polizisten stark. Sie findet in den Gebieten mit Zivilverwaltung Verwendung, in kleinen Abteilungen, auch einzeln bei den verschiedenen Verwaltungsbehörden und -sitzen stationiert. Eine Neuorganisation steht bevor.

Die Schutztruppe repräsentiert die militärische Macht des Landes. Ihre Stärke beträgt 154 Europäer (darunter 1 Kommandeur, 11 Hauptleute, 33 Oberleutnants und Leutnants, 15 Militärärzte) und 10 Kompanien zu rund 125 Mann farbiger Soldaten, dazu einige Batterien Maschinengewehre und Gebirgsgeschütze. Das Kommando der Schutztruppe befindet sich in Soppo, eine halbe Stunde unterhalb Buëa. Die geschlossenen Kompanien, nebst Batterien — diese auch zug- und geschützweise verteilt — bilden die Besetzung der Militärstationen und der beiden Residenturſitze; verschiedene Posten sind detachiert. Eine Kompanie steht in Duala, zwei in Soppo. Die in Deutsch-Bornu liegenden Abteilungen werden beritten gemacht. Die Schutztruppe rekrutiert sich aus im Ausland angeworbenen Sudanesen, Liberianern (Wei), Haussa und aus Angehörigen eingeborener Stämme (vorwiegend Yaunde und Bali).

Die Art der Verwaltung ist in den verschiedenen Teilen der Kolonie — entsprechend der so verschieden gearteten und auf so verschiedenen politischen und kulturellen Stufen stehenden Bevölkerung mit verschiedenem Glauben — keine einheitliche.

Wo Bezirksämter und selbständige Regierungstationen bestehen — an der Küste und in küstennahen Gebieten, sowie vollkommen befriedeten Landschaften — ist die Verwaltung eine ausgedehnte: Aufrechthaltung der Ordnung, Durchführung der Gouvernements- usw. Verordnungen, Wegebau, eventuell Erhebung der Steuern (siehe S. 148), Schutz der Unterdrückten (Abschaffung der Giftordale, Menschenopfer usw.), Entscheidung bei Streitigkeiten. Die eingesetzten Eingeborenenschiedsgerichte haben sich gut bewährt. Die Häuptlinge hat man als solche belassen. Rechtsprechung (mit Berufungsmöglichkeit) findet statt über Weiße und Eingeborene. Die Besitzverhältnisse werden geregelt, Grundbücher angelegt. Das Bodenrecht wird in folgender Weise gehandhabt: Vorbehaltlich der Eigentumsansprüche usw., welche Private, Häuptlinge, unter den Eingeborenen bestehende Gemeinwesen usw. besitzen, ist alles Land als herrenlos Kronland, das vom Gouvernement verkauft oder verpachtet werden kann.

In den Gebieten mit Militärstationen besteht gleicher Verwaltungsmodus, oder es wird solcher angestrebt. Gebietsteile, in denen eine Sicherheit den Weißen noch nicht gewährleistet werden kann, werden zeitweise gesperrt. Ausgesprochene Rechtsprechung und Besitzreglung wie oben unterbleibt vorerst noch, Einführung von Steuern und Abgaben ist geplant.

In den mohammedanischen Staaten Adamaua und Deutsch-Bornu besteht je eine Residentur. Vorerst hat man so ziemlich alles beim alten ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen; an Stelle des Emirs von Yola ist als Oberherr die deutsche Regierung getreten (vgl. S. 81). Ihr sind die Vasallenstaaten (1903 in Adamaua noch vierundsechzig) tributpflichtig. Auch die Heidenstämme müssen Abgaben zahlen. Man versucht diese allmählich in größere Verbände unter Häuptlingen zusammenzufassen, denen gegenüber dann der Verwaltungsmodus der Militärstationsgebiete Platz greifen soll. Eine Einmischung in die innere Angelegenheit der Lamidate erfolgt nicht; in Streitfällen zwischen den Herrschern soll ein Eingeborenenschiedsgericht unter Vorsitz des Residenten entscheiden. Die wichtigste Aufgabe ist zunächst, die Raubzüge und Sklavenjagden der Fulbefürsten zu unterdrücken (27).

Das Post- und Telegraphennetz ist ziemlich ausgedehnt; dreißig Postagenturen sind eingerichtet. Der Telegraph reicht bis Jaunde und geht

Schutztruppenkommando Soppo.
(Nach Photographie von Lohmeyer.)

natürlich mit den Bahnen ins Innere. Die Zahl der Telegraphenanstalten beträgt sechzehn. Duala ist durch ein Unterseekabel mit Bonny (auf New-Calabar, englisch) verbunden und damit an den Weltverkehr angeschlossen.

Die Post- und Schiffsverbindungen mit der Heimat sind gut und reichlich. Die Woermannlinie unterhält einen durchschnittlich vierzehntägigen Verkehr mit Deutschland; die Ostafrikalinie läuft monatlich mindestens einmal Kamerun an, und überdies besteht eine dreiwöchentliche Verbindung zweier englischer Linien mit Europa. Die Post nach der Südostecke geht über den Kongo, die nach Garua und nördlich davon auf dem Benuë. Den lokalen Küstenverkehr vermitteln zwei Gouvernementsküstendampfer. Zahlreiche Landbotenposten sind eingerichtet.

Eine wichtige Beamtenkategorie sind die Land- und Arbeiterkommissare.

Erstere haben darüber zu wachen, daß die Eingeborenen bei den immer mehr sich ausdehnenden Privatunternehmungen (Plantagen, Bahnbauten usw.) nicht hinsichtlich Grund und Boden benachteiligt werden. Es sind ihnen sogenannte Reservate vorbehalten, derzeit für jede Familie mit zehn Köpfen 2 ha zu Feldbau geeignetes Land. Die Arbeiterkommissare haben die geordnete Anwerbung, sowie Behandlung, Verpflegung und Auszahlung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seitens der verschiedenen privaten Unternehmungen (Plantagen, Handel usw.) benötigten Arbeiter zu überwachen.

Eine Reihe von Verordnungen war und ist nötig gegen die oft geradezu schamlose Ausbeutung der Eingeborenen seitens der Europäer. So sind 1908 endlich die wichtigen Verordnungen betreffend Regelung des Trägerwesens, der Lohnauszahlung in Bargeld und der Wandergewerbescheine in Kraft getreten.

Der Hebung, oder richtiger, Anbahnung land- und forstwirtschaftlicher Arbeit wird viel Aufmerksamkeit geschenkt.

Der erste Gouverneur v. Soden bereits hat in Viktoria einen botanischen Garten ins Leben gerufen, der allmählich zu einer „Versuchsanstalt für Landeskulturen" erweitert wurde. Auf Anregung des kolonialwirtschaftlichen Komitees haben die verschiedenen Stationen Versuchsgärten angelegt, und das ist nunmehr Verwaltungsmaßregel geworden. (Eingehende Berichte hierüber enthält die Denkschrift.)

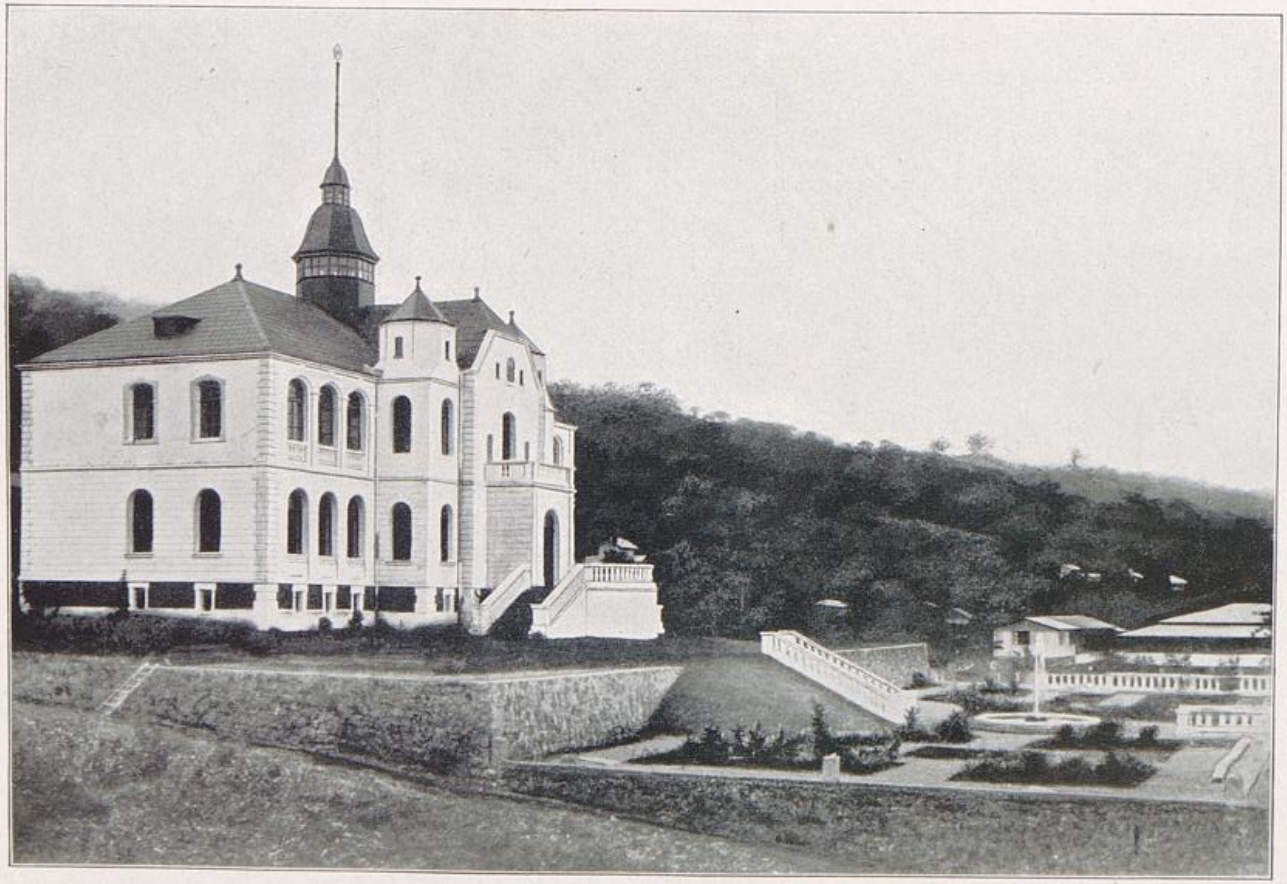
Zur Hebung der Viehzucht befindet sich in Buëa ein Stock Allgäuer Vieh — die Sennerei liefert Milch, Butter, Käse —, und an geeigneten Punkten der Hochlandabdachung (Manenguba-, Bakossilandschaft, u. a.) sind landwirtschaftliche Versuchstationen errichtet (so Dschang, Jaunde u. a.), auf denen deutsches Zuchtvieh eingestellt ist zur Kreuzung mit dorthin verbrachten Adamauabuckelrindern. Nach Dominik wird die Gefahr der Tsetsefliege überschätzt, und manches Verkommen und Eingehen der Tiere setzt er auf das Konto schlechter Pflege (20).

Die Erforschung der Urwälder auf botanische Zusammensetzung und Nutzholz ward durch eine 1908 ausgesandte forstbotanische und forstwissenschaftliche Expedition begonnen. Sie stellte die Möglichkeit lukrativer Holzgewinnung fest: auf den Probeschlagflächen von je $^1/_2$ ha wurden durchschnittlich siebzig Holzarten und an exportfähigem Holz auf $^1/_2$ ha Hochwald durchschnittlich 334 fm, auf $^1/_2$ ha Buschwald (vgl. hierzu S. 43) 232 fm festgestellt (11). Jegliche Holzverwertung steht und fällt natürlich mit dem Vorhandensein guter Verkehrstraßen (Wasserläufe und Bahnen). Eine weitere Spezialexpedition (botanisch-zoologisch) in Nordkamerun, gleichfalls 1908/09, hat außer reichen Sammlungen auch pflanzenwirtschaftliche Ergebnisse mit nach Hause gebracht.

Eine geologische Expedition hat jüngst die verschiedenen Fundstellen von Mineralien, Metallen, Bitumen usw. eingehender Untersuchung unterzogen. Glimmer, Salz, Kohle, Petroleum, Gold, Zinn sind da und dort im Schutzgebiet gefunden worden; der Petroleumbohrungen geschah bereits S. 26 u. f. Erwähnung. Ob einzelne Produkte abbauwert sind, ist bis jetzt noch nicht endgültig festgestellt.

Die Bautätigkeit war stets eine rege. In Duala, Edea, Buëa, Kribi usw. entstanden wahre Paläste; auch im Innern ward viel und in großem Stile gebaut. Dazu traten und treten Hafenanlagen, Kaibauten, Landungsbrücken usw. in Duala und Viktoria; reguläre Anlage der Küstenorte mit Straßenzügen, Anlage und Verbesserung der Hafen- und Seezeichen, Baggerarbeit vor Duala u. a. m. 1905 hat Woermann ein Schwimmdock nach Duala gebracht, das Schiffe bis 1200 t aufnehmen kann und stark benutzt wird. Auch der regen und sehr sachgemäßen privaten Bautätigkeit muß gedacht werden.

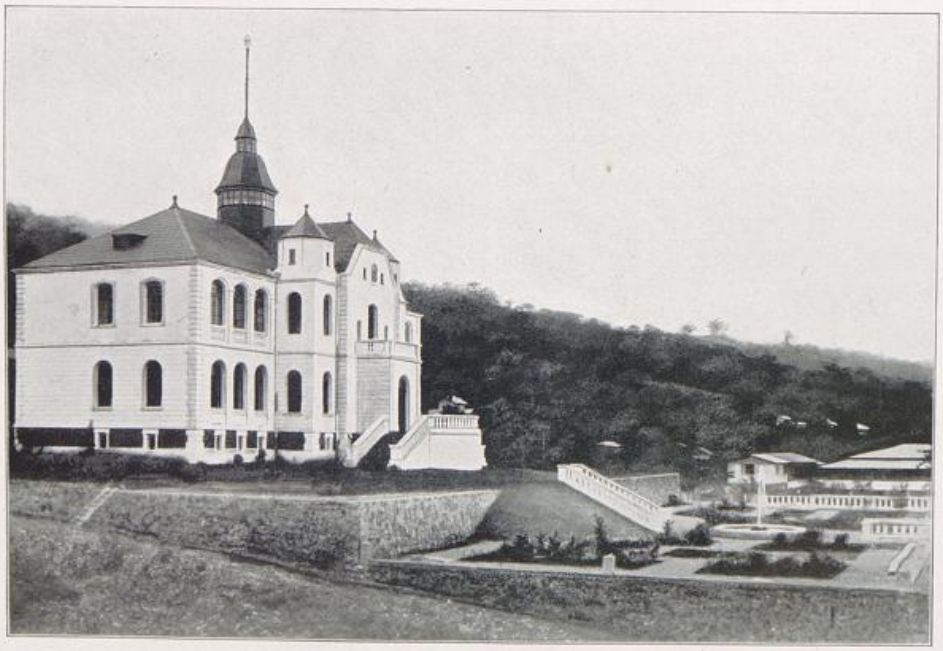
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Haus des Gouverneurs in Buëa.

Nach Photographie der Pflanzungsgesellschaft „Viktoria“.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Haus des Gouverneurs in Buča.

Nach Photographie der Pflanzungsgesellschaft „Viktoria".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seit mehreren Jahren bereits beginnt man auch die wichtigeren Stationen im Innern standfest auszubauen und mit Befestigungsanlagen zu versehen, mit Gräben, Wällen, Mauern, Stacheldrahtzäunen usw. als Annäherungshindernissen, um so Stützpunkte zu schaffen. So sind Dschang, Bamenda, Banjo, Joko, Garua (siehe Abb. S. 36) usw. bereits befestigt, und diese Plätze gleichen ganz und gar den Festen in Südwestafrika.

Außerordentlich wichtig war und ist die Anlage von Verkehrswegen. In den größeren Küstenorten ward da ja bald Wandel geschaffen. Lange aber währte es, bis das auch ins Innere hinein und im Innern geschah. Von den Tagen der Zintgraffschen Expedition an war das erkannt; aber erst im letzten Jahrzehnt wurde diese Aufgabe energisch in Angriff genommen.

Dem Wegebau stellen sich ganz erhebliche Schwierigkeiten entgegen, namentlich im Urwald — erinnern wir uns nur der in Abschnitt IV geschilderten Verhältnisse. Nunmehr führen von der Küste in Nord und Süd gute Reit- und sogar Fahrstraßen bis ziemlich weit in das Hinterland; so von Rio-del-Rey bis Ossidinge, von Viktoria nach Buëa und weiter bis nach Bali, Bamum und Banjo u. a. Die bestausgebaute Straße ist die von Kribi nach Jaunde, die auch die Flußläufe überbrückt und für leichtere vierspännige Lastwagen befahrbar ist. Im näheren und weiteren Umkreis der Stationen haben sich ganze Wegnetze gebildet.

Straße im Bezirk Ebolowa.
(Nach Photographie von Handl.)

Auch die Flüsse werden gereinigt, vor allem der eine wichtige, sehr befahrene Wasserstraße bildende Njong.

Endlich hat man sich auch entschlossen, in Kamerun Eisenbahnen zu bauen. Bis zum Jahr 1905 war die von der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Viktoria" erbaute Schmalspurbahn von Viktoria bis Soppo — reine Pflanzungsfeldbahn — der einzige Schienenweg in der Kolonie (siehe Abb. S. 21). 1905 ward die Kamerun-Eisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft gegründet, ein Privatunternehmen, zu dem aber die Regierung eine Reichsgarantie von 3 Prozent bewilligt hat. Die Bahn — „Nordbahn" ist die offizielle Bezeichnung — geht von Bonaberi (siehe Abb. S. 17) aus, hat eine vorläufige Länge von 151 km und endigt vorerst auf dem Manengubaplateau in Báré (siehe Karte). Sie wird bis Anfang 1911 fertiggestellt sein. Spurweite ist 1 m. Ende 1909 waren 108 km eröffnet (Endstation Lum); bereits werden Waren und Landesprodukte befördert.

Im Mai 1909 ist die Kolonialeisenbahnvorlage vom Reichstag bewilligt worden und damit eine weitere Bahn in Kamerun, die sogenannte „Mittellandbahn". Sie führt von Duala nach Widimenge am Njong. Spurweite 0,60 m; Länge 360 km. Die Strecke Duala—Edea soll bis Frühjahr 1911 fertig sein. Welche weittragende Verkehrsperspektive sich an diese Bahn knüpft, haben wir S. 34 gehört.

Nun zu den sanitären Maßnahmen der Regierung, an denen gleichfalls eifrig und mit Erfolg gearbeitet wird.

Bei der so außerordentlichen Wichtigkeit dieses Momentes für den Wert und die Verwertung eines Landes wollen wir ihm etwas näher treten.

Welche Gefahren drohen denn der Gesundheit, abgesehen von Verwundungen und Unglücksfällen, in Kamerun?

Hierüber gibt man sich in der Heimat vielfach unrichtigen und übertriebenen Vorstellungen hin. Für den Europäer kommen in diesen Gebieten fast nur die drei, den Tropen mehr oder weniger eigentümlichen Erkrankungsformen in Betracht: Malaria mit ihren Folgen, Dysenterie und verschiedene Hautkrankheiten. Dabei darf aber eine scharfe Trennung der Gebiete nicht unerwähnt bleiben: in den Tiefländern der Küste und des Innern finden wir diese drei Krankheitsbilder; in den Hochländern (also auch am Kamerunberg von 900 m an) verliert gerade die schwerste und gefürchtetste Erscheinung, die Malaria, ganz außerordentlich an Heftigkeit und Häufigkeit der Anfälle, ja zeiten- und gegendenweise muß sie als geradezu ausgeschaltet bezeichnet werden. (Als Erreger bzw. Übermittler des Malariakrankheitstoffes wird bekanntlich eine Moskitoart, die sog. Anopheles betrachtet.)

Die Dysenterie, Ruhr, ist stets eine bedenkliche, ernst zu nehmende Erkrankung, sowohl an sich schon, als weil sich zu ihr dann nicht selten ein Fieberanfall gesellt oder auch umgekehrt. Auch unter den Negern herrscht sie und nimmt des öfteren eine epidemische Form an.

Die Hautkrankheiten, die nach Zahl und Häufigkeit ihres Auftretens fast die erste Stelle unter den typischen Krankheiten Kameruns einnehmen, sind anfänglich ja wohl weit weniger gefährlich als Fieber und Ruhr, aber noch peinigender als diese und können schließlich bei ihrer Hartnäckigkeit, bei der durch sie hervorgerufenen Schlaflosigkeit und Nervosität immerhin leicht Geneigtheit für schwere Erkrankungen schaffen.

Und nun zur berüchtigten Malaria.

„Von jeher war das Klima der westafrikanischen Küste gefürchtet; zahlreiche Opfer hat seine todbringende Tochter, das Fieber, gefordert. Gewiß sind die Stromgebiete des Senegal und Gambia, die ganze Guineaküste von Sierra Leone bis hinunter zum Kap Lopez, das Kongobecken die berüchtigtsten Malariaherde in Afrika, gewiß geht alljährlich ein hoher Prozentsatz der Weißen draußen zugrunde — und doch braucht die Malaria nicht in der Weise gefürchtet zu werden, wie es geschieht. Denn bei ruhiger, sachlicher Betrachtung müssen wir uns fragen, ob wirklich alle, die draußen sterben, Opfer des Klimas sind? Und darauf muß die ehrliche Antwort lauten: Nein.

Sehen wir doch erst einmal zu, aus welchem Material sich die Europäer an der Küste rekrutieren?

Einen Teil bilden solche, welche die Bedingungen zur Existenz schon in der Heimat nicht erfüllen. Sie sind Todeskandidaten bereits vor ihrer Ankunft in Afrika. Dann haben wir es mit solchen zu tun, welche zwar vermöge ihrer Konstitution die Verpflanzung in den fremden Boden gut vertragen, aber ihren Leidenschaften ungezügelten Lauf lassen und sich systematisch zugrunde richten; und wir werden stets Leute als Märtyrer des Klimas genannt hören, die nur an ihren Leidenschaften zugrunde gegangen sind. Endlich erst sind die aufzuführen, welche trotz einer tüchtigen Konstitution, trotz eines vernünftigen angemessenen Lebens allein dem Krankheitscharakter des Landes zum Opfer fallen.

Die Zahl dieser Leute ist es allein, welche bei der Betrachtung der Sterblichkeitstabellen Berücksichtigung verdient; und wenn wir die ersten zwei Kategorien von der ganzen Summe abziehen, wird sie niedrig genug ausfallen. Sie würde sich aber noch mehr vermindern lassen, wenn die Prinzipien einer gesundheitsgemäßen Lebensweise in den Tropen allgemein bekannt und auch beachtet würden."

So urteilte Mitte der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts bereits ein deutscher Arzt, ein Mitglied der Loangoexpedition, Dr. Falkenstein.

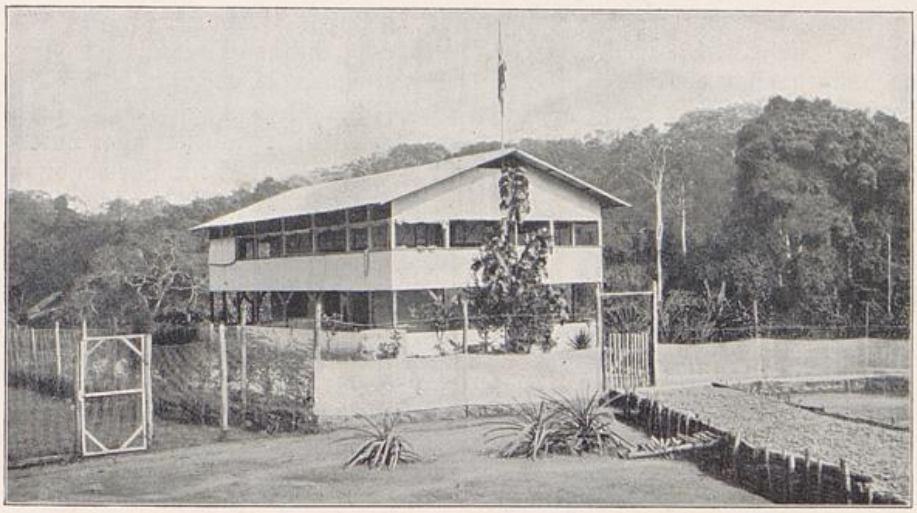
Die Erkenntnis des Wertes gesundheitgemäßer Lebensweise hat sich immer mehr (leider immer noch nicht in allen Kreisen) Bahn gebrochen; reiche ärztliche Erfahrungen wurden im Laufe der Jahre gesammelt, sanitäre Einrichtungen und Sanierungen (Abholzung, Trockenlegung von Morästen als den Brutstätten der Moskito usw.) allenthalben geschaffen — die ganze bauliche Tätigkeit im weitesten Sinne ist eigentlich nichts anderes als eine weitere sanitäre Maßregel —: und so sind die Krankheits- und Sterblichkeitsziffern ganz bedeutend zurückgegangen.

Der Regierungsarzt Dr. Plehn beobachtete unter den Angestellten in Duala für die ersten sechs Monate 1896 noch 123 Malariafälle; diese gingen bereits 1897 auf 93 und 1898 auf 37 zurück. Die miteingerechneten Schwarzwasserfieber (die schwerste Form der Malaria) betrugen 1896 für den gleichen Zeitraum 11, im Jahre 1897 6 und 1898 nur 2. Nach den Denkschriften (15) starben an tropischen Krankheiten bei einer weißen Bevölkerung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von	im Jahre	
710	1903	25
826	1904	28
896	1905	15
1010	1906	15
1128	1907	21
1127	1908	15

An ärztlichem Personal waren im Jahre 1908/09 7 Regierungs- und 15 Schutztruppenärzte vorhanden. Außerdem verfügen einige Missionen unter ihren Angestellten über geschulte Ärzte. Krankenhäuser befinden sich in Duala, Viktoria und Kribi. Auf der den frischen Meereswinden voll ausgesetzten



Faktorei Tinto der Gesellschaft „Nordwestkamerun".
(Nach Photographie der Gesellschaft.)

Halbinsel Suelaba ist ein Seesanatorium erbaut (Besuchszahl jährlich 44 bis 112 Weiße). Große sanitäre Bedeutung an der ganzen Westküste hat Buëa: frisches, gesundes, fieberfreies Klima; kühles klares Gebirgswasser spendet die Natur; für die Milchkur, die in der Rekonvaleszenz nach Malaria so segensreiche Folgen hat, ist die Molkerei mit dem Algäuer Vieh zur Stelle usw. Die außerordentlich gesunde Lage dieses Ortes war auch der Grund der Verlegung des Regierungsitzes von Duala dorthin. Mehrere private Unternehmungen, in erster Linie die katholische Mission und die großen Gesellschaften, haben gleichfalls sehr viel für sanitäre Maßnahmen getan. So hat erstere Höhenerholungsorte (Engelberg am Kamerunberg u. a.) angelegt; von letzteren z. B. die Gesellschaft „Nordwestkamerun" auch ihre weiter im Innern gelegenen Faktoreien hygienisch und komfortabel ausgebaut (siehe Abbildung).

Eine Reihe der getroffenen sanitären Maßnahmen kommen auch den Eingeborenen zugute, insbesondere die baulichen; so die Trockenlegung des Sumpfes bei Viktoria, die Kai- und Baggerarbeiten am Fuße der Joßplatte in Duala, drüben bei Bonaberi u. a.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Direkt der Hygiene der Eingeborenen dienen die Polikliniken der Krankenhäuser in Duala, Viktoria und Kribi, in denen im Jahre 1907/08 nicht weniger als 12 000, beziehungsweise je 3000 Neger Behandlung (meist ambulatorisch) fanden. Solche Polikliniken sind auch auf manchen Innenstationen eingerichtet, so in Ebolowa u. a. Schutzimpfungen gegen die so häufigen Pocken werden vorgenommen, und mit Eifer wendet man sich dem Studium der den Negern eigentümlichen Krankheiten (vgl. S. 74) zu: der Lepra, der Schlafkrankheit, deren Erreger die Tsetsefliege sein soll, und der Malaria.

Die kulturelle Lage der Neger soll — abgesehen von den auch ihnen mittelbar zugute kommenden oben erörterten wirtschaftlichen Bestrebungen — gehoben werden durch die Errichtung von Schulen. In engstem Zusammenhang damit stehen die Missionen.

Derzeit bestehen vier Regierungschulen: in Duala, Viktoria, Jaunde und Garua. Außerdem arbeiten, privat, zahlreiche Missionschulen. Die von mohammedanischen Mallem geleiteten Koranschulen in Adamaua hat die Regierung mit Recht belassen. Der Kursus der Regierungschulen dauert sechs Jahre; die Schüler werden im Deutschen, Lesen und Rechnen unterwiesen, so daß sie als Unterbeamte, Hilfslehrer und Faktoristen Verwendung finden können. Regierungs- und Missionschulen zusammen hatten im Jahre 1908/09 an zwanzigtausend Schüler (15). Sehr wichtig sind die Handwerkerschulen, die die Regierung in Duala und Buëa zur Ausbildung von Handwerkern unterhält.

Auch in dieser Richtung greifen die Missionen unterstützend ein, insbesondere die katholische und die Basler Mission.

Außer diesen beiden, von denen erstere — der Kongregation der Pallotiner angehörend — zehn, letztere zwölf Stationen besitzt, sind noch zwei evangelische Missionen, die deutsche Baptistenmission und die amerikanische presbyterianische Mission, im Schutzgebiet tätig.

Finanzen:

Die Einnahmen des Schutzgebietes bilden die Zölle, Lizenzgebühren, Hafenabgaben, Strafgelder verschiedener Art, Gerichtsgebühren usw., Erträge der verschiedenen Verwaltungsanordnungen (Kopfgelder, Jagdscheine, Krankenhaus- und Werkstättenbetrieb, Gewerbescheine usw.) und seit jüngster Zeit die Steuern.

Weitaus die erheblichsten sind die Zolleinnahmen. Ein Zollamt besteht in Duala; Nebenzollämter sind an verschiedenen Plätzen, und außerdem werden nach Bedarf Zollposten errichtet. Ausfuhrzölle liegen auf Kautschuk (soweit er nicht auf Plantagen gewonnen wird) mit 0,40 Mark für 1 kg und auf Elfenbein mit 2 Mark für 1 kg. 1890 beliefen sich die Zolleinnahmen auf 200 525 Mark, 1900 auf 1 400 000 Mark, im Rechnungsjahre 1908 auf 2 631 485 Mark.

Steuern sind — unter den obengenannten lokalen Einschränkungen — seit 1908 eingeführt, und zwar ist den Eingeborenen die Wahl zwischen Ableistung in Geld oder Arbeit gelassen. Die Geldsteuer beträgt für Weiße 10, für Eingeborene 6 Mark pro Haushalt. Dazu tritt eine Kopfsteuer der Eingeborenen mit 6 beziehungsweise 4 Mark (nach Bezirken verschieden) für jeden männlichen erwachsenen, arbeitsfähigen Neger. Arbeitsäquivalent sind dreißig beziehungsweise vierundzwanzig Arbeitstage.

Die Ausgaben überschreiten die Einnahmen. Nachdem es anfangs dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gouverneur v. Soden gelungen war, Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu halten, wurde seit dem Jahre 1895 ein jährlicher Zuschuß vom Reich nötig.

Im Rechnungsjahr 1908/09 war die Finanzlage folgende (15):

Einnahmen:

Zölle	2631485	Mark
Steuern	948466	„
Sonstige Abgaben (Gebühren, verschiedene Verwaltungseinnahmen)	770660	„
Reichszuschuß	2780139	„
Aus der Anleihe für die Schutzgebiete	4000000	„
Gesamteinnahme	11130750	Mark
Gesamtausgabe	10963162	„

Die 1904 für Togo und Kamerun von privater Seite gegründete „Westafrikanische Bank" wird seit 1909 auch vom Gouvernement zu allen seinen Zahlungen nach außerhalb der Kolonie in Anspruch genommen.

2. Wirtschaftliche Unternehmungen.

Nur von solchen seitens der Weißen kann vorerst die Rede sein, und auch diese reichen noch gar nicht weit zurück.

Die Eingeborenen betätigen sich in produktiver Hinsicht vorerst lediglich im Sammeln von Urprodukten, wie sie der Urwald (und die Steppe) bietet; ihre Landwirtschaft erschöpft sich zurzeit noch fast ganz in dem Anbau einheimischer Nahrungspflanzen zur Deckung des eigenen Bedarfs (vgl. S. 115 u. f.). Gleiches gilt von der Viehwirtschaft; bei einzelnen Stämmen ist das Bestreben einer Überproduktion zum Verkauf und einer Zuchtverbesserung zu erkennen. Der Vollständigkeit halber sei an die in Marrua usw. betriebene Straußenzucht erinnert.

Missionstation der Pallotiner bei Jaunde.
(Nach Photographie von Engelhardt.)

Soweit wirtschaftliche Unternehmungen im Rahmen der allgemeinen Verwaltung bestehen oder angebahnt werden, haben wir darüber im vorausgehenden uns orientiert; bleiben also hier nur die diesbezüglichen privaten Unternehmungen von Europäern zu betrachten.

Das sind in erster Linie und fast ausschließlich Pflanzungen. Und da wieder stehen voran an Alter, Größe und Ertragsfähigkeit noch immer die Kakaoplantagen, die sich nach wie vor am Kamerunberg gruppieren. Daneben bestehen einige kleinere am unteren Sanaga und bei Kampo.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der erste Kakao wurde nach Kamerun in den Sechzigerjahren durch Auswanderer von Fernando-Poo eingeführt und von diesen in Viktoria angepflanzt. Als 1884 die deutsche Flagge in Kamerun gehißt wurde, fand man an den Hängen um Viktoria mehrere hundert Kakaobäume, und dies bewog den Gouverneur v. Soden, im Botanischen Garten zu Viktoria systematisch Pflanzungsversuche mit Kakao machen zu lassen.

Hier war auch der richtige Fleck: am Fuß des Kamerungebirges, an seinen Hängen (s. auch S. 26).

Bald entstanden kleinere Pflanzungen. 1894 rief Dr. Zintgraff die Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Viktoria" ins Leben, die sich mit der Zeit zum größten Plantagenunternehmen in ganz Westafrika herausgearbeitet hat. Im Jahre 1908/09 beschäftigte sie 30 Europäer und 1950 farbige Arbeiter und besaß ein Areal von 15000 ha, wovon 2627 ha mit 1035593 Kakaobäumen bepflanzt sind (1902: 600000). Ihre Gebäulichkeiten (darunter Bahnhof, Maschinenhäuser, Handelsabteilung, Krankenhaus, Lagerhäuser usw.) am Strand westlich von Viktoria, „Kakaohafen" genannt, bilden eine kleine Kolonie.

Im ganzen bestehen derzeit allein am Kamerunberg (Süd- und Westhang) 10 Pflanzungsgesellschaften mit rund 69 000 ha Areal, 78 Beamten und etwa 6000 Arbeitern. Die mit Kakao bebaute Fläche beträgt 6620 ha (1900: etwa 2500 ha) mit rund $2^1/_2$ Millionen Bäumen.

1898/99 betrug die Gesamternte des Schutzgebietes an Kakao 4970 Sack (à 50 kg) im Werte von 313 000 Mark; 1908/09 41 898 Sack im Wert von 2 654 213 Mark. Damit ist dieses Plantagenprodukt Kameruns dem Wert der Ausfuhr nach an die zweite Stelle des Gesamtexportes getreten (an erster Stelle steht Kautschuk, siehe S. 157). Der Durchschnittsertrag eines Hektars beträgt 510 kg.

Bei dieser großen Bedeutung des Kakaos sind einige Angaben über Anbau und Ernte desselben vielleicht nicht uninteressant.

„Die Anpflanzung erfolgt wie beim Kaffee durch Auslegen der Bohnen, nachdem der Urwald gerodet ist, am Ausgang der Regenzeit oder zu Beginn derselben. Die Pflanzweite beträgt 4 bis 5 m im Quadrat. Um die junge Kakaopflanze in den ersten Jahren durch Beschattung vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen, gibt man den Kulturen eine Deckfrucht, am liebsten die Banane. Außerdem bleiben als Schattenspender und zum Schutz gegen Stürme große, kräftige Urwaldbäume verschont. Eine junge, einjährige Kakaopflanzung bietet sich zunächst dar als ein buntes Durcheinander von meterhohen angebrannten Baumstümpfen, modernden Baumstämmen und Ästen, Bananen und überragenden Palmen nebst kräftigen Urwaldriesen mit breiten, belaubten Kronen." (Also ganz wie die Farmen der Eingeborenen; vgl. S. 115.) „Dazwischen sprossen dann im Geviert die jungen Stämmchen des Kakaos. Erst nach mehreren Jahren ändert sich das anfänglich wirre Bild, und dann gewinnen die Kakaobäumchen die Oberhand.

Der Stamm des Kakaobäumchens ist weißgrau und ähnelt in der Farbe dem unserer Birke. Unmittelbar an dem Stamm und den vorjährigen Zweigen sproßt die zarte, weißliche Zwitterblüte, aus welcher sich eine birnenartige Frucht entwickelt, die an beiden Enden etwas gurkenartig ausläuft. Innerhalb der Birne liegen im Fruchtmark die wertvollen Bohnen. Die Hauptblütezeit fällt in den März und April; die Fruchternte erfolgt von August bis Dezember; im Januar und Februar findet dann noch eine Nachlese statt.

Man rechnet, daß die Kakaopflanzung bereits im vierten Jahre Ertrag liefert, und daß im sechsten Jahre die Vollentwicklung beginnt. Kräftige Kakaostämme, die bis zu 3 m hoch werden, tragen 50 und 60 Früchte im Jahre; im Mittel rechnet man 20 bis 25 Birnen pro Stamm, von denen eine jede 29 bis 42 Bohnen zu enthalten pflegt, so daß also ein Bäumchen 800 Bohnen im Mittel liefert.

Das Pflücken der Frucht geschieht unter möglichster Schonung des Stengels der Birne, weil an diesen gern die neuen Blüten ansetzen. Sodann wird die Frucht aufgebrochen, die Bohnen werden vom Mark befreit und in eine Holzkiste gesammelt. Darauf gelangen sie in das Gärungshaus und werden in Haufen einer sechzigstündigen Gärung unterworfen unter steigender Temperatur. Während der Gärung geht die violette Naturfarbe des Inneren der Bohnen in die schokoladebraune Färbung über. Dann werden die Bohnen gewaschen und von dem anhaftenden schleimigen Fruchtmark gereinigt. Hierauf beginnt die Trocknung, am besten durch die Sonne, faute de mieux in Trockenräumen oder Darröfen. Ist die Bohne getrocknet, so ist sie versandfähig für Europa." (Professor Wohltmann in 11.)

Nächst dem Kakao stehen die Kautschukbäume als Plantagenpflanzen. Sowohl die Kakaopflanzungen haben im großen Umfang die Kautschukkultur aufgenommen als auch sind mehrere Plantagenbetriebe entstanden, die sich lediglich mit Gummigewinnung befassen; so die Kamerun-Kautschuk-Kompanie bei Mukónje am Mungo mit 2400 ha und die Deutsche Kautschuk-Aktiengesellschaft bei Viktoria mit 4000 ha. Außerdem bestehen mehrere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

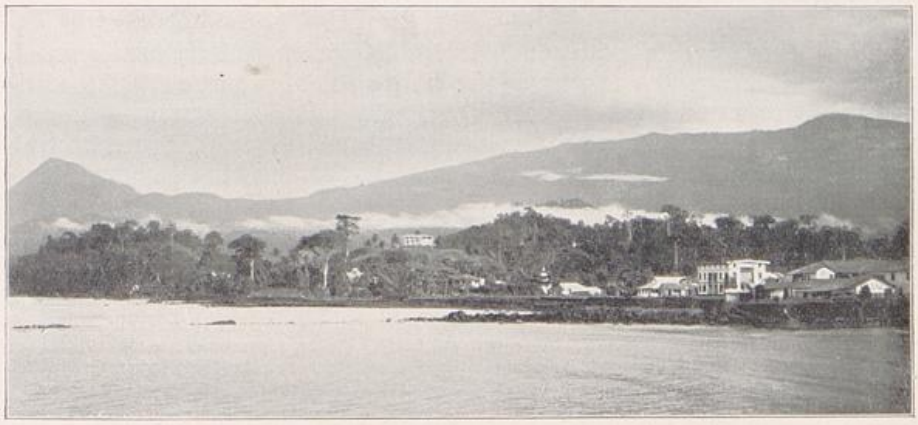
Einzelpflanzungsunternehmen im Bezirk Ossidinge und in Südkamerun. Auch die beiden großen Konzessionsgesellschaften „Nordwestkamerun" und „Südkamerun" haben mit dem Kautschukanbau begonnen.

Die gesamte mit Kautschukbäumen bepflanzte Fläche beträgt zurzeit rund 3000 ha, die Gesamtzahl der gepflanzten Bäume etwa 4 Millionen.

Hauptsächlich wird die Kickxia elastica gepflanzt (vgl. S. 48), deren zahlreiches Vorkommen im Kameruner Urwald der Botaniker Schlechter zuerst nachgewiesen hat. Bei einem sieben- bis achtjährigen Baum kann man jährlich auf 100 g getrockneten Kautschuk rechnen. Die nächsthäufigste Plantagengummipflanze ist Hevea brasiliensis, von der ein Baum in zwanzig Tagen 250 g liefert, und bei der die Anzapfung die Gummiproduktion nicht nur nicht vermindert, sondern sogar steigert (27).

1907 wurde der erste Plantagengummi ausgeführt.

Die sonstigen Anpflanzungen von Kola, Tee, Sisalagaven und Baumwolle (vgl. S. 49 und 159) gehen vorerst über Versuche nicht hinaus (15).



Viktoria mit großem und kleinem Kamerunberg.
(Nach Photographie von Lohmeyer.)

Der Tabakbau, von dem man sich zu Beginn der Pflanzungsunternehmungen viel versprach, der aber bald, als zu teuer, aufgegeben wurde, wird neuerdings wieder in Angriff genommen. Die Qualität war stets eine hervorragende, aber die Präparation ist infolge des feuchten Klimas schwierig. Die Hoffnungen, die man in den ersten Jahren auf die Kaffeekultur setzte, sind gescheitert. Auch hier wären die Vorbedingungen außerordentlich günstig — Kaffee wächst wild allenthalben im Urwald —, aber die Konkurrenz Brasiliens war zu groß und überdies trat ein verheerender Käferschädling auf. 1907 wurde noch für 23 587 Mark Kaffee ausgeführt; heutzutage gibt es kaum noch eine Kaffeeplantage (27).

An sonstigen wirtschaftlichen Privatunternehmungen bestehen derzeit in Kamerun nur: ein größeres Baugeschäft in Duala, eine Seifenfabrik ebendort, als bemerkenswerter Anfang der Verarbeitung der Palmölprodukte im Schutzgebiet selbst, und ein Viehzuchtunternehmen, das unweit des vorläufigen Endes der Nordbahn 1909 begründet wurde und sich die Aufgabe gestellt hat, die Küste mit Fleisch aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Innern zu versorgen. Die Palmölgewinnung betreibt die Gesellschaft „Nordwestkamerun" in einer Ölfabrik bei Mamfe am Kreuzfluß.

Die 1903 auf die an verschiedenen Stellen im Schutzgebiete gemachten Petroleumfunde hin gegründete Bergwerks-Aktiengesellschaft — es war auch Abbau von Mineralien und Erzen in Aussicht genommen — mußte sich leider nach einigen Jahren auflösen, da die mit großen Kosten angestellten Bohrungen bei Duala sich erfolglos erwiesen (vgl. S. 26).

Holzausfuhr wird vorerst von einzelnen Pflanzungsgesellschaften und Handelsfirmen gewissermaßen im Nebenbetrieb betätigt. Mangels Bahnen kann man fast nur die an den Flußufern stehenden geeigneten Bäume schlagen. Man benutzt „fliegende Sägwerke", die leicht von Baum zu Baum, von Ort zu Ort transportiert werden können; die Bäume werden meist sofort zu Brettern verarbeitet; auch Edelholzblöcke werden verschifft. Die Holzausfuhr (Bau- und Nutzholz) betrug 1908 159 065 Mark. Es sind nunmehr Verhandlungen mit einigen Firmen behufs Erteilung von Holzkonzessionen im Gange (27).

Den Übergang zum dritten und letzten kolonialen Faktor, dem Handel, bilden die sogenannten Konzessionsgesellschaften, die wirtschaftliche Arbeit und Handel vereinigen. Sie sind oder waren — infolge der ihnen anfänglich eingeräumten weitgehenden Befugnisse, beinahe gleich denen einer Charteredcompany — fast auch ein Zwischending zwischen staatlicher und privater Unternehmung.

Der Grundgedanke dieser Unternehmungen ist: zur Ausnützung eines Gebietsteiles (und damit zur dauernden Erschließung desselben) in jeder Richtung durch Plantagenanlagen, Anlage von Stationen usw., hauptsächlich aber durch Betrieb des Handels, Anlage von Faktoreien, Verkehrswegen verschiedener Art usw. tritt eine Gesellschaft zusammen und bittet die Regierung um Landabtretung. In zwei Fällen entsprach die deutsche Regierung derartigen Ansuchen, und zwei große Konzessionen im Süd- und Nordteil Kameruns wurden der Gesellschaft „Südkamerun" beziehungsweise „Nordwestkamerun" erteilt, 1899 beziehungsweise 1900.

An erstere wurden im Südostteil Kameruns 77 000 qkm (also das Zweieinhalbfache ganz Belgiens) auf zwanzig Jahre vergeben.

Ein noch größerer Flächenraum ward im Nordteil der Gesellschaft „Nordwestkamerun", und zwar auf dreißig Jahre, eingeräumt: etwa 90 000 qkm (also ein Gebiet von der sechsfachen Größe des Königreichs Sachsen).

Das Gebiet der Gesellschaft Südkamerun wurde 1905 bedeutend reduziert. Sie erhielt eine Anzahl unbewohnter Strecken, sogenannte „tote Zonen", mit einem Flächeninhalt von etwa $1^1/_2$ Millionen Hektar als Eigentum unter gewissen Verpflichtungen und Vorbehalten; alles übrige ward freigegeben.

Der Erschließungsarbeit seitens der beiden Gesellschaften geschah bereits Erwähnung (S. 14); auch als nicht zu unterschätzender wirtschaftlicher Faktor müssen sie bezeichnet werden. Immerhin liegt ihr Schwerpunkt im Handel; dort werden wir ihnen wieder begegnen (siehe auch S. 163).

3. Handel.

Hier haben wir es nur mit dem des Europäers und dem der Europäer mit den Eingeborenen zu tun.

Er begann mit dem Erscheinen des Weißen an der Küste.

Elfenbein, Goldstaub, tropische Vögel, zierliche Affen (daher nebenbei bemerkt der Name Meerkatzen) waren anfänglich die begehrten Gegenstände.

Einen ungeahnten Aufschwung nahm, wie wir schon bei der Geschichte der Erforschung und Erschließung Kameruns hörten, der Handel mit und an der Guineaküste durch die Entdeckung Amerikas: Afrika ward auf Jahrhunderte der große Sklavenmarkt für Amerika — und die Händler waren Europäer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In einem Zeitraum von fast dreihundert Jahren sind viele Millionen Neger verkauft und übers Meer verschifft worden.

Ein paar Preisangaben dieses „schwarzen Elfenbeins", wie die weißen Sklavenhändler ihre Ware zu bezeichnen pflegten: Um 1700 wurden für einen männlichen Sklaven am Kap Verde bezahlt: 100 Musketenkugeln oder 249 Messer oder 100 Pinten Branntwein oder 4 Flinten oder 5 Stück Zeug usw. Die Duala forderten von den Portugiesen höhere Preise: 1 Faß Rum, 1 Gewehr, Salz und soviel Stücke Zeug, als der Sklave hoch war usw.

Wie diese segensreiche „zivilisatorische Tätigkeit" in Afrika betrieben wurde, darüber berichtet 1730 der englische Kapitän Snelgave, daß allein vom Gambia und Senegal in einigen Jahren wenigstens 70000 Sklaven ausgeführt wurden. — Ein Hauptmann Philipps schildert 1640 als selbstverständlich die Behandlung der Sklaven: „... bezeichnen sie auf der Brust und Schulter mit heyß Eisen mit des Schiffsnahmen und Ort. Diß macht etwas Schmertzen ... An Bord werden sie zween und zween zusammen in Fesseln gelegt ... Die Schwarzen haben einen solchen Abscheu, ihr Vatterland zu verlassen, daß sie oft ohngeachtet der Ketten ins Wasser springen und sind lieber ersoffen ... Andere hungerten sich zu Tode ... Man riet mir, Einigen Arm und Beine abzuschneiden, um den übrigen heilsame Furcht einzuprägen, wie es doch auch die übrigen Hauptleute gemeinhin zu machen pflegeten ..." usw. (Allgemeine Historie merckwürdiger Reisen usw. 1747.)

Bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts währte dieses einträgliche Geschäft. Und geraume Zeit verstrich dann noch, trotzdem alle zivilisierten Nationen gegen dieses schmachvolle Handwerk einschritten, bis es gänzlich unterdrückt war.

Naturgemäß wandten nunmehr die Kaufleute anderen Produkten ihre Aufmerksamkeit zu. Elfenbein, Palmöl, Palmkerne, etwas Nutzholz (Ebenholz- und Mahagoniblöcke), Piassava, Kolanüsse, Erdnüsse wurden die Ausfuhrgegenstände.

Wie zur Zeit der Sklavenausfuhr der Handel ein Tauschgeschäft war, so auch nun. Und er ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, allerdings nicht mehr in der einfachen, ursprünglichen Form wie damals. Es haben sich ganz bestimmte Wertmaße herausgebildet, wie bei uns das Geld; aber es sind die einzelnen Waren, welche diese Maße abgeben, d. h. es besteht ein feststehender Begriff von Waren nach Art, Zahl und Gewicht, für welche andere nach Vereinbarung des Käufers und Verkäufers gesetzt werden können.

Auch die dieser Werteinheit zu substituierenden Gegenstände, die Tauschwaren, sind fast die gleichen geblieben, wie sie einst zu den Zeiten des Sklavenhandels zum Einkauf der lebenden Ware gedient haben. Ein Gang durch eines der Lagerhäuser einer Faktorei führt sie vor Augen.

Mächtige Ballen verschiedenster Stoffe, vom schimmernden Brokat und glänzender Seide bis herab zum elendesten bedruckten Kattunfetzen, sind in erster Linie zu nennen.

Dann folgt gleich — der Schnaps. Von der Küste sickert dieses entnervende Gift tief hinein bis zu den Binnenstämmen. Gegen diesen Fluch der Zivilisation, womit wir die Neger vertieren, sollte gepredigt, aber auch eingeschritten werden, weit mehr als gegen das Sklavenhalten. Weniger verhängnisvoll für die schwarze Rasse ist letzteres als dieses Laster, das wir, die Weißen, sie lehren.

Weiter. In großen Kisten liegen Feuersteingewehre, ein sehr begehrter Tauschartikel, wie nicht minder Pulver. Eisenwaren und zwar namentlich Hacken und Messer (sogenannte „Cutlaß"), Vorhängschlösser, Eisen- und Messingringe, Rasiermesser folgen sodann. Viel verlangt ist auch Tabak sowie Salz. Weitere gangbare Gegenstände sind: Emailgeschirre, Spiegel, Nägel, Glasperlen der verschiedensten Farben und Größen, Blechkoffer, Töpfe, Handwerkszeug. Dann Gold- und Silberschmuck, Glas- und Porzellanwaren, Musikinstrumente und — hier macht sich die Jetztzeit geltend — Nähmaschinen, Zündhölzchen, Schirme, Korsette, Petroleumlampen und modernes Schuhzeug. Auch europäische Nahrungsmittel sind sehr begehrt: Stockfisch, Salzfleisch, Kunstbutter, Fleischkonserven und Biskuits.

An der Küste tritt bereits Geld an Stelle der Tauschwaren.

Die veränderte Ware hatte eine Umgestaltung des ganzen Handelsbetriebes zur Folge. Es begannen die Ansiedlungen an der Küste zu entstehen, Faktoreien; ihre Vorläufer waren die sogenannten „Hulks" (siehe S. 4).

Es bestand lediglich Küstenhandel; an der Küste nur saßen ein paar Handelsfirmen. Das Binnenland war durch die Zwischenhandelsperre der Küstenstämme von jedem direkten Verkehr mit den europäischen Kaufleuten abgeschlossen (vgl. S. 95 u. f.). Auf einigen wenigen, von den Küstenbewohnern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

streng behüteten und geheimgehaltenen Handelstraßen gelangten die Inlandprodukte zur See. Der rege Binnenhandel Adamauas spielte sich unter den Eingeborenen — der Haussa war das vermittelnde Element — und gegen den Benuë zu ab, wo seit den Achtzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts die Royal-Niger-Company unumschränkt herrschte. Das Tsadgebiet (und auch zum Teil Nordadamaua) ward durch den Karawanenhandel aus Nordafrika, der die alten Handelstraßen durch die Sahara bis Bornu (Kuka) zog, versorgt.

In diesem Stadium befanden sich die Handelsverhältnisse Kameruns, als die deutsche Herrschaft dort einsetzte, 1884. In Duala bestanden vier Firmen (zwei deutsche, zwei englische); das war alles.

In der weiteren Entwicklung von da ab lassen sich drei Perioden unterscheiden (nach Passarge, dem wir hier im allgemeinen folgen).

Die erste Periode, in der die eben geschilderten Verhältnisse beinahe unverändert weiter bestanden, dauerte bis 1888, also bis zur erstmaligen wenigstens stellenweisen Durchbrechung des Sperrhandels durch die Expeditionen Zintgraff und Kund (vgl. S. 12 und 13). An Handelsprodukten trat hinzu der Gummi.

Die zweite Periode, von 1888 bis etwa 1900, ist charakterisiert durch die Versuche, diese lokale Breschelegung in die merkantile Sperre durch Vorschieben von Faktoreien an den von den beiden Expeditionen begangenen und eröffneten Straßen zu erweitern, also im Norden in der Richtung auf Bali, im Süden auf Jaunde zu. Immer noch waren Küsten- und Binnenhandel voneinander getrennt. Die Handelsprodukte sind die gleichen geblieben (hohe Ziffern erreichte die Gummiausfuhr: 1900 rund 2 Millionen Mark; 1890 nicht ganz 1 Million). Von Mitte der Periode an beginnt Ausfuhr von Plantagenprodukten (Kakao).

Die dritte Periode reicht vom Jahre 1900 bis zur Gegenwart, d. h. bis 1910. Wie wir im Abschnitt III gehört haben, begann mit der Jahrhundertwende die rapide Ausbreitung der deutschen Herrschaft über die gesamte Kolonie, und speziell für die Entwicklung des Handels war die Begründung der Gesellschaften „Südkamerun" und „Nordwestkamerun" sehr wichtig. Dazu kam die gewaltige Steigerung des Kautschukhandels im südlichen Waldlande. Man zahlte damals für 1 kg 8 Mark. (Jetzt ist der Preis auf 4 Mark herabgesunken.)

Im mittleren und nördlichen Teil des Schutzgebietes, vom Kamerunästuar landeinwärts, ward das in der „toten Zeit" 1893 bis 1900 verlorene Handelsterrain aufs neue besetzt und ausgedehnt. Unternehmende Firmen haben Posten bis tief nach Adamaua hinein vorgeschoben, bis Joko und Tibati, ja bis nach Ngaumdere. Doch haben hier noch landschaftsweise, namentlich um Jabassi herum und im nördlichen Bakokogebiet die Dualahändler das Heft in der Hand.

Auch der südliche Teil der Kolonie ward nun dem Handel geöffnet.

Die Gesellschaft „Nordwestkamerun" übernahm 1900 alle Faktoreien der alten Hansahäuser Woermann und Jantzen & Thormählen — damit sind die ersten und ältesten Pioniere deutscher Handelschaft in Kamerun vom Schauplatz abgetreten —, legte ihre Faktoreien am Kreuzfluß an und benutzt diesen Fluß selbst als Ein- und Ausfuhrstraße. Das war eine neue Durchbrechung der Handelsperre. 1907 besaß die Gesellschaft mit dem Hauptsitz in Duala dreiunddreißig Faktoreien, davon mehrere bis über Bamenda hinaus nach Adamaua vorgeschoben, und sie unterhält eine ganze Flottille von kleinen Dampfern auf dem Kreuzfluß, dessen Unterlauf freilich englisch ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Gesellschaft „Südkamerun" legte eine Reihe von Stationen in ihrem Konzessionsgebiet in der Südostseite Kameruns an; Molundu und Ngoko am Dscha sind die Hauptplätze. Zahlreiche Faktoreien entstanden weiter am gleichen und den übrigen Flußläufen dieser Landschaften. Anfangs benutzte sie den Sanga-Kongo als Produktenstraße, doch erwies sich das als zu kostspielig, und sie hat nunmehr den direkten Landweg bis Kribi gewählt, die schiffbaren Strecken des Dume und Njong ausnutzend. Auf dem Dscha und Bumba besitzt die Gesellschaft Dampfer. Der Einschränkung ihres Gebietes geschah bereits Erwähnung. Mit Energie geht sie an die Ausbeute des ihr zugefallenen Landes; fünfzehn Posten sind in ihm errichtet und neue werden ins Innere vorgeschoben (27).

Auch eine Reihe von Einzelfirmen sind entstanden, die allenthalben ihre Faktoreien errichtet haben.

Die bis 1905 fast überall erfolgte Durchbrechung und Beseitigung des Sperrhandels läßt dieses Jahr als einen gewissen Abschnitt in der dritten Periode annehmen. Mit dieser Durchbrechung war bis tief nach Adamaua hinein überall Verbindung mit dem Binnenhandel gewonnen; die klugen Haussa griffen rasch die veränderte Konstellation auf (s. S. 65 u. f., S. 98 u. f. usw.)

Schon gegen Ende der zweiten Periode suchten sie Fühlung mit den vordersten Spitzen der neuen Händler, der Weißen, ja drangen vereinzelt selbst bis zur Küste vor. 1902 traf die erste größere Haussakarawane, hundert Mann stark, von Banjo aus in Viktoria ein; sie brachte für zehntausend Mark Elfenbein mit. Und jetzt haben sie bereits an der Küste sich festgesetzt.

„Überall ist es das Vieh Adamauas, mit dem sie ihre Geschäfte machen (seit kurzem auch bei den Europäern); von den Eingeborenen tauschen sie gegen Vieh Gummi und Elfenbein ein, auch Kolanüsse. Diese Produkte setzen sie wieder gegen Waren bei den Faktoreien der europäischen Firmen um; die Kolanüsse gehen in die englischen Nachbargebiete. Die Waren bringen sie nach Adamaua zurück, um damit neues Vieh zu kaufen und den geschilderten Kreislauf von neuem zu beginnen. Auch liegen sie in großem Umfang der Elefantenjagd ob, die sie mit vergifteten Pfeilen betreiben" (15).

Der ganze hiermit skizzierte Handel geht nach der Küste.

Ein völlig anderes Handelsgebiet — für sich geschlossen — lag und liegt im mittleren und nördlichen Adamaua sowie in Deutsch-Bornu: das Gebiet des Benuëhandels.

In den Tsadländern bestand bis Anfang der Neunzigerjahre der oben angedeutete Karawanenhandel von Nordafrika her. Bald aber begann die gleichfalls schon erwähnte Royal-Niger-Company auch diese fernen Gebietsteile in ihren Bannkreis zu ziehen und die Märkte in Bornu und Nordadamaua mit ihren billigen europäischen Waren zu überschwemmen. Der Rabehsche Eroberungszug (siehe S. 14) kam ihr sehr gelegen, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß sie ihn unterstützt hat (30). Als dieser Völkeraufruhr vorbei war, war es auch mit dem Wüstenhandel vorbei; und der ganze deutsche Norden vom Benuë bis zu den Ufern des Tsad gravitierte zu diesem Strome — wie der ganze deutsche Süden Adamauas auch (vgl. S. 35 u. f.). Und am Benuë saß und herrschte allein die allgewaltige englische Royal-Niger-Company, ein Gegenstück beinahe zur einstigen Ostindischen Kompanie.

Wie im Küstenhandel, so brachte auch in diesem Benuëhandel das Jahr 1900 eingreifenden Umschwung. 1899 ward die Royal-Niger-Company aufgelöst, d. h. ihrer Hoheitsrechte entkleidet, und sie besteht lediglich als private Handelsgesellschaft weiter. In Garua ward eine Regierungstation angelegt, und endlich ging die deutsche Handelsflagge auch am Benuë hoch. Garua ist der Hauptplatz für den deutschen Handel, für den englischen Yola. Garua ist das kommerzielle Zentrum des Landes; hier laufen von Süd, Ost und Nord die großen Handelstraßen zusammen (siehe S. 98). Aber nur 3 Monate lang (von Juli bis Oktober) können Dampfer bis zu 800 t auf dem Benuë dorthin gelangen, nach Yola 6 Monate.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Faktoreien sind von Garua aus namentlich nach Süden vorgeschoben, und die äußersten Vorposten der beiden Handelsregionen, des Küstenhandels und des Benuëhandels, berühren sich; so in Ngaumdere und in der Gashakalandschaft. 1908 hat der Gesamthandel in Garua bereits über 867 000 Mark erreicht; 1906 betrug er nur 216 487 Mark.

Die Handelsprodukte sind auch in der dritten Periode die gleichen geblieben, wie wir sie am Ende der voraufgehenden kennen gelernt haben. Sie sind auch in beiden Handelsregionen, dem Küsten- und Benuëhandel, die gleichen; im letzteren treten in verschwindendem Maße gewerbliche Erzeugnisse, Straußenfedern (1908 für 2037 Mark) und Tierfelle hinzu. Einen mächtigen Aufschwung hat der Export von Plantagenerzeugnissen (Kakao) in diesen zehn Jahren genommen, um beinahe $2^1/_2$ Millionen.

Gewaltig hat sich das ganze Bild des Handels nach Ausdehnung und Betrieb geändert gegenüber dem zur Zeit der Besitzergreifung des Landes (siehe S. 153 und 154).

Der Sperrhandel ist nicht mehr, die Handelsbahn ist frei. Zwei große Handelszonen haben sich herausgebildet: der Küstenhandel und der Benuëhandel; die deutsche Flagge beherrscht fast allein das ganze Handelsfeld. „An zahlreichen Plätzen der Küste, am Benuë und am Dsha sitzen die Hauptfaktoreien, die mit Europa direkt in Verbindung stehen, die Tauschwaren besorgen und die einlaufenden Rohprodukte versenden." Fünfundvierzig Firmen (darunter nur sechs englische) verzeichnet die Denkschrift 1908/09. „Von den Hauptfaktoreien schieben sich die Nebenfaktoreien, von Weißen verwaltet, fächerförmig oder radial nach allen Richtungen vor. Diese ihrerseits errichten da und dort nach Bedarf die kleinen sogenannten ‚Buschfaktoreien', auf die Schwarze gesetzt werden. Diese endlich entsenden Wanderhändler, die das Land durchziehen und alle möglichen Produkte aufkaufen." Vieles wird aber von der Bevölkerung selbst in die verschiedenen Faktoreien zum Verkauf gebracht. „In den Nebenfaktoreien werden die Trägerkarawanen zusammengestellt, die die angesammelten Produkte zur Küste schaffen."

In Südadamaua, ja schon im südöstlichen Urwald, und je weiter nach Norden, um so mehr schieben sich die Haussa ein. Im Süden vorerst noch als Buschfaktoristen und Wanderhändler, in Diensten der Weißen, treten sie im mittleren Adamaua bereits immer mehr als Zwischenglieder, ja als Verdränger der Nebenfaktoreien auf; sie bringen die Waren bedeutend billiger direkt zu den Hauptfaktoreien. Und im nördlichen Adamaua und im Tsadgebiet dominiert der Haussahandel vollständig. Deshalb finden wir nördlich des Benuë bis hinauf zum Tsad keine einzige Nebenfaktorei mehr.

Hier oben besteht überhaupt die Konkurrenz mit dem benachbarten englischen Nigeria, mit der übrigens auch schon die Gesellschaft „Nordwestkamerun" am Kreuzfluß schwer zu kämpfen hat. Das englische Yola ist nahe, und droben in Deutsch-Bornu haben die Engländer an Stelle des einstigen Handelsemporiums Kuka Maidugúri geschaffen, das den nach Rabehs Zeiten nach Dikoa sich ziehenden Handel über die Grenze ableiten soll. Nur eine Bahn kann uns dieses Handelsgebiet da oben, das derzeit naturgemäß mehr nach Westen und Norden, als herunter nach Süden zum Benuë gravitiert, sichern oder, offener gesagt, wieder zurückerobern.

Der mächtige Aufschwung, den der Handel von Jahr zu Jahr genommen hat, tritt am deutlichsten in den Ziffern zutage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahr	Einfuhr Mill. Mk.	Ausfuhr Mill. Mk.	Gesamthandel Mill. Mk.
1890/91	4,7	4,1	8,8
1895/96	5,5	4,1	9,6
1900	14,3	5,9	20,2
1905	13,5	9,3	22,8
1906	13,3	9,9	23,2
1907	17,3	15,9	33,2
1908 trat ein bedeutender Rückgang ein; namentlich bei der Ausfuhr	16,8	12,2	29,0

Die Entwicklung der Ausfuhr der wichtigsten Produkte veranschaulicht folgende Tabelle:

Jahr	Palmöl Mill. Mk.	Palmkerne Mill. Mk.	Elfenbein Mill. Mk.	Kautschuk Mill. Mk.	Holz Mill. Mk.	Vieh Mill. Mk.	Kakao (Plantagenprodukte) Mill. Mk.
1892	1,20	1,20	0,73	1,03	—	—	—
1895/96	0,98	1,12	0,54	1,09	0,10	—	0,13
1898/99	0,89	1,36	0,59	1,92	?	—	0,31
1905	0,79	1,67	1,27	4,69	0,14	?	1,28
1906	0,93	2,03	0,91	4,68	0,12	0,05	1,18
1907	1,33	2,85	1,07	7,64	0,09	0,05	2,70
1908	0,99	2,20	0,90	4,78	0,16	0,09	2,65

Die wichtigsten Einfuhrartikel der letzten Jahre:

Artikel	1906 Mill. Mk.	1907 Mill. Mk.	1908 Mill. Mk.
Textilwaren	4,071	6,509	4,505
Eisen- und Metallwaren	1,573	2,182	2,586
Tierische Nahrungsmittel	1,306	1,774	1,677
Reis	0,521	0,572	1,036
Tabak (für Handelszwecke)	0,425	0,560	0,499
Branntwein (für Handelszwecke)	0,593	0,630	0,483
Salz	0,357	0,704	0,445
Bier	0,176	0,191	0,209
Lederwaren	0,189	0,214	0,137
Feuerwaffen	0,077	0,054	0,053
Geld	1,176	0,523	1,051

Der im letzten Berichtsjahr 1908 eingetretene Rückgang ist bemerkenswert, einmal weil er bei allen wichtigen Ausfuhrprodukten stattfand, und noch mehr wegen der Ursachen, wenigstens bei zwei Produkten: dem Elfenbein und dem Kautschuk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gewiß wird immer von Zeit zu Zeit die Lage des Weltmarktes auf Ein- und Ausfuhr eines Landes Einfluß haben. Hinsichtlich dieser beiden Produkte liegt jedoch die Ursache in einem wirtschaftlichen Moment: die seit Jahren prophezeite Erschöpfung beider Produkte macht sich nun bemerkbar — dank der unsinnigen Raubausnutzung beider. Das Elfenbein anlangend, nehmen auch die bei den Eingeborenen aufgestapelten Bestände an bereits erlegtem Produkt rapid ab. Seit 1890 bewegen sich die jährlichen Ausfuhrzahlen von Elfenbein zwischen 30 000 und 90 000 kg.

Die Regierung sucht nun einerseits durch das Ausfuhrverbot von Zähnen unter 2 kg Gewicht und durch das weitere der Einfuhr von Feuerwaffen und Pulver einer weiteren Dezimierung der lebenden Bestände Einhalt zu tun. Ferner ist seit 1908 die Jagd auf Elefanten nur mit Jagdschein, der auf eine beschränkte Anzahl von Tieren lautet, gestattet. Dem Gummiraubbau sollen die bereits angeführten Verordnungen und Einführungen (S. 143 u. f.), sowie Belehrung der Eingeborenen über rationelle Gewinnung Einhalt tun.

Zum Glück ist, wie wir hörten, ein Ersatz für die eigentliche Gummiliane gefunden: Kickxia und Hevea brasiliensis, die zukünftigen Plantagenkautschukpflanzen.

Zum Glück sind ferner zwei der alten Handelsprodukte Kameruns unerschöpflich und unversieglich: Palmkerne und Palmöl. Mit ihrer Gewinnung, auch durch den rücksichtslosesten Neger, ist keine Zerstörung der liefernden Pflanze, der Ölpalme, zu gewärtigen.

Und endlich stehen wir zum Glück an der Schwelle einer neuen — vierten — Handelsperiode. Sie erhält ihr Gepräge durch den endlich zur Wirklichkeit gewordenen Schienenweg. Die beiden Bahnen, die Nordbahn und die Mittellandbahn, werden bereits mit Eröffnung ihrer vorläufigen Teilstrecken ganz besonders für den Handel gänzlich neue Verhältnisse schaffen. Die bisherigen Produktengegenden können ganz anders ausgebeutet werden — das gilt namentlich hinsichtlich der Erzeugnisse der Ölpalme; neue Produktionsgebiete werden erschlossen; nach Ausbau der Nordbahn zur Durchgangsbahn bis Garua soll der durch die englische Konkurrenz bedrohte und erschwerte Benuëhandel sich dem Küstenhandel angliedern (27).

Zum Schluß müssen wir noch einen Blick auf den Schiffsverkehr Kameruns werfen. Seine Entwicklung hat Schritt gehalten mit der Entwicklung des Handels. Umgekehrt kommt in ihm die Höhe, die der letztere angenommen hat, deutlich zum Ausdruck.

In seinen deutschen Anfängen ist er eng verknüpft mit dem Namen „Woermann". Die Segelschiffe dieses Hansakaufhauses unterhielten anfänglich die Verbindung mit seinen Faktoreien an der Küste des nachmaligen Kamerun. 1879 sandte es den ersten Dampfer hinaus. Als Deutschland 1884 seine Flagge heißte, waren es bereits deren 8; und 20 Jahre später zählte die Woermannflotte 45 Schiffe.

1892 betrug die Zahl der Kamerun anlaufenden Dampfer 76, davon 47 englische. 1898 verkehrten 72, darunter immer noch 44 englische. Das Jahr 1900 brachte auch hier, wie in allen Verhältnissen der Kolonie, einen wesentlichen Wechsel. Von 87 Dampfern in diesem Jahre waren 45 deutsch, 37 englisch. 1906 betrug die Zahl der Dampfer 363: 235 deutsche, 111 englische, 16 spanische (27). 1908/09 liefen 226 deutsche, 155 englische, 38 spa-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nische Schiffe die Kameruner Küstenplätze Duala, Viktoria, Kribi, Rio del Rey und Kampo an; vor Duala ankerten davon 163, vor Viktoria 126 (15).

Auch die Flußschiffahrt hat sich bedeutend entwickelt.

Auf die mächtige Wasserstraße nach Adamaua ist der ganze Benuëhandel angewiesen. Drei bis vier Monate des Jahres (Juli bis Oktober) können, wie erwähnt, Dampfer bis zu 800 t bis nach Garua gelangen; fast doppelt so lange Zeit bis zum englischen Yola. Bis Ibi können kleinere Dampfer das ganze Jahr verkehren. Die Fahrverhältnisse auf dem Benuë leiden unter zahlreichen Sandbänken, die ein häufiges Festkommen veranlassen; die englische Regierung plant Korrektur. Ein deutsches Handelshaus hat mehrere Fahrzeuge auf dem Flusse stationiert, doch wird naturgemäß der Verkehr von England beherrscht, und zwar von der Royal-Niger-Company, deren Dienste auch das deutsche Gouvernement für die Regierungstransporte nach Garua und die Tsadgebiete benutzt. Auch die Franzosen nehmen diese Verkehrstraße für ihre Transporte nach dem Shari- und Baghirmigebiet viel in Anspruch.

Auf einen der Hauptsache nach gleichfalls englischen Flußlauf, den Croß-river (Kreuzfluß), ist die Gesellschaft „Nordwestkamerun" angewiesen, die auf ihm eine ganze Flottille bis hinauf nach Mamfe, unweit Tinto, gehen läßt. Der Fahrzeuge der Gesellschaft „Südkamerun" auf dem Dsha und Bumba geschah S. 155 Erwähnung.

Viel befahren werden die ins Kamerunästuar mündenden Flüsse Mungo und Wuri, sowie der Sanaga bis Edea sowohl von Regierungsfahrzeugen als auch Motorbarkassen der verschiedenen Firmen. Eine ganz bedeutende Verkehrstraße ist der auf beträchtliche Strecken schiffbare Njong geworden. Nicht weniger als 1396 große Handelskanu passierten im Jahre 1908/09 die Station Akonolinga und beförderten damit 26 515 Lasten.

Bei Betrachtung der die Entwicklung des Schutzgebietes bestimmenden Faktoren darf eine private Organisation in der Heimat nicht unerwähnt bleiben, die vielfach in das Räderwerk der kolonialen Maschine eingegriffen hat und eingreift — zu ihrem wirtschaftlichen Wohle. Und nicht nur in Kamerun, in allen Schutzgebieten verspüren wir sie: das 1896, also gerade in der amtlich „toten Zeit" ins Leben gerufene Kolonialwirtschaftliche Komitee.

Was es sich zur Aufgabe gesetzt, ist in den einleitenden Worten zu dem von ihr 1907 herausgegebenen ganz vorzüglichen „Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien" gesagt: „die wirtschaftliche Erschließung der Kolonien auf wissenschaftlicher Grundlage zu betreiben". In unermüdlicher, weitschauender Arbeit ist es dieser seiner Aufgabe bis zur Stunde gerecht geworden: eine Reihe wissenschaftlich-wirtschaftlicher Studienreisen nach fremden Ländern hat es ins Werk gesetzt, eine Reihe wirtschaftlicher Vorarbeiten in den Kolonien waren nur mit seiner Unterstützung möglich. In einer großen Zahl von regelmäßigen Publikationen („Tropenpflanzer", „Verhandlungen des Kolonialwirtsch. Komitees" u. a.) und Werken berichtet es über seine Tätigkeit, über alle wirtschaftlichen Fragen und Verhältnisse, in zahlreichen Flugschriften und Aufsätzen wirkt es werbend und aufklärend.

Kamerun besonders hat ihm zu verdanken die Feststellung einer weiteren Kautschukpflanze, der Kickxia, durch die vom Komitee 1904 unter Dr. Schlechter ausgeschickte Gummiexpedition, und damit die Einführung der Plantagenkautschukkultur. Wertvolle Winke für den ganzen Kakaobetrieb und erstklassige Saat brachte im Auftrag des Komitees Dr. Preuß von seiner Studienreise nach den alten Kakaoländern Zentral- und Südamerikas. Die Anregung zur Anlage wirtschaftlicher Versuchsgärten und landwirtschaftlicher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stationen ging von dieser Stelle aus; sie war es, die immer wieder auf die Notwendigkeit einer Bahn im Schutzgebiet hingewiesen hat, und die jüngste forstwissenschaftliche und -wirtschaftliche Expedition ist ihr Werk.

Ganz besondere Aufmerksamkeit wendet das Kolonialwirtschaftliche Komitee in weitschauender Voraussicht der Hebung oder, richtiger gesagt, der Einführung der Baumwollkultur zu.

1905 noch bezog Deutschland Baumwolle im Werte von nicht weniger als 480 Millionen Mark vom Auslande. In Ostafrika und Togo haben seine Bemühungen schon Erfolg gehabt, der sich in den, wenn auch vorläufig noch bescheidenen Ausfuhrziffern zeigt.

In Kamerun ist man über das Stadium der Versuche noch nicht hinaus, doch werden eben diese vom Komitee aufs tatkräftigste gefördert und unterstützt: Samen, Anleitungen zu sachgemäßem Anbau und Präparation, Maschinen stellt das Komitee mit vollen Händen zur Verfügung. 1905 wurden zweiundzwanzig Ballen (aus der Bamumlandschaft) exportiert und mit 50 Pfennig das Pfund bewertet, 1906 498 kg im Werte von 438 Mark aus der Kolonie ausgeführt (vgl. S. 49 u. 151).

b) Zukunftsarbeit.

Vor allem müssen wir uns darüber klar werden, was wir eigentlich von einer Kolonie wollten und wollen. Es ist das zum besseren Verständnis der weiteren Ausführungen notwendig; es ist sehr wichtig für die Beurteilung der Verwaltungsgrundsätze in einer Kolonie und namentlich der Behandlung der Eingeborenen.

Wir haben von überseeischen Gebietsteilen Besitz genommen:

1. um neue Absatz- und Umsatzgebiete für Industrie und Handel zu schaffen, Produktenländer zur Befriedigung der steigenden heimatlichen Bedürfnisse des Lebens nicht minder wie zur Beschaffung von Rohmaterialien für die verschiedensten Zweige der Industrie und der Gewerbe unter gleichzeitiger Unabhängigmachung von anderen Ländern zu gewinnen, sowie um die zu diesen Aufgaben hinausgegangenen Landeskinder nicht zu fremd gewordenen Konkurrenten der einstigen Heimat werden zu lassen,

2. um einem Bevölkerungsüberschuß, einer Übervölkerung, die nur dann als nationale Kräftigung bezeichnet werden darf, wenn ihr gesunde Entwicklungsmöglichkeit geboten werden kann, eben diese, in der Heimat sehr erschwerte, Entwicklungsmöglichkeit in Neuland zu geben, ohne daß dieser Menschenabfluß aufhört, dem Vaterlande zu gehören.

Wirtschaftliche und soziale Momente sind es demnach, die uns unsere Flagge auch über afrikanischem Land entfalten ließen. Also *Vorteile*, die wir *für uns* zu gewinnen hofften.

Nichts anderes!

Seien wir doch ehrlich gegen uns selbst und lassen die schöne Lüge fallen, wir gingen nach Afrika, um den Neger zu beglücken. „Zivilisatorische Mission", „kulturelle Mission", und wie die Phrasenschlagworte alle heißen, sie sind nichts als Mäntelchen um die einfache brutale Anwendung des brutalen Naturgesetzes vom Recht des Stärkeren in Verbindung mit der des weiteren ehernen Naturgesetzes vom gesunden Selbsterhaltungstrieb. „Der eine hat's, der andre braucht's; um dessentwillen führt man Krieg." Um dessentwillen erwirbt man sich auch Kolonien. Was wir „kulturelle Aufgabe" nennen, hat der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Indianer Nordamerikas in eine andere Formel gekleidet: „Der Rauch vom Herdfeuer der Blaßgesichter tötet den roten Mann." Unsere Bemühungen um die „kulturelle Hebung der Eingeborenen" sind lediglich Mittel zum Zweck; ein höherer Kulturstand der Neger kommt auch uns wieder zugute.

Wir brauchen uns dieser nackten Tatsache nicht zu schämen, wir treiben einfach Realpolitik. Und wir bestehen auch vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte, wenn wir den Fluch, den jede Kulturmacht bei den Autochthonen über kurz oder lang auf sich lädt, wenigstens bei den Nachkommen der untergegangenen Generationen in Segen zu verwandeln verstanden haben.

Aber vergessen dürfen wir nie, daß wir von Anfang an vom idealen Rechtsstandpunkt aus Eindringlinge waren und sind.

Damit erhalten auch die sogenannten Aufstände der „Rebellen" eine wesentlich andere Beleuchtung. Was wir draußen so nennen, hat man, bei uns und von uns angewendet, einmal Befreiungskriege geheißen. Auch die Kampfweisen und Kampfmittel der Eingeborenen Afrikas barbarisch, grausam usw. zu nennen, ist lächerlich und jedes Verständnisses für den Neger bar. Er kämpft eben mit seinen Mitteln. Wir tun hierbei — wie überhaupt in so mancherlei Punkten — recht gut, einmal bei uns Umschau zu halten, entweder jetzt oder nur ein paar hundert Jährchen früher, wo wir ja doch auch schon den „Schwarzen" und „Wilden" weit über waren in Kultur und Humanität!

Daß wir diese Unabhängigkeitsbestrebungen — das ist wohl die richtigere und gerechtere Bezeichnung — nicht dulden dürfen, ist klar, ist die notwendige Konsequenz einer rücksichtslosen, aber notwendigen und gesunden Kolonialpolitik. Aber eben hinsichtlich der Entstehung dieser Unruhen und auch bei Unterdrückung derselben dürfen wir ihre gerechte Ursache nicht vergessen und verkennen.

Und nun, nach diesem ehrlichen Bekenntnis, zur Frage: kann Kamerun uns die angestrebten Vorteile in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht gewähren? Antwort: die letzteren leider nicht, wohl aber die ersteren.

Daß Kamerun die Mitarbeit an der Lösung der sozialen Frage der Heimat versagt, beeinträchtigt den Wert dieser Kolonie sehr.

Liegt doch diese eigentlich erste, ursprüngliche Aufgabe schon in dem Wort selbst enthalten: „colonia" das besagt ja eigentlich nichts anderes als „Ansiedlung", „Neusiedlung".

Jede Auswanderung bedeutet einen Aderlaß, der das Land schwächt, wenn der Blutstrom in fremde Länder abfließt. Denn eine Erhaltung der Nationalität — darüber soll man sich doch endlich einmal klar sein — in fremdem Land gibt es auf die Dauer nicht und kann es nicht geben.

Jede Auswanderung ist nichts anderes als die Flucht aus unerträglichen sozialen Verhältnissen. Und diese Flucht hinaus ist zumeist ein gutes Zeichen für diejenigen, die sie riskieren: was zu Hause keine gesunde Entwicklungsmöglichkeit vor sich sieht, soll draußen freies Feld zum Schaffen finden — draußen in der Natur, auf eigener Scholle. Die eigene Scholle nur gibt Zufriedenheit und Stetigkeit. Besser stünde es um unser Volk, wenn es draußen in der Natur lebte wie seine Altvordern. Der Zug, der alles in die modernen Hörselberge — heutzutage nennt man sie Großstädte — reißt, verschlingt das Volk und seine Kraft: ein anderer Mälstrom.

Der Unterschied zwischen reich und arm, genauer zwischen brutalem Reichtum und absoluter Armut, und damit das soziale Elend, der Klassenhaß u. a. fällt draußen, wo jeder mehr oder weniger von seiner Hände Arbeit lebt — denn Bauern im besten Sinne des Wortes sollen die Auswandernden werden —, weg, ist zum mindesten unendlich weniger schroff als in der menschenüberfüllten Heimat; und eine Reihe von Verbrechen, geboren aus den unseligen sozialen Mißverhältnissen, ist besser aus der Welt geschafft als mit dem Aufgebot einer Armee von Strafparagraphen und Polizeidienern.

Eine stellenweise Besiedlung allerdings ist sehr wohl möglich. Erinnern wir uns der geographischen und klimatischen Verhältnisse, sowie

des Reichtums an pflanzlichen und tierischen Produkten der ausgedehnten fruchtbaren über 1200 m hohen Teile des Hochlandes: der Balilandschaft, des Kumboplateaus u. a., also der südwestlichen Gebiete Adamauas, so ist hier ein dauernder Aufenthalt des Weißen ohne jede Schädigung seiner Gesundheit auch bei intensiver körperlicher Tätigkeit zweifellos. Und nun, wo die Bahn den schwächenden langwierigen Anmarsch durch den Urwald in Bälde ausschaltet, wäre es mit Freude zu begrüßen, wenn mit Siedlungsversuchen begonnen würde. Aber das ist nur ein verschwindend kleiner Teil der ganzen Kolonie; und — im günstigsten Fall — nur ein so verschwindend kleiner Teil der überschüssigen Heimatsbevölkerung kann hier Aufnahme finden, daß von einer Mithilfe an der Lösung der sozialen Aufgabe nicht gesprochen werden kann.

Anders steht es in Kamerun mit den wirtschaftlichen Aussichten. In dieser Hinsicht hat die Kolonie unsere Hoffnungen nicht getäuscht.

Nachdem wir das Land als solches nicht für den weißen Siedler brauchen können, muß es um so mehr unsere Hauptaufgabe sein, das politische Schutzgebiet in ein möglichst rentables Wirtschaftsgebiet umzuwandeln, wofür der alte Zintgraffsche Grundsatz nach wie vor die kürzeste Formel ist: „Afrika den Afrikanern, uns aber die Afrikaner." Voraus ging und geht die Erschließung, die Erkundung der natürlichen Hilfsquellen des Landes. Dann folgte und folgt die Beherrschung: die „schwarzen Hände" müssen unter einem „weißen Kopf" arbeiten.

Wie an dieser Hauptaufgabe bisher geschafft worden ist, haben wir im vorstehenden Kapitel gesehen. Auch daß viel gearbeitet und schon viel erreicht ist.

Wir könnten aber um ein gut Stück weiter sein, wenn nicht so viele Begehungs- und Unterlassungsünden zu verzeichnen wären.

Sie beginnen schon bei der Erwerbung, Erschließung und Abgrenzung — in Abschnitt II und III haben wir das gesehen; ein Blick auf die Kartenkonfiguration genügt. Von keinem der großen in den Golf von Guinea, also ins Meer mündenden Ströme besitzen wir Unterlauf und Mündung. Allenthalben sind wir so von den natürlichen Verkehrstraßen abgedrängt. Wir mußten und müssen fast noch bis zur Stunde zusehen, wie englische Händler, den Niger und Benuë benutzend, Deutsch-Adamaua mit Waren versorgen, Deutsch-Adamauas Produkte eintauschen; wir müssen zusehen, wie im Osten Frankreich den regen Verkehr beherrscht, der aus dem Zusammenstreben zweier gewaltiger Stromgebiete entspringt, wie die reichen Elfenbein- und Gummivorräte des Südostens vielfach dem Kongo zugeführt werden (22).

Nicht minder energielos und inkonsequent war unsere Kolonialpolitik bei der Erschließungsarbeit im eigenen Hause. „Es fehlte an jeder Initiative, an jedem System. Das Verständnis, daß man auch im Innern festen Fuß fassen müsse, um die Kolonie zu erschließen, war damals" (Anfang der neunziger Jahre) „noch nicht aufgegangen." Oder vielmehr: sehr bald wieder abhanden gekommen. „So endeten kläglich die von Zintgraff ins Werk gesetzten und glücklich durchgeführten Bemühungen, das Hinterland zu erschließen" (13).

Dann kam die gänzliche Aufgabe auch des wenigen bis 1892 Erreichten und völlige Stagnation, die bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts währte. Geld, unwiederbringliche Jahre und Menschenleben gingen dank des negativen amtlichen Kolonialverständnisses verloren. Wäre die ziel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bewußte Passargesche Adamauaexpedition nicht von privater Seite ausgeschickt worden, wären die seinerzeit — mit Unrecht — viel angefeindeten Konzessionsgesellschaften nicht erstanden, so wäre in dieser traurigen Zeit rein gar nichts von Erschließungsarbeit zu verzeichnen.

Die bis zu einem gewissen Grad vielleicht berechtigten Klagen gegen diese Konzessionen fallen voll und ganz auf die Stelle zurück, die dieselben erteilte.

Und auf jeden Fall ist eine gewisse Monopolisierung des Handels, überhaupt eines jeden Unternehmens, in der Hand einer kapitalkräftigen Gesellschaft — zum mindesten zu Anfang einer kolonialen Ära — besser als ein freies Konkurrenzrennen kleiner Firmen mit der unvermeidlichen rücksichtslosesten Ausbeutung der Eingeborenen. Man hat über letzterer Vorgehen in den Südkamerunner Gummigebieten in den jüngst vergangenen Jahren seine Erfahrungen machen können.

Erst von Beginn dieses Jahrhunderts an ist — wenn man von der Regierungszeit des ersten Gouverneurs v. Soden absieht — ein zielbewußtes Vorgehen in Kamerun zu erkennen. Von da ab erst datiert die ganze im vorigen Kapitel dargelegte Entwicklung.

„Es ist auffallend, daß in den leitenden Kreisen so außerordentlich spät die Überzeugung gekommen ist, daß man die Kolonie auch wirklich besitzen muß, wenn man ein Anrecht auf sie erwerben und dem Mutterlande nutzbar machen will" (13). Ein fremdes Land besitzt man aber erst dann, wenn ein Netz von Stationen, ein Netz von Verkehrstraßen dasselbe bedeckt — sie sind das Knochengerüst und das Geäder in einem kolonialen Leibe. Das haben die alten Römer gewußt, das wußte die Hansa, das wußte der Deutschritterorden, dessen Burgen und Festen sich überall im eroberten Preußenland erhoben.

Die gebieterische Forderung nach Vermehrung dieser zwei Hauptmachtmittel in einer Kolonie führt uns zur Betrachtung dessen, was in Kamerun überhaupt an Zukunftsarbeit noch zu leisten ist.

Alle drei Faktoren, die wir als zur Schaffung eines wirtschaftlich wertvollen Überseebesitzes berufen erkannt haben, bedürfen weiteren Ausbaues: Verwaltung, wirtschaftliche Unternehmungen und Handel.

Hier im Rahmen einer allgemeinen kolonialen Überschau können die zahlreichen diesbezüglichen Forderungen nur in gedrängtester Kürze aufgeführt werden.

Solche sind hinsichtlich der Verwaltung: Umwandlung der ganzen bureaukratischen Verwaltungsmethode in einen mehr kaufmännisch gehaltenen Betrieb unter gleichzeitiger Überlassung voller Verfügungsfreiheit an den Gouverneur, so daß die Kolonie ein beinahe selbständiges Reich für sich bildet. Dann: größere Dezentralisation und damit Verminderung des umfangreichen Apparates der Zentralverwaltung; größere Bewegungsfreiheit und weitestgehende Befugnisse des einzelnen Bezirkschefs, der geradezu für die wirtschaftliche Entwicklung und Hebung seines Bezirkes in jeder Richtung verantwortlich zu machen ist.

Dazu müssen die einzelnen Bezirke kleiner gemacht werden; muß, sobald nur irgend angängig, Zivilverwaltung, Bezirksamt oder Residentur, eingerichtet werden; darf Verwaltung und militärische Macht nicht in einer Hand ruhen, sonst liegt die Gefahr zu nahe, daß der Soldat mit dem Verwaltungsmann durchgeht.

Damit wird dann auch größere Konzentration und Stabilität der Schutztruppe erreicht und wird diese das, was sie sein soll: lediglich Exekutivmittel des Gouverneurs, wie das Militär zu Hause im Frieden auch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht die letzte Aufgabe dieser Bezirkschefs muß sein: Schutz des Eingeborenen gegen den Weißen, wenn aus gar keinem anderen Grunde, so schon aus politischer Klugheit: die oft schweren Ausschreitungen gegen den Eingeborenen (Träger-, Arbeiter- und Produktenerpressung) und ihre schamlose Ausbeutung treiben diese schließlich zur Selbsthilfe. Eine solche kann im solidarischen Interesse der Autorität der Weißen nicht geduldet werden — und kriegerische Verwicklungen sind da. Die Schuld daran aber liegt auf — unserer Seite.

Aus demselben Grunde, Schutz der Bevölkerung gegen Übergriffe der Weißen, sowie zur Herstellung eines regen innigen Kontaktes mit den Eingeborenen überhaupt, muß die wichtige Beamtenkategorie der Arbeiter- und Landkommissare vermehrt und zu der Institution von Eingeborenenkommissaren ausgebaut werden. (Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die derzeitigen Reservate: 2 ha Land für 10 Köpfe viel zu gering bemessen sind; es muß im allgemeinen pro Kopf 1 ha gerechnet werden.) Die Hauptaufgaben der weiter einzuführenden Plantageninspektoren, von denen wir unten hören werden, und deren erste Anfänge die Kautschukinspektionen sind, können ihnen gleichfalls übertragen werden. Die Engländer haben schon längst die konforme Einrichtung der sogenannten „native commissioners".

Von den Engländern, nicht minder von den Franzosen, können wir überhaupt sehr, sehr viel auf kolonialem Gebiet lernen.

Von den Engländern ihren großzügigen außerordentlich vereinfachten Verwaltungsapparat, ihre gewissermaßen [mehr geschäftsmäßige Art der Kriegführung unter reichlicher und doch geld- (und blut)sparender Anwendung des philippischen „goldbeladenen Esels", ihr so außerordentlich richtiges Prinzip des Avancements in der Kolonialtruppe, die praktischen hygienen Einrichtungen der Einzelwohnstätten (sogenannte „Bungalow" oder „Kongohäuser") für ihre Beamten in den Kolonien und insbesondere ihre tatkräftigen wirtschaftlichen Aufschließungsarbeiten unter weitestgehender Anwendung aller Mittel, welche die moderne Technik zur Verfügung stellt.

Die Franzosen, deren koloniale Arbeit und Befähigung bei uns vielfach unterschätzt wird, können unsere Lehrmeister sein in der großen und schweren Kunst „die ergebenen Eingeborenenelemente nicht nur dauernd an unsere Interessen zu fesseln, sondern auch zur Überwindung der noch ablehnend oder feindlich gegenüberstehenden farbigen Stämme sich dienstbar zu machen. Unter anderem hat sich das System des Nachrichten- und Agentenwesens unter reichlichster Anwendung des ‚Rubels auf Reisen' zu einem hohen Grad von Vollkommenheit bei ihnen entwickelt" (2).

Eiserne Konsequenz bei Verfolgung ihrer kolonialen Ziele ist beiden Nationen gemeinsam.

Die große und schwere Kunst der richtigen Behandlung der Eingeborenen, der „schwarzen Hände", die Eingeborenenpolitik, ist der wichtigste Moment in der Verwaltungstätigkeit einer Kolonie. Ihm müssen wir etwas näher treten.

Im vorausgegangenen Kapitel haben wir gesehen, daß entsprechend den so verschieden gearteten volklichen Elementen verschiedene Regierungs- und Verwaltungsformen in Anwendung sind.

Vor die schwierigste Aufgabe stellt uns Adamaua; erinnern wir uns der Geschichte und der Völker dieses Landes. Die kolonialpraktische Nutzanwendung müssen wir daraus ziehen, daß wir nicht die fremden Eroberer, die Fulbesultane protegieren dürfen, sondern die von ihnen unterdrückten heidnischen volkreichen Sudannegerstämme, die „Arnani".

Der Fulbe sieht und muß im Weißen seinen Konkurrenten in jeder Hinsicht sehen, der ihm überdies noch seine Haupterwerbsquelle, die Sklavenjagden unterdrückt; und das muß ihn seine Beseitigung wünschen lassen. Daß er bislang sich im ganzen ruhig verhalten und scheinbar gefügt hat, darf uns nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vertrauenselig machen. Das Feuer glimmt unter der Asche. Die englische Expedition Alexander Goslings, die 1906/07 im Sudan sich aufhielt, berichtete, daß im ganzen Sudan bei den Fulbe allgemein die Hoffnung bestehe, daß die Herrschaft der Weißen hier nicht lange mehr währen werde. Der religiöse Fanatismus des intoleranten Mohammedaners — der Neger, auch wenn er Islambekenner ist, ist nie und nirgends fanatisch — kommt noch dazu und ist im Fulbe unausrottbar tief eingewurzelt. Überdies durchziehen Sendboten der Sjenússi*) allenthalben das Land. Die Franzosen kennen diese Bewegung sehr genau und unterschätzen sie nicht. Wie unsicher die Verhältnisse in Adamaua sind, hat 1907 ein von zwei Mahdi in Marrua und bei Garua erregter Aufstand bewiesen. Eine schnelle, blutige Niederwerfung gelang; der kleinste Mißerfolg hätte eine allgemeine Erhebung der mohammedanischen Bevölkerung zur Folge gehabt.

Deutsche Regierung und Fulbesultane sind auf die Dauer nebeneinander undenkbar; Humanität und politische Klugheit zugleich verlangen letzterer rücksichtslose und unbedingte Unterwerfung und Entfernung. Ein allmähliches wirkliches Fürunsgewinnen derselben ist ausgeschlossen. Zu tief ist im Fulbe der Glaube eingewurzelt, daß der Heide ihm gegenüber macht- und rechtlos und seine Beherrschung in der Religion begründet ist.

Auf der anderen Seite ist freilich der Heide vorerst noch zu sehr an eben diesen rechtlosen Zustand seit Generationen gewöhnt, zu geschreckt und erbittert zugleich, so daß er anfänglich jede Änderung, auch solche zu seinem Vorteil, mit Mißtrauen aufnehmen wird. So äußert sich denn der allmählich einsetzende Umschwung der Verhältnisse zunächst darin, daß der bisher unmittelbar unter dem Machtzwang der Fulbe lebende Heide auch gegen den Weißen da und dort angriffsweise vorgeht.

Das ist wohl zu beachten, und um alles nicht darf durch zu rücksichtsloses Vorgehen gegen solche vereinzelte Übergriffe der Heide wieder zu seinem bisherigen Unterdrücker zurückgetrieben werden. Immer wieder muß der Versuch gemacht werden, die verängstigten, in ihren Gebirgshorsten sitzenden Stämme zu bewegen, in die fruchtbaren Ebenen herabzusteigen, die sie einst vor dem Eindringen der Fulbe innegehabt, und die nunmehr verödet und menschenleer brachliegen, sowie auch diese Heidenstämme zu einer Anzahl größerer Volkseinheiten zusammenzufassen, wie solche ja bereits bei einer Reihe volkreicher Stämme weiter ab von dem Machtbereich der Fulbe bestehen; so die Bali, Bamum, Tikar u. a. Solche stärkere Volkseinheiten bilden dann ein Gegengewicht gegen die Sultanate, bis diese einmal ganz beseitigt werden können.

Ein weiteres volkliches Element verdient immer erhöhtere Beachtung, nicht nur in Adamaua, sondern bereits in der ganzen Kolonie: die Zukunftsrasse (soweit das Wort „Rasse" da am Platze ist) der Kolonie: die Haussa. Wir erinnern uns aus Abschnitt V ihrer Allgegenwart. So schätzenswert sie als Träger und Verbreiter höherer Kultur auch sind, so darf man darüber doch nie ihre Zwischenträgerrolle außer Kontrolle lassen. Bald

*) Die Sjenussi sind ein religiöser mohammedanischer Orden, der sich zu einem nicht zu unterschätzenden Machtfaktor in der afrikanischen Politik herausgebildet hat. Der Sitz dieses Ordens befindet sich in den unzugänglichen Felsgebirgen von Borkú und Tibésti in der Sahara. An der Spitze steht ein Scheïch, der mit mystischem Nimbus sich zu umgeben weiß. Allenthalben in ganz Nord- und Zentralafrika hat der Orden Zweigniederlassungen und sendet überdies religiös und politisch gegen die Weißen agitierende Sendboten aus (30).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halten sie zu den Fulbe, bald zum Weißen — wo eben der meiste Profit für diese afrikanischen Juden herausschaut. Nicht eben selten sind sie Anstifter von Hetzereien gegen die von ihnen geprellten und auf sie erbitterten Heiden; der Gefahr eines in ihnen sich bildenden Zwischenhandelmonopols geschah bereits Erwähnung.

Die Befürchtung, daß die oben erwähnten kleinen Negerreiche eine Gefahr für die deutsche Herrschaft bilden könnten, ist gänzlich unbegründet — wenn sie richtig behandelt werden. Womit hat der kleine Stock der cives Romani den Erdkreis beherrscht? Eben durch richtige Behandlung der einzelnen Völker, durch kluge und geschickte Ausspielung der einzelnen Stämme und Völker gegeneinander, durch ihr „divide et impera". Der Neger ist bei richtiger Behandlung überhaupt leicht zu beherrschen. Der erste Grundsatz muß sein, daß man den Eingeborenen nur durch den Eingeborenen beherrschen kann. Die an der Spitze oben genannter kleiner Reiche stehenden einheimischen Herrscher müssen wir uns treu ergeben zu machen wissen (wie es z. B. der Balihäuptling seit Zintgraffs Zeiten ist, wie der Bamumsultan uns ergeben ist), sie in ihrer Autorität unterstützen und durch sie die Massen regieren. Und dieses Regieren muß großzügig sein, darf sich nicht nach heimatlichem Muster in Einzelheiten verlieren; wir dürfen nicht zu viel regieren wollen.

Die aus der Geschichte des Volkes herausgewachsenen politischen Verhältnisse, Erfolge einstiger Kriege und diplomatischer Klugheit der Herrscher — also Machterbe, wie etwa analog bei uns Schlesien, die Reichslande u. a. — müssen unangetastet bleiben; die inneren Angelegenheiten, wie Rechtsprechung, Vasallenverhältnisse usw. gehen uns gar nichts an.

Die Stellung dieser eingeborenen Herrscher als Mittelglieder zwischen uns und ihren Untertanen ist am besten gekennzeichnet durch die von dem alten Kolonialvolk, den Holländern, eingeführte Bezeichnung „Regent", dem ein weißer Regierungsvertreter als „Resident" beratend zur Seite steht. In Deutsch-Adamaua und in Deutsch-Bornu haben wir diese Verwaltungsart; bleiben wir bei dieser glücklich gewählten Form (eine Einführung des Gouverneurs v. Puttkamer), dehnen sie auch auf die mehrerwähnten kleinen Reiche aus und hüten wir uns, sie zu der bei den Küsten- und küstennahen Bantustämmen eingeführten und für diese auch ganz gut passenden strammeren Regierungsform zu verdichten.

Mit der Wahl des jeweils richtigen Verwaltungsmodus ist aber eine richtige Eingeborenenpolitik noch lange nicht gemacht. Sie ist lediglich der Rahmen. Die Hauptsache ist die richtige Form des Kontaktes mit der lebendigen Füllung dieses Rahmens, mit den Menschen selbst.

Sie fordert einmal genaue Kenntnis des Charakters, der Eigenart des Negers; sodann Kenntnis seines ganzen Kultur- und Sittenlebens (letzteres Moment, nebenbei bemerkt, ist die so außerordentlich wichtige praktische Seite der Wissenschaft der Völkerkunde); also kurz afrikanische Menschen- und Völkerkenntnis oder, wie die allerkürzeste und treffendste Formel lautet: „to think black."

Der Neger wird in physischer, intellektueller und ethischer Richtung meist grundfalsch beurteilt; er wird einerseits weit unterschätzt, anderseits — in verblüffender Inkonsequenz — soll er europäisch-kulturell denken, handeln und behandelt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Sitten, Gebräuche und soziale Einrichtungen müssen stets aufs strengste respektiert werden"; so hat schon ein Wissmann immer wieder seinen Untergebenen eingeschärft. In richtiger Erkenntnis dieses so bedeutsamen Momentes heißt es in der Dienstanleitung des Museums für Völkerkunde: „Wir haben endlich einsehen gelernt, daß auch politische Erfolge stets nur auf der Grundlage ethnographischer Erfahrungen erwartet und erreicht werden können, und daß Unkenntnis ethnographischer Verhältnisse nur allzuoft von politischen Mißerfolgen und großen Verlusten an Geld und Menschen gefolgt waren." Der letzte äußere Anstoß zu der furchtbaren indischen Revolution 1857 war — die mit Schweineschmalz gefettete Patrone.

In dieses Kapitel gehört unter vielem anderen die Tatsache, daß wir vorerst an der Institution der Sklaverei nicht rütteln sollen. Wohlverstanden der Hausssklaverei; denn diese ist vielfach milder und patriarchalischer als unser Dienstboten- und Arbeiterverhältnis: man macht sich von der „Sklaverei" in Afrika zumeist eine ganz falsche, viel zu harte Vorstellung.

In dieses Kapitel gehört auch die Tatsache, daß man vorerst wenigstens und wohl geraume Zeit noch nicht unsere modern-europäischen Rechtsanschauungen und Strafgesetzbuchbestimmungen anwenden darf, sondern auch in dieser Hinsicht mit landesüblichen Begriffen und Mitteln arbeiten muß. Ein gelegentlicher Peitschenhieb in Afrika braucht in unserem humanitätsdu—rstigen Europa nicht so viel Staub aufzuwirbeln, als es leider nicht selten der Fall ist. Er schadet viel weniger als brüsker Eingriff in Rechtsanschauungen des Negers, als verfrühte Einführung von — Steuern und Abgaben.

In dieses Kapitel endlich gehört aber noch etwas herein, das leider viel zu wenig gewürdigt wird, die Tatsache der Macht der Persönlichkeit. Die auf Menschen- und Völkerkenntnis fußende Behandlung des Afrikaners ist es allein, die in Verbindung mit dem innewohnenden moralischen Faktor den auf den Verkehr mit dem Neger angewiesenen Europäer das werden läßt, was er da draußen werden muß, soll er für die Heimat und für Afrika ein wirklicher Kulturpionier sein: eine Persönlichkeit. Wenige nur sind es, die das zu werden verstanden haben, die das zu werden verstehen. Theoretische Vorbildung zu Hause tut's nicht. Wie nicht leicht anderswo, gilt hier bei der Auswahl des weißen Menschenmaterials der Grundsatz: das Beste ist gerade gut genug.

Notwendig damit verbunden ist Stabilität in Besetzung der verschiedenen Posten; Afrika ist kein Durchgangsgebiet, es ist Lebensaufgabe.

In unseren nivellierten Verhältnissen zu Hause schadet Wechsel, schadet ein gelegentlicher Mißgriff in der Wahl einer Person nicht so sehr viel; anders in Afrika. Wer es nicht selbst gesehen und erfahren hat, macht sich keinen Begriff von der Macht der Persönlichkeit draußen. Da fällt der Name eines Mannes, der von Mund zu Mund der Eingeborenen geht und mit Furcht und Zutrauen zugleich ausgesprochen wird, tausendmal schwerer in die Wagschale als Titel und Rang, wiegt Geld und Bajonette auf.

Rein ideelle Zwecke verfolgen an sich die Missionen. Sobald aber ihr Wirkungsreich in einem europäischen Schutzgebiet liegt, ergibt sich von selbst, daß auch sie zu einem kolonialen Faktor werden. Und sogar zu einem außerordentlich wichtigen und zu einem außerordentlich segensreichen, wenn er richtig gehandhabt wird, wenn der Wahrspruch „ora et labora" bei allen Missionen in gleichem Grade wie bei den katholischen umgekehrt in

die Wirklichkeit übersetzt wird. Gerade bei ihrer sehr großen Bedeutung aber wäre zu wünschen, daß in ein und demselben Schutzgebiete nicht Missionen verschiedener Konfessionen und überdies verschiedener Nationen wirken.

Der Fundamentalfrage, welche Religion, die christliche oder mohammedanische, im Grunde genommen die der Negerrasse angemessenere wäre, wollen wir hier nicht nähertreten.

Was die Zukunftsarbeit der beiden weiteren kolonialen Faktoren, der wirtschaftlichen (privaten) Unternehmungen und des Handels anlangt, so geht sie ohne weiteres aus der Betrachtung der bisherigen Entwicklung hervor: Weiterentwicklung, Ausbau des Begonnenen.

Der Handel mit den gegebenen Produkten, Elfenbein und Gummi, wird langsam zurückgehen. Beide nehmen langsam, aber sicher ab, trotz der getroffenen Schutzbestimmungen. Die diesbezüglichen betreffs Schonung der Elefanten werden übrigens ihren Zweck kaum erreichen. Abgesehen davon, daß das Minimalgewicht von 2 kg pro Zahn viel zu niedrig ist, wird das Verbot der Einfuhr von Feuerwaffen eine Ausrottung der Tiere in keiner Weise aufhalten, der Neger hat dafür Giftpfeil und Wildgruben; auch die Jagdverordnungen werden sich bei den großen Verwaltungsbezirken kaum kontrollieren lassen.

Überhaupt: will man wenigstens noch einen gewissen Stock der Kamerun eigenen Tierarten erhalten, so ist Schaffung von größeren Wildreservaten das einzige Mittel.

An Stelle der sich allmählich erschöpfenden wildwachsenden Gummibestände wird der Plantagenkautschuk treten. Dessen Ausfuhrziffer wird sich besonders dann heben, wenn an Stelle der verhältnismäßig wenig Kautschuk liefernden Kickxia die Kultur der weit reichlicher tragenden Hevea brasiliensis größeren Umfang angenommen haben wird.

Ein gegebenes Produkt bleibt aber immerhin; mit weiterer Erschließung durch die Bahn wird sein Export hohe Zahlen aufweisen, die Erzeugnisse der Ölpalme. Ein weiteres werden vielleicht in steigendem Maße die Schinüsse werden (27).

Im Interesse einer ruhigen Entwicklung der Kolonie, einer gesunden Stetigkeit des Handels nicht minder als in dem Interesse kultureller Erziehung des Negers ist der Rückgang der Erträgnisse der gegebenen Handelsprodukte gar nicht einmal so sehr zu bedauern.

So lange das Land verhältnismäßig mühelos zu gewinnende Handelsprodukte bietet, liegt es auf der Hand, daß die Neger, insbesondere Waldlandneger vorerst fast nur ein Handelsvolk sind und nach der Art der Gewinnung dieser Produkte ein Raubbau-, Raubhandelsvolk. Das bringt nun wohl für den Produzenten, wenn dieser Ausdruck bei dieser Art von Wirtschaft berechtigt wäre, und für den Abnehmer vorübergehend ganz stattliche Einnahmen — und vorübergehend bedeutet in der Wirtschaftsgeschichte eines Landes auch noch ein Menschenalter —, aber es ist ein grundfalscher Betrieb, dessen unheilvolle Folgen, nach dem Worte der Schrift, das dritte und vierte Glied erst treffen. Er gleicht in augenblicklichem Gewinn und den folgenschweren Konsequenzen ganz und gar unrationeller Abforstung.

Erst dann, wenn diese Quelle zu versiegen beginnt, kann man daran gehen, den Eingeborenen zu rationeller Bodenbewirtschaftung, zu Produktion über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seine augenblicklichen Lebensbedürfnisse hinaus anzulernen. Damit soll nichts weniger erzielt werden, als daß der Eingeborene selbst Plantagenarbeiter, und zwar auf eigener Scholle, also Plantagenbesitzer wird.

Der Neger ist durchaus nicht faul, in dem Sinne, in dem man es gewöhnlich behaupten hört. Er hat nur vorerst einerseits noch wenig Bedürfnisse und strebt anderseits danach — wie auch wir —, auf die bequemste Weise seine Interessen zu erreichen. So lange er das durch den Handel mühelofer kann, als durch körperliche Arbeit, wäre er töricht, nicht diesen Weg einzuschlagen.

Der Neger ist aber auch habgierig und pfiffig. Sobald er erkennt, wo ihm ein neuer und ständiger Profit erwächst, geht er schon heran an ihm vorerst fremde Beschäftigungen. So war es ja z. B. auch mit der Gummigewinnung, die ihm (wie bereits erwähnt) im Kamerungebiet erst Ende der Siebzigerjahre gezeigt wurde. Im Anfang hat er sich nicht dafür begeistert; nach Erkenntnis des abwerfenden Gewinnes rafft und raubt er schon längst, was an Gummipflanzen im Urwald zu finden.

Ist dem Neger einmal der bleibende Wert einer Hewea, eines Kakaobaumes, einer Baumwollstaude usw. klar und hat er die Gewißheit, daß ihm die davon gewonnenen guten Produkte zu einem bestimmten Preis ständig abgenommen werden, so wirft er sich — das ist absolut sicher für jeden, der den Neger kennt — gern und eifrig auf die neue lukrative Beschäftigung.

Ein wichtiger wirtschaftlicher Faktor wird damit geschaffen: das Gefühl des Besitzes, der Sicherheit des Besitzes — ein Gefühl, das zurzeit noch eigentlich kein heidnischer Neger hat. Sein derzeitiger Besitz ist meist beweglich (Weiber, Sklaven, Vieh), und der ist mehr oder weniger der Willkür des Häuptlings, des Mächtigen überhaupt preisgegeben. Anders bei Plantagen. Jeder stehende Kakao- usw. Baum bildet einen abschätzbaren stabilen Wert. Die einzelnen Farmen, die Zahl der Bäume, die Besitzer werden von der Regierung gebucht: das ist das richtige Grundbuch für eine Kolonie.

In demselben Grade, wie der Neger mit diesem Gefühl des gesicherten Besitzes sich mehr als Herrn des Bodens fühlen lernt, in demselben Grade wird er — ihm unvermerkt — immer mehr in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Regierung gebracht, mit einem Netz von abhängigen Beziehungen umsponnen.

Jetzt, aber auch erst jetzt kann die Regierung an Ein- und Durchführung einer Steuer denken — wobei eine Art „Familien"steuer das gerechteste und mildeste System ist, nicht aber die rücksichtslose „Kopf"- und „Hütten"steuer —, jetzt gibt es Pfandobjekte, jetzt können Strafen abgearbeitet, nicht bloß abgesessen werden.

Das muß aber die Regierung in die Hand nehmen; denn nutzbringend wird dies erst nach Jahrzehnten, und darauf kann sich kein Privatunternehmen einlassen. Zur Durchführung muß eine neue Beamtenkategorie eingesetzt werden: die oben bereits genannten Plantageninspektoren. Diese haben Anleitung zu Anlage und Betrieb zu geben, Pflanzen, Samen, Werkzeuge usw. unentgeltlich zu verteilen, Buchung, Vermessung der Pflanzungen vorzunehmen, zu überwachen und zu inspizieren; sie sind Mittelspersonen beim Verkauf der Produkte usw., also land- und leuterfahrene, praktische Männer. Gern wird dafür der Afrikakenner mehr als eine europäisch-theoretische Kategorie aus dem Verwaltungsapparat ausscheiden sehen.

Hier setzt denn auch die kulturelle Bedeutung des Großplantagenbetriebs ein; einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen bringt jeder auf ihnen Arbeitende nach Ablauf seines Kontraktes mit in die Heimat und verwertet ihn bei Bebauung seiner eigenen kleinen Plantage.

Mit derartigen Eingeborenenkulturen sind bereits Versuche gemacht worden: die Viktorianer haben seit einigen Jahren Kakaopflanzungen angelegt und neuerdings die Flußbewohner des Wuri. Im Jahre 1909 belief sich die Höhe der aus ihnen in den Handel gelangten, vorerst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allerdings noch minderwertigen Produkte immerhin bereits auf einige hunderttausend Mark.

In gleicher Weise wäre die derzeitige kleinbäuerliche Viehzucht zu größeren Umfängen heraufzuheben.

Außer den bereits genannten Pflanzen eignen sich Mais und Hirse im Hochland, Ananas im ganzen Schutzgebiet (zur Verarbeitung zu Konserven), Reis in den Tsadseeländern, wo weite Strecken mit wildwachsendem Reis bestanden sind (der hier übrigens bereits von den Arabern und Kanuri geerntet wird), und insbesondere Baumwolle, gleichfalls im Tsadgebiet und im mittleren Adamaua, für derartige Eingeborenenkulturen nicht minder als für europäische Unternehmungen größeren Stils.

Weitere Felder der Tätigkeit für letztere, denen man mit Sicherheit günstige Aussichten stellen kann, sind: im großen betriebene Viehzucht in den Steppenhochländern Adamauas und gleicher Art betätigte Holzwirtschaft in den Urwäldern des Küstengebietes.

Mag also immerhin das Elfenbein von Jahr zu Jahr sich mindern, mag die Gummigewinnung zurückgehen — Kamerun kann es verwinden. Die schlummernden Hilfskräfte, die in seinem Boden ruhen, sind tausendmal mehr wert. Die sicherste gesundeste Grundlage der Entwicklung bildet allezeit und allerorts die Bebauung und Ausnutzung des Bodens — der Ackerbau der nordischen Länder, der Plantagenbau in den Tropen. Dazu die Viehzucht.

Die conditio sine qua non für jeden weiteren Ausbau in kolonialer und kolonialwirtschaftlicher Richtung ist der Ausbau der Verkehrswege.

Und Gott sei Dank stehen wir auch in dieser Hinsicht an der Schwelle einer neuen Entwicklungsepoche: die Bahn nach dem Manengubahochland ist in vollem Bau, an der Mittellandbahn wird eifrig gearbeitet. Doch darf über diesem Radikalmittel, dem Schienenstrang, der weitere Ausbau von Marschstraßen nicht vernachlässigt werden; auch sie müssen und können mithelfen an der Beseitigung der fast unerträglichen Überlastung der bisherigen wenigen ausgebauten Zugangswege von der Küste ins Innere, an der Beseitigung der ebenso unerträglichen Trägerkalamität, infolge deren bei der rücksichtslosen Gummiausbeutung namentlich im Süden des Schutzgebietes nicht selten an zehntausend Träger sich auf oft erzwungenem Marsche befinden. In diesem eben von dem Gummihandel am meisten, man muß leider sagen, betroffenen Gebietsteil ist namentlich von dem mehrerwähnten großen Steinschen Wegeprojekt Besserung zu erhoffen. All die Tausende Träger, die immerzu vom Innern zur Küste, von der Küste in ihre Stammessitze wieder zurückwandern, werden dann frei, verfügbar für bodenkulturelle Arbeit.

Ein Weiterausbau der Nordbahn durch Weiterführung bis Garua am Benuë ist geplant: also Schaffung einer großen Durchgangsbahn. Der Gedanke an eine solche, die uns die einst entgangene große Wasserstraße Benuë-Niger ersetzen soll, ist ja naheliegend. Und wenn deren letztere Benutzung bei zunehmendem Verkehr auf zu große Schwierigkeiten seitens England, sowie seitens ihrer natürlichen Beschaffenheit selbst stoßt, dann ist der Bau einer Durchgangsbahn auch unbedingt notwendig. Auf jeden Fall notwendig ist der Bau von Stichbahnen: von der Küste aus in die reichen Öl- und Holzgebiete des nördlichen Küstenvorlandes und des Bakokogebietes; von Garua aus nach Süden zum Fuß der Benuëabdachung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Hochlandes, nach Norden in das von einer zahlreichen und intelligenten Bevölkerung bewohnte fruchtbare Tsadseegebiet.

Wie der oft zitierte Montecucculi als die drei Haupterfordernisse zum Kriegführen Geld, Geld und nochmals Geld bezeichnete, so fordert jegliche rentable Kolonialbewirtschaftung in Afrika gebieterisch: Bahnen, Bahnen und nochmals Bahnen.

Viel ist in unserem Schutzgebiet da unten am Äquator am Golf von Guinea schon geschehen, um es zu dem werden zu lassen, zu dem es die Natur bestimmt hat, zu einer wirtschaftlich reichen Kolonie; — noch mehr sind der Aufgaben, die unser harren. Vertrauen in der Heimat, Konsequenz hier und draußen und über allem — nochmals sei es gesagt — jener Eigenschaft, zu Hause und über See, bedarf es, die leider nur zu wenig da wie dort geübt wird, handelt es sich um Lösung kolonialer Aufgaben, jener Eigenschaft, „die das Geheimnis jeglichen Erfolges in Afrika in sich birgt: der Geduld".

Abgeschlossen Januar 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Literaturnachweis.

a) Zeitschriften.

1. Bulletin du comité de l'Afrique française; Paris.
2. Deutsches Kolonialblatt; Berlin.
3. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik; Wien.
4. Geographische Zeitschrift; Leipzig.
5. La Géographie; Paris.
6. Globus; Braunschweig.
7. Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten von Forschungsreisenden und Gelehrten; Berlin.
8. Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen; Berlin.
9. Le Mouvement géographique; Bruxelles.
10. Petermanns Mitteilungen; Gotha.
11. Der Tropenpflanzer; Berlin.
12. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde; Berlin.
13. Zeitschrift für Kolonialpolitik, -Recht und -Wirtschaft; Berlin.
14. Zeitschrift für ozeanische und afrikanische Sprachen; Berlin.

---

15. Denkschriften über die Entwicklung der Schutzgebiete in Afrika und der Südsee. Teil C: Kamerun; Berlin.
16. Kolonialhandelsadreßbuch 1910; Berlin.

b) Werke und Karten.

17. Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika in den Jahren 1849 bis 1855.
18. Buchner: Kamerun.
19. Dominik: Kamerun; 6 Kriegs- und Friedensjahre in den Tropen; 1900.
20. Dominik: Vom Atlantik zum Tsadsee; 1908.
21. Esch, Solger, Oppenheim und Jaeckel: Beiträge zur Geologie von Kamerun; 1904.
22. Hassert: Deutschlands Kolonien; 1893.
23. Hutter: Wanderungen und Forschungen im Nordhinterland von Kamerun; 1902.
24. Koschitzky: Deutsche Kolonialgeschichte; 1888.
25. Dr. Mansfeld: Urwalddokumente; 4 Jahre unter den Großflußnegern Kameruns; 1908.
26. Marquardsen: Der Niger-Benuë; 1909.
27. Prof. Dr. H. Meyer: Das deutsche Kolonialreich; eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete; 1909. — Band I: Kamerun von Prof. Dr. Passarge.
28. Morgen: Durch Kamerun von Süd nach Nord; 1893.
29. Nachtigal: Saharâ und Sûdân; 1879.
30. v. Oppenheim: Rabëh und das Tsadseegebiet; 1902.
31. Passarge: Adamaua; 1895.
32. Peschuël-Lösche und Falkenstein: Die Loangoexpedition; 1879. Teil II und III.
33. Plehn: Die Kamerunküste; 1898.
34. Sievers-Hahn: Länder- und Völkerkunde; Band: Afrika.
35. Wohltmann: Der Plantagenbau in Kamerun und seine Zukunft.
36. Zintgraff: Nordkamerun; 1895.

---

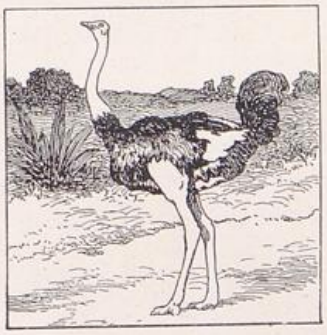
37. Großer deutscher Kolonialatlas; 1901 und 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

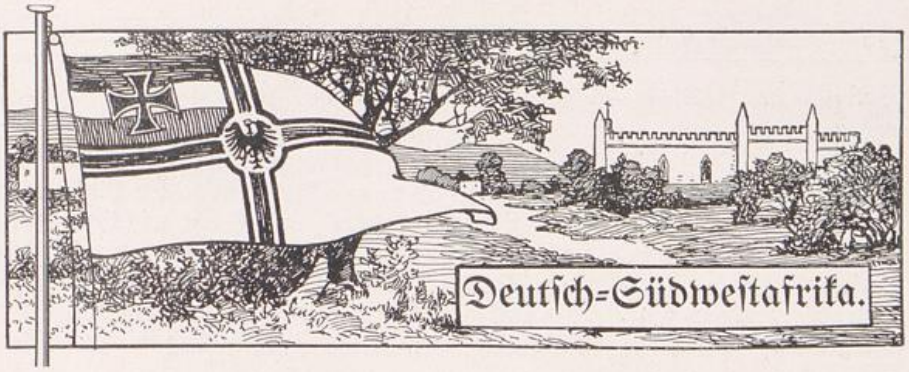
Deutsch-Südwestafrika.

Von

Professor Dr. Dove.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



Einleitung.

Das Geburtsjahr der deutschen Kolonialpolitik, das Jahr 1884, war auch für das südwestafrikanische Schutzgebiet das der Besitzergreifung. Ja, dies Land gab so recht eigentlich den Anstoß zu der neuen Bewegung; auf das Hinterland von Angra Pequena bezog sich jene berühmte Depesche des Fürsten Bismarck, welche zum erstenmal der Welt verkündete, daß ein überseeisches Gebiet unter den Schutz und die Oberhoheit des Reiches gestellt sei.

Lange hatte es gedauert, bis dies fernste unter unseren afrikanischen Ländern in engere Beziehungen zu Europa trat. Vier Jahrhunderte vor dem Beginn der deutschen Herrschaft waren einzelne Punkte der Küste von den heldenmütigen Seefahrern besucht worden, die im Namen des Königs von Portugal das alte Sagenland Indien auf dem Seewege zu erreichen suchten. Ihr Ziel nahm ihre Gedanken indessen so vollständig in Anspruch, daß die einsamen südafrikanischen Küsten sie nicht zu fesseln vermochten. Ja, auch als bereits hundertundfünfzig Jahre lang holländische Siedler am Kap der Guten Hoffnung saßen, gegen den Beginn des soeben verflossenen Jahrhunderts, konnte das Gebiet unserer heutigen deutschen Kolonie als gänzlich unbekannt gelten. Die ersten Reisen, welche uns wertvolle Aufschlüsse über ausgedehntere Landschaften brachten, wurden in den dreißiger und vierziger Jahren der erwähnten Periode ausgeführt, und dann erst beginnt auch für Südwestafrika eine Zeit, die immer schneller die Entschleierung des Innern förderte.

Es waren verschiedene Nationen, die in diesem Teile Afrikas an der Erforschung des Innern lebhaften Anteil nahmen. Schweden wie Andersson, Engländer in nicht geringer Zahl, namentlich aber Deutsche sehen wir zuerst die großen Züge der Landschaft festlegen; durch sie gelangten auch die ersten genaueren Nachrichten über die Tier- und Pflanzenwelt und vor allem über die Bewohner des Landes zu uns, und besonders sind es auf diesen Forschungsgebieten die Missionare, meist Mitglieder der Rheinischen Gesellschaft, denen wir die wichtigsten Mitteilungen verdanken. Namen, wie die eines Hahn und eines Rath werden in der Entdeckungsgeschichte des Schutzgebietes unvergessen bleiben, und wenn wir das Land zur Zeit seiner Erwerbung besser kannten als so manche andere Landschaft unter der neuen Kolonialflagge, so ist das nicht zum wenigsten das Verdienst dieser anspruchslosen und doch so tätigen Angehörigen der Mission.

Nicht lange nach der Erwerbung von Südwestafrika durch das Reich beginnt auch für dieses Gebiet die noch lange nicht abgeschlossene Periode fruchtbringender Einzelforschung. Große Aufgaben, wie solche noch vor dreißig Jahren im Innern des tropischen Afrika ihrer Lösung harrten, waren ja selbst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Entdecker im Südwesten des Weltteils nicht gestellt gewesen. Um so wichtiger und wesentlicher nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die praktische Kolonisation ist hier die genaue Untersuchung der natürlichen Lebensbedingungen, von denen Pflanzen und Tiere und damit in letzter Linie auch der Mensch und seine Wirtschaftsweise abhängen. Eine Fülle wichtiger Tatsachen ist bereits bekannt, mehr aber ist noch zu studieren, so daß man die Periode der Erforschung unserer Kolonie als im höheren Sinne jetzt erst beginnend bezeichnen darf. Die Behandlung der einzelnen Landschaften wird Gelegenheit geben, auf einige hierher gehörige Fragen kurz hinzuweisen.

I. Das Küstenland.

Der Anblick, den die Küste von Südwestafrika dem bietet, der sich ihr von der See aus nähert, ist ein höchst eigenartiger. Wer hier eine tropische Pflanzenwelt, ja wer auch nur eine tropische Wärme zu finden erwartet, würde bitter enttäuscht werden. Öde und eintönig dehnt sich der gelbe Strand, der jenseits der weißen Brandungslinie sichtbar wird, 1400 km weit von der Mündung des Oranjeflusses bis zum Kunene, nur an wenig Stellen durch eine hafenartig geschützte Wasserfläche unterbrochen. Der Eindruck des Unzugänglichen, den schon die äußeren Linien der Küstenentwicklung in uns erzeugen, wird indessen noch erheblich durch die furchtbare Pflanzenleere verstärkt, die wir ähnlich nur in anderen Wüstenlandschaften der Erde finden. Mit flacheren Strecken, ja mit felsigen Bildungen wechseln endlich auf weite Entfernungen Dünenwälle, die häufig genug wie ganze Sandgebirge den Weg in das Innere zu versperren scheinen. Und obwohl wir uns hier, zwischen dem 17. und dem 29. Parallelgrade, in einer Breite befinden, die derjenigen der feuchtheißen Landschaften zwischen dem Sululande und der Sambesimündung auf der Ostseite des Kontinents entspricht, herrscht hier eine Temperatur, die selbst in den Mittagstunden höchst selten einmal eine dem Europäer lästige Höhe erreicht, und die gegen Morgen und Abend sich so weit erniedrigt, daß man sie dann geradezu mit der bei uns an einem naßkalten Herbsttage herrschenden Wärme vergleichen kann, ja, daß man bisweilen um diese Tageszeit im Winter ein Feuer im Ofen als große Annehmlichkeit empfindet. Das Jahresmittel der Wärme an der Küste kommt zwar demjenigen von Mittelitalien ungefähr gleich, indessen ist die Durchschnittswärme des „heißesten" Monats kaum größer als in Südwestdeutschland, die des „kältesten" aber etwa mit der des Mai in unserer Heimat zu vergleichen. Außergewöhnliche Wärmegrade gelangen ausnahmsweise an verschiedenen Punkten der Küste zur Beobachtung; sie sind aber lediglich als Folgeerscheinung eines föhnartigen Windes anzusehen, der bisweilen vom Innern nach dem Meere herabweht.

Auf die auffallenden Nebel dieses Landstreifens ist von allen Beobachtern aufmerksam gemacht worden. Trotz der furchtbaren Regenarmut, die man fast als Regenlosigkeit bezeichnen könnte, insofern keineswegs in jedem Jahre ein deutlich meßbarer Niederschlag zustande kommt, ist besonders in den Morgen- und Abendstunden die Bildung dichter Nebel eine so häufige Erscheinung und zwar hauptsächlich im Winter, wo die Sonne nicht selten den ganzen Tag nicht zum Vorschein kommt, daß man sie als eine Charaktereigentümlichkeit des Küstenlandes bezeichnen kann. Bisweilen verdichtet sich der dichte Schleier, der des Nachts über der Uferlandschaft ruht, so sehr, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegen Morgen das Wasser von den Dächern tropft; in den Boden dringt jedoch die Feuchtigkeit selten mehr als wenige Millimeter tief ein. Die Schiffahrt erleidet natürlich in den südwestafrikanischen Gewässern durch die unsichtige Luft manche Beeinträchtigung.

Ehe wir uns der Küstenlandschaft selbst zuwenden, müssen wir unser Augenmerk auf das Meer und auf die Landungsplätze werfen, die mit der Zeit eine immer mehr erhöhte Bedeutung gewinnen.

Das ganze Schutzgebiet wird von einem außergewöhnlich kalten Meeresgebiet begrenzt. Die Oberflächentemperaturen sind hier so niedrig, daß beispielsweise unter dem Wendekreise das Wasser um beinahe 15° kühler ist als auf der Ostseite des Weltteiles. Ein Vorzug ist aber mit dieser merkwürdigen Eigenschaft der Küstengewässer verbunden; sie sind außerordentlich reich an tierischen Lebewesen, und die wirtschaftliche Ausbeutung dieser natürlichen Reichtümer wird in Zukunft sicher einmal erfolgen. An eßbaren Fischen und an Krustentieren besitzt dieser Teil des Südatlantischen Ozeans eine gewaltige Fülle; Robben beleben die felsigen Gegenden im Süden wie im Norden, und das von ihnen gewonnene Sealskin bildet ein wertvolles Erzeugnis, das bereits zu einem Gegenstande der Ausfuhr geworden ist. Die auffallendste Erscheinung in der Tierwelt der Küstengewässer ist aber die an manchen Stellen, wie z. B. am Strande der Walfischbai, schier unzählbare Menge von Vögeln, darunter Flamingos, Pelikane und zahlreiche andere, sowie die Scharen von Pinguinen, welche die See beleben. Besonders diese sind es, die an verschiedenen Stellen jene mächtigen Guanolager erzeugt haben, die man als das wertvollste Vorkommnis der Strandlandschaften bezeichnen kann, und die am Kap Croß bereits abgebaut werden.

Für die Beurteilung der Landungsplätze von Südwestafrika, deren es leider nur wenig brauchbare gibt, ist mehr noch als ihre eigene Beschaffenheit die Frage von Bedeutung, wie es um ihre Zugänglichkeit vom Innern her steht.

Die Mündung des großen südlichen Grenzflusses, des Oranje, kommt für den Verkehr aus verschiedenen Gründen gar nicht in Betracht, und der erste Punkt, der als wirkliches Eingangstor in das Land bezeichnet werden kann, ist Lüderitzbucht, bekannter wohl noch unter seinem früheren Namen Angra Pequena. Es ist aber auch der einzige Landungsplatz von Bedeutung auf einer Strecke von rund 700 km Länge, denn die nördlich von ihm liegende Hottentottenbai ist zwar auch gegen die ziemlich ständigen Winde aus vorwiegend südlicher Richtung und den damit zusammenhängenden Seegang geschützt, allein sie ist dermaßen unzugänglich, daß bis heute noch nicht einmal ein Verbindungsweg über den sie umgebenden Dünenwall hinweg bekannt ist. Lüderitzbucht dagegen gehört neuerdings zu den guten Landungsplätzen, denn der Weg von hier wird durch eine in das Innere führende Bahn von Kapspurweite gebildet, die die ehemaligen Transportschwierigkeiten behoben hat. Ähnliches gilt jedoch nicht von dem zweiten, beträchtlich größeren natürlichen Hafenbecken unter den wirklich benutzten Landungsplätzen, von der in der Mitte der Kolonie gelegenen, in englischen Händen befindlichen Walfischbai. Bildete diese früher den Haupteingang in unser Schutzgebiet, so hat sie ihre Bedeutung fast ganz einbüßen müssen, als die auf deutschem Boden nördlich vom Swakop gelegene Landungstelle in Aufnahme kam. Denn wenn auch die weite Bucht von Walfischbai einen geräumigen und gut geschützten Hafen bildet, so ist sie von einem bis zu 30 km breiten Dünenwalle umgeben,

der schon den Ochsenwagenverkehr auf das äußerste erschwert, und der die Anlage einer wirklich rentierenden Bahn fast zu einer Unmöglichkeit macht.

So ist es gekommen, daß die wichtigste Eingangstelle in das Land, Swakopmund, zu den für Südafrika so charakteristischen offenen Reeden gehört. Hier war die Zugänglichkeit des Innern von der See her das Entscheidende, von hier aus vermochte man ohne große Schwierigkeiten eine Bahnverbindung herzustellen, und so entwickelte sich dieser Platz zu der wichtigsten Siedlung an der ganzen Küste, obwohl die Landungstelle selbst erst durch einen Molenbau verbessert werden mußte.

Die auf der Nordhälfte der Küste von Südwestafrika liegenden Landungsplätze sind noch sehr wenig untersucht. Möglich und wünschenswert wäre indes hier die Auffindung einer jederzeit brauchbaren Stelle für die Entwicklung der nördlichen Gebiete des inneren Hochlandes.

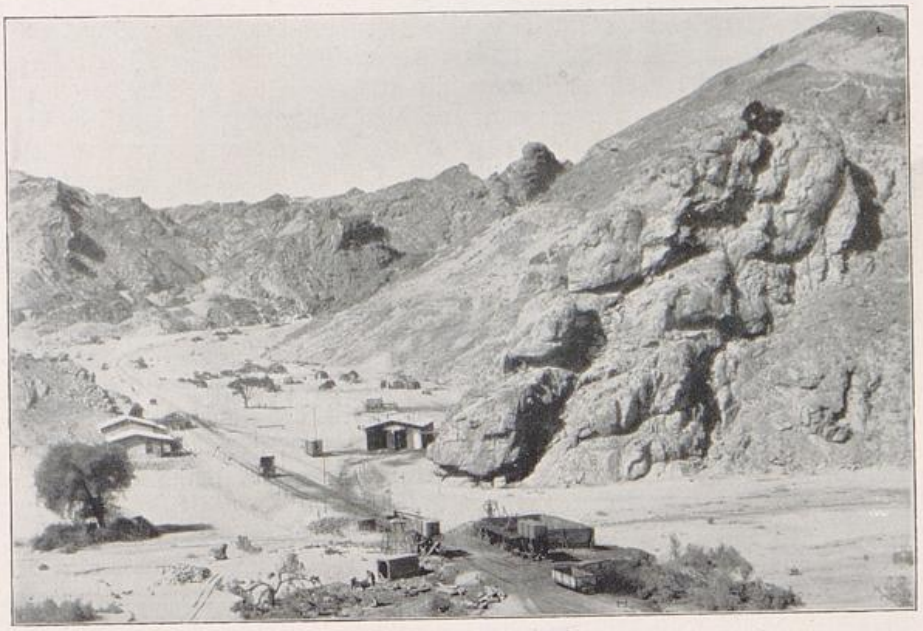
Unter den Siedlungen der Küste, die ihre Entstehung den bisher geschilderten Umständen verdanken, nimmt Swakopmund durch die Schnelligkeit der Entwicklung und die Zahl der hier bereits ansässigen Weißen die erste Stelle ein. Lüderitzbucht dagegen hat namentlich durch die Entdeckung der Diamantenlager bedeutend gewonnen. Die englische Niederlassung am Ufer der Walfischbai dagegen ist ein absterbender Platz, dessen Bedeutung augenblicklich wesentlich noch auf dem Vorhandensein einer wenig zahlreichen, hottentottischen Bevölkerung, der Topnaars, beruht, die, zum größten Teile in der Nähe des Ortes ansässig, sich vorwiegend mit Fischfang beschäftigen.

Diese in vieler Hinsicht so merkwürdige Küste, zu deren Eigentümlichkeiten auch die außerordentlich häufigen Luftspiegelungen gehören, geht nun keineswegs so unvermittelt in die Hochländer des Ostens über wie etwa die Niederungen von Südostafrika. Das terrassenförmige Ansteigen des Landes, auf der gegenüberliegenden Seite des Kontinents so scharf ausgeprägt, tritt hier in den unteren Stufen zurück gegen eine langsamere und allmähliche Erhöhung, und vereinzelte Kuppen und kleine Höhenzüge, die oft unvermittelt aus den weiten Flächen hervorragen, bieten dem nach Landmarken suchenden Auge weit schärfere Kennzeichen als die etwa nur dem Forscher sichtbaren Merkmale eines ursprünglichen Terrassenrandes. Erst viel weiter im Innern lassen sich solche deutlicher erkennen, und die beste Art, wie man das ganze Land im Westen des Schutzgebietes bezeichnen könnte, wäre seine Charakterisierung als eine nach dem Innern zu ansteigende Fläche. Eintönig und öde, bald erfüllt von Sandwehen, bald bestehend aus einem harten, rötlichem Lehm ähnelnden Boden, hebt sie sich, von vereinzelten Urgesteinshügeln überragt, langsam in östlicher Richtung, und der Eindruck des Wüstenhaften wird durch die Einsamkeit und Stille, welche über diesen als Namib bezeichneten Ebenen ruht, noch gesteigert. Das pflanzliche Leben beschränkt sich, soweit es auch äußerlich auffällt, auf wenige krüppelhafte Gewächse, und in einigen Gegenden verleiht eine wunderliche Erscheinung, die Welwitschia, mit ihrem Holzstrunk und der lederartigen Entwicklung ihrer riesenhaften, auf dem Boden kriechenden Blätter der im übrigen nackten Fläche einen noch seltsameren Anstrich. Die Küstennebel dringen während des Tages nur noch höchst selten einmal in diese Gegenden hinauf, und besonders in den Mittagstunden sendet die Sonne echt afrikanische Glut von einem unbarmherzig blauen Himmel auf dieselbe Wüstensteppe herab, über die nachts ein so eisiger Luftzug einherweht, daß man besonders im Winter eher in Nordeuropa als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Nähe der südwestafrikanischen Küste zu sein wähnt. Selbst Fröste von mehreren Graden unter Null hat man bereits in der Namib beobachtet.

Die an und für sich noch geringe Höhe der Überhöhungen dieser Flächen bringt es mit sich, daß die unteren Teile der Flußtäler infolge vieltausendjähriger Arbeit des Wassers die wichtigsten Unterbrechungen der Wüstenlandschaft bilden. Zwar bekommt der Reisende sie meist erst dann zu Gesichte, wenn er sich dem Haupttale oder einer der wilden Seitenschluchten nähert, die vom Hochlande in dieses hinabführen. Mit schroffen Wänden, oft nur durch die erwähnten Nebenschluchten zu erreichen, ziehen diese Kannons in ostwestlicher Richtung in der Nordhälfte des Landes (der Süden besitzt keine größeren in dieser Richtung streichenden Täler) dem Küstenlande zu. Und



Flußtal in der Küstenwüste.

doch sind sie trotz der Wildheit ihrer Wände, die bisweilen an eine ausgestorbene Landschaft auf dem Monde gemahnen könnte, wahre Lebensadern inmitten dieses unfruchtbaren Landes. Regen empfangen sie freilich ebenso selten und in ebenso spärlichem Maße wie das gesamte Vorland des Innern. Aber das unter dem Sande ständig talwärts strömende Sickerwasser, das in den größeren Betten das ganze Jahr hindurch vorhält, hat hier die günstigsten Bedingungen für das Gedeihen einer Pflanzenwelt geschaffen, die an manchen Stellen geradezu üppig genannt werden darf. Besonders sind es einige der im Lande heimischen Akazien, die im Verein mit mancherlei Büschen und niederen Gewächsen in diesen langgestreckten Oasenzügen nicht selten parkartig das seitliche Schwemmland schmücken. Gras und Futterbüsche finden sich außerdem an vielen Stellen, und so sind es diese aus dem Innern herabreichenden schmalen Streifen kulturfähigen Bodens, ohne deren Vorhandensein besonders am unteren Swakop der Verkehr zwischen der Küste und der Hochsteppe sich niemals in solchem Umfange hätte entwickeln können, wie er

nach dem Jahre 1890 durch das damals beginnende schnellere Fortschreiten der Kolonisation bedingt wurde.

Man darf sich nun aber den nördlich von Walfischbai gelegenen Teil der Namib selbst nicht gänzlich ohne Leben vorstellen. Zwar, der Mensch ist hier nur an wenigen Stellen in der Lage, feste Siedlungen zu begründen, und so gehört denn dieser Streifen in der Tat zu den am dünnsten bevölkerten der ganzen, überhaupt bewohnten Erde. Um so überraschender berühren selbst den die Wüste flüchtig durchziehenden Neuling Spuren eines nach unseren europäischen Begriffen reichen Wildstandes. Wo das schwerfällige Haustier kaum noch imstande ist, Futter und Wasser zu suchen, eilen Rudel der zierlichen Springbockantilope über die menschenleere Fläche, und selbst größeres Wild fehlt nicht. Das Zebra und der Strauß haben es leicht, in diesen Einöden ihren Verfolgern zu entgehen, und besonders den riesigen Vogel trifft man seit der energischen Durchführung der verschiedentlich erlassenen Jagdvorschriften in viel größerer Menge als früher. Das ist keineswegs unwesentlich, denn es zeigt, worin man den Wert dieser scheinbar nutzlosen Einöde für die menschliche Gesellschaft zu suchen hat. Schonung besonders dieses edlen Wildes, dessen Federn viel wertvoller sind als die der in Farmgehegen gehaltenen Tiere, und damit Erhaltung und Vermehrung eines äußerst wertvollen Ausfuhrgegenstandes können diesem Gebiet, in dem an Viehzucht ja doch niemals zu denken ist, eine in Deutschland immer noch unbekannte, selbst in kolonialen Kreisen noch viel zu wenig gewürdigte Bedeutung verleihen.

Neben nutzbaren Tieren, denen sich in den Flußtälern auch verschiedenes Flugwild zugesellt, zeigen sich auch vereinzelte Vertreter des in Südwestafrika heimischen Raubzeuges, darunter namentlich Hyänen und Schakale, in diesem Gebiet. Ebenso fehlen ihm nicht die Reptile des Innern, aber namentlich die Schlangen sind hier, wo ihnen bei der geringen Ausdehnung besseren Landes ihre Hauptnahrung, Ratten, Mäuse und andere kleine Säuger nur spärlich zuteil werden, seltener als im Hochlande.

Ein von der Nordhälfte verschiedenes Bild gewährt die Wüste in dem Gebiete südlich vom Kuiseb schon um deswillen, weil ihr — eine Folge des orographischen Aufbaues des Landes — die dort so bedeutsamen größeren Flußtäler fehlen. Ja, die wenigen kleinen Wasserrinnen, die ihr aus den hohen Erhebungsmassen des Ostens zuströmen, wie der Tsauchab, verschwinden gänzlich in den Sandmassen, welche einen Teil dieser fast unbekannten Gegenden erfüllen. Dehnt sich doch zwischen dem unteren Kuiseb und dem von Lüderitzbucht landeinwärts führenden Wege ein Gebiet von der Größe der Provinz Schlesien aus, das erst in letzter Zeit von Europäern untersucht wurde. Dies südliche Wüstengebiet ist nun neuerdings durch die Auffindung von Diamanten eine der wichtigsten Landschaften der Kolonie geworden. Im allgemeinen gilt von der Südhälfte der Wüstenzone in noch höherem Grade als von ihrem Norden das Wort von der Unfruchtbarkeit großer Flächen, dem hier auch das von der Unzugänglichkeit hinzugefügt werden muß. So lagert sich also, der Richtung der Küste entsprechend, überall, mehr eine Trennung vom Meere als eine Verbindung mit der See bildend, eine langgedehnte Landschaft den landwirtschaftlich nutzbaren Gebieten des Innern vor, der man ohne Übertreibung eine Gesamtfläche von etwa einem Zehntel des ganzen Schutzgebietes geben kann. Denn ihre mittlere Breite beträgt im Norden wenigstens 50 km, und sie wächst nach Süden noch an. Auf ein Stück

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Landes von einer das Königreich Bayern noch übertreffenden Größe würde demnach die Anschauung passen, die die Gegner unserer Kolonien stets auf das ganze Gebiet, und sehr mit Unrecht, zu übertragen pflegten.

Einen anderen Vorzug noch darf dies ganze Ödland einschließlich der Küsten sein eigen nennen, der eben wieder mit seiner Unfruchtbarkeit in Zusammenhang steht. Es ist ein gesundes Land; wenn wir dagegen hier bereits jene Niederschlagsmengen anträfen, wie sie selbst nur im Innern zu Boden gelangen, so würden zweifelsohne hier dem Europäer recht wenig zuträgliche Zustände herrschen. Man denke aber: eine Europäerkolonie mit einer ungesunden Tropenküste! Also ehe man die Schattenseiten sich in düsteren Farben vergegenwärtigt, möge man auch das Gute zu berücksichtigen trachten, das gerade wieder förderlich auf die kolonisatorische Erschließung des Innern einwirkt, während es allerdings auf den ersten Blick nicht immer erkannt wird.

Ufervegetation.

Ehe wir uns der Betrachtung der Einzellandschaften des eigentlichen Kolonisationsgebietes von Südwestafrika zuwenden, ist ein Blick auf die ihnen allen gemeinsamen Bedingungen nötig, aus denen das Leben der Natur in ihrem Bereiche gewisse Charakterzüge entwickelt, denen wir überall im Innern des Schutzgebietes wieder begegnen, und die somit auch die Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens auf das stärkste beeinflussen.

Wir müssen dabei von den allgemein wirksamen Folgen der Lage und des vertikalen Aufbaues des Landes ausgehen, wobei wir von dem im äußersten Nordosten bis zum Sambesi herüberziehenden schmalen Landstreifen völlig absehen können. Zunächst ist es die durch kein meridional streichendes Hochgebirge gehemmte Einwirkung der ungeheuren ozeanischen Wassermassen, die bis zu einem gewissen Grade dem ganzen Lande zugute kommt. Abgesehen von jenem eben erwähnten Gebiet ist bei seiner vorwiegenden Längserstreckung das ganze Binnenland unserer Kolonie als verhältnismäßig küstennah zu bezeichnen. Nur die innerste Landschaft des äußersten Nordens liegt etwa 800 km vom Meere entfernt, und zwar entspricht diese Weglänge sogar schon dem Abstande bis nach Swakopmund ebenso wie dem bis zu dem nächstgelegenen Punkte der nördlichen Küsten. Für die östlichsten Landschaften des Hererolandes sinkt die Entfernung bis zum genannten wichtigsten Landungsplatze schon auf weniger als 700 km, für die Mittelzone des Schutzgebiets auf 550 km, in der Breite von Lüderitzbucht beträgt sie für die Linie Ostgrenze—Ozean gar nur noch 450 km. Stellt man diesen Entfernungen die Tatsache gegenüber, daß z. B. in Deutsch-Ostafrika das ganze über die Entfernung Bagamojo-Tabora hinausgelegene Gebiet mehr als rund 700 km, die wichtigen Landschaften zwischen Tanganjika und Ukereweesee dagegen weiter als 800 km vom Meere gelegen sind (natürlich in abgerundetem Entfernungsmaße), so zeigt sich gerade in dieser Zusammenstellung die große Begünstigung besonders der wichtigeren Gegenden von Südwestafrika im Hinblick auf den Verkehr mit der See. Nach Osten zu aber ist das ganze Land um so schärfer abgeschlossen, was sich auch in seiner geschichtlichen Entwicklung erkennen läßt. Dort breiten sich die endlosen Steppenebenen der Kalahari bis zum Betschuanenlande aus, die infolge ihrer eigenartigen Bodenverhältnisse so großen Mangel an Oberflächenwasser zeigen, daß eine Durchquerung derselben selbst in der Regenzeit ein nicht ungefährliches Wagnis genannt werden muß. Nur über das Ngamiland im fernen Nordosten und über die entlegenen Hochländer am mittleren Oranje im Süden konnte eine Art von Verkehr stattfinden. So sehen wir, wie das Schutzgebiet auch aus diesem Grunde im großen nur nach Westen, also nach der See hin, seine Beziehungen zu entwickeln vermochte. Die wenigen hier vorhandenen Straßen, die wenig lockende Beschaffenheit der küstennahen Striche waren aber wieder die Ursache, daß die Besitzergreifung des Landes und der Beginn seiner Kolonisation so lange auf

sich warten ließen; wäre das Westland auch nur annähernd ähnlich beschaffen wie die Südküste der britischen Kapkolonie, oder hätte man seine Bodenschätze früher gekannt, so würden wir sicher heute nicht die deutsche, sondern die englische Flagge auch über den inneren Hochländern wehen sehen.

Ist dieser allgemeine Charakter der Verkehrsverbindungen in Südwestafrika somit wesentlich in seiner Lage zu den umgebenden Erdgebieten begründet, so vermag selbst die flüchtige Beobachtung dem Bilde des Lebens seiner verschiedenen Landschaften eine ganze Reihe gemeinsamer Züge zu entnehmen, die, seinem eigenen physischen Bau entstammend, gleichartige Wirkungen sowohl im Norden wie im Süden zu äußern vermögen.

Als ein kleiner Teil des ganzen großen südäquatorialen Dreiecks von Afrika nimmt auch unser Schutzgebiet an der Grundform des Aufbaues teil, der wir hier überall wieder begegnen, sei es in der Nähe des Kap der Guten Hoffnung oder in der Umgebung der gewaltigen Seen innerhalb der tropischen Ländermassen. Zwei Seiten sind es, nach denen sich die Eigenart dieses ungeheuren Gebietes überall in sich gleichbleibender Weise erkennen läßt, eine beträchtliche Meereshöhe und ein stets wieder hervortretendes Überwiegen der Bildungen von plateauartiger Entwicklung über diejenigen von gebirgsartigem Charakter. In besonders ausgeprägtem Grade gilt dies aber vom außertropischen Südafrika und insonderheit auch von unserer Kolonie. Zwar ist es sehr schwer, aus den vorhandenen Höhenmessungen eine genaue Zahl für die mittlere Erhebung des Landes über den Meeresspiegel ableiten zu wollen. Wenn wir indessen das Küstenland, wie wir es bereits in der geographischen Darstellung getan haben, hier ausscheiden, so erhalten wir für die übrigbleibenden $^9/_{10}$ des Landes eine mittlere Höhe, deren Maß mit 1200 m sicher eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürfte. Daß aber die durchschnittliche Erhebung eines ganzen Landes zu einer Seehöhe, welche die des Brockengipfels noch um einiges übertrifft, ihren Einfluß in gleichartigem Sinne auf die verschiedensten Lebensäußerungen der Natur in allen Sondergebieten der Kolonie geltend machen wird, darf uns nicht in Erstaunen setzen.

Der auch in Südwestafrika wirksame zweite Grundzug in dem Aufbau des alles Lebende tragenden Felsgerüstes, der überwiegende Plateaucharakter, der sich bis zu einem gewissen Grade auch in den höchsten zentralen Hochlandschaften verfolgen läßt, äußert seine Wirkungen ebenfalls in den verschiedensten Gegenden in einer gewissen Gleichartigkeit mancher Erscheinungen, auf die gleich näher einzugehen ist. Indem auch die Überhöhungen des Sockels in vielen, ja in den weitaus meisten Fällen wiederum Plateaucharakter tragen, beschränkt sich die Grundfläche der immerhin vorhandenen wirklichen Gebirge, diejenige der zahlreichen vereinzelten Berge und Kuppen eingerechnet, auf einen sehr kleinen Teil des Gesamtgebiets. Damit aber ist einer Landschaftsform die günstigste Gelegenheit zur Entwicklung gegeben, die auch in der Vegetation und Tierwelt ihren Einfluß auf die Verbreitung von Gattungen und Arten äußern muß. Die freie Fläche, welche diese Form der Bodengestaltung besser bezeichnet als der nicht überall zutreffende Begriff der Ebene, ist für den weitaus größten Teil von Südwestafrika die Grundform des landschaftlichen Bildes. Vielfach in wirkliche Ebene übergehend, in anderen Gegenden mehr ein welliges Gelände bildend, das oft auch von höheren Einzelerhebungen oder von noch höheren Flächengebieten überragt wird, löst sie sich nur in dem nach dem Meere zu gelegenen Teile des Landes in einzelne Vorsprünge und tieferliegende, nach Westen stärker absinkende Landschaften auf. Als Tafelland im großen bezeichnet man sie allerdings am besten nur in der südlichen Hälfte des Schutzgebietes, während Gebirgsbildungen im engeren Wortsinne vorwiegend auf die Mittelzone des Landes mit ihren weit verbreiteten Gneismassen beschränkt sind, ohne daß übrigens hier der Plateaucharakter des Ganzen verschwindet.

Dieser Grundzug im Aufbau unserer Kolonie bewirkt nun im Zusammenhang mit der beträchtlichen Seehöhe derselben eine ganz eigenartige Entwicklung der Täler. Die Notwendigkeit, ein ungeheures Gefälle zu überwinden*), bewirkt, daß alle nach dem Ozean zu gerichteten Täler sich je weiter nach Westen um so mehr in schluchtartige Gebilde mit mehr oder weniger schroffen Wänden verwandeln, während alle nach Osten gerichteten Wasserrinnen ihren lebenspendenden Einfluß schon allein wegen der leichten Zugänglichkeit des eigentlichen Flußbettes über ein ausgedehntes Seitengelände geltend zu machen imstande sind. So gilt von den vom Hochlande aus irgend welchen viel tiefer liegenden Landschaften zustrebenden Tälern, also fast von dem ganzen Schutzgebiet, also auch dem größten Teile des Südens das Umgekehrte im Hinblick auf die Verkehrswirkung des Aufbaues, was wir in Mitteleuropa als Grundsatz aufstellen dürfen. In Südwestafrika sind es die höheren Teile des Landes, welche den Verkehr von Ort zu Ort erleichtern, während die Talbildungen ihn in vieler Hinsicht hemmend beeinflussen. Und der hier ausgesprochene Satz gilt bezeichnenderweise am meisten von den dem Meere ziemlich nahe benachbarten Gebieten, wo die eigenartige Talentwicklung die Ursache dafür ist, daß vielfach selbst der in der Längsrichtung des Tales sich vollziehende Verkehr lieber das öde Hochland als das wasserreiche, gut bewachsene Flußtal wählt, obwohl er eben um dieser Vorzüge willen dasselbe öfters aufzusuchen genötigt ist.

Das Fehlen ausgedehnter, hoch über das umliegende Land emporsteigender Gebirgsketten und geschlossener Kammlinien läßt von vornherein den Schluß zu, daß eigentliche Klimascheiden dem Lande mangeln, mit anderen Worten, daß gewisse Grundzüge des Klimas in allen seinen Teilen deutlich erkennbar sich wirksam erweisen müssen. Und so ist es in der Tat. Schon die langdauernde Herrschaft des Passats und die Breitenlage des Schutzgebiets im Zusammenwirken mit der Richtung der die Feuchtigkeit der Regenzeit heranbringenden Winde**) erklären uns die bedauerliche Erscheinung, daß das ganze Gebiet weniger Regen empfängt, als bei seiner immerhin hohen Temperatur nötig

*) Dieses beträgt bei manchen größeren Wasserläufen des Hererolandes 4 : 1000.

**) Sie kommen aus dem Quadranten von Nord bis Ost, haben also, ehe sie unser Gebiet erreichen, bereits über weite Landflächen dahinstreichen müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wäre, um einem üppigen Pflanzenwuchs Gelegenheit zum Gedeihen zu geben. Damit in unmittelbarem Zusammenhange steht das gleichartige Verhalten der Gewässer, dem wir, da es sowohl geographisch wie auch in seiner Bedeutung für das Wirtschaftsleben der Kolonie von so außerordentlicher Wichtigkeit ist, unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Infolge des ganz Südwestafrika gemeinsamen scharf ausgeprägten Gegensatzes zwischen einer langdauernden Trockenheit und einer nur wenige Monate hindurch währenden Regenzeit sind mit Ausnahme der großen Grenzströme im äußersten Norden und im fernsten Süden alle Flüsse des Landes sogenannte Regenflüsse, d. h. wir haben in ihnen nicht sowohl Adern ständig fließenden Wassers als vielmehr Abflußrinnen für die Regenfluten des Sommers zu sehen. Unser gesamtes Schutzgebiet aber ist gegenüber den Landschaften des inneren Kaplandes insofern hochbegünstigt, als wenigstens diese Wasserläufe gerade von der Kürze der Regenperiode einen Nutzen haben. Denn die Zusammendrängung der Niederschläge auf wenige Monate hat zur Folge, daß viele von ihnen, wenn auch nur für kurze Zeit, so doch oft recht vollständig gefüllt sind, und es ist klar, daß die plötzlich sich, sei es oberflächlich, sei es in der unter dem Boden liegenden Gerölschicht ansammelnden Gewässer eben infolge ihrer Masse viel mehr der überall beträchtlichen Verdunstung Widerstand zu leisten vermögen, als wenn sie in zahlreicheren, aber weniger ergiebigen Güssen zur Erde gelangten. Auch die kleineren Wasserläufe, ja selbst solche von dem Umfange bloßer Bäche vermögen sich auf diese Weise*) für kurze Zeit in wirklich fließende Rinnsale umzuwandeln, und wie sie auf der einen Seite ungezählte natürliche Becken in Schluchten und Felsgründen oder unterirdische Staudämme in natürlichen Felsen mit Wasser versorgen, das dort oft für sehr lange Zeit gegen die Verdunstung geschützt ist, so gewähren sie bei dem eigenartigen Aufbau des Landes an ebenso ungezählten Stellen dem fleißigen Kolonisten die Möglichkeit, durch Kunst ein Abfangen und Aufstauen des Wassers zu bewirken, um dasselbe zur Bewässerung seiner Ländereien zu benutzen.

Allen Flüssen des Landes, wo immer sie sich durch das Hochland hinziehen, ist ferner die Eigentümlichkeit gemein, daß sie unter einer den Untergrund gegen die Verdunstung schützenden Schicht viel länger Wasser führen als oberflächlich. Ja, in den größeren von ihnen kann man mit ziemlicher Sicherheit das ganze Jahr hindurch in einer mäßigen Tiefe auf Wasser stoßen. So werden sie auch an von jeder menschlichen Kultur abgelegenen Stätten zu wichtigen Spendern des unentbehrlichen Elements, denn es bedarf nicht nur geringer Mühe, diese Grundwasserschätze zu erreichen, sondern an günstigen Stellen treten diese auch in der Trockenzeit auf kurze Strecken zutage, und sie ähneln dann häufig genug einem wirklichen Bach oder einer dem Boden entspringenden Quelle. Vielfach sind die auf den Karten als solche oder mit einem holländischen Wort als Fonteinen bezeichneten Wasserstellen nichts anderes als das auf diese Weise sichtbare, im übrigen aber unterirdisch dahinströmende Grundwasser unter dem Schwemmlande eines Flusses.

An wirklichen Quellen im engeren Wortsinne aber ist, wie aus der Regenarmut und dem oft nur wenig gestörten Verlauf der Schichten gleichmäßig hervorgeht, im ganzen Lande ein außerordentlicher Mangel. Charakteristisch ist indessen eine fast das ganze Schutzgebiet in seinem meridionalen Mittelgebiet von Norden nach Süden durchziehende Zone, in der sich in der Tat in der verschiedensten geographischen Breite echte Quellen von oft sehr beträchtlicher Wasserförderung finden. Zu den bedeutendsten unter diesen gehört das berühmte Quellgebiet am Waterberge im nördlichen Hererolande, sowie dasjenige von Windhuk in der Mitte des Schutzgebiets. Was aber diese Reihe von Sprudeln noch auffallender erscheinen läßt als ihr bloßes Vorhandensein in einem so trockenen Lande, das ist ihre bisweilen sogar recht hohe Temperatur. Die heißesten von ihnen kommen in dieser Beziehung den besonders warmen Gewässern anderer Länder beinahe gleich, und die folgende Zusammenstellung mag dem Leser ein Bild dieser merkwürdigen Erscheinung geben**).

Quelle von	Temperatur in Celsiusgraden
Omburo	77
Omapju	61
Otjikango katiti	63
Otjikango	65
Windhuk	78
Rehoboth	53
Ganikobis	43

Wie groß der Eindruck dieser Warmwasserquellen auf die Bewohner des Landes von jeher gewesen ist, geht daraus hervor, daß einige von ihnen ganzen Niederlassungen den Namen gegeben haben. So verdankt Warmbad im äußersten Süden der Kolonie seine jetzige, Windhuk seine hottentottische Benennung den seltsamen Sprudeln, denn diese (Eikhams) bedeutet nichts anderes als „feurige Wasser", und es gewährt die Reihe heißer Quellen hier einen um so wunderlicheren Anblick, als diese im Hauptorte des Schutzgebiets sich am oberen Rande eines Hügels entlang ziehen und namentlich in den Morgen- und Abendstunden ihre weißen Dämpfe in die klare, kühle Luft aufsteigen lassen.

Eine weitere Folgeerscheinung zu großer Trockenheit, vor allem aber des Mangels an längere Zeit hindurch fließenden Gewässern trifft man im ganzen Lande. In den verschiedensten Landschaften kommen Ansammlungen von Salz an der Bodenoberfläche vor, welche man als den unmittelbaren Beweis einer nicht genügenden Auslaugung weiter Flächen durch das Abflußwasser betrachten kann. Wo heutzutage abflußlose Gebiete von größerer Ausdehnung vorhanden sind, wie z. B. im Nordwesten der Kolonie, sind derartige Vorkommnisse natürlich ebenfalls in stärkerem Maße entwickelt als anderwärts. Man

*) Natürlich ist hier, wie ausdrücklich betont werden möge, stets von einem Normaljahre die Rede, von dem Abweichungen nach beiden Seiten sehr oft vorkommen können.

**) Es verdient, an dieser Stelle erwähnt zu werden, daß diese Zone sich nach Süden bis in die Gegenden in der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung fortsetzt. Dort hat noch die Quelle von Brandvley eine Temperatur von ungefähr 63°.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

muß aber festhalten, daß in einem Lande mit so ausgeprägtem Steppenklima, wie wir es in Südwestafrika vor uns haben, auch zahlreiche kleinere Gebiete, die ihrem orographischen Aufbau nach, d. h. zufolge der Abfallrichtung der geneigten Flächen des Geländes, keineswegs zu den abflußlosen Landschaften zu gehören brauchten, im Haushalte der Natur tatsächlich die gleiche Rolle spielen können wie diese, da sie nur ganz selten und vielleicht kaum jemals so viel Regen empfangen, um tatsächlich das in ihnen zusammenströmende Wasser bis zu einem der größeren Rinnsale zu entsenden. Diese für viele Kleinlandschaften feststehende Tatsache ist aber insofern von großer Bedeutung, als bei der Anlage von Stau- und Bewässerungsanlagen in vielen Fällen mit einer Wirkung des Wassers gerechnet werden muß, die alles andere eher als erwünscht genannt zu werden verdient.

Sind von der Weltlage der Kolonie innerhalb der großen Zonen der Erde und von ihrem Aufbau somit, wie im vorhergehenden gezeigt ist, eine ganze Reihe von geographisch wirksamen Faktoren abhängig, welche vorwiegend mit den Niederschlägen und ihren Folgen in Zusammenhang stehen, so hängt auch die Wärmeverteilung wenigstens nach einer Richtung hin von dieser letzten Ursache so vieler Erscheinungen ab. Wo wir uns auch befinden mögen, überall ist die ozeanische Lagerung des ganzen südafrikanischen Dreiecks und ist das Fehlen hoher, gleichsam Wetterscheiden bildender Gebirge der Anlaß zu einer sehr geringen Verschiedenheit der mittleren Temperatur in den einander entgegengesetzten Zeiten des Winters und des Sommers. Während wir in Deutschland gewohnt sind, mit einer Verschiedenheit der Durchschnittstemperaturen des wärmsten und des kühlsten Monats von ungefähr 20° zu rechnen, beträgt dieselbe in den meisten Teilen von Südwestafrika, selbst im Innern, höchst wahrscheinlich selten mehr als $^2/_3$ dieses Wertes, in vielen höheren Gegenden aber noch weniger*). Weit mehr aber als durch Breite und die das Süddreieck des Weltteils umgebenden Meere wird die Wärmeverteilung im gesamten Bereich des Innern von Südwestafrika durch die Meereshöhe, mittelbar allerdings auch durch die Trockenheit der Luft beeinflußt, deren gemeinsame Wirkungen auf die Temperatur uns ebenfalls einen Augenblick beschäftigen müssen.

In erster Linie treten diese Wirkungen der Seehöhe, die ja allenthalben eine bedeutende ist, in den ungeheuren Unterschieden hervor, welche zwischen dem Wärmemaximum bei Tage und dem Wärmeminimum bei Nacht beobachtet werden. Unterschiede von 15 bis 20° C. sind die Regel zu allen Jahreszeiten (in Berlin beträgt derselbe Unterschied nur 7 bis 8°), solche von 25° und darüber sind keineswegs selten, und ausnahmsweise kommen noch größere Differenzen vor. So beobachtete der Verfasser an einem Augusttage im Talkessel von Otjimbingwe ein Ansteigen der Wärme von 0° vor Sonnenaufgang auf 35° am Nachmittag! Für das praktische Leben sind die mit dieser starken Schwankung zusammenhängenden Erscheinungen im allgemeinen recht günstige, denn auch in den heißesten Monaten sind die Nächte überall, den äußersten Norden etwa ausgenommen, angenehm frisch und wohl zu ertragen, während anderseits im Winter die lebhafte Sonnenwirkung bei Tage eine Durchwärmung der Luft zur Folge hat, die selbst nach einer kalten Frostnacht den Aufenthalt im Freien ohne jede Gefahr einer Erkältung sogar für Kranke durchaus ratsam erscheinen läßt. Auf der anderen Seite kann es, vielleicht wieder die nördlichsten Striche ausgenommen, im ganzen Schutzgebiete infolge der starken Ausstrahlung bei Nacht, während der Wintermonate selbst zu starken Frösten kommen, und darin liegt zu einem großen Teile der einheitliche und so wenig tropische Charakter begründet, den die Pflanzenwelt südlich vom 20. Grad südlicher Breite auf den Hochländern des Innern in ihren Einzelformen zur Schau trägt.

Dem ganzen inneren Schutzgebiet eigen ist endlich eine sehr große Trockenheit der Luft. Diese Dampfarmut herrscht aber nicht allein im Winterhalbjahr, das hier entsprechend der Lage des Landes auf der südlichen Halbkugel natürlich in die Zeit vom April bis September fällt, sondern auch während der Sommermonate, ja sogar in der Regenzeit im engeren Sinne. Auch durch diese Eigenschaft des Klimas wird die Pflanzenwelt in ihrer Zusammensetzung stark beeinflußt, indem nur solche Gewächse auszudauern vermögen, die durch Derbheit der Faser, durch die Beschaffenheit der Rinde und der Blätter und bisweilen durch Stoffe, die ihre Oberfläche absondert, gegen die mit der Lufttrockenheit zusammenhängende außerordentlich starke Verdunstung geschützt sind. Mit dieser Eigentümlichkeit, ebenso aber mit der geringen Dichte der Atmosphäre und der zu allen Jahreszeiten geringen, in vielen Monaten kaum merkbaren Bewölkung steht endlich die ungewöhnlich lebhafte Durchsonnung des Bodens in Verbindung, die Strahlungswirkungen sind hier viel unmittelbarer und kräftiger als in den meisten anderen Ländern unseres Planeten. Gleichzeitig ist mit denselben Ursachen eine Reinheit und Durchsichtigkeit selbst der unteren, dem Boden unmittelbar auflagernden Luftschichten verbunden, die ihresgleichen nur in wenigen Steppenhochländern der Erde finden dürfte, und von deren landschaftlichen Wirkungen am Schlusse dieses allgemeinen Abschnittes noch gesprochen werden soll.

Die bis jetzt geschilderte klimatische Eigenart des Schutzgebietes hat nun gewisse gesundheitliche Folgen, die mit Ausnahme des äußersten Nordostens ebenfalls für das ganze Land Geltung besitzen, und deren große Bedeutung darin beruht, daß wir es hier mit einer der Besiedelung mit Weißen offenstehenden Kolonie zu tun haben. Es ist festzuhalten, daß das ganze Innere südlich vom 20. Grad südlicher Breite ein dem Europäer zuträgliches Klima sein eigen nennt. Zunächst wirkt die starke Tagesschwankung**) in höchst günstiger Weise auf die gerade in den Tropen so sehr mitgenommenen

*) Hier muß betont werden, daß die früher im Schutzgebiet angestellten Beobachtungen wohl nicht gut bei der Beurteilung dieser Frage benutzt werden können, da die aus ihnen gewonnenen Ergebnisse für die Sommermonate ganz entschieden viel zu hohe Werte ergeben. Erst die Temperaturbeobachtungen des Verfassers aus Windhuk waren unter genügendem Schutz der Instrumente gegen die Strahlung gewonnen und ergaben in dieser Beziehung auch andere Resultate.

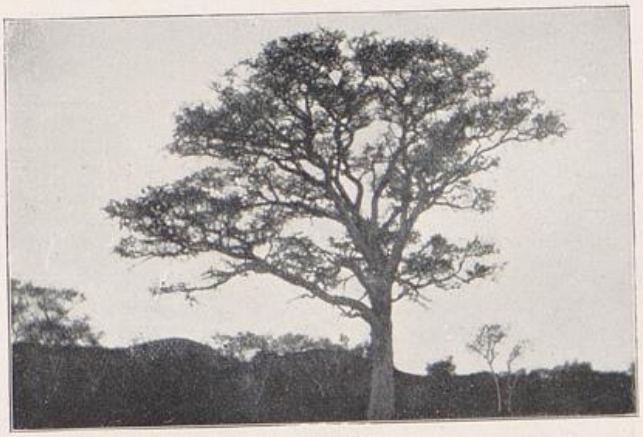
**) Natürlich gilt vieles von dem hier Ausgeführten entweder allgemein oder doch wenigstens in bestimmten Jahreszeiten auch vom äußersten Norden. Gleichwohl bildet dieser gerade in gesund-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nerven und damit zugleich auf das Wohlbefinden des ganzen Körpers ein. Im Sommer ist selbst nach den heißesten Tagen eine kühle Nacht die Regel, und der erquickende Schlaf, der in der heißen Zone dem Weißen oft nur sehr mangelhaft zuteil wird, wird hier seltener durch übergroße Wärme gestört als selbst bei uns in Deutschland während der Sommermonate. Aber auch im Winter ist das Ansteigen der Temperatur zu einem Grade, der selbst das Sitzen im Freien das ganze Jahr hindurch gestattet, eine Annehmlichkeit von unschätzbarem Wert. Eine weniger willkommene Folge der starken Wärmeschwankungen allerdings, zumal wenn sie wie in den Sommermonaten auch noch gleichzeitig mit Regengüssen eintreten, ist die große Verbreitung rheumatischer Leiden, die man beinahe eine Charakterkrankheit der südafrikanischen Hochländer nennen könnte.

Aber die in der Tat oft beträchtliche Höhe, welche die Temperatur in den Nachmittagstunden während des Sommers erreicht, ist nicht nur aus dem eben erwähnten Grunde leichter erträglich, als man denken sollte, wenn man von den Gradzahlen hört, die am Thermometer abgelesen werden und die selbst in den hohen zentralen Gebieten in den heißen Monaten 30° sehr oft übersteigen*). Vielmehr befördert die erwähnte Dampfarmut der Luft auch die Verdunstung von der Hautoberfläche in einem solchen Grade, daß sich der Körper gewissermaßen in einer ständig ziemlich stark unter die Außenwärme abgekühlten Luftschicht befindet. Bei genügendem Schutze des Körpers gegen die Sonnenstrahlung empfindet man daher die Hitze keineswegs so stark, wie man nach ihrer wirklichen Höhe erwarten sollte, und man ist imstande, selbst angestrengt körperlich zu arbeiten, ohne daß man darum von jenem lästigen Gefühl der Ermattung heimgesucht wird, welches bei uns in Europa so oft als unmittelbare Folge der Anstrengung während eines heißen Sommertages beobachtet wird. Charakteristisch erschien dem Verfasser, daß sich während der Berliner Kolonialausstellung die südwestafrikanischen Eingeborenen mehrmals über die Hitze beklagten, obwohl die wahre Temperatur niedriger war, als die täglich im Sommer ihrer Heimat eintretenden Wärmegrade. Es fehlt eben der trockenen und reinen Hochlandluft dort jene abscheuliche dumpfe Schwüle, die in der Regel als die Folge eines großen Dampfgehaltes der Luft wird gelten müssen. Auch ist das Atmen in der wunderbaren Reinheit der Atmosphäre über diesem Lande allein schon ein Genuß, und man begreift die günstige Beeinflussung, die besonders die Atmungsorgane durch den längeren Aufenthalt in unserer Kolonie erfahren.

Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß infolge der erwähnten Eigenart des Klimas und auch infolge der Durchsonnung von Luft und oberster Bodenschicht das Klima von Südwestafrika auch im Hinblick auf jene kleinsten Lebewesen, die man als die Erreger der verschiedensten Krankheiten anzusehen hat, zu den gesündesten der Erde gerechnet werden muß. Der scheinbare Widerspruch infolge des Auftretens so mancher Krankheiten, unter denen die Malaria und typhöse Leiden zu nennen sind, fällt in sich selbst zusammen, wenn wir berücksichtigen, daß man für diese niemals das Klima allein verantwortlich machen darf. So bleibt der Satz vollkommen unanfechtbar bestehen: Südwestafrika ist, gleiche hygienische Verhältnisse vorausgesetzt,



Giraffenakazie.

viel gesünder als z. B. Deutschland. Gegen diese Fassung unserer Behauptung spricht keineswegs das Auftreten zahlreicher Krankheiten mit bisweilen tödlichem Ausgange auch bei kräftigen Individuen. Denn wer berücksichtigt, unter welchen höchst ungünstigen Lebensbedingungen der Europäer in diesem Lande so oft zu arbeiten hat, den wird es höchstens in Verwunderung setzen, daß die meisten Weißen sich trotzdem so wohl befinden, mit anderen Worten, er wird in dieser unleugbaren Tatsache eben einen unwiderleglichen Beweis für die Gesundheit des Klimas erblicken.

Die Gleichartigkeit der atmosphärischen Einflüsse, die sich, wie wir soeben sahen, in verschiedenen Punkten offenbart, zeigt sich auch in zahlreichen Gewächsen, denen man, gleiche Niederschlagsmengen vorausgesetzt, vom nördlichen Hererolande an bis in die Steppen des südlichen Namalandes begegnet. Unter den Holzpflanzen sind es besonders die Vertreter der Akazien, die man geradezu als Charaktergewächse im landschaftlichen

---

heitlicher Beziehung aus lokal wirksamen Ursachen ein Gebiet für sich, so daß wir deshalb die Grenze des 20. Breitengrades als passend angenommen haben.

*) Hier wie überall handelt es sich natürlich immer um Schattentemperaturen. Auch ist, wie an dieser Stelle ausdrücklich betont werden mag, stets die hundertteilige Celsiusskala den Temperaturangaben zugrunde gelegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bilde betrachten kann. Auf stärker geneigtem Gelände und in größerer Entfernung vom seitlichen Grundwasser der Flüsse meist in Form von Büschen, in den tiefgründigeren Senken und in der Nähe der Regenströme des Landes aber auch parkwaldartige Bestände bildend, gehören sie zu den wichtigsten Erscheinungen des pflanzlichen Lebens. Denn hier fällt ihnen mehr noch als in anderen Ländern die Aufgabe zu, den ohnedies der Austrocknung so sehr ausgesetzten Boden gegen die Sonnenstrahlung zu schützen. Leider haben die ursprünglich vorhandenen Bestände durch die Bewohner des Schutzgebietes bereits an vielen Orten eine mehr als wünschenswerte Verringerung erfahren. Als eine der wichtigsten und dankenswertesten Maßnahmen der Kolonialverwaltung ist es daher zu bezeichnen, daß den früheren Verwüstungen, die durch die ehedem so häufigen Steppenbrände nur noch vergrößert wurden, nunmehr Einhalt getan ist.

Die Akazien des Schutzgebietes, unter denen die Giraffenakazie mehr dem höheren Lande angehört, während der Anabaum auf die wärmeren Talgebiete der westlichen Zone beschränkt ist, sind als Dornträger gleichzeitig dafür verantwortlich zu machen, daß namentlich die Buschwälder sich durch Unzugänglichkeit, ja an manchen Stellen durch völlige Undurchdringlichkeit auszeichnen; ihr Dickicht vermag infolgedessen zahlreichen kleineren Vertretern der wilden Tierwelt ausgiebigen Schutz gegen ihre Verfolger zu gewähren.

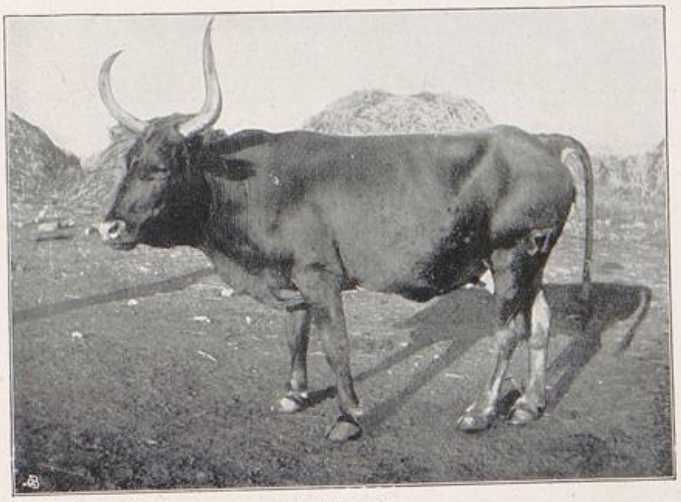
Rotblühende Aloe.

Unter den Charakterformen, die man überall antrifft, sind ferner mehrere Aloearten, in den öderen Landschaften auch eine Euphorbie, der sogenannte Milchbusch, unter den kleineren Gewächsen endlich Steppenbüsche verschiedener Arten, Melonen und eine Anzahl von Knollengewächsen zu erwähnen. Das Gras, das in verschiedenen Arten große Flächen bekleidet, unterscheidet sich innerhalb der außertropischen Gegenden ebenfalls durch einige mit dem Klima zusammenhängende Eigentümlichkeiten von der Grasdecke europäischer Landschaften. Es verbreitet sich nur in einzeln stehenden Büscheln über das Feld, so daß selbst in gut bewachsener Gegend niemals jenes dicht geschlossene Pflanzenkleid den Boden überzieht, das wir als mit dem Begriffe der „Grasweide" übereinstimmend anzusehen pflegen. Außerdem aber unterliegt es einer Einwirkung der dampfarmen Luft in auffallendem Grade. Bald nach dem Beginn der Vegetationsperiode verliert das Gras seine grüne Farbe, und nicht lange, so schimmert das Weidefeld gelb wie ein reifes Kornfeld. Die Halme sind indessen keineswegs verbrannt, sondern sie trocknen aus und werden so ohne die Arbeit des Menschen zu einem „Heu auf dem Halme", das ebenso wie das auf künstlichem Wege gewonnene Heu lange Zeit seinen Nährwert behält. Ohne diese wunderbare Verwandlung würde das Wild und das Vieh nicht imstande sein, das ganze Jahr hindurch inmitten der oft weit von den nächsten Grundwassergebieten entfernten Flächen auszudauern.

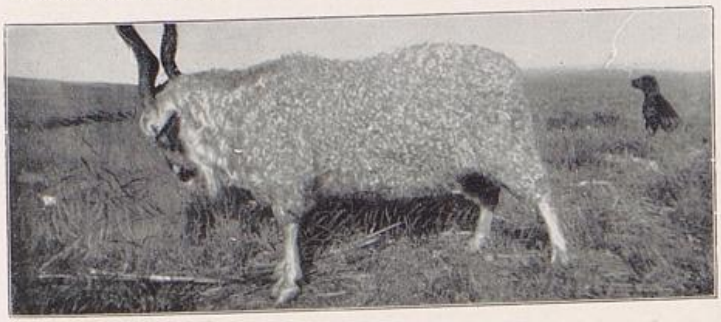
Aber selbst das beweglichste Element der organischen Natur offenbart in seiner Entwicklung und Verbreitung den gewaltigen Einfluß, den dies eigenartige Land auf alles Lebendige ausübt. Selbst in der Tierwelt sind es vornehmlich diejenigen Formen, die, an freie Flächen und endlose Weiten gewöhnt, die an sich dürftige Weide heute hier und morgen in entfernten Gegenden auszunutzen imstande sind, die den Hauptbestand des südwestafrikanischen Wildes ausmachen. Sind auch ursprünglich die meisten großen Säuger des Kontinents in diesem Lande heimisch und, wenn auch viel weniger zahlreich als ehedem, auch jetzt noch vorhanden, so ist doch dies Gebiet ursprünglich so recht eigentlich ein Tummelplatz der in großen Rudeln lebenden Weidetiere gewesen. In erster Linie sind es die Antilopen und unter ihnen wieder der Springbock, die als das Charakterwild des Landes genannt werden müssen, daneben die zierlichen Verwandten unseres Pferdes, das Zebra und das ihm sehr nahestehende Bergzebra, zu denen sich auch heute noch in den entlegenen und menschenleeren Gegenden des Nordens das Großwild der Steppe, Giraffen und Rhinozerosse, gesellen. Neben diesen Säugern spielen natürlich der Strauß und die Trappen, sowie das Flugwild der Buschsteppe, die zahlreichen Arten der Hühnervögel, eine große Rolle, während die im ganzen westlichen Schutzgebiet häufigen Fels- und Schluchtenlandschaften zahlreichem in solchem Gelände besonders gewandten Getier als Verbreitungsgebiet dienen. Unter ihnen sind von auffallenden Formen der Klippschiefer und Bärenpavian zu nennen. Das ebene Land gestattet wiederum zahlreichen in der Erde wühlenden Tieren, unter denen ein großes Schuppentier eines der merkwürdigsten ist, sich ihres Daseins zu freuen, während das Raubzeug, vom Löwen und Leoparden bis zu den verschiedenen Vertretern der Hyänenfamilie und den schakalartigen Räubern aus dem Hundegeschlecht an keine bestimmten, von der Natur gezogenen Grenzen gebunden ist und lediglich vor der vordringenden europäischen Siedlung stärker

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zurückweicht. Tropische Formen dagegen, sowie alle jene, die an ausgedehnte Wälder gebunden sind, fehlen der Kolonie, so z. B. die großen Affenformen des äquatorialen Afrika, ebenso aber auch diejenigen Arten, welche an regelmäßig fließendes oder in größerer Menge vorhandenes stehendes Wasser gewöhnt sind. Dagegen sind, im Gegensatz übrigens zu der in Europa herrschenden Ansicht, gerade in diesem Steppengebiet die Reptile sowohl hinsichtlich der Zahl der Arten wie auch der Individuen außerordentlich häufig. Unter ihnen sind es besonders die Schlangen und unter diesen wieder die Giftschlangen, die in großen und kleinen Vertretern der Gattung überall vorkommen. Sowohl den Riesen unter ihnen, den Python, wie zierliche Nattern kennt man in den verschiedensten Landschaften, und unter den allenthalben verbreiteten giftigen Tieren ist neben der Hornviper die schwerfällige Puffotter und die Kobra Südafrikas, die Naja haje zu erwähnen, die bisweilen eine ganz bedeutende Größe erreicht. Auch an Eidechsen ist kein Mangel, und unter den dem Menschen mitunter lästigen Bewohnern des Landes aus der niederen Tierwelt verdienen zahlreiche Insekten, Spinnen, Heuschrecken, eine Termite, sowie endlich zwei höchst unangenehme Skorpione



Damararind.



Bock aus dem Süden.

genannt zu werden. Auch in der Verbreitung der niederen Tiere spielt die Massenhaftigkeit des Auftretens in der freien Landschaft bisweilen eine wichtige Rolle. Dies gilt namentlich von einem unter ihnen, von der unscheinbaren und doch so schädlichen graubraunen Wanderheuschrecke, die das Land in bestimmten Perioden heimsucht. Eine Gegend, die von einem der aus ungezählten Scharen dieser Tiere bestehenden Schwarme heimgesucht wird, gleicht binnen kurzem einer Wüste, und die wirtschaftliche Schädigung, die ein von Heuschrecken überfallener Platz erleidet, ist ungeheuer. Neben den geflügelten treten nicht selten ganze Armeen der ungeflügelten Jungen, die sogenannten Foetgangers, auf, und sie werden im ganzen Lande fast noch mehr gefürchtet, als die stets mit dem Winde ziehenden Flieger.

Selbstverständlich muß in einem Lande von der Eigenart des eben geschilderten Schutzgebiets auch das Wirtschaftsleben des Menschen in hohem Grade von der Natur abhängen. Das Überwiegen der Steppe bedingt eine vorwiegende Ausnutzung der Kolonie als Viehzuchtgebiet, und die Dürftigkeit der Weide*) hat zur Folge, daß diese nur auf sehr großen Flächen, also in äußerst extensiver Form, stattfinden kann. Die Viehhaltung hat hier aber nicht nur mit der geringen Menge der Futtergewächse zu rechnen, sondern außerdem auch auf die Schwankungen der Regenzeit hinsichtlich ihrer Eintrittszeit und ihrer Ergiebigkeit Rücksicht zu nehmen; für besonders trockene Jahre bedarf man eines Reservelandes zur Durchbringung der Tiere, durch dessen Schonung in besseren Jahren die Größe des Weidefeldes natürlich noch wächst.

*) Diese ist hier lediglich mit Rücksicht auf die Menge der Futtergewächse und keineswegs auf den Nährwert der einzelnen Pflanzen zu verstehen. Dieser kann im Gegenteil recht hoch sein und dem guten europäischen Futter gleichkommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die im ganzen Land ursprünglich von den Europäern vorgefundenen Rinderrassen sind echte Steppenrinder, unter denen besonders der von den Owaherero gehaltene Schlag durch Größe und Schönheit hervorragt. Schlank, hochgebaut und imstande, Hunger und Durst besser zu ertragen als das schwere Fleisch- und Milchvieh anderer Länder, geben diese Tiere ein vorzügliches Zugmaterial für das Hauptverkehrsmittel im Lande, den südafrikanischen Ochsenwagen, ab. Neuerdings sind aber bereits wertvollere Rassen zur selbständigen Haltung oder zur Aufbesserung der einheimischen Rinder eingeführt. Von Krankheiten, welche die Tiere im Schutzgebiet bedrohen, ist in erster Linie die gefährliche Lungenseuche zu nennen. Auch die ganz Ost- und Südafrika durchziehende Rinderpest hat das Schutzgebiet vor einer Reihe von Jahren heimgesucht. Endlich war der Verlust an

Junge Löwen.

Vieh durch den großen Eingeborenenkrieg ungeheuer.

Eine Verwendung der Ochsen, der man in Südwestafrika öfters begegnet, nämlich zu Reitzwecken, mag hier ebenfalls Erwähnung finden. Sie ist insofern nicht ohne Bedeutung, als die Pferde hier ebenso wie in Südafrika überhaupt gegen Ende der Regenzeit öfters von einer Seuche heimgesucht werden, die leicht einen sehr erheblichen Prozentsatz der Tiere hinwegrafft, und gegen die man sich dadurch am besten schützt, daß man sie während der gefährlichen Monate (Januar bis April) auf erfahrungsgemäß immunen Plätzen hält. Im übrigen aber beweist das Vorhandensein zwar nicht vieler, aber sehr zäher und brauchbarer Pferde in den verschiedensten Gegenden, daß Südwestafrika für die Aufzucht und Haltung dieser Tiere sich mindestens in demselben Grade eignet, wie die inneren Gebiete der alten Kolonialstaaten Südafrikas.

Die ursprünglich im Schutzgebiet heimischen Kleinviehrassen sind das Schaf und die Ziege. Beide indessen sind durch Bau, Fleisch- und Fettentwicklung und einige besondere Eigentümlichkeiten sehr verschieden von ihren europäischen Verwandten. Das Schaf, besonders in den Gegenden, in denen Buschweide die Grasweide überwiegt, größer und schwerer als der gewöhnliche Vertreter der Gattung, trägt kein Wollkleid, sondern eine ziemlich wertlose Behaarung, zeichnet sich aber durch ein ziemlich großes Schlachtgewicht und durch großen Wohlgeschmack des Fleisches aus. Charakteristisch für die einheimische Rasse ist ferner die ungeheure Fettentwicklung des Schwanzes, der fast immer mehrere Pfunde des feinsten Fettes liefert und bisweilen ein Gewicht von 5 kg und darüber erreichen kann. Die Ziegen des Landes, das afrikanische Charakterhaustier, zeichnen sich ebenfalls durch ihre Größe und ihre Fleischentwicklung vorteilhaft aus.

Die beiden Vertreter der Kleinviehrassen, für die das Klima und die Weide eines großen Teiles von Südwestafrika besonders geeignet erscheint, das Wollschaf und die Angoraziege, sind bis jetzt erst in ganz geringer Menge im Lande vorhanden. Doch kann man schon jetzt aussprechen, daß, je schneller namentlich die Zucht des Wollschafes sich ausbreitet, um so sicherer und schneller auch das wirtschaftliche Emporblühen großer Landschaften erfolgen wird.

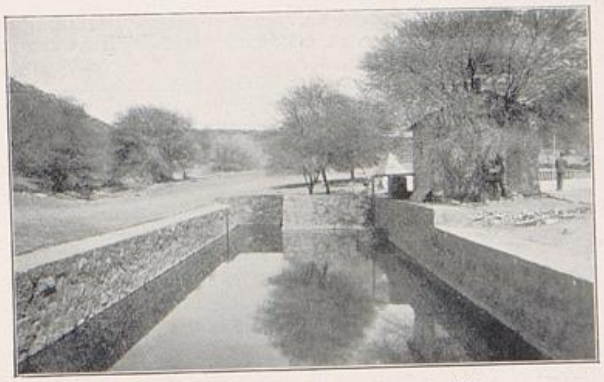
Viel mehr indessen als in dem Betrieb der Viehhaltung zeigt sich der Einfluß des Steppenklimas in der Ausnutzung des Bodens zu Anbauzwecken. Der Ausdruck „Ackerbau" würde hier überhaupt nicht zutreffen, denn die Art, wie die Bestellung der Anbaufläche erfolgt, erinnert höchstens an unseren Gartenbau. Denn es ist festzuhalten, daß man für das ganze außertropische Südafrika als Regel aufstellen kann*): Der Landbau bedarf zu seiner Ausübung stets der künstlichen Bewässerung. Höchstens im Norden bilden kleine Gebiete eine Ausnahme von dieser Regel.

Was ursprünglich, d. h. vor der Besitzergreifung des Landes durch Deutschland, in den verschiedenen Gebieten gebaut wurde, beschränkte sich denn auch auf herzlich wenig Gewächse. Mais und ab und zu ein wenig Weizen wurden an den Ufern der Flüsse selbst von Eingeborenen gezogen. Daneben bildeten Melonen, für die das Klima außerordentlich geeignet ist, Kürbisse und ein paar andere Pflanzen den ganzen Bestand der Kulturgewächse, die man noch vor anderthalb Jahrzehnten als allgemein anzutreffend ansehen konnte. Hauptsächlich das Verdienst der Missionare, weiterhin das der Regierung und einer ganzen Anzahl von Privaten ist es, daß dieser Bestand neuerdings um eine ganze Reihe von wichtigen Arten vermehrt worden ist, von denen einige in der künftigen wirtschaftlichen Entwicklung des Landes sicherlich eine nicht unwichtige Rolle zu spielen vermögen. Ehe wir auf diese Pflanzen selbst eingehen, möge aber die Möglichkeit der Anlage von Bewässerungswerken kurz Erwähnung finden, da diese ja in der Ausnutzung der für den Gartenbau geeigneten Ländereien als wichtigstes Erfordernis zu gelten haben.

*) Selbstverständlich auch hier nur unter Bezugnahme auf normale Niederschlagsjahre zu verstehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ganz Südwestafrika ist, wie bereits betont wurde, vor manchen Gegenden mit annähernd gleicher Regenmenge dadurch begünstigt, daß die Niederschläge sich auf eine verhältnismäßig kurze Zeit zusammendrängen. So war in der Nähe der Flüsse oder an den Flußbetten selbst während der Trockenzeit Gelegenheit gegeben, einen Teil der ziemlich beträchtlichen, unterirdisch abwärts strömenden Wasserschätze zu verwerten. Geschah dies von seiten der Eingeborenen zumeist nur in Gestalt der Anlage von sogenannten Pfützen, d. h. Brunnen, die zur Tränkung des Viehs benutzt wurden, so finden sich auch die Gärten der Eingeborenen stets in der unmittelbaren Nachbarschaft solcher Wasserläufe. Nur, wo natürliche Quellen und Wasserstellen von großer Ergiebigkeit vorhanden waren, finden wir auch in ihren Bezirken eine Art von Berieselungsanlagen höherer Ordnung. Zum Bau größerer Bewässerungswerke dagegen waren sie nirgends fortgeschritten.



Das Wasserbecken der Wasserstelle Kuibis.

Nun bietet zwar die Nutzbarmachung der durch Pumpwerke und ähnliche Anlagen aus dem Untergrunde der Flüsse zu gewinnenden Grundwassermengen besonders an den größeren von ihnen Aussicht auf guten Erfolg. Für diese wird es in den meisten Gegenden besonders kostspieliger Vorbereitungen kaum bedürfen. In manchen Gebieten sind auch Bohrungen von gutem Erfolge begleitet gewesen, doch sind solche bei den mit ihrer Veranstaltung verbundenen Unkosten immerhin nur bei genauer vorheriger Untersuchung der Schichtung, der Höhenunterschiede usw. zu empfehlen. Viel wichtiger, weil gerade an den zahlreichen kleineren Wasserläufen vielfach ohne besonders große Ausgaben durchführbar, ist indessen die Herstellung von Staudämmen, wie solche in den trockneren Landschaften auch der alten Kolonien Südafrikas seit langer Zeit zur Anwendung kommen. Auf solche Arbeiten, die an vielen Stellen auch in unserem Schutzgebiet bereits von unternehmenden Privatleuten ausgeführt sind, ist wegen der Möglichkeit, sie fast überall anzulegen, der weitaus größte Wert zu legen. Mit ihnen lassen sich endlich auch die Stauanlagen großen Maßstabes vergleichen, die vielleicht heute infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Lage des Schutzgebietes noch nicht zeitgemäß erscheinen, die aber später sicher einmal zur Ausführung gelangen werden. Jedenfalls haben die in Südwestafrika veranstalteten Untersuchungen ergeben, daß die Möglichkeit, an verschiedenen Stellen derartige Sammelbecken größten Umfanges zu schaffen, in unserer Kolonie gerade so gut besteht wie im Kaplande.

Luzernenfeld.

Die Voraussetzungen, welche für eine größere Ausdehnung wertvoller Gartenkulturen gemacht werden müssen, sind somit in allen Einzellandschaften für nicht unbeträchtliche Flächen erfüllt. Allerdings, allzugroß darf man sich ihre Ausdehnung nicht vorstellen, und ein Vergleich mit den subtropischen Gebieten Südeuropas ist in bezug auf die mögliche Größe der Kulturflächen in diesem Falle nicht durchführbar. Selbst wenn wir die Verdunstung ganz außer acht lassen, müßten wir annehmen, daß zur Bewässerung auch nur eines einzigen Hundertstels der Gesamtfläche der außertropischen Länder im Schutzgebiet ein Fluß von der Größe des Swakop, selbst wenn er das ganze Jahr als stattlicher Fluß wie zur Zeit seines stärksten, nur in guter Regenzeit einige Tage dauernden Abkommensflosses, nicht ausreichend Wasser liefern würde. Daß dabei die Viehzucht die Grundlage des Erwerbes bleiben muß, ist doch wohl klar. Ebenso klar aber ist, daß man bei einer so geringen Ausdehnungsfähigkeit des Landbaues vorwiegend an solche Kulturen wird denken müssen, die sich besonders gut lohnen. Und da kommt dem Lande zu statten, daß die Temperatur-

verhältnisse des Innern in bezug auf die Höhe der Wärmemittel uns überall mehr auf den Anbau subtropischer Pflanzen als auf den der viel geringere Renten versprechenden nordeuropäischen Gewächse verweisen. Gewiß werden die Gärten in Zukunft zunächst einmal das Bedürfnis der Bevölkerung nach vegetabilischer Nahrung und nach hochwertigen Futterkräutern zu decken haben. Da aber bei der geringen Dichte der Einwohnerschaft hierzu auf lange Jahrzehnte wenige tausend Hektare genügen würden, selbst wenn man von der wirtschaftlich nicht einmal richtigen*) Auffassung ausgeht, daß die gesamte Menge der erforderlichen Nährstoffe aus dem Pflanzenreich im Schutzgebiet gezogen werden müsse, so bleiben noch immer erhebliche Flächen übrig, die für die erwähnten Subtropenkulturen verfügbar wären. Unter diesen ist in erster Linie auf die Südfrüchte hinzuweisen, ferner auf die Obstsorten der sommerwarmen Gegenden, unter denen der erfahrungsgemäß in ganz Südwestafrika vorzüglich gedeihende Pfirsich genannt sein möge. Unter den Nährgewächsen, die besonders dem erwähnten Klimagebiet eigentümlich sind, ist die Dattelpalme hervorzuheben. Bisher nur in geringer Menge vorhanden, würde sie an den Flüssen, besonders im Herero- und im nördlichsten Namalande, wo sie ohne menschliche Arbeit ihren Wasserbedarf selbst dem Grundwasser zu entnehmen vermag, den Anwohnern bei den reichen Erträgen, die sie liefert, weit höheren Nutzen abwerfen, als alle Gewächse des nordeuropäischen Ackerbaues. Als einer der wichtigsten, wenn nicht als der wichtigsten Pflanze überhaupt, müssen wir aber an dieser Stelle des Weinstocks gedenken, der, wie ebenfalls bereits die Erfahrung bewiesen hat, in Südwestafrika nicht nur gut gedeiht, sondern auch reichlichen Ertrag liefert. Zwar kann er im Innern nur solche Trauben liefern, welche die Kelterung eines als Gebrauchswein im Lande selbst verkäuflichen Weins gestatten. Aber in den auch während der Regenzeit durchaus sonnigen Bewässerungsgegenden an den Flußläufen der Westzone wird man imstande sein, Weine von dem Feuer und der Güte hochwertiger Südweine zu gewinnen. Ja, man darf ohne Übertreibung annehmen, daß Südwestafrika allein imstande sein würde, den gesamten Verbrauch Deutschlands an schweren südlichen Weinen zu decken. Hierzu kommt aber noch eine weitere Verwertung der Weinerträge einer hoffentlich nicht mehr allzu fernen Zukunft. Die Trockenheit der Luft gestattet die Verarbeitung der Trauben zu Rosinen hier ebensogut wie in den ähnlich beschaffenen Landschaften der Mittelmeerländer, und so ist denn auch die Verwertung der Trauben in dieser Richtung wünschenswert. Denn auch den ganzen Bedarf unseres Vaterlandes an diesem Erzeugnis vermöchten die Flußufer der westlichen Landschaften zu befriedigen. Endlich käme auch die Ausfuhr frischen Obstes nach Europa in Betracht.

Buschwald im Grasland.

Sind dies entschieden günstige Aussichten, so ist noch darauf hinzuweisen, daß eine richtige Verwertung des Bodens gleichwohl von dem Grundsatze auszugehen hat, daß erst das Nächstliegende und erst in zweiter Linie das weiterhin Mögliche zu geschehen habe. Das Nächstliegende aber in diesem Lande ist und bleibt die Ausnutzung der Weidegebiete, mit einem Worte die Viehzucht. Eine verständige Siedlungspolitik wird demnach davon auszugehen haben, daß zunächst möglichst alles verfügbare Land unter Farmwirtschaft genommen werden sollte. Erst nachdem dies geschehen, kann man einer Förderung der Kleinsiedlung in größerem Maßstabe nähertreten, damit Fehler vermieden werden, wie sie durch das Einschlagen des umgekehrten Weges in den Kinderjahren unserer südwestafrikanischen Politik begangen wurden. Erst schaffe man Märkte, dann erst gehe man dazu über, Lieferanten für diese in das Land zu ziehen.

Nun bieten allerdings die mineralischen Vorkommnisse des Landes im Norden (Kupfergebiet von Otavi) und Süden (Diamantengebiete im Westen des Landes) Gelegenheit zum Absatz. Immerhin können auch sie nicht als etwas alle Zeit Dauerndes betrachtet werden, und so tut man gut, mit den Umständen zu rechnen, wie sie sich in einer Zeit einstellen werden, in denen jene heute so wichtigen Felder ganz oder teilweise abgebaut sein werden. Erst dann tritt der sozusagen normale Wirtschaftszustand der Kolonie in volle Wirksamkeit.

*) So wurde in manchen Teilen der Kapkolonie auch vor dem Kriege ausländisches Getreide verbraucht, weil die Erzeugung der für die einzelnen Gebiete nötigen Mengen unter den dortigen Verhältnissen einfach nicht lohnte, und dasselbe wird sich später in Südwestafrika bezüglich einzelner Kulturen ereignen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir tun daher am besten, die Grundbedingung einer gedeihlichen Entwicklung des Landes in einer allmählichen Erschließung der in seinen Weideflächen und in seinen bewässerbaren Ländereien ruhenden Reichtümer zu sehen. Mit dieser wird, langsam, aber sicher, auch eine Verdichtung der seßhaften Bevölkerung bis zu einem Grade eintreten, der die Rentabilität der modernen Verkehrslinien und damit auch eine Herabminderung der Preise für alle Lebensbedürfnisse europäischer Herkunft für immer sicherstellt. Die Höhe dieser Preise ist das Haupthindernis für eine schnell sich steigernde Aufnahmefähigkeit des Landes für deutsche Siedler. Geduld, diese in Afrika so außerordentlich wichtige Tugend, müssen wir also im Hinblick auf diese unsere „Europäerkolonie" haben, allein wir dürfen gleichzeitig die feste Zuversicht hegen, daß die in einer solchen allmählichen Verdichtung zumal der weißen Bevölkerung liegende Bedeutung des Landes sich schon in absehbarer Zeit selbst den letzten Gegnern unserer Kolonialpolitik von selber aufdrängen wird.

Die Dichtigkeit der jetzigen Bevölkerung ist eine außerordentlich geringe, denn sie beträgt nur 0,2 auf einem Quadratkilometer. Diese Zahl wird verständlicher, wenn wir sie einmal auf die uns vertrauten Verhältnisse übertragen. Bei der entsprechenden Dichtigkeit würde das Deutsche Reich etwa nur die Bevölkerung von Halle (nach der Zählung von 1900) besitzen. Wenn wir aber gar die Zahl der Weißen allein berücksichtigen, so müssen wir uns erinnern, daß am 1. Januar 1909 noch nicht ganz 11800 Weiße im Schutzgebiet lebten. Es kam somit erst auf etwa 70 qkm ein Weißer*). Das ist dieselbe Dichtigkeit der weißen Bevölkerung, die wir erhalten würden, wenn z. B. das Königreich Sachsen von im ganzen etwa 214 Weißen bewohnt sein würde oder wenn das Deutsche Reich deren 7700, also die Einwohnerzahl eines ganz kleinen Städtchens, besäße.

Wir wollen diesen allgemeinen Abschnitt nicht schließen, ohne ein Bild der Landschaft zu entwerfen, wie sie auf den Beschauer in ihren überall hervortretenden Zügen einwirkt, und wie sie diesem Gebiet im Gegensatz zu unseren tropischen Kolonien eigentümlich ist. Schon beim ersten Aufstieg in das Innere ist es die unvergleichliche Durchsichtigkeit der über dem Hochlande ruhenden Luft, die uns entzückt, indem sie alle Gegenstände, mögen sie auch noch so weit entfernt sein, scheinbar in unsere nächste Nähe rückt. Von den meilenweit abliegenden schroffen Höhen vereinzelter Bergzüge leuchten die scharfen Zacken auf das klarste herüber, und das Auge ist imstande, jeden hervorragenden Felsblock von seinem Untergrund zu unterscheiden. Jede Linie an den Rändern der tiefen Schründe und Schluchten, die ein solches Gebirge durchsetzen, liegt deutlich vor uns. Und auf den unseren Weg begleitenden niedrigen Felsen zeichnet sich auf Tausende von Metern jede Verästelung der seltsamen Aloestauden an dem tiefblauen Himmel ab.

Doch zunächst ist das nach dem Innern zu ansteigende Land noch arm an Gewächsen. Nur in weiter Ferne zeigt das dunklere Grün der Giraffenakazien das Vorhandensein des flachen Bettes eines der kleineren Regenflüsse des Landes an. In unserer Nähe dagegen verleihen den von zierlichen Springböcken durcheilten Flächen die Büschel des zarten Taograses einen gelblichen Schimmer, und es sind nur vereinzelte Seifenbüsche und die allenthalben verstreuten mächtigen Milchbüsche, welche etwas Abwechslung in das im Winde wogende Grasland bringen. Doch im Laufe des Tages gewinnt auch die Übergangssteppe ein verändertes Aussehen. Die heftige Sonnenstrahlung, in den ersten Nachmittagstunden noch recht fühlbar, beginnt sehr schnell nachzulassen, während die Sonne tiefer sinkt; ja, ehe sie sich noch dem Horizont nähert, schauert der leicht gekleidete Körper, gegen die schnelle Abkühlung so bald nach der Wärme des Mittages noch empfindlicher als sonst, oft schon unter einem kühlen Lufthauche zusammen, der über die weite Ebene hinstreicht, die mit einem Male in einen fahlen Schein gehüllt erscheint.

Lastwagen im Hererolande.

Und während der westliche Teil des Himmelsgewölbes mehr und mehr in den wunderbarsten Farben zu erstrahlen beginnt, die in dieser Pracht die Hand keines Malers wiederzugeben vermag, schimmern die fernen Höhen plötzlich in seltsamem

*) Der Leser muß hier noch gewarnt werden, aus diesen Zahlen wirtschaftliche Schlüsse zu ziehen. Sie sollen nur die ungeheure Leere des Landes verdeutlichen. Ein einzelner Ansiedler hat natürlich wirtschaftlich für uns eine ganz andere Bedeutung als ein erwachsener Durchschnittsdeutscher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lichte, das je nach dem Stande der Sonne zwischen einem leichten Rot und einem prächtigen Violett wechselt, bis auch dieser letzte Widerschein des leuchtenden Abendhimmels in den Schatten der schnell hereinbrechenden Nacht versinkt. Jetzt aber beginnt unter dem strahlenden Sternenhimmel oder in jenen Mondnächten, deren gespenstisches Licht alles in unheimlicher Weise aus dem fahlen Dämmerschein hervortreten läßt, das Rufen der zahlreichen Nachttiere und unter ihnen besonders der großen und kleinen Räuber, die dem zur Tränke ziehenden Wilde der Steppe nachstellen. In der Ferne ertönt das heisere Gebelfer der Hyänen, dazwischen hinein schallt das weinerliche Geschrei der Schakale, und namentlich in bergiger Umgebung hört man auch wohl einmal das Geheul eines Leoparden ertönen, ein Laut, bei dem das Heer der Paviane, das mit rauhem Bellen auf den Felshöhen ein unmelodisches Nachtkonzert veranstaltet, ängstlich verstummt. Die Stimme des Königs der Tierwelt, die früher allnächtlich an den Wasserstellen des Landes ertönte, fehlt freilich in den bewohnten Teilen des Landes, und wer sie zu vernehmen wünscht, muß sich in den Norden oder in die Kalahari und die einsamen Gebiete im Westen der Kolonie begeben, in denen Löwen noch heute vorkommen.

Weiter nach dem Innern kündigt dichterer Grasbestand und ein sich bisweilen waldartig zusammenschließendes Buschland an, daß wir uns in der Region kräftigerer Sommerregen befinden. Wohl uns, wenn wir unseren Weg vollendet haben, ehe diese selbst einzusetzen beginnen. Denn das Winterhalbjahr ist trotz der Kälte seiner Nächte eine weitaus angenehmere Zeit zum Reisen als die Monate, in denen der Himmel seine Schleusen zu öffnen beginnt. Zwar die Niederschläge, welche, ohne an bestimmte Monate gebunden zu sein, von Zeit zu Zeit während eines Gewitters in der bis Ende Dezember währenden Frühsommerzeit den dürstenden Erdboden befeuchten, bilden in der Regel noch keine großen Hindernisse für den Wagenverkehr. Im Gegenteil, nach ihrem Eintritt beginnen sich die Gräser und die niedere Pflanzendecke zu erneuern, der bis vor kurzem recht kahl und traurig aussehende Boden überzieht sich mit grünenden und blühenden Gewächsen aller Art, und die Akazien der Flußtäler und des Buschwaldes überzieht ein dichtes Kleid jungen Blattwerks. Wenn aber die eigentliche Regenzeit des Hochsommers so recht kräftig eingesetzt hat, dann weichen die Annehmlichkeiten des Reisens zahlreichen Belästigungen, die auch den ruhigsten Menschen manchmal ungeduldig zu machen vermögen. Selbst kleinere Flüsse kommen dann bisweilen so heftig ab, daß sie den Verkehr zu hindern vermögen, und wer mit einem größeren Transport ein solches Gewässer während einer ergiebigen Regenzeit zu passieren hat, der tut wohl daran, aufzupassen, daß er nicht gerade in einem der gefährlichen Augenblicke sich im Flusse befindet. Zwar kündet sich der abkommende Fluß durch ein fernes Geräusch, einem leisen Donner gleichend, schon vor dem Eintreffen an, aber bis dahin ist keine Zeit zu verlieren. Das Geräusch wird stärker und stärker, und plötzlich erscheint oberhalb unseres Standpunktes eine mauerartige, mit Schlamm, Holzteilen und Zweigen gemischte Wassermasse, die sich mit rasender Schnelligkeit nähert, alles mit sich reißend, was sich ihr in den Weg stellt. Jetzt ist sie da, und nun schießt, je nach der Ergiebigkeit der Regen, ein wilder Bergstrom stunden-, ja nicht selten tagelang zwischen den Ufern dahin. Wie furchtbar die Gewalt der durch ein solches Strombett talwärts eilenden Gewässer ist, das vermag eine einzige Zahl zu verdeutlichen. Das Gefälle des Swakop, das von dem mancher anderen Regenflüsse des Landes noch übertroffen wird, beträgt fast 4 zu 1000, d. h., es übertrifft das des Rheins zwischen Basel und Kehl, wo der Strom bekanntlich noch sehr reißend ist, um das Vier- bis Fünffache!

Der Unglückliche, der mit seinem schwerbeladenen Ochsenwagen gezwungen war, vor dem Überschreiten eines solchen Flusses halt zu machen, hat in vielen Fällen nicht nur das Ablaufen des Stromes abzuwarten, sondern er muß häufig noch eine weitere Geduldprobe bestehen, ehe er über den langsam härter werdenden Untergrund hinweg seine Fahrt fortsetzen kann. Und selbst wenn er, durch das Zelt seines Wagens geschützt, wenigstens während des Biwaks keine Durchnässung zu fürchten braucht, so sind Rheumatismen, Fieber und andere, zum Glück meist mehr lästige als gerade gefährliche Erkrankungen nicht selten die Folgeerscheinungen einer längeren Tätigkeit im Freien während der Regenzeit. Das Fleisch, das in der trockenen Jahreszeit ziemlich lange aufbewahrt werden kann, ist in diesen Monaten schnellerem Verderben ausgesetzt, so daß auch die Haushaltungen in allerdings abgeschwächtem Maße während eines Vierteljahres die Leiden des Tropenlebens kennen lernen. Und zu alledem gesellt sich gerade während des Hochsommers eine Schar dem Menschen höchst unsympathischer Vertreter der Tierwelt. Jetzt ist die Zeit, während welcher Termiten und Wanderheuschrecken ihm das Leben schwer machen und in der die Zahl der Fliegen, der Motten und anderen Ungeziefers Legion wird. Neben diesen zwar lästigen, aber immerhin, für sich allein betrachtet, ungefährlichen Quälgeistern zeigt sich indessen auch weniger harmloses Getier. Für Skorpione und für die zahlreichen Giftschlangen des Landes herrscht nämlich während des Sommerhalbjahres ebenfalls die Hauptzeit ihres unheimlichen Erdenwallens, und wenn man sich auch die von ihnen drohende Gefahr keineswegs so groß vorstellen darf, wie man bei Berücksichtigung ihrer Häufigkeit zu tun versucht ist, so ist Vorsicht immerhin geboten und plötzliche Überraschungen eigentümlicher Art sind keineswegs etwas Ungewöhnliches.

Trotz alledem ist der Charakter des Landes auch in der warmen Jahreszeit kein eigentlich tropischer. Auch jetzt noch erfrischt herrliche Kühle während der Nacht den Körper, und selbst wenn noch so heftige Gewitter, die meist am Nachmittag eintreten, über das Land dahingezogen sind, herrscht nicht jenes weißliche Graublau in der Färbung des Himmels, das den Himmel in den Äquatorialgegenden so ganz anders erscheinen läßt, als ihn sich die Phantasie der Bewohner kühlerer Zonen so gerne vorstellt. Im Gegensatz zu den Ländern der heißen Zone strahlt das Himmelsgewölbe auch in der Regenzeit, sobald die Wolken sich verzogen haben, die es hier selten lange zu verbergen pflegen, im reinsten und tiefsten Blau, und um Sonnenuntergang erglüht auch jetzt das Firmament in jenen wunderbaren Farben, die im Verein mit der Reinheit der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Siedlung im Hererolande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Siedlung im Hererolande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Luft, der auch jetzt die eigentliche Sommerschwüle fehlt, die südwestafrikanischen Hochländer trotz ihrer dürftigen Pflanzenwelt dem, der einige Zeit in ihnen gelebt hat, weit schöner erscheinen lassen, als die vom üppigsten Pflanzenwuchse strotzenden Niederungen der äquatorialen Gebiete.

II. Der tropische Norden.

Schon aus dem vorhergehenden, das Innere des Schutzgebietes im allgemeinen behandelnden Abschnitt wird der Leser entnommen haben, daß der äußerste Norden von Südwestafrika in vieler Beziehung nicht mit dem außertropischen, für europäische Besiedlung geeigneten Gebiet verglichen werden kann. Das ganze Gebiet, das man vom übrigen Lande sich durch eine vom Kap Frio nach dem Schnittpunkte des 20. Grades südlicher Breite mit der Ostgrenze unseres Schutzgebietes ziehende Linie getrennt denken kann, nimmt schon lediglich infolge seiner Meereshöhe mehr an dem Tropenklima des zentralen Afrika als an dem der außertropischen Gegenden der Kolonie teil. Schon die äußere Erscheinung der Landschaft in ihrer Höhenentwicklung zeigt, daß wir es hier mit einem geographisch ganz für sich zu behandelnden Gebiet zu tun haben. In einer ungefähren Meereshöhe von nur 1000 m breitet es sich aus, eine einzige, ungeheure Ebene von äußerst flacher Oberflächenform, nur ganz selten von einer niedrigen Erhebung überragt, dagegen an manchen Stellen von ebenfalls nur wenig ausgeprägten, aber oft sehr ausgedehnten Niederungsgebieten durchzogen, in deren einigen die selbst während der Regenzeit nur langsam fließenden größeren Wasserläufe der Nordgrenze dahinziehen. Eine solche, zeitweilig von niedrigem Wasser erfüllte, zu anderen Zeiten trocken liegende Niederung ist die große Salzpfanne, die unter dem Namen der Etosa- oder Etoschapfanne im mittleren Teile dieses Landes sich findet. Diese Beschaffenheit des Landes setzt sich fort bis an den mit dem eigentlichen Schutzgebiet in so gut wie gar keinem Zusammenhange stehenden Winkel am Sambesi, eine Abgrenzung, die zu dem Sonderbarsten gehört, was diplomatische Tätigkeit je zuwege gebracht hat.

Dies ist das Tropenland Südwestafrikas, dem alle Bedingungen fehlen, die man für eine europäische Siedlung stellen muß. Seine Meereshöhe ist zu gering, als daß selbst der Winter noch teil an den stärkeren Kältegraden hätte, die selbst im Hererolande eine regelmäßige Erscheinung genannt werden können. Eine vom Verfasser mit Hilfe einer Korrektur aus fünfjährigen Beobachtungsreihen erhaltene Temperaturtabelle, die sehr gut zu den neuerdings gewonnenen Ergebnissen stimmt, ergibt folgende Werte für die einander entgegengesetzten Jahreszeiten:

Olukonda im Amboland, 18° südlicher Breite, $16^1/_4{}^\circ$ östlicher Länge. Temperatur in Celsiusgraden: Jahr 22,0, November 26,1, Juni 16,0.

Daß der November hier der heißeste Monat ist, erklärt sich zu einem Teile aus dem Sonnenstande, wesentlich aber daraus, daß während des zweiten Hochstandes des Tagesgestirns die Regenzeit mit ihrer Abkühlung bereits stärker eingesetzt hat.

In diesem Gebiet dürften bereits eine Anzahl tropischer Kulturgewächse in Plantagen gezogen werden können. Denn die mittleren Minima gehen hier selbst in den Wintermonaten kaum noch unter diejenigen zentralafrikanischer Binnengebiete herab; ja, was für den Pflanzer fast noch wichtiger ist, Fröste scheinen dem Lande schon zu fehlen. Wenigstens ist in der uns zur Verfügung stehenden Beobachtungsreihe ein einziges Mal in fünf Jahren eine niedrigste Temperatur von gerade 0° verzeichnet worden.

Die Regen sind ziemlich ergiebig. Die von ihnen gelieferte Wassermenge kann man auf 50 bis 60 cm im Jahre ansetzen. In manchen Niederungen sammelt sich das Wasser, und so gibt es trotz der noch nicht eigentlich tropischen Feuchtigkeitsmengen in diesem Teile der Kolonie wirkliche Wälder. Überhaupt unterscheidet sich die Pflanzenwelt sehr wesentlich von der des Südens. Neben den Formen, denen wir dort begegnen, gibt es Laubbäume; echt tropische Gewächse sind der Baobab und Palmen, die man übrigens noch in den geschützten Tälern des Kaokofeldes gefunden hat. Immerhin eignet sehr großen Flächen doch wieder der Charakter der Steppe, und auch die Flüsse sind fast durchweg Regenflüsse. Eine Ausnahme machen nur die Grenzflüsse, von denen der Kunene dem Atlantischen Ozean zuströmt, während der Okawango seine Gewässer dem abflußlosen Gebiet der Ngamilagune zuführt. Der äußerste Osten schließlich gehört bereits dem Stromgebiet des vorhin erwähnten Riesenstromes von Südafrika, des Sambesi, an.

Die Tierwelt dieser weiten Ebenen bietet wenig Eigenartiges, soweit nicht die Formen, denen wir hier begegnen, an größere Mengen fließenden Wassers gebunden sind, wie einzelne zentralafrikanische Antilopen und besonders das Flußpferd, das natürlich im Schutzgebiet in historischer Zeit außer hier und im Oranje niemals vorhanden war. Das eigentliche Großwild Afrikas dagegen ist hier wohl kaum häufiger als in den entlegenen, menschenleeren Steppen des nordöstlichen Hererolandes, wenngleich auch hier der Löwe und mit ihm das von ihm gejagte Hochwild noch heute zu finden ist. Eine auffallende Tatsache indes verdient auch aus dem Leben der Tierwelt angeführt zu werden, weil sie einen der wichtigsten und im außertropischen Schutzgebiet vorläufig nicht mehr vorhandenen Säuger betrifft. Man will neuerdings beobachtet haben, daß der Elefant, der infolge der furchtbaren Nachstellungen früherer Jahrzehnte fast verschwunden war, sich wieder mehr in die nordöstlichen Teile der Kolonie von Zentralafrika her hineinziehe. Sollte sich diese Vermutung bestätigen, so wäre damit ein unwiderleglicher Beweis dafür geliefert, daß die in Europa sehr mit Unrecht bespöttelten Jagdverfügungen von Erfolg begleitet gewesen sind. Darin aber läge ein Ansporn zu weiterem energischen Vorgehen auf diesem Gebiete, um wenigstens den Landschaften an der Peripherie unseres Schutzgebietes ihren heute noch guten Wildbestand zu erhalten.

Die Bevölkerung des Nordens gehört vorwiegend zu den Bantu, jener großen, weitverzweigten Negerfamilie, die fast das ganze südäquatoriale Dreieck des Weltteils bewohnt. Doch steht gerade hier die schwarze Bevölkerung denjenigen Stämmen näher, denen wir im Innern von Angola und im westlichen Sambesilande begegnen als den Kaffernvölkern Südostafrikas. Die Owambo, nach denen man den größten Teil des Nordens von Südwestafrika kurzweg als Amboland bezeichnet, bewohnen sogar zum Teil auch das südlichste Angola. Sie sind typische Neger, deren Äußeres nichts Auffallendes bietet. Wohl aber unterscheiden sie sich in Lebensweise, Sitten und Anschauungen sehr wesentlich von ihren südlichen Nachbarn, den Owaherero, welche die Hauptmasse der dunkelhäutigen Bevölkerung unseres Landes bilden. Wir wollen deshalb kurz bei den Owambo verweilen.

Schon die eben geschilderte Eigenart des Landes erzog diese Stämme anders als es bei den steppenbewohnenden Hirten des Südens der Fall war. Hier, wo wir in der Tat Ackerbau ohne künstliche Bewässerung finden, spielt

die Viehhaltung keineswegs jene Rolle wie im Süden, hier vermochte das Volk seßhaft zu werden, der Anbau von Kafferkorn, Bohnen und anderen Kulturpflanzen gestattete mehr als im Süden die Bildung zahlreicherer und, was noch wesentlicher ist, fester Siedlungen. Die Viehzucht tritt darum hier stark zurück, auch sind namentlich die Rinder viel kleiner und weniger gut entwickelt als die schönen Steppentiere der Owaherero.

Die festungsartigen Einzelsiedlungen, die man als Werften bezeichnen kann, sind in manchen Landschaften in sehr beträchtlicher Zahl vorhanden. Unter den Handarbeiten sind besonders Schmiedearbeiten zu erwähnen. Charakteristisch für die innerafrikanische Art der Feldbestellung ist, daß hier auch das spezifisch afrikanische Ackerwerkzeug, die Hacke, eine große Rolle spielt.

Zu den wichtigsten Siedlungsgebieten der verschiedenen Owambostämme gehört das Ondongagebiet, zwischen der Etoschapfanne und der Nordgrenze gelegen, in dem eine Anzahl größerer Einzelsiedlungen vorhanden ist. Wie durch seine Volksdichte und durch die Grundlagen seiner wirtschaftlichen Beziehungen, so unterscheidet sich aber dies Gebiet von den übrigen Landschaften der Kolonie noch durch die politischen Formen, in denen das öffentliche Leben unter den Owambo sich vollzieht, auch in dieser Hinsicht mehr ein Teil des zentralen Afrika als Südwestafrikas. Denn in völligem Gegensatz zu dem, was von den Owaherero galt, herrscht hier ein eiserner Despotismus mit manchen höchst grausamen Gewohnheiten.

Außer den Owambo interessieren uns unter den Völkerschaften dieses Gebiets an dieser Stelle in besonderem Maße nur die in der Nähe der Ostgrenze wohnenden selbständigen Buschmänner. Auf die Frage nach der Herkunft dieser merkwürdigen Bevölkerung können wir aus Raummangel an dieser Stelle nicht näher eingehen. So viel mag aber auch hier betont werden, daß nach Ansicht derjenigen Europäer, welche die Buschmänner dieses nordwestlichen Teiles der Kalaharilandschaften kennen lernten, an ihnen kaum irgendwelche Unterschiede von den weiter unten noch zu schildernden Hottentotten zu entdecken sind. Ihre Sprache soll sich ebenfalls von derjenigen der Naman nur dialektisch unterscheiden, so daß manche der neueren Beobachter in ihnen nichts weiter erblicken wollen als einen infolge seiner vorwiegend auf die Jagd in der einsamen Steppe sich beschränkenden Lebensweise körperlich etwas verkümmerten Teil der hottentottischen Rasse.

Was die Bedeutung des Landes für die europäische Kolonisation anlangt, so dürfte diese mit der späteren Anlage von tropischen Plantagenkulturen und mit der Begründung von Handelsmittelpunkten erschöpft sein. Ob etwa die despotische Herrschaft der Häuptlinge die Owambo zur Ableistung von Arbeiten unter der Botmäßigkeit der Weißen vorgebildet und somit in gewisser Beziehung kulturfördernd gewirkt hat, wird sich bald herausstellen, da sie neuerdings in größerer Zahl als Arbeiter in die südlichen Landschaften eingeführt worden sind. Einstweilen sind es in diesem ganzen Gebiet der europäischen Einflüsse noch recht wenige, die bisher zur Geltung gelangen konnten. Ist doch, wenn man von einzelnen kleineren Expeditionen absieht, dieser Teil des Schutzgebiets bis auf den heutigen Tag von den großen Ereignissen, die mit der Ausbreitung der deutschen Herrschaft im übrigen Lande verbunden waren, so gut wie unberührt geblieben. Immerhin aber müssen wir einer Beziehung gedenken, die selbst unter diesen fernsten Bewohnern unserer Kolonie einen wenn auch schwachen Zusammenhang mit den Ländern christ-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

licher Kultur geschaffen und unterhalten hat. Dies ist die Tätigkeit der protestantischen Mission, die auch hier seit längerer Zeit begonnen hat, und die in diesem Lande von finnischen Sendboten gehandhabt wird, unter denen sich manch verdienstvoller Mann und verschiedene gute Kenner des Landes befinden.

III. Das Hereroland.

Das südlich von der oben angegebenen Grenzlinie beginnende Hereroland ist selbst in seinen nördlichen Strichen als außertropisches Gebiet zu bezeichnen. Sogar in der Meereshöhe wie in dem landschaftlichen Charakter dieser Grenzgegend spricht sich ein Unterschied aus. Die Landschaft im Westen der langgestreckten Outjo-Sandsteinterrassen liegt bereits 1100 bis 1200 m über See, und nur im Osten sehen wir zwischen höheren Flächen die sehr breite Senke eines Regenflusses von nur etwa 1000 m Höhe in südwestlicher Richtung tief in das zentrale Gebiet eingreifen. Dann aber findet ein immer stärkeres Ansteigen auch der ebenen Flächen statt, und besonders das südliche Hereroland stellt eine Reihenfolge von außerordentlich hohen und mannigfaltig gestalteten Landschaften dar.

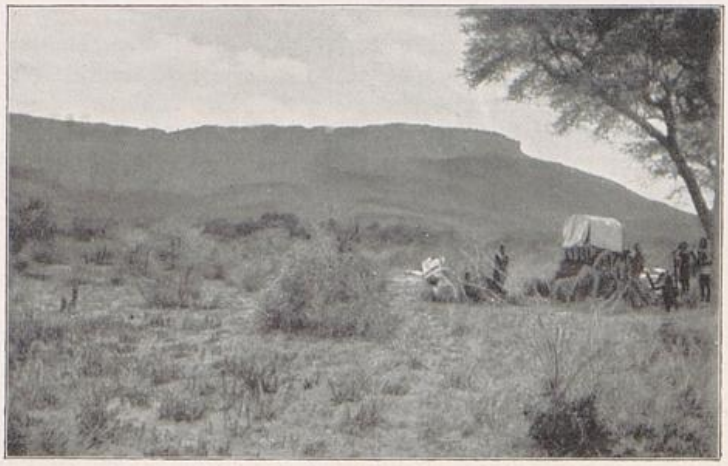
Richten wir unseren Blick noch einmal auf die nördliche Hälfte dieser nach dem Kaffernstamme der Owaherero benannten Länder. Für einen sehr großen Teil, etwa für die ganze Westhälfte dieser bis ungefähr zum 21. Breitengrade nach Süden reichenden Gegenden gilt schon eine sehr beträchtliche Veränderung des äußeren Bildes, das dem Wanderer entgegentritt. Zwar, die äußere Form der Ebene ist im ganzen nördlichen Hererolande wenigstens im Innern durchaus vorherrschend, allein es sind keineswegs überall die unbegrenzten Flachlandschaften, die auf wochenlangen Wanderungen kaum die kleinste Anhöhe im Gesichtsfelde des Reisenden auftauchen lassen. Im Osten, dessen größter Teil von einer riesigen, steinarmen Steppe, der sogenannten Omaheke oder dem Sandfelde, erfüllt ist, gilt zwar in bezug auf die äußere Form der Landschaft dasselbe, was wir bei der Schilderung des Aufbaues des Ambolandes ausführten. Ganz anders aber in dem ungeheuren Gebiet, das sich westlich vom 18. Grad östlicher Länge bis zu den nach Westen zum Ozean absinkenden Gegenden erstreckt. Hier herrscht bereits eine nach Süden immer stärker hervortretende Änderung der äußeren Formen. Denn der uns geläufige Wechsel zwischen Berg und Tal vermag sich hier besonders in denjenigen Gegenden zu entwickeln, in denen das niedriger werdende Hochland nach der Küste hin abzusinken beginnt, und wo zur Seite der Flußtäler stehengebliebene Teile des Hochlandes als Tafelländer und Gebirgsvorsprünge dem Ganzen einen eigenartigen Sonderausdruck verleihen. Zu diesem Teile des Schutzgebietes gehört namentlich das unter dem Namen des Kaoko bekannte Land, der äußerste Nordwesten des außertropischen Südwestafrika, in dessen geschützte Talgegenden an einzelnen Stellen zwar noch die Palmen des Nordens vordringen, das aber, als Ganzes betrachtet, der europäischen Siedelung durchaus zugänglich sein dürfte.

In der Mittellandschaft überwiegt als Grundform der Landschaft eine Bildung, die wir am passendsten als Sockelebene bezeichnen. Denn wie auf einem riesenhaften Sockel erheben sich langgestreckte, das Hochland verschiedentlich, wie das Etendekagebirge, um mehrere hundert Meter überragende Hügelketten, ferner vereinzelte oder zu Gruppen vereinigte Bergkuppen und endlich,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine ganz Südafrika eigene Form der Überhöhung, breite Plateauflächen, die, von der Ebene aus gesehen, wenigstens auf einer Seite den Eindruck schroffer Gebirgswände hervorrufen. Sie gehören in diesem Gebiet teilweis sedimentären Gesteinen an, und das bekannteste unter ihnen ist das mächtige Massiv des Omuwerume oder des Waterberges mit seinen im ganzen Schutzgebiet berühmten Quellen.

Während der größte Teil dieses westlich vom genannten Längengrade liegenden Nordhererolandes eine Anzahl Regenflüsse nach dem Atlantischen Ozean sendet, unter denen die das Kaokogebiet durchziehenden die größten sind, und deren Täler besonders im Westen oft durch romantische Formen des Seitengeländes sich auszeichnen, ist der Osten des Landes einer der merkwürdigsten Flußbildungen tributär, dem Omurambo Omataka. Dies ist einer der größten Regenflüsse, welche wir überhaupt in Südafrika finden, und sein geringes Gefälle ist die Ursache, daß die während der Regenzeit in seinem Untergrunde sich sammelnden, auch wohl von den ihm ganz sanft zugeneigten Seitengeländen langsam zuströmenden Gewässer, die durch den Sand gegen die Verdunstung geschützt sind, nicht so schnell verströmen können wie bei den westwärts gerichteten Strömen. Wasserstelle folgt deshalb an diesem Flusse auf Wasserstelle, und er ist es, den man mehr als alle anderen Flußläufe als eine, ja den man als die Hauptlebensader des eigentlichen Hererolandes bezeichnen kann, die für die nach Nordosten gerichteten Reisen von größter Bedeutung ist.



Waterberglandschaft.

Das große Sandfeld kann man eigentlich bereits als einen Übergang zur Kalahari bezeichnen, und auch seine Bewachsung weicht nur wenig von derjenigen ab, der man in den westlichen Grenzgegenden dieses berühmten Steppenlandes begegnet.

Der südliche Teil des Hererolandes, den man sich ungefähr um zwei Breitengrade weiter nach Süden reichend zu denken hat, ist nun kurz als der höchste und gleichzeitig auch als der am mannigfaltigsten gestaltete Teil unseres Schutzgebietes zu betrachten. Eine Fläche, etwa so groß wie das Königreich Bayern, überragt hier mit ihrer mittleren Sockelhöhe die Gipfelhöhen unserer süddeutschen Gebirge, und ihre höheren Hochländer und einzelnen Erhebungsmassen steigen bis zu einer Meereshöhe empor, die man mit derjenigen unserer äußeren Voralpen vergleichen kann. Freilich, der vorhin betonte Grundcharakter im Aufbau des Landes bleibt auch in diesem Gebiet maßgebend,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber wenn irgendwo, so kann man in einzelnen Gebieten gerade dieses Teiles von Südwestafrika von wirklichen Gebirgen, von alpenähnlichen Felslandschaften und von dem anziehenden Wechsel zwischen tiefen Tälern und steilen Bergmassen sprechen, dessen Romantik durch das eigenartige Leben der südafrikanischen Natur unser Interesse in einem noch beträchtlich erhöhten Grade fesselt.

Merkwürdigerweise erheben sich die größten Höhen ganz Südwestafrikas nicht in dem durchschnittlich höchsten südlichen Teile dieses Gebiets, sondern in einer etwa 1200 m über See liegenden, ziemlich ebenen Gegend. Es ist die isolierte Riesenkuppe der Omatakoberge, die mit 2700 m unseren höchsten Voralpengipfeln beinahe gleichkommt. Viel massenhafter dagegen wird die Anschwellung des Landes südlich vom 22. Grad südlicher Breite bemerkbar, wo schon unmittelbar östlich vom 16. Längengrad das tief eingeschnittene Swakoptal über 1000 m hoch liegt, und wo sich namentlich im Westen des sogenannten Windhuker Swakop das Komashochland zu einer Höhe auftürmt, die im Mittel etwa derjenigen des Rigi entspricht (1800 m). Auch östlich von dem zuletzt erwähnten, südnördlich streichenden Hochtal, das im Süden durch die schroffe Kette der bis über 2200 m aufragenden Auasberge abgeschlossen ist, kann man tagelang über das wellige, von isolierten Bergzügen und Kuppen überragte Hochland dahinziehen, bis dasselbe, über 100 km von Windhuk entfernt, wieder zu einer Meereshöhe herabsinkt, die immer noch derjenigen unserer höchsten Schwarzwald- und Vogesengipfel gleichkommt.

Das Massige, das sich in diesem zentralen Kernlande der südwestafrikanischen Hochgebiete schon äußerlich zeigt, ist überhaupt charakteristisch für die über den Sockel emporragenden Einzelerhebungen, von denen hier des ziemlich selbständigen Massivs der Erongoberge südwestlich von Omaruru gedacht werden soll. Einzelne kleinere Massive, wie der Brandberg, steigen in diesem südlichen Teile des Hererolandes selbst noch aus den niedriger werdenden Flächen des bereits stärker nach der Küste zu absinkenden Landes empor, und sogar Kettengebirge von verhältnismäßig großer Länge, wie die Chuos- und die Geiesebberge im Norden des unteren Swakop unterbrechen die weiten Ebenen, in denen hier bereits die Nähe des Ozeans sich durch verschiedene Anzeichen ankündigt.

Südlich einer durch die von Westsüdwest nach Ostnordost gerichtete Streichungslinie des Auasgebirges angedeuteten Linie lassen sich endlich mehrere ähnlich verlaufende Höhenstufen unterscheiden, die ungefähr unter 23°, also etwas nördlich vom Wendekreise, in die ungeheuren Hochebenen des Rehobother Landes übergehen, die immer noch eine durchschnittliche Meereshöhe von ungefähr 1400 m besitzen. Da dies Gebiet indessen schon den Übergang zu den weiten Flächen des östlichen Namalandes darstellt, so können wir es füglich hier unbeachtet lassen.

Das Vorwiegen gewaltiger Gneismassen in diesem zentralen Hochlande bedingt da, wo der ursprünglich horizontale Verlauf der Schichten durch irgend welche Ursachen gestört ist, eine Steilheit und Schärfe der Bergformen, die in ihrer landschaftlichen Wirkung oft sehr von derjenigen der flachen Tafelränder oder der besonders nach der Küste zu häufigen rundlichen Granitkuppen abstickt, und die die mauerähnlichen, kurzen Gebirgsketten oder die bisweilen sehr schroffen Einzelhöhen um so stärker im Bilde der Landschaft wirken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

läßt, als die sanften Wellen oder die flachen Ebenen des Sockellandes derartige Erscheinungen um so auffallender machen.

Auch hydrographisch ist das ganze südliche Hochgebiet des Hererolandes abwechslungsreicher als die einförmiger gestaltete Nordhälfte. Nicht allein, daß mehrere große Regenflüsse mit starkem Gefälle und besonders nach Westen immer großartiger werdenden Talbildungen das Land nach dem Meere zu durchziehen, als deren wichtigste die drei südlichsten, der Omarurufluß, der Swakop und der Kuiseb, hier Erwähnung finden mögen, sondern es ist das zentrale Hochland sogar ein hydrographischer Mittelpunkt ersten Ranges. Besonders die weitere Umgegend des Hauptortes Windhuk, das Auasgebirge und die beiden vorhin erwähnten hohen Plateaus, sind von der größten Bedeutung. Infolge ihrer Meereshöhe gehören sie zu den regenreichsten Landschaften des Schutzgebietes, und so vermochten sich die während der Regenzeit ihnen entströmenden Gewässer einen Weg bis zu den entferntesten Abflußgebieten zu bahnen. Der Nordabhang ist teilweise dem Swakop zugehörig, das Komasland entsendet einen Teil seiner Regenwässer in den Kuiseb, die Südabhänge des Auasgebirges werden bereits nach dem im fernen Süden in den Oranje mündenden Großen Fischfluß entwässert, und der Ostabhang dieses Hochgebietes sendet seine Regenfluten dem Nossob zu, durch den sie in die wenig bekannten Regionen der Kalahari entführt werden. Eine weitere für dies höchste Mittelland des Schutzgebietes bezeichnende Eigenschaft seiner Täler ist deren mit den stärkeren Niederschlägen zusammenhängender Wasserreichtum. Auch ist klar, daß bei der Häufigkeit unfertiger Talbildungen mit die Längsrichtung quer durchsetzenden Felsstufen, bei dem nicht seltenen Vorkommen schluchtartiger, gleichmäßig gegen Wind und Besonnung geschützter Engen stehende Wasseransammlungen in Bänken und natürlichen Becken, sowie auch Aufstauungen des belebenden Elementes in länger unterirdisch fließenden Adern viel häufiger sein müssen als in den vorwiegend flachen Landschaften. Obwohl die Verdunstung in diesen Ländern eine außerordentlich lebhafte ist*), sind viele solcher Stellen vorhanden, die bis weit über das Ende der Regenmonate hinaus, ja vielfach bis zum Schluß der Trockenzeit ziemlich beträchtliche Mengen Wasser enthalten.

Das Vorkommen von Erzen scheint in diesem Gebiet nicht an bestimmte Gegenden gebunden zu sein. Wenigstens kennt man es in allen Zonen dieser ausgedehnten Landschaft, und zwar sind es vorwiegend kupferhaltige Gesteine, deren Vorhandensein an den verschiedensten Stellen festgestellt ist. Zu den am meisten bekannten Fundstätten des Kupfers im Hererolande gehören die Minen im Otawibezirk, im äußersten Norden dieses Gebietes gelegen. Neben diesen kennen wir eine ganze Reihe von solchen im Gebiete des Swakop und des Kuiseb, in dem sie sowohl im Innern, wie die unter dem Namen der Matchlessmine bekannte Stelle im Komaslande, wie auch in der Nähe der Küste vorkommen. So reich an Metall, wie die zu den reichsten der Welt gehörigen Erze von Klein-Namaland in der Kapkolonie, scheinen diejenigen unseres deutschen Südafrika allerdings nicht zu sein; indessen ist der Abbau mancher Fundstellen doch recht lohnend, wie die Otawiminen zeigen, seit durch die Vollendung einer Bahnverbindung

*) Übrigens ist uns die genaue Wirkung der Verdunstung einmal noch wenig bekannt, und sodann ist an vielen Stellen infolge ihrer eben geschilderten Lage der Schutz gegen dieselbe ein sehr erheblicher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwischen ihnen und der Küste für gute und verhältnismäßig billige Beförderungsgelegenheit gesorgt ist.

Über das Vorkommen anderer, nutzbarer Mineralien in diesem Gebiet in abbauwürdiger Menge ist vorläufig noch so wenig Sicheres bekannt, daß wir darauf verzichten müssen, uns hier näher damit zu beschäftigen. Denn die neuerdings so berühmt gewordenen Diamantlagerstätten gehören ihrem Hauptvorkommen nach dem Namalande an.

Wie bei der Betrachtung des Ambolandes müssen wir auch hier einen Blick auf die klimatischen Eigentümlichkeiten dieses Gebietes werfen. Und auch hier mögen einige zahlenmäßige Zusammenstellungen dazu dienen, dem Leser einen Maßstab für das zu geben, was die allgemeine Schilderung oben bereits teilweise angedeutet hatte. Im vollsten Gegensatz zum Amboland ist das Hereroland bereits durch ein nichttropisches, im großen als durchaus gesund zu bezeichnendes Klima begünstigt. Zuverlässige Temperaturbeobachtungen besitzen wir namentlich aus Windhuk, und man kann sie benutzen, um die klimatischen Verhältnisse der höheren Landschaften zu beurteilen, die für uns ja auch darum von besonderem Interesse sind, weil sie das Gebiet umfassen, in dem wir den Ausgangspunkt und das Kernland der deutschen Besiedlung zu sehen haben.

Das Jahr besitzt im Mittel hier etwa 16 bis 17°, während es auch im nördlichen Hererolande kaum an die gewöhnlich als Grenze tropischer Jahrestemperaturen angesehene Höhe von 20° hinanreichen wird. Jedenfalls aber zeigen die Beobachtungen für das Sommerhalbjahr (20 bis 22°) auf das deutlichste, daß die mittlere Temperatur auch in dieser Zeit keineswegs höher ist als in den kühleren Landschaften der Mittelmeerländer. Ja, selbst in den durch zu große Höhe der gemessenen Wärmegrade ausgezeichneten Tabellen der Missionare erreicht die Wärme keineswegs eine Höhe wie etwa während der sommerlichen Monate in manchen südosteuropäischen und kleinasiatischen, geschweige denn wie etwa in den syrischen Küstenlandschaften, in denen wir bekanntlich auch auf gut gedeihende Ansiedlungen deutscher Bauern treffen.

Besser aber als die Mittel veranschaulichen die Zusammenstellungen der Häufigkeit gewisser Temperaturwerte die Eigenart des Klimas im Hererolande, und da namentlich die Vorstellungen, die man sich vom Sommer dieser Länder macht, in großen Kreisen unserer Heimat ganz verkehrte sind, so mögen zur Beruhigung ängstlicher Gemüter hier die vom Verfasser für Windhuk aus seinen eigenen und anderen Beobachtungen zusammengestellten Zahlenreihen für einige Sommervierteljahre folgen.

Der Verfasser beobachtete in den drei Sommermonaten vom 1. Dezember 1892 bis zum 28. Februar 1893 eine höchste Temperatur von nur 34,7°. Von achtundachtzig Tagesmaximis hielten sich außerdem nur noch neun über 32°. Hierzu mag bemerkt werden, daß auch in Deutschland Temperaturmaxima von gleicher Höhe in heißen Sommern oft beobachtet werden, und daß ferner bei der Trockenheit der Luft in Südwestafrika eine solche Wärme viel leichter zu ertragen ist als in Mitteleuropa. Wie erfrischend aber wieder die Nächte in dieser Jahreszeit waren, davon geben folgende Zahlen ein besseres Bild als eine lange Beschreibung: Die wärmste Nacht des ganzen Sommers hatte ein Minimum von nicht mehr als genau 20°, überhaupt aber hatten nur fünf von allen Sommernächten ein solches von über 19°, drei andere ein solches

von 18° und etwas darüber. Diesen verhältnismäßig warmen aber standen zwei Drittel aller Beobachtungsnächte mit Minimis von zum Teil bedeutend weniger als 16° gegenüber. Ja, eine Beobachtungsreihe, die sich vom 1. November 1891 bis zum 31. März 1892, also über die ganze Zeit des hohen Sonnenstandes und insgesamt über hundertfünfundvierzig Beobachtungstage erstreckte, ergab, obwohl es damals viel weniger regnete, als in dem vorhin erwähnten Sommer, fast noch günstigere Resultate. Zwar war die Temperatur an achtzehn Tagen 32° und darüber, fünfmal sogar annähernd 34°, aber dafür sank sie auch in allen Nächten dieser ganzen Periode mit einer Ausnahme auf weniger als 18,8° (dies war das Temperaturminimum der wärmsten Nacht) und im ganzen erreichte und überstieg das Nachtminimum nur neunmal die obere Grenze von 17,5°. Wie man übrigens auch kürzere Beobachtungsreihen, wie z. B. die hier angeführten zu einer Charakterisierung der Temperatur verwenden darf, geht daraus hervor, daß in einer Sommerreihe aus dem Anfang des Jahres 1900 in Windhuk wieder als höchste Temperatur nur 33,7°, also eine von der vorigen sehr wenig abweichende Wärme, gemessen wurde.

Der Winter hat sehr viel niedrigere Tagesmaxima, aber die Sonne vermag doch meist in den Mittagstunden eine sehr angenehme Temperatur zu verbreiten. Fröste sind im Hererolande bei Nacht eine wohl überall vorkommende winterliche Erscheinung, doch sind sie in dem ganzen Gebiet weder so häufig, noch erstrecken sie sich über eine ganz so lange Zeit wie im Namalande. Da hinsichtlich dieser Erscheinung auch die Beobachtungen anderer Stationen herangezogen werden können, so mag hier für Otjisewa die Zahl der Nachtfröste angegeben werden, die dort in einem 1550 m hohen Talkessel beobachtet wurden. Es waren deren im Juni acht und im Juli drei. Immerhin aber ist wohl kaum irgend eine größere Landschaft im Hererolande vorhanden, wo man nicht wenigstens ab und zu in jedem Jahre einmal auf Frost rechnen könnte, und in den meisten Gegenden sind bitterkalte Nächte mit einem Minimum von mehreren Graden unter Null durchaus keine Seltenheit. Selbst in dem doch nur etwa 1200 m hoch im mittleren Hererolande gelegenen Omaruru kamen in einem Jahre vom 1. Juni bis zum Augustende sechzehn Frostnächte vor und es wurde einmal sogar ein Minimum von — 9° beobachtet. Besonders wichtig für den Gartenbesitzer — und deren wird es dereinst hier sehr viele geben — ist aber die Zeit, in der in vielen Gegenden auch hier noch beträchtliche Kälte einzutreten vermag. So dehnte in dem eben genannten Ort sich die Zeit der Nachtfröste im Jahre 1885 vom 16. Mai bis zum 6. September aus, und an beiden Grenztagen fiel das Thermometer noch tiefer als auf — 1°. Ja, selbst mit nächtlichen Kälterückfällen muß der Gärtner hier bis weit in das Halbjahr des höchsten Sonnenstandes hinein rechnen, die zwar keine Fröste bringen, aber durch die plötzliche Verminderung der Wärme die Kulturgewächse doch empfindlich zu schädigen vermögen.

Wie man sieht, afrikanisch im Sinne der in unserem Volke verbreiteten Vorstellungen ist das Klima des Hererolandes wenigstens im Hinblick auf die Temperatur nicht zu nennen. Echt afrikanisch ist allerdings die sengende Wirkung der unmittelbaren Sonnenstrahlung, deren Kraft hier noch durch die geringe Dichte der Hochlandluft beträchtlich verstärkt wird, und deren Wirkungen sich oft genug nicht allein an den ihr ausgesetzten Stellen der Haut

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erkennen lassen, sondern die auch an dem Verhalten mancher ihr schutzlos gegenüberstehenden zarten Kulturpflanzen beobachtet werden können.

Alles in allem aber ist die Temperatur weder in ihrer Höhe noch in ihrem jahreszeitlichen Gange ein Hindernis für eine europäische Besiedlung in diesem Lande. Zu den günstigen Eigenschaften des Klimas gehört ferner die schon früher erwähnte Trockenheit der Luft. Wie groß ihre abkühlende Wirkung infolge der durch sie verursachten lebhaften Verdunstung ist, kann daraus entnommen werden, daß man imstande ist, in einem Wassersack*) die Temperatur der Flüssigkeit auf 15° unter die Lufttemperatur zu bringen, eine Wärmeabnahme, die man selbst bei einer mäßigen Anwendung von Eis kaum besser zu erzielen vermöchte. Auch das Fehlen stärkerer Bewölkung und namentlich der in Mitteleuropa so außerordentlich häufigen trüben Tage werden die meisten Menschen als eine Annehmlichkeit empfinden. Echt afrikanisch dagegen ist leider die zeitliche Verteilung der Niederschläge auch im Hererolande, und ihre Menge entspricht selbst in diesem dem Süden gegenüber immer noch sehr begünstigten Gebiet nicht dem für einen kräftigeren Pflanzenwuchs nötigen Wasserertrage.

Die Regenzeit entspricht in diesem ausgedehnten Gebiete nicht mehr völlig der in den nördlichsten Landschaften der Kolonie herrschenden. Mit einiger Sicherheit kann man in mittleren Jahren nur in der Zeit vom Januar bis März auf stärkere Niederschläge rechnen. Doch sind im Innern des Hererolandes diejenigen Jahre immerhin selten, in denen nicht bereits in der Zeit vom Oktober bis Ende Dezember einige kürzere oder längere Regenperioden eintreten. Im Westen des Hochlandes sind die Regen aber nicht allein weit weniger ergiebig, sondern sie treten dort auch viel unregelmäßiger und seltener ein, und man kann, wenn man das Land richtig charakterisieren will, vom ganzen Hererolande sagen, daß die Regenmenge in der Richtung von Südwesten nach Nordosten zunimmt, soweit nicht sehr bedeutende Erhebung des Landes wie im Süden desselben besondere Verhältnisse bedingt.

Unrichtig ist jedoch die Behauptung, der man in manchen Berichten begegnet, daß es im Innern von Südwestafrika Jahre gebe, in denen überhaupt kein Regen fällt. Gewiß sind die Schwankungen in der Menge der gefallenen Niederschläge so beträchtliche, daß es sowohl außerordentlich nasse Zeiten gibt, denen auf der anderen Seite solche mit wenigen, vereinzelten Regentagen gegenüberstehen. Leider sind uns die Gesetze, nach denen diese Schwankungen etwa eintreten, ebensowenig bekannt wie die Häufigkeit besonders trockener Jahre in längeren Zeiträumen. Und doch wäre es im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung unseres Schutzgebietes so außerordentlich wichtig, wenn wir uns in der Lage befänden, über diese Fragen uns ein Urteil zu bilden. Hängt doch die Erneuerung des Weidefeldes ganz allein von dem Genügen der Regenmenge ab, und ist es doch die Häufigkeit der vollständigen Erneuerung der Gras- und Futterflächen in einer bestimmten Anzahl von Jahren, von der wiederum die Möglichkeit der Besetzung einer Farm mit einer bestimmten Kopfzahl von Rindern oder Schafen unmittelbar bestimmt wird. So zeigt uns diese eine Tatsache deutlicher als alle theoretischen Ausführungen, wie

*) Um die Verdunstungskälte auszunutzen, bewahrt man in Südwestafrika das Trinkwasser nicht in Flaschen, sondern in leinenen Säcken auf, deren Poren sich nach mehrtätigem Gebrauch so weit schließen, daß nur noch das verdunstende Wasser durch sie hindurchtritt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

außerordentlich notwendig eine unter sachverständiger Leitung stehende Erforschung des Schutzgebietes nach der klimatischen Seite hin ist.

Die mittleren Regenmengen, die im Hererolande zur Erde gelangen, können wir immerhin schon schätzungsweise beurteilen. In den westlichen Gegenden findet ein sehr allmählicher Übergang zu den regenreichen Gebieten statt, und selbst in einer Küstenentfernung wie derjenigen, in der wir den Ort Tsaobis oder Wilhelmsfeste antreffen, ist dieselbe jedenfalls niedriger als 20 cm. Erst jenseits Otjimbingwe beginnt in dieser Breite eine Niederschlagsmenge von 30 cm und darüber vorherrschend zu werden, die wir im nördlichen Gebiet bereits bei Omaruru überschritten sehen. Auch die hohen Landschaften im Süden sind keineswegs so reich an Regen, wie man vielleicht vermuten könnte; Windhuk, dessen Verhältnisse uns in klimatischer Hinsicht am besten bekannt sind, hat eine Regenmenge, die sich auf noch nicht ganz 40 cm beläuft. Diese Menge wird außer in den höchsten Teilen des Landes wohl nur im äußersten Norden und Nordosten erheblicher überschritten.

Der Leser mag aus den angeführten Zahlen entnehmen, daß Landbau ohne künstliche Bewässerung in diesem Lande, abgesehen von seltenen Ausnahmefällen, zu den Unmöglichkeiten gehört. Ist doch im mittleren Norddeutschland mit seiner sehr viel niedrigeren Durchschnittswärme der Regenfall auf etwa 60 cm anzusetzen. Daß aber für die Füllung der Wasseradern und für die Verwertung derselben dieser Teil unserer Kolonie keineswegs so ungünstig beschaffen ist, wie man aus der Nebeneinanderstellung der bloßen Mittelhöhen des Regens schließen könnte, mag die folgende kleine Zusammenstellung beweisen. Sie enthält die Zahlen für die Hauptregenvierteljahre in einigen Orten des Schutzgebietes auf der einen, in einigen solchen des Kaplandes auf der anderen Seite und dürfte besonders für technische Kreise von Wert sein. Alle einander gegenüber gestellten Orte besitzen die gleiche jährliche Regenmenge, so daß der große Vorzug, der den Orten unseres Gebiets in der jahreszeitlichen Verteilung zugesprochen werden muß, aus dieser kleinen Tabelle zur Genüge hervorgeht. Es fallen

Prozente der Jahresmenge in den drei aufeinanderfolgenden Hauptregenmonaten

im Schutzgebiet:		im Kaplande:	
Tsaobis	84,2	Willowmore	39,2
Rehoboth	67,9	Roodeberg	50,3
Omaruru	63,7	Cradock	49,7
Olukonda	66,9	Ft. Beaufort	39,0

Im allgemeinen fallen die Regen auch im Hererolande unter Gewittererscheinungen und meistens am Nachmittage, gewöhnlich sogar in den ersten Nachmittagstunden. Dabei sind die Güsse gewöhnlich von kurzer Dauer und oft von einer echt tropischen Heftigkeit.

Auch das Gewölk im Hererolande läßt uns erkennen, daß wir uns in einem Steppenlande befinden. Klarheit der Luft und reine, tiefe Bläue ist die hervorragende Eigenschaft des über dieser Landschaft ruhenden Himmelsgewölbes, und jene graue, schwere und viele Menschen schwermütig stimmende Wolkendecke, die bei uns in Deutschland oft wochenlang über uns ruht, ist nur ganz ausnahmsweise auf kurze Zeit zu beobachten. Vielfach und namentlich im Westen kommen lange Zeiten, ja bisweilen ganze Monate vor, in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen auch der aufmerksame Beobachter nicht das kleinste Wölkchen am Himmel zu entdecken vermag. Ja, man kann sagen, daß die ewige Reinheit des Firmaments und das gleichmäßige, viele Monate lang sich ähnelnde Himmelsblau auf einzelne Gemüter eine ähnliche niederdrückende Wirkung ausüben wie jene langdauernden Trübungen des Firmaments bei uns. Jedenfalls kann jeder an sich selbst die Erfahrung machen, daß die ersten Haufenwolken, die sich im Norden oder Osten im letzten Drittel des Jahres zusammenballen, einen aufatmen lassen, meist zwar in der Hoffnung auf die erlösenden Regenfluten, bis zu einem gewissen Grade aber auch wegen des Wechsels, der uns selbst in den großen Zügen der Landschaft und des Naturlebens erfreut und erfrischt.

Die Trockenheit der Luft, die wir bereits in der Einleitung in einigen ihrer Wirkungen kennen lernten, ist im Hererohochlande zu allen Jahreszeiten groß. Ihre Hauptwerte erreicht sie, wenn der wirkliche Dampfgehalt der Luft seine größte Abweichung von derjenigen Menge erlangt, die sie bei der betreffenden Temperatur zu fassen vermag, und da diese letztere mit steigender Wärme wächst, so sind es die heißen Monate kurz vor Beginn der Regenzeit, und in diesen wieder die heißen Tagesstunden, in denen die Luftfeuchtigkeit ihre niedrigsten Grade erreicht. Bisweilen kann man einen so geringen Dampfgehalt der Atmosphäre feststellen wie in der großen Wüstenzone Nordafrikas, und es ist nötig, mit dieser Eigentümlichkeit auch im häuslichen Leben zu rechnen. Sind der früher gestreiften gesundheitlich günstigen Wirkungen dieses Zustandes mancherlei, so hat er auf der anderen Seite auch mannigfache Unannehmlichkeiten zur Folge. Zwar, der furchtbare Rost, der Feind aller Haushaltungen in der Nähe des nebligen Küstenmeeres, ist hier unbekannt; dafür werfen sich viele aus Holz gearbeitete Gegenstände, werden spröde und rissig. Die nicht im Lande hergestellten Ochsenwagen bedürfen in der ersten Zeit fast alle eingehender Reparaturen, besonders der Räder. Ja sogar der Körper hat nicht n u r Vorteile von der Dampfarmut der Luft. Das heftige Abblättern der Haut auf der Reise ist wenigstens zum Teil, das häufige Aufspringen der Lippen und das Brüchigwerden der Nägel gänzlich aus der hier geschilderten Beschaffenheit der Atmosphäre zu erklären. Besonders aber empfindet man die Wasserentziehung, welche sie zur Folge hat, an dem bei Bewegung im Freien oft sehr gesteigerten Durstgefühl und an gewissen Wirkungen auf die Nieren, die zwar noch nicht in streng wissenschaftlicher Weise untersucht worden sind, die aber jedenfalls vielleicht einmal von Bedeutung für die Behandlung gewisser Krankheiten zu werden vermögen.

Da von den Charaktergewächsen des Innern bereits in dem allgemeinen Abschnitt die Rede gewesen ist, so erübrigt nur noch die Anführung einiger Einzelheiten über die geographische Verbreitung des Massenauftretens bestimmter Pflanzen.

In den westlichen Strichen überwiegt natürlich allgemein das dünne Grasland, untermischt mit wenigen größeren Gewächsen. Besonders die Akazien und die übrigen Dorngewächse bilden erst in einer Küstenentfernung von etwa 200 km dichte und geschlossene Bestände auch auf den Abhangflächen der Anhöhen und außerhalb der Flußtäler. Charakteristisch sind in diesem Gebiete die parkwaldartigen Baumbestände einzelner Talweitungen an den größeren Wasserläufen, und es gibt einzelne derartige Stellen, an denen einem lichten Hochwalde ähnliche Baumgruppen förmliche Galeriewaldungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vortäuschen. Der Anabaum, jene schönste Akazie, den wir schon in den Küstenoasen des Westens finden, steigt in diesen Tälern bis über 1400 m empor, und die Giraffenakazie entwickelt sich hier, wo sie feuchteren Boden findet, ebenfalls zu stattlichen Bäumen.

Im Innern des Hererolandes finden sich außerordentlich ausgedehnte Buschwälder besonders im Osten, und hier ist namentlich die Omaheke berühmt wegen der riesenhaften Ausdehnung dieser Bestände, vor denen sich der sorglose Reisende sorgfältig zu hüten hat. Hier, wo nicht einmal eine Kuppe oder ein ferner Bergzug dem Wanderer als Landmarke zu dienen vermag, gilt mit Recht jene Regel, die dem arglosen Neuling oft sonderbar klingen will, daß man sich ohne Kenntnis der Gegend und ohne den Besitz einer einigermaßen fortgeschrittenen Fähigkeit im Spurenlesen nicht weiter vom Wagen entfernen solle, als daß man ihn eben noch zu erblicken vermag. Sodann ist zu betonen, daß auch die Grasbedeckung des Bodens in den nordöstlichen und östlichen Teilen des Landes zwar noch durchaus steppenartig entwickelt, aber doch eine so gute ist, daß wir in diesen Landschaften fast überall auf vielgerühmte Weidegegenden treffen.

Dichte Buschbestände finden sich auch im südlichen Hererolande an manchen Stellen, und auch hier zeichnen sich besonders die sanfteren Gehänge der Täler durch ihren Reichtum an Niederholz aus. Eigenartig wirkt bisweilen der blaugrüne Schimmer, der über solchen, von ferne gesehenen Buschwäldern liegt, und der diesem südwestafrikanischen Gehölz etwas unheimlich Düsteres verleiht, das sich sehr stark von den heiteren Farben südeuropäischer oder von dem traulichen Grün unserer heimischen Baumlandschaft unterscheidet. Auf den höchsten Flächen der welligen Hochlandschaften aber im Südhererolande überwiegt dann wieder das freiere Grasland, über das der Blick ungehindert dahinzuschweifen vermag in die fernste Ferne, ein viel angenehmerer und erhebenderer Anblick als das dichte Dorngestrüpp, in dessen Inneres man nur mit großer Vorsicht einzudringen vermag.

Selbstverständlich finden sich beide Formen auch in großem und in kleinem Umfange gemischt, und besonders anziehend darf das savannenähnliche Äußere mancher etwa durch Grundwasser oder besseren Regenfall ausgezeichneten Ebenen genannt werden, auf denen sich von dem wogenden Weidegrase überall die Kuppen hoher Akazien abheben wie riesenhafte, dunkelgrüne Pilze von einer gelblich schimmernden Grundfläche.

An dieser Stelle mag in Erinnerung an die oben erwähnte wichtige Aufgabe der Holzgewächse im Haushalte der Natur in diesen Steppenländern betont werden, daß die Baum- und Buschbestände im Hererolande den Boden ziemlich stark beschatten. Und zwar ist dies auch im Winter der Fall, indem es weniger das Blätterkleid dieser Holzgewächse als vielmehr die dichte Verzweigung der größeren und kleineren Äste und Ästchen ist, die nur einem kleinen Teile der Sonnenstrahlen den Durchgang erlaubt.

Man hat nun wohl in keinem Teile des Schutzgebietes so viel Gelegenheit wie gerade im Hererolande, die Verschiedenheit der Jahreszeiten an den großen Gegensätzen zu erkennen, die auch die Pflanzendecke in den einander entgegengesetzten Niederschlagszeiten durchmachen muß. Wer zur Winterszeit, also während der trockenen Monate, oder gar gegen Ende der regenlosen Zeit das Land zuerst betritt, wird selbst im Innern über die Ausdehnung der von niederer Gras- und Krautvegetation entblößten Stellen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erstaunt sein. Es kommt ferner zu dem Eindruck, den der verödete Boden hervorruft, die Kahlheit der Büsche und Bäume, die ja in diesem Teile des Schutzgebietes, wie wir eben gesehen haben, einen großen Teil des auch landschaftlich wirksamen Bestandes bilden. So erklärt sich, wie der Verfasser aus Erfahrung versichern kann, manches im ersten Entsetzen über ein solches Land abgegebene Urteil, das, nach Europa gelangt, seine unheilvolle Wirkung auf die allzu Vorsichtigen äußerte. Demgegenüber darf man aber nicht vergessen, daß auch unsere mitteleuropäische Landschaft demjenigen, der sie, ohne eine Ahnung von ihrem Aussehen im Sommer zu haben, lediglich beschneit oder in der starren Ruhe des Winters sehen und nach diesem ersten Eindruck ein Urteil äußern würde, der Gedanke kommen würde, er befinde sich in einem völlig nutzlosen und wüsten Lande.

Im Frühling beginnt sich auch in Südwestafrika das Leben der Pflanzenwelt zu regen, und selbst wenn noch nicht stärkere Niederschläge den Boden befeuchtet haben, ist es die überall erkennbare Folgeerscheinung des wunderbaren Anpassungsvermögens der Holzgewächse an die Natur ihrer Heimat, daß sie auszuschlagen und zu grünen beginnen, und daß sie sich nach einiger Zeit mit einer Fülle duftender Blüten bedecken. Das Gras freilich und die niedere und kurzlebige Pflanzenwelt überhaupt sind in viel höherem Grade von der Eintrittszeit und der Ergiebigkeit der Regen abhängig, und wehe den Herdenbesitzern, die ein oder mehrere Trockenjahre durchmachen müssen, ohne ein für diese mageren Zeiten geschontes Weidefeld ihr eigen zu nennen.

Da auf die Kulturgewächse bereits in dem allgemeinen Kapitel eingegangen wurde, wenden wir uns nunmehr der Tierwelt zu, die natürlich im Hererolande scharfe Gegensätze in der heutigen Verbreitung mancher großen Säuger aufweist.

Reich an Großwild aller Art ist nur noch der Nordwesten des Landes, das unter dem Namen des Kaokofeldes bekannte Gebiet. Einzelne Gattungen wie die Giraffe kamen vor wenigen Jahren noch in den Ebenen des fernen Ostens vor, sind aber dort ebenfalls heute verschwunden. Der Löwe ist im Hererolande in seinem Vorkommen auf entlegene Gebiete beschränkt, und mit ihm haben sich auch eine Anzahl von anderen Tieren in die menschenleeren Steppen an den Grenzen des Landes zurückgezogen. Zu diesen gehört der stattlichste aller dem Antilopengeschlechte angehöriger Hornträger, das Elen oder Eland, während auf den Höhen des südlichen Damaralandes und im Norden das Kudu und in einzelnen Gegenden das Hartebeest oder die Kaamaantilope zu finden ist. Ebenso kommt unter den Antilopen die Oryxantilope, im Schutzgebiet „Gemsbock" genannt, und der zierliche Springbock vor.

Da es unmöglich ist, an dieser Stelle eine eingehende Darstellung der Verbreitung der einzelnen Wildarten zu geben, so möge nur eines betont werden, nämlich die Bedeutung eines allgemeinen und streng durchzuführenden Schutzes des nutzbaren Wildes, dessen Möglichkeit sich leicht an Beispielen aus dem letztvergangenen Jahrzehnt beweisen läßt. Im übrigen verweisen wir auf die in dem allgemeinen Kapitel gemachten Angaben, da die übrigen der dort angeführten Tiergattungen weniger auf einzelne Landschaften beschränkt sind.

Die Bevölkerung des Hererolandes erweckt unser Interesse in einem viel höheren Grade als diejenige des Ambolandes. Haben wir es doch hier nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allein mit einem Stamme zu tun, der in seiner Herkunft und in seiner Lebensweise eine eigenartige Stellung unter den Völkern des Schutzgebietes einnimmt, sondern der auch, und das ist sehr wichtig, durch seine Kopfzahl und durch die Lage seiner Wohnsitze in unmittelbare und enge Beziehungen zu der weißen Bevölkerung von Südwestafrika trat.

Woher die Owaherero, wie sie selbst sich nennen, eigentlich gekommen sind, wissen wir mit Bestimmtheit nicht anzugeben. Indessen verweisen sie ihr Körperbau und gewisse Sitten und Anschauungen zu derjenigen Gruppe der Bantuneger, die man im engeren Sinne unter dem Sammelnamen der Kaffernvölker zusammenfaßt. Geschichtliche, uns von einzelnen Reisenden übermittelte Überlieferungen aus anderen Gegenden Südafrikas und eine vorsichtige Beurteilung historischer Tatsachen aus dem früheren Leben unserer Kolonie selbst lassen indessen den Schluß zu, daß ihre Anwesenheit jedenfalls noch nicht sehr weit zurückliegen kann. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts scheinen sie aber bereits mit der gelben Rasse um den Besitz der heute von ihnen bewohnten Landschaften blutig gestritten zu haben. Ein stetes, wechselvolles Ringen mit diesem merkwürdigsten aller südafrikanischen Völker ist denn auch das Hauptmoment in der Geschichte der Hereros in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts gewesen, und man kann sagen, daß es erst das kräftigere Einsetzen der deutschen Macht war, das diesem für die farbigen Völker der Kolonie höchst verderblichen Zustande endgültig ein Ende gemacht hat.

Jagdbeute der Soldaten.

Körperlich gehören die Owaherero unbedingt zu den Kaffern. Jedem, der einige Zeit unter ihnen lebte, und der gleichzeitig die Kaffernstämme des südöstlichen Afrika kennt, wird die außerordentliche Ähnlichkeit in den Gesichtszügen und im Bau auffallen, die es beispielsweise sehr schwer erscheinen lassen würde, wollte man einen Herero von einem Sulu unterscheiden. Die meisten dieser Leute zeichnen sich durch eine über den europäischen Durchschnitt hinausgehende Körpergröße aus, und man sieht selten kleine Gestalten unter ihnen oder solche, welche nicht den Eindruck eines wohlgebauten Menschen hervorriefen. In der Farbe unterscheiden sie sich gleichfalls von den Abantu des tropischen Afrika, denn das Schwarzbraun, das auch unter den Owaherero als die häufigste Hautfärbung beobachtet wird, weicht in vielen Fällen einem sehr hellen Braun. Auffallend ist ferner die auch von den Kaffern Südostafrikas bekannte Tatsache, daß die Gesichtsbildung und besonders die Nase

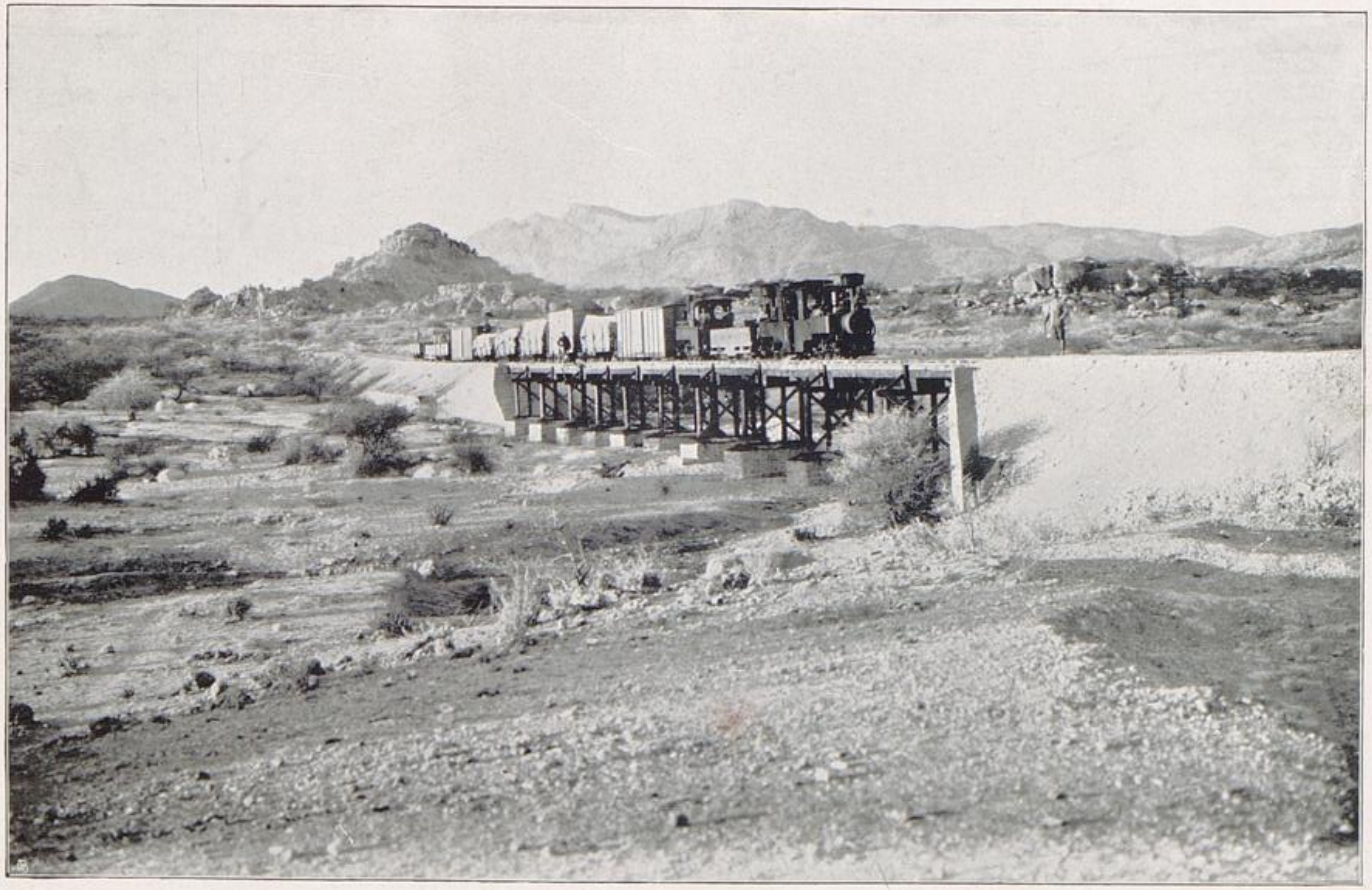
sehr oft stark an südeuropäische und auch an semitische Formen erinnert, eine Eigentümlichkeit, die bisweilen so weit geht, daß man versucht sein könnte, einen solchen Menschen, obwohl jeder Gedanke an eine Blutmischung neueren Datums ausgeschlossen ist, für einen Mulatten zu halten. Die Muskulatur ist im allgemeinen kräftig und gut entwickelt, und an unmittelbarer Körperkraft übertreffen die Angehörigen dieses Volkes alle diejenigen der übrigen in Südwestafrika ansässigen Rassen.

Übrigens sind wohl auch diese Leute nicht als eine Einheit im strengsten Sinne des Wortes anzusehen. Wenigstens wird von manchen angenommen, daß in einigen Gegenden eine Mischung mit dem tiefschwarzen Volke der Bergdamara stattgefunden habe, und in der Tat kann man z. B. an den Owaherero von Otjikango eine gleichmäßig dunklere Färbung und ein etwas selteneres Vorkommen der eben erwähnten fremderen Gesichtszüge feststellen als an den im Nordosten wohnenden Stämmen.

Der auf manchen Karten sich noch findende Name „Owatjimba" bezieht sich nicht auf einen selbständigen Hererostamm. Vielmehr verstand man unter dieser Bezeichnung eine wirtschaftlich zurückgekommene Bevölkerungsklasse, die im übrigen völlig dem Hauptvolke gleicht. Eher schon könnte die Bezeichnung eines selbständigen Stammes den ehedem nordöstlich von Windhuk lebenden Owambandjeru zugebilligt werden, doch auch diese stehen den eigentlichen Owaherero äußerlich so nahe, daß man sie unter allen Umständen ihnen zurechnen muß.

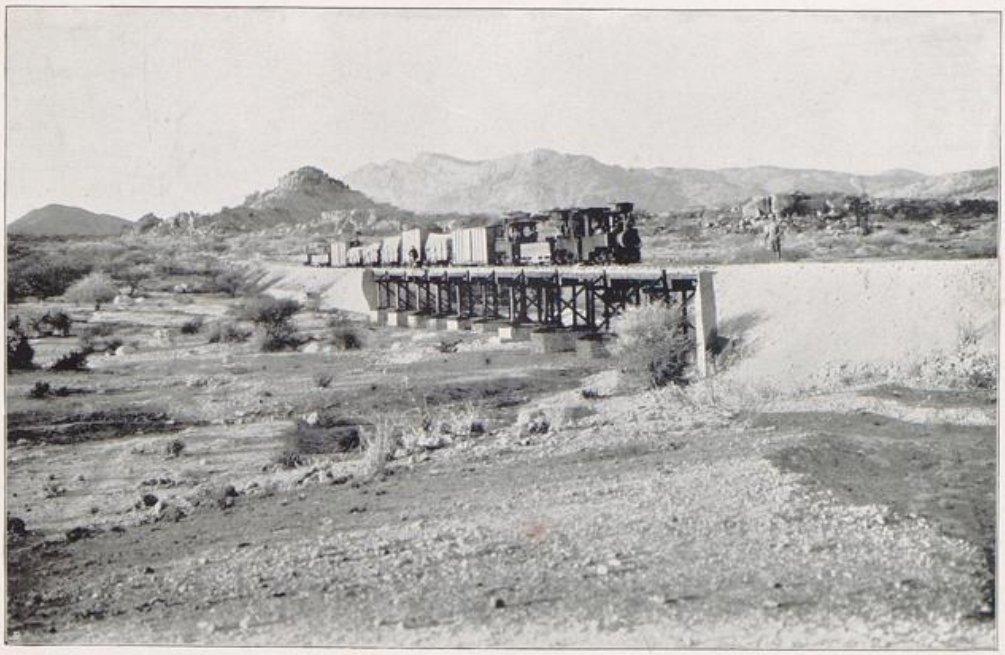
Die äußere Erscheinung der Herero hatte schon vor dem großen Aufstand durch den immer mehr sich ausbreitenden Einfluß des Europäertums und nicht zum wenigsten durch den Einfluß der Missionare namentlich im südlichen Teile ihres Stammlandes gegen früher eine starke Veränderung erlitten. War doch die alte Tracht als allgemeine Volkskleidung schon vor bald zwanzig Jahren nur noch im Norden und Osten zu finden. Obwohl dem Herero die meist aus Kordstoff bestehende Kleidung der südafrikanischen Landbevölkerung und der hier allgemein benutzte breitrandige Filzhut keineswegs schlecht zu Gesichte steht, und obschon man von den sich europäisch tragenden Angehörigen dieses Volkes niemals jenen über die Maßen lächerlichen Eindruck empfängt, wie von so manchem der westafrikanischen Küstenneger, ist der Fortfall der ursprünglichen Tracht vom rein malerischen Standpunkt aus doch beinahe zu bedauern. Ein Feldherero in seinem aus Riemen bestehenden Schurz, der ebensowenig wie die wenigen Schmuckgegenstände die ebenmäßig gebauten, wie Bronze erscheinenden Glieder zu verhüllen vermochte, war mit seiner alten Bewaffnung, unter deren einzelnen Stücken fast niemals der Kirri, die furchtbare Wurfkeule der südafrikanischen Kaffern, fehlte, in der Tat eine sehr viel anziehendere Erscheinung als der in moderner Kleidung einherwandelnde Schwarze, dessen an und für sich schon anmaßendes Auftreten noch gesteigert wurde, wenn er wie leider sehr viele seiner Landsleute sich an Stelle seiner ehemaligen Waffen im Besitze eines Feuerrohres befand. Noch eigenartiger als die ursprüngliche Männertracht war diejenige der Frauen, die schon von weitem durch die drei Spitzen der ledernen, helmartig gestalteten Haube auffällt, von der ein weichgegerbtes Leder über den Rücken herabfällt. Während bei dieser alten Tracht der Rock durch Lederschurzfelle bei den Frauen ersetzt wurde, blieb genug vom Körper frei, um die schweren, aus eisernen Perlen gefertigten Ringe sichtbar werden zu lassen, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Brücke über einen Regenfluß im südlichen Hererolande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Brücke über einen Regenfluß im südlichen Hererolande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Gang einer so geschmückten Dame zu einem etwas schwerfälligen machten.

Im wirtschaftlichen Interesse des Schutzgebietes konnte man schon damals diese Europäisierung der Kleidung übrigens nur gutheißen. Denn seit es dem Herero nicht mehr möglich war, Schnaps und Munition ohne weiteres und in beliebiger Menge zu kaufen, sind es vorwiegend die unmittelbar zur Kleidung gehörigen Dinge gewesen, für welche diese an sich zum Geiz neigenden Kaffern immer noch am ehesten sich ihres wertvollsten Besitzes, ihrer Ochsen, entäußerten. So hat auch die Mission, welche die Verbreitung europäischer Kleidung überall förderte, ohne materielle Gründe dabei im Auge zu haben, in diesem Falle sich unbedingt ein sehr großes Verdienst um die Förderung von Handel und Verkehr im Schutzgebiet erworben.

Völlig verändert sind nun natürlich die Lebensbedingungen, unter denen diejenigen Herero, die nach der Beendigung des großen südwestafrikanischen Eingeborenenaufstandes im Lande verblieben sind, heute unter der strengen Aufsicht der Weißen leben, gegen früher, als sie sich noch als Herren über ungeheure Flächen guten Weidelandes und über ungezählte Rinder ansehen durften. Indessen ist es nicht ohne Interesse, die Art kennen zu lernen, in der diese Leute, die geborenen Hirten der Steppe, in jener erst nur wenige Jahre zurückliegenden Zeit lebten, da auf dem Verkehr mit ihnen ein nicht geringer Teil des wirtschaftlichen Lebens unserer Kolonie in ihren ersten Entwicklungsjahren begründet war.

Im Innern und im Norden des Landes war noch vor anderthalb Jahrzehnten die alte Werftanlage die einzige Art der Siedlung, aber im Süden waren bereits damals verschiedene Orte in einer so starken Umwandlung begriffen, daß nur noch wenig in ihrem Äußern an ursprüngliche Eingeborenenniederlassungen erinnerte. Auch die alte Hüttenform hatte dort bei allen wohlhabenderen Herero der europäischen Hausform Platz gemacht.

In seiner Lebenshaltung war der Herero ebensosehr nach der einen Seite hin ein Vertreter der in der Natur begründeten Nutzbarmachung des Landes, wie der Hottentott nach der anderen. Zum Hirtenleben neigend, mit einer geradezu leidenschaftlichen Anhänglichkeit an die Herde begabt, waren diese Kaffern die einzigen Eingeborenen, die einen selbst für europäische Begriffe großen Besitz erworben hatten und ihn auch festzuhalten verstanden. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß der Herero für seine Rinder lebte und starb, und es ist wohl kaum ein Schlag von diesem Volke so schwer empfunden worden wie die vor fünfzehn Jahren in ihrem Gebiet wütende Rinderpest. Für seine Rinder brachte es der als faul verrufene Kaffer auch fertig zu arbeiten, und zwar hart und angestrengt zu arbeiten, und wer diese Leute an ihren Pützen oder bei der Tränkung der Tiere in Tätigkeit gesehen hat oder wer es erlebt hat, mit welcher Zähigkeit und unter welchen Entbehrungen sie etwa entlaufenen Ochsen auf der Spur tage-, ja selbst wochenlang folgten, der wird das eben gebrauchte Beiwort jedenfalls nur mit einer gewissen Einschränkung gelten lassen. Vom rein wirtschaftlichen Standpunkte aus beurteilt ist diese fast zärtliche Liebe zu den Rindern, wie sie allen Owaherero eigen ist, allerdings ein großer Nachteil für das Schutzgebiet gewesen. Gute und wertvolle Ochsen gaben sie ehedem nur höchst ungern her, und eine größere Herde in kurzer Zeit zusammenzubringen war ein Kunststück, an dem manch gewiegter Händler seine Gewandtheit zu erproben vermochte. So waren die zuzeiten

ungeheuren Bestände an Rindvieh tatsächlich ein Wert, der niemals in vollem Maße nutzbringend gewesen ist. Ja, man kann sagen, daß er zeitweise sogar der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens hinderlich war, denn er konnte als die Ursache dafür gelten, daß sich nur sehr wenige Herero entschlossen, als Arbeiter in die Dienste von Europäern zu treten. Auch von diesem Gesichtspunkte aus kann man die völlige Ausschaltung dieses Volkes aus dem selbständigen Wirtschaftsleben, wie sie die nächste und natürlichste Folge der Unterwerfung nach den blutigen Kämpfen einer jüngst vergangenen Zeit sein mußte, nur als einen Segen und als die Grundbedingung wahren Fortschritts bezeichnen.

Der Einfluß des Hirtenlebens in sehr ausgedehnten Steppengebieten auf das politische Leben des Hererovolkes war ebenfalls unverkennbar. Wohl niemals seit ihrer Anwesenheit in den jetzt von ihnen bewohnten Gebieten haben sie ein so einheitliches, straffes Regiment über sich gekannt, wie beispielsweise das Suluvolk im Osten Südafrikas. Zeitweise nur haben sie überhaupt einen einzigen Oberhäuptling anerkannt, und kaum war der alte Kamaherero, unter dem dies zuletzt der Fall war, gestorben, da begann sofort wieder der ehemalige Zustand Platz zu greifen, bei dem eigentlich jeder größere Häuptling sich völlig selbständig fühlte. Ja, auch innerhalb der einzelnen Landschaften besaßen die sogenannten Großmänner oft einen Einfluß, den der Häuptling wohl berücksichtigen mußte. Kurz, man kann das Regierungssystem der Owaherero im schärfsten Gegensatz zu dem unter den Owambo herrschenden als ein aristokratisches bezeichnen, und dieser Mangel einer einheitlichen Oberleitung erleichterte zu gewissen Zeiten den Gegnern des Volkes kriegerische Unternehmungen gegen seine Grenzen. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man in dieser Lebenshaltung der Herero aber auch eine der wesentlichen Ursachen für ihren im ganzen ziemlich unkriegerischen Charakter sieht. Doch durfte aus der nicht gerade besonders hervorragenden Entwicklung soldatischer Eigenschaften die Gefahr, die in der Anwesenheit einer so zahlreichen schwarzen Bevölkerung in der Nähe der europäischen Siedlungen liegt, niemals unterschätzt werden, wie dies leider vor dem Aufstande der Fall war. Der unauslöschliche Haß gegen den Weißen, der in ihren Herzen lebte, und der zu den entsetzlichen Ereignissen im Beginn des Jahres 1904 führte, zeigte, daß die Leidenschaftlichkeit des Gegners die ihm mangelnde soldatische Gesinnung vollauf zu ersetzen imstande war.

Vermag der Europäer diesen Haß bei den Kaffern immerhin zu verstehen, so steht er dagegen einem anderen, der furchtbaren Grausamkeit und der Lust an Quälereien, die ihm besonders dem gefangenen Feinde gegenüber eigen ist, ohne Verständnis gegenüber. Im Kriege ward der Herero, wo er die Oberhand gewann, zum wilden Tier, und schon die Scheußlichkeiten, welche an Wehrlosen und selbst Frauen noch vor weniger als zwei Jahrzehnten verübt worden sind, erinnern an die blutigsten Ereignisse aus der Geschichte der Kämpfe der Europäer mit den Kaffern Südostafrikas. Nicht minder aber die zahlreichen Vorkommnisse aus dem erwähnten Jahre 1904, die den negerlieben Philistern in Deutschland in schrecklicher Weise die Augen über den wahren Charakter ihrer Schützlinge geöffnet haben.

Daneben war es vor allem der schon erwähnte Geiz, der zusammen mit einigen anderen, hier nicht näher zu erörternden Eigenschaften das Charakterbild des Herero nicht gerade zu einem besonders anziehenden macht. Nichts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

destoweniger schlummert eine für das ganze Land wie auch für das Volk selbst zu verwertende Kraft in seinen immer noch beträchtlichen Massen, und es ist die Aufgabe einer verständigen Regierung, die allmähliche Erziehung der Owaherero zur Lohnarbeit ins Werk zu setzen und zu vollenden. Ein richtiges Vorgehen der Verwaltung in dieser Hinsicht ist durch die Unterwerfung des Volkes ungemein erleichtert, um so mehr, als auch die Mission nach dieser Richtung, in der bisher wohl zu wenig von ihr geschehen ist, ihr in die Hand arbeiten kann. Denn die inneren Anschauungen der Kaffern ändern sich nicht allein durch die oft sehr äußerliche Aneignung des Christentums; sie ändern sich auch nicht in einer Generation. Wohl aber werden sie durch die Erkenntnis in ihrer Weiterentwicklung stark beeinflußt werden, daß die Arbeit im Dienste des weißen Mannes noch leichter zu einem gewissen Wohlstand führt, als das frühere halb nomadenhafte Leben unter den Herden der Steppe, deren Hauptmenge sich doch nur im Besitze eines verhältnismäßig kleinen Teiles des ganzen Volkes befand.

Eingeborene Sträflinge.

Neben und zum Teil unter den Herero lebte in diesen Hochländern nun noch ein zweites schwarzes Volk, das aber zu dem eben geschilderten Kaffernstamme in keinen verwandtschaftlichen Beziehungen steht. Dies sind die sogenannten Bergdamara oder, wie sie sich selbst nennen, Haukoin. Ihre Wohnsitze liegen hauptsächlich in den einsamen Hochgebieten im Westen des mittleren und südlichen Hererolandes, indessen eine große Anzahl von ihnen lebte auch als eine Art dienende Klasse unter den Owaherero und den Bewohnern des nördlichen Namalandes und neuerdings unter den Weißen des Schutzgebiets.

Körperlich stehen die Bergdamara dem bekannten Typus des westafrikanischen Negers sehr viel näher als die Kaffern. Intelligente Gesichtszüge sind unter ihnen sehr häufig, und die ganze Anlage der Muskulatur deutet auf eine ziemlich große Kraft. Ihre Farbe ist durchgehends ein tiefes, bisweilen fast ins Bläuliche spielendes Schwarz, und im allgemeinen ist ihnen allen ein sehr einheitliches Äußere eigen, so daß man schon nach kürzerem Aufenthalt im Lande ohne Mühe einen Bergdamara von einem Herero wird unterscheiden können. Von diesem Volke könnte man noch am ehesten die Bezeichnung einer wilden Bevölkerung gebrauchen, denn der freie Angehörige desselben nährt sich vorwiegend von der Jagd und den verschiedenen eßbaren Früchten der wildwachsenden Pflanzen, während man zugeben muß, daß er sich auf der anderen Seite sehr schnell an eine höhere Lebenshaltung und an eine fleißige und seßhafte Beschäftigung gewöhnt. Diesem Menschenschlage die ihm ethnographisch zukommende Stellung unter den Einwohnern der südafrikanischen Ländermasse anzuweisen, dürfte sehr schwer halten, denn in einer offenbar Jahrhunderte währenden Zeit der hottentottischen Herrschaft über das

von ihnen bewohnte Land haben sie die Namasprache an Stelle der ihnen ursprünglich eignenden angenommen. Daß sie diese aber nicht etwa von Anfang an gesprochen haben können, geht daraus hervor, daß sie sehr häufig nicht imstande sind, die dem Hottentottischen eigentümlichen Schnalzlaute richtig zu sprechen.

Gutmütigkeit und Arbeitswilligkeit sind zwei Eigenschaften, die den Bergdamara besonders geeignet machen, in dienender Stellung unter der Botmäßigkeit der Weißen zu leben. In der Tat hätte es im Beginne der deutschen Herrschaft schwer gehalten, alle damals nötigen Arbeiten durchzuführen, hätte man nicht die Bergdamara gehabt. Übrigens ist es nicht nur die grobe Körperarbeit, zu der dieser Stamm die nötigen Arbeitskräfte zu liefern vermag. Auch als Viehwächter sind sie dem hochmütigen Herero und dem unzuverlässigen Hottentotten durchaus vorzuziehen, und selbst Leistungen, zu denen ein ziemlich hoher Grad von Einsicht und eine nicht geringe Verantwortlichkeit gehören, kann man den besseren Elementen unter ihnen in manchen Fällen zumuten. So haben sich einige Bergdamara nicht nur im Frieden, sondern auch in den schwierigen Zeiten des Witbooikrieges unter sehr verwickelten Verhältnissen als Postträger sehr gut bewährt, und es war höchst anerkennenswert, wie diese Leute damals mit den Briefsäcken unter oft beträchtlichen Schwierigkeiten auf häufig recht unsicheren Wegen den beinahe 400 km langen Weg von Windhuk nach der Küste und wieder zurück gemacht haben. Jedenfalls kann man ohne Übertreibung sagen, daß die Bergdamara in den der Rinderpest vorausgehenden Jahren den Europäern im Lande wirtschaftlich mehr genützt haben als die Owaherero, und es war durchaus anzuerkennen, daß die Regierung einigen früheren Versuchen, Bergdamara als Arbeiter nach der Kapkolonie auszuführen, im Interesse unserer Kolonie energisch entgegengetreten ist.

Neben den bereits erwähnten Stämmen sind hier aber auch die Betschuanen zu nennen, deren zeitweilige Anwesenheit innerhalb der Grenzen unseres Schutzgebiets als ein Beweis dafür gelten kann, daß die Völkerwanderungen, die seit Jahrhunderten in ganz Südafrika sich abspielen, bis in unsere Zeit nicht zum Abschlusse gekommen sind. Wirtschaftliche Gründe, die ihnen ihre eigene, östlich der Kalaharisteppe gelegene Heimat zu enge erscheinen ließen, sind es wohl in erster Linie gewesen, die ab und zu kleine Bestandteile dieses Volkes in den Westen geführt haben.

Körperlich unterscheiden sich die Betschuanen von den Owaherero durch eine etwas anders geartete Gesichtsbildung und durch ihre weit geringere Durchschnittsgröße. Ihre Farbe ist in der Regel ein ziemlich helles Braun, und unter den Frauen und Mädchen sieht man nicht wenige, die sich durch ganz angenehme Züge auszeichnen. Ursprünglich hatten die nach Südwestafrika gezogenen Betschuanen ziemlich viel unter Belästigungen von seiten der Khauasleute, eines räuberischen Hottentottenstammes, zu leiden. Doch waren sie auch selber, wenigstens nach den Erfahrungen, die man später mit ihnen gemacht hat, keineswegs als ein sehr wünschenswerter Bevölkerungszuwachs für unsere Kolonie anzusehen. Immerhin kommt solch zeitweiliges Auftreten fremder Bevölkerungselemente weniger um seiner selbst willen als wegen des Interesses in Betracht, das jene eben erwähnten Wanderungen dem Ethnologen abnötigen.

Wenden wir uns nunmehr zu der letzten der großen Hauptlandschaften, zu dem Namaland. Wir werden es, da es als Siedlungsgebiet zum Herero-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

land in engen Beziehungen steht, nach einigen Richtungen zum Schlusse mit diesem gemeinsam zu betrachten haben, wollen aber vorher einen Blick auf seinen geographischen Charakter und seine farbigen Urbewohner werfen.

IV. Groß-Namaland.

Im Süden der Terrasse, die man von den Abhängen des Auasgebirges ab in der Richtung auf Rehoboth verlaufen sieht, findet eine vollständige Änderung im Aufbau unseres Schutzgebietes statt. Selbst demjenigen, der nur ganz oberflächlich eine Karte betrachtet, welche es in seiner Gesamtheit darstellt, wird sich ohne weiteres der große Unterschied aufdrängen, der sich in der veränderten Form und Ausdehnung der Erhebungen, in der Entwicklung der Täler und in der Lauflänge und der Richtung der meisten Flüsse offenbart. Es bedürfte gar nicht einmal der Verschiedenheit der Bevölkerung, um hier sofort jene große Sonderlandschaft von den übrigen Hauptgebieten der Kolonie zu trennen.

Die Nordlandschaft dieser Hochländer gehört zwar noch ihrem Gebirgsbau und ihrer sonstigen Beschaffenheit nach zu dem südlichen Hererolande. Allein scharfe Trennung von diesem durch die zentralen Massenerhebungen, hydrographische Zugehörigkeit ihrer Flüsse und vor allem ethnographische und historisch-politische Beziehungen mannigfacher Art berechtigen uns vollauf, die südlich auf das Auasgebirge folgenden Hochländer zum Namalande zu rechnen. In diesem Gebiet überwiegt zunächst die wellige Hochebene, streckenweise auch schon die flache, weitgedehnte Talebene. Die aus den weiten Steppen emporsteigenden Höhen erscheinen jedoch noch als Bergketten, die das Land oft um einige hundert Meter überragen. Neben manchen Einzelkuppen erheben sich diese Höhenzüge oft mauerartig aus dem umliegenden Lande, einer Mauer auch hinsichtlich ihrer Schmalheit ähnelnd und nicht selten in geringer Höhe über dem Durchschnitt des flacheren Landes von tiefen, an einzelnen Stellen fast schartenförmigen Pforten durchbrochen, durch die selbst der schwerbeladene Ochsenwagen hindurchzuziehen vermag, ohne eine größere Erhebung überwinden zu müssen. Bis 100 km südlich von den Auasbergen sinkt die Höhe dieses Gebietes, dessen Wasserläufe bereits vorwiegend südlich gerichtet sind, von rund 1700 bis zu etwa 1400 m, unter welchen Zahlen hier natürlich die Meereshöhe der Talebenen zu verstehen ist. Es ist das Gebiet, das, vom südlichen Wendekreis durchschnitten, einmal im Jahre auf kurze Zeit die Sonne aus dem Scheitelpunkte auf sich herniederstrahlen sieht, während die

Ein Bergdamara.

nun folgenden südlichen Landschaften das Tagesgestirn auch im Hochsommer ständig im Norden behalten.

Südlich von dem eben geschilderten Gebiet ändert sich der Charakter des Landes noch mehr. Das ganze Land im Osten nimmt die Gestalt ungeheurer, von den Flüssen in südöstlicher Richtung durchzogener Hochlandschaften an, während die Westhälfte des Landes von riesigen, nordsüdlich streichenden Tafelländern durchzogen wird, zwischen denen in großer Breite die gleichgerichteten Ebenen der dem Oranje zugewandten Flußläufe sich entlang ziehen. Noch unter dem 26. Grad südlicher Breite sind diese Täler 1000 m hoch über dem Meere gelegen. Sie sinken also viel langsamer ab als die westlich gerichteten Flußrinnen des Hererolandes. Ja sogar die nördlich von der tiefeingeschnittenen Talschlucht des Oranjeflusses sich ausbreitenden Plateaus sind noch ziemlich hoch über dem Meere gelegen.

Außer den gewaltigen Hochtafeln, welche die Hauptfurchen begleiten, finden sich Einzelmassive, deren einige eine beträchtliche Ausdehnung besitzen. So jene große Erhebungsmasse im Norden, in deren tiefen Talschluchten die Entscheidungskämpfe zwischen der deutschen Schutztruppe und den Hottentotten Hendrik Witbooi stattfanden, und die unter dem Namen des Naukluftgebiets für alle Zeiten in der deutschen Kolonialgeschichte bekannt bleiben wird. Zu diesen selbständigen Erhebungen gehören ferner sowohl Berggipfel wie der gewaltige Geitsigubib, der 700 m hoch aus den umliegenden Ebenen emporsteigt, als auch kleinere Tafelgebirge, deren bedeutendstes das zu 800 bis 900 m relativer Höhe aufragende Karasgebirge im Südosten des Namalandes ist.

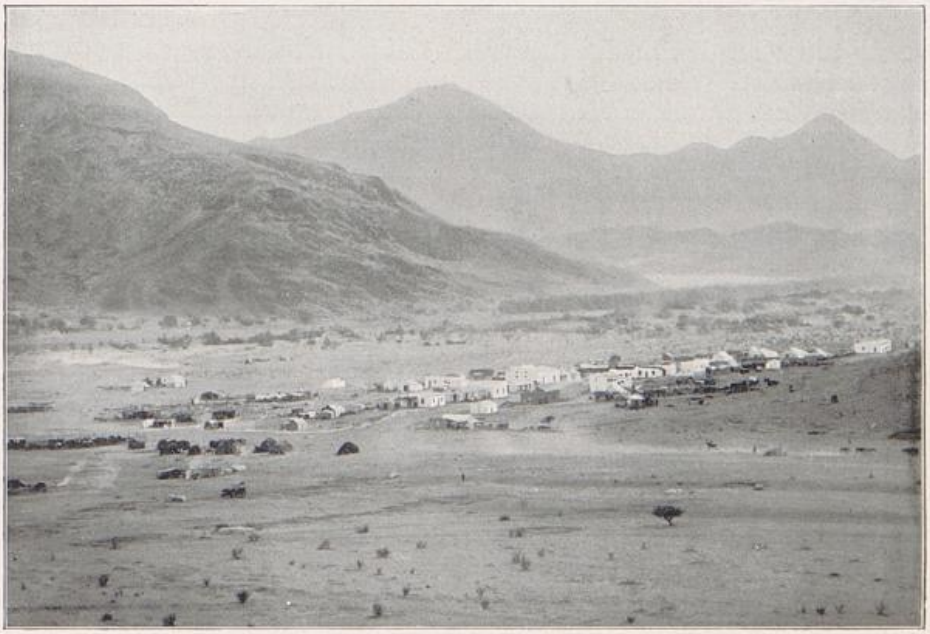
Die Flüsse des Namalandes gehören im Osten zu demselben System, das sich in wenig bekannten Wasserläufen durch den Südwesten der Kalahari hinzieht, und als dessen bekanntester auf deutschem Boden die mit dem Namen Nossob bezeichnete Wasserader gelten darf. Unter den anderen, dem Oranje zufließenden Rinnen ist nur eine von hervorragender Bedeutung. Weit im Norden, im Gebiet des Wendekreises, wo in den Hochländern und Gebirgen noch gewaltige Regenfluten niedergehen, ihre Ursprungsgewässer sammelnd, führt sie diese durch mehr als fünf Breitengrade dem großen, südlichen Grenzstrome unserer Kolonie zu. Von den schönen Steppenweiden des Bastardlandes bis zum Gegenufer der Kapkolonie immer regenärmer werdende Gebiete durchziehend, durchfließt der Große Fischfluß fast das ganze Namaland, und die Quellen seines Ursprunges liegen von seiner Mündung etwa ebenso weit entfernt wie Hamburg von München. Neben ihm kommen die wenigen selbständigen Rinnsale im südöstlichen Teile des Schutzgebietes überhaupt nicht in Betracht, und er ist mit seinen weitverzweigten Nebenflüssen, mit seinen unterirdisch und zeitweise auch oberirdisch nach Süden strömenden Wasserschätzen nicht nur die Lebensader des Namalandes, sondern auch eine der interessantesten hydrographischen Erscheinungen von ganz Südafrika. Die Wassermengen, die durch den Großen Fischfluß nach Süden geführt werden, sind zeitweise so beträchtlich, daß man ihn in seinem Mittellaufe selbst nach dem Ende der eigentlichen Regenzeit mit der Lahn bei Marburg verglichen hat.

Das Charakteristische der Laufrichtung des erwähnten Flußsystems hat für die Verkehrslinien im Namalande zur Folge, daß die Verbindung mit der See hier viel weniger günstig ist als im Hererolande. Fehlen doch hier jene nach Westen gerichteten Wasserläufe in größeren Tälern, in denen wir ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wissermaßen Oasenzüge und damit von der Natur selber vorgezeichnete Verkehrslinien erblicken könnten. Wohl aber vermögen vielleicht die nach dem Innern der Kalaharisteppe verströmenden Rinnsale eine Bedeutung in der Zukunft zu gewinnen. Denn mehr noch als im Norden ist hier im Süden die Entwicklung der Siedlungen an die Flüsse und die Wasserläufe gebunden.

Quellen gibt es im Namalande natürlich in noch geringerer Zahl als im Norden des Schutzgebiets, und ihre Wasserführung ist hier auch eine noch geringere als dort. Doch gibt es dafür auch hier eine ganze Anzahl von Stellen, an denen kleinere und größere Stauanlagen ein Aufspeichern von Wasservorräten zur Bewässerung und für die Verwendung in der Trockenzeit ge-



Ansicht von Ramansdrift im Süden.

statten, und, wie bereits angedeutet, ist es gerade dieser Teil unserer Kolonie, in dem in dieser Hinsicht schon viel mehr geleistet ist als im Hererolande.

Es mag nun der Blick des Lesers noch auf den großen Grenzfluß unserer Kolonie im Süden, auf den Oranje, gelenkt werden, der in diesem Teile Südafrikas sehr oft einfach als der „Große Fluß" schlechthin bezeichnet wird. Ein enges, oft schluchtartiges Tal durchströmend, wahrt auch dieser Strom, obwohl er das ganze Jahr hindurch Wasser führt, durchaus den Charakter eines Steppenflusses. Während man ihn in der Trockenzeit sich als ein seichtes Gewässer von sehr geringer Tiefe vorzustellen hat, schwillt er während der Regenzeit bisweilen zu einem mächtigen Flusse an, und sein Steigen beträgt oft in wenigen Stunden eine Anzahl von Metern. Doch ist leider die Ausdehnung des kulturfähigen Landes an seinen Ufern nur gering, so daß er niemals die Rolle im wirtschaftlichen Leben des Landes wird zu spielen vermögen, die ihm sonst seiner ständigen und zeitweise beträchtlichen Wasserführung nach zukommen könnte. Er ist außerdem bis zu seiner Mündung

ein Hochlandstrom im vollsten Sinne des Wortes, und so vermag er auch als in das Land hineinführende Verkehrsader niemals eine erhöhte Bedeutung zu gewinnen. Ja man kann sagen, daß seinem tief in das auf beiden Seiten aufsteigende Gebiet eingeschnittenen Tale eher eine trennende als eine verbindende Wirkung zukommt, und daß er somit in jeder Beziehung eine Grenze zwischen dem deutschen Schutzgebiete und dem weiten Nordwesten des britischen Kaplandes bildet.

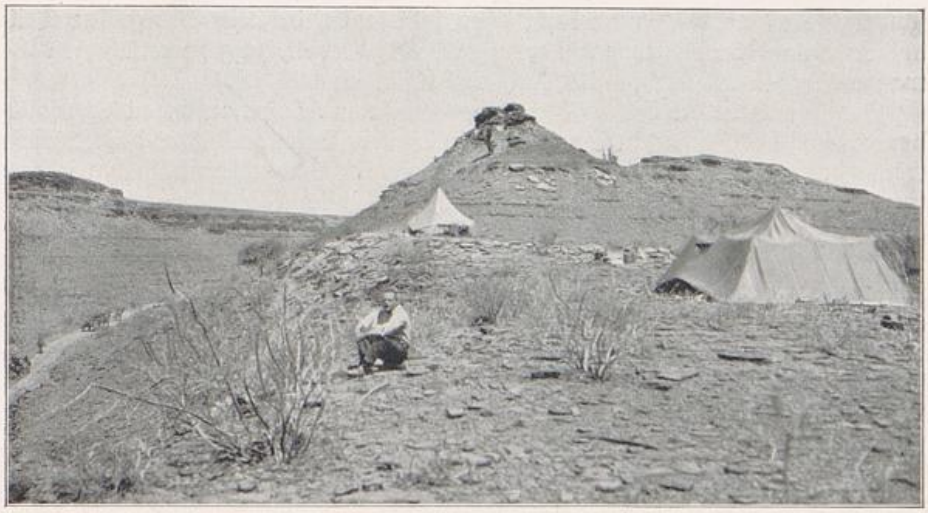
Die Verkehrsbeziehungen unserer Kolonie sind hier nicht ganz so unwichtige, wie man nach der Beschaffenheit des Landes anzunehmen geneigt sein möchte. Allerdings dehnt sich gerade hier das regenärmste und infolgedessen einsamste Gebiet des Innern beider Nachbarländer aus. Dafür aber ist der äußerste Bezirk unseres Schutzgebietes, der Distrikt Warmbad, der wichtigen Reede von Port Nolloth im (britischen) Klein-Namalande so nahe gelegen, daß man im Verkehr immer mit diesem Umstande rechnen muß. Denn während von dem Orte Warmbad die geradlinige Entfernung nach Lüderitzbucht ungefähr 400 km beträgt, ist sie von demselben Punkte bis Port Nolloth um mehr als die Hälfte kürzer. Das ganze mittlere Gebiet des Namalandes aber, das früher so unzugänglich war, daß die Heeresverwaltung während des großen Eingeborenenaufstandes mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ist neuerdings durch eine von Lüderitzbucht aus in das Innere führende Bahnlinie erschlossen worden, die nach 366 km Länge Keetmanshoop erreicht. Von ihr zweigt eine Nebenlinie (Seeheim—Kalkfontein) ab.

Auch in anderer Beziehung hat der Süden ungemein an Bedeutung gewonnen. Denn hier und zwar im Westen, also gerade in den ödesten Strichen der Namib, hat die vor kurzem erfolgte Auffindung abbauwürdiger Diamantlagerstätten einen Umschwung des wirtschaftlichen Lebens zuwege gebracht, wie ihn noch vor wenigen Jahren niemand für möglich gehalten haben würde.

Klimatisch befinden wir uns im Namalande in einem Gebiet, in welchem sich neben der Höhe des Landes bereits der größere Abstand der Sonne vom Scheitelpunkte während des Winters bemerklich macht. Auch scheint die im Vergleich mit den im Hererolande herrschenden Zuständen noch beträchtlichere Lufttrockenheit während dieser Jahreszeit die nächtliche Ausstrahlung besonders zu begünstigen. So sehen wir denn eine Zunahme besonders der Nachtfröste sowohl nach ihrer Zahl, wie auch nach ihrer Dauer und Stärke während der kühleren Jahreshälfte eintreten, die sich nicht sehr weit von dem entfernt, was wir in dieser Beziehung in milden Landschaften von Nordwesteuropa beobachten können. Eine Zusammenstellung der in Rehoboth während eines Zeitraums von einem Jahre beobachteten Fröste ergab für den Mai 1, für den Juni 17, für den Juli gar 23, für den August 3 und auch für den September noch 1 Nacht mit weniger als 0°. Auch sind in diesen Landschaften einzelne besonders spät im Frühling eintretende Kälterückfälle in ihren schädlichen Folgen für manche Gartengewächse noch mehr zu fürchten als im Hererolande.

Die Regenmenge nimmt im Namalande in der Richtung von Norden nach Süden verhältnismäßig schnell ab. Schon in Rehoboth fallen weniger als 30 cm im Jahre, und etwa 300 km südlich von diesem Ort beginnt eine Zone, in der die mittlere Niederschlagsmenge auf 20 cm und darunter herabsinkt. Besonders schlimm steht es in dieser Beziehung mit den südlichsten, dem Oranjefluß unmittelbar benachbarten Landschaften, die zu den trockensten Strichen des ganzen Innern von Südafrika gehören.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Bahnbau im Kunab unweit Seeheim.

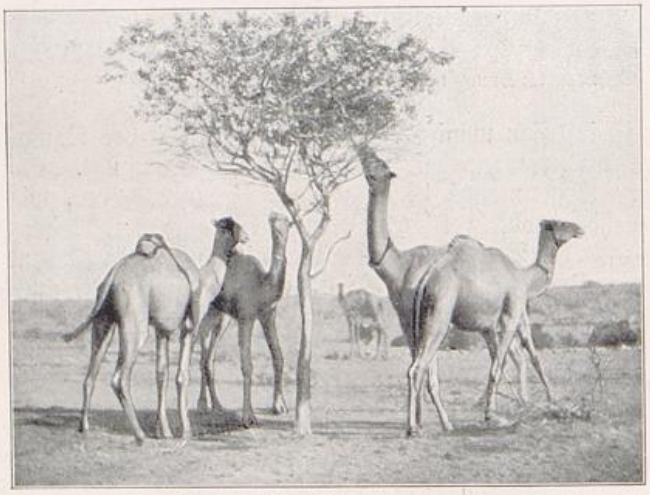
In einer Beziehung ist indessen wenigstens der nördliche Teil des Namalandes noch vor den zentralen Gegenden der Kapkolonie bevorzugt. So große Schwankungen der Regenmenge innerhalb verschiedener Jahre, wie man in dem englischen Gebiet beobachtet hat, lassen sich hier nicht nachweisen, und das ist ein Punkt, der für die Beurteilung mancher wirtschaftlichen Fragen von großem Interesse ist. Dagegen nimmt die Dauer der Trockenzeit auch hier stark zu; daß auch sie, was ebenfalls von großer Bedeutung für den Farmer und überhaupt für jeden Bewohner des Landes ist, starken Schwankungen in bezug auf ihre Dauer unterliegt, geht aus der folgenden kleinen Zusammenstellung für Rehoboth deutlich hervor.

Jahr	Dauer in Monaten	
	der ununterbrochenen Trockenzeit	der Zeit mit Monatsregensummen unter 1 cm
1884	6	6
1887	4	6
1888	3	5
1889	5	5
1890	3	7
1891	5	5
1892	4	5
Mitteldauer	4,5	5,7

In gesundheitlicher Beziehung, die ja in engem Zusammenhange mit den klimatischen Verhältnissen zu stehen pflegt, darf das Namaland wohl unbestritten als der am meisten begünstigte Teil unseres Schutzgebietes bezeichnet werden. Dafür aber tritt außerhalb der Flußweiten die Wasserfrage hier in viel schwierigerer Art in den Kreis der Erörterungen, und auch die Erneuerung des Weidefeldes ist hier noch unsicherer als im Hererolande. So wird, was auf der einen Seite nützlich erscheint, auf der anderen zu einem

schweren Nachteil, und man kann schon jetzt sagen, daß ein sehr großer Teil des Namalandes eine noch viel weniger dichte Bevölkerung zu ernähren vermag als das Land der dunkelhäutigen Rassen im Norden.

Die Pflanzenwelt des Südens zeigt in ihrem Massenauftreten ebenfalls den Einfluß des Klimas in sehr deutlicher Weise. Besonders ist es das Zurücktreten des Holzwuchses, das für das Namaland als charakteristisch bezeichnet werden kann. In etwa 100 km Entfernung südlich von Rehoboth hört der buschige Bestand der Gelände außerhalb der Flußtäler mehr und mehr auf, und es ist vorwiegend die Pflanzenwelt niederer Ordnung, welche die weiten Flächen der Tafelländer und der nach Osten zu sich hinziehenden Ebenen erfüllt. Wo wir dort auf Landschaften stoßen, die von einzelnen Reisenden als „Baumsavanne" bezeichnet werden, da handelt es sich offenbar um solche Ansammlungen größerer Holzpflanzen, wie wir sie mit dem Grundwasser flacher und ausgebreiteter Niederungen in Beziehung setzen dürfen.



Steppenweide mit Truppenkamelen.

Das Weideland dieser Gegenden ist allerdings dünner bestanden als im Hererolande, und auch die sichere Erneuerung der Weidegewächse ist hier, wie erwähnt, jedenfalls nicht ganz so häufig wie dort. Dafür aber finden sich die kleinen Futterbüsche hier in größerer Menge als im Norden des Schutzgebietes, und vor allem hat die an und für sich für das Vieh geeignete Futterfläche auch viel weniger Nachteile eben durch das Fehlen jener Massen von dornigen Büschen, die sich im Hererolande oft gerade in den besten Landschaften finden. Für die Schafzucht eignet sich daher besonders dies südliche Gebiet in ganz hervorragendem Maße.

Die eigentümlichen Formen der sehr trockenen Landschaften, denen wir im Hererolande nur im äußersten Westen begegnen, die verschiedenen der Wüstensteppe angehörigen Gewächse, finden sich hier viel weiter nach Osten als dort, was aber bei dem entsprechend geringeren Niederschlag dieser Gebiete nicht weiter verwunderlich erscheint.

Die wilde Tierwelt des Landes, ebenfalls keineswegs an Zahl der Individuen so arm, wie man in Europa vielfach noch denkt, bietet an Besonderheiten nur wenig. Erklärlich ist, daß in den freien Flächen dieses Gebietes die Tiere der offenen Steppe in ziemlich beträchtlicher Menge zu leben vermögen. Antilopen der Ebene, unter ihnen besonders der Springbock, ferner Strauße, Zebras und andere Bewohner der holzärmeren Weidegegenden, finden sich im Namalande noch heute neben solchem Wilde, das immerhin zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den seltener gewordenen Gattungen gehört. Zu den Vertretern dieser Formen gehört der Löwe, der in dem einsamen Westen noch keineswegs ausgestorben sein dürfte, während er noch vor anderthalb Jahrzehnten in den Flächen südöstlich von Hoachanas geschossen wurde. Die Tatsache, daß ab und zu Felle des Tieres nach Kubub und Bethanien noch bis zum Jahre 1894 gebracht wurden, beweist, daß er dort vor nicht gar langer Zeit noch nicht ganz selten gewesen ist.

Reich an Wild war ehedem auch das nur selten besuchte Gebiet südlich vom mittleren Kuiseb, wo man Gemsböcke in großen Rudeln beobachtet hat und wo ungezählte Springböcke das Feld durchzogen. All diese Einzelheiten zeigen die Bedeutung des Vorhandenseins so vieler einsamer und menschenleerer Gegenden, die ja stets und überall eine Zufluchtstätte des von seinem erbittertsten Gegner verfolgten Wildes gewesen sind, auch in diesem Lande. Beruhte doch das Dasein einzelner Stämme seiner Urbewohner zu einem nicht geringen Teile auf der Jagd, und vermochten doch manche der kriegerisch so bedeutsamen Eigenschaften, die wir noch während des letzten Aufstandes an einzelnen Hottentotten bewunderten, sich am ehesten in einer Landschaft zu entwickeln, in der eine dünne Bevölkerung einem ehemals fast unerschöpflich zu nennenden Reichtum an vierfüßigen Bewohnern der Hochsteppe gegenüberstand.

Bastard und Hoachanasleute.

Diese Bevölkerung, der wir uns nunmehr zuwenden, war somit in ihrer Hauptmasse auf das engste mit dem von ihr bewohnten Lande verwachsen. Sie ist gleichzeitig die, ethnographisch genommen, interessanteste des Schutzgebietes und eine der interessantesten der Erde überhaupt. Doch war selbst in diesem Teile des Landes nicht alles Gebiet in den Händen der Urbewohner geblieben. Aber mittelbar steht dasjenige Volk, das heute den Norden und eine kleinere Landschaft im Südosten des Namalandes bewohnt, die Nation der Bastards, doch auch mit der gelben Urrasse von Südafrika in einem engeren Zusammenhange als man nach ihrer äußeren Erscheinung anzunehmen geneigt ist.

Die Bastards sind zu einem wirklichen Volke geworden. Es ist nicht überflüssig, das gegenüber dem Sinne zu betonen, welcher dem Namen im gewöhnlichen Sprachgebrauche anhaftet. Ursprünglich allerdings sind auch sie Mischlinge, doch versteht man unter dieser Bezeichnung im Schutzgebiet lediglich die aus der Vermischung von Weißen, namentlich von holländischen Buren und Hottentottinnen herstammende Bevölkerung. Diese stammt, wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon aus dieser Herkunft vermutet werden kann, vorwiegend aus der Kapkolonie, und die wichtigste Gemeinschaft, die Rehobother Bastards, sind erst vor mehreren Jahrzehnten in ihre heutigen Wohnsitze im Norden des Namalandes eingewandert. Sie sind längst zu einer in sich geschlossenen Nation geworden, und sie haben auch alle die typischen Eigenschaften des Bastard am reinsten und vollkommensten entwickelt. Neben ihnen gibt es noch in verschiedenen anderen Gegenden des Schutzgebietes Bastards in größerer oder geringerer Menge, und es ist festzuhalten, daß bei manchen von ihnen nachträglich wieder eine erneute Vermischung mit anderen Elementen, so bei den sogenannten Hoachanasbastards mit Hottentotten stattgefunden hat, die auch die äußere Erscheinung derselben bisweilen deutlich beeinflußte. Auf der anderen Seite sind aber auch Heiraten zwischen weißen Männern und Bastardmädchen vorgekommen, und obwohl solche Verbindungen in keiner Weise erstrebenswert genannt werden sollen, muß man zugeben, daß sie in manchen Fällen wenigstens körperlich keineswegs zum Nachteil der aus ihnen entsprossenen Kinder ausgefallen sind. Typisch sind jedenfalls ganz besonders die Bastards des Rehobother Landes, und mit ihnen wollen wir uns deshalb an dieser Stelle kurz beschäftigen. Jeder, der diese Bastards in größerer Menge zum erstenmal zu Gesichte bekommt, wird erstaunt sein, zu sehen, eine wie stattliche Bevölkerungsklasse aus der Vermengung der schönsten und der beinahe häßlichsten Rasse des Menschengeschlechtes hier entstanden ist. Natürlich tritt bei manchen Männern und Frauen auch einmal der mütterliche Typus stärker hervor, und dann ist es namentlich das kürzere, büschelförmige Haar und die Form der Augen, die einen ein wenig fremdartig anmutet. Anderseits begegnet man aber sehr vielen Einzelvertretern des Volkes, die ein stark germanisches Äußere zur Schau tragen, und die durchschnittliche Erscheinung ist etwa die eines hochgewachsenen Südeuropäers. Besonders unter den jungen Mädchen findet man viele wohlgebildete Personen, und manche von ihnen vermag sich ruhig einer hübschen jungen Italienerin aus dem Volke an die Seite zu stellen. Die älteren Frauen dagegen neigen zu einer übermäßigen Fülle, was allerdings ebensosehr eine Folge der Lebensweise wie der Veranlagung sein dürfte.

Die Charaktereigenschaften zeigen viele Züge der mütterlichen, aber doch auch manche der väterlichen Seite. Werden dem Bastard eine gewisse Unzuverlässigkeit, Hang zur Lüge, Neigung zu einem untätigen Leben nachgesagt, so ist anderseits zu betonen, daß es bei ihrer nicht geringen Intelligenz und dank dem nordeuropäischen Blut, das auch in ihren Adern fließt, leichter halten wird, sie mehr und mehr zur Zuverlässigkeit zu erziehen, als dies bei anderen Eingeborenen der Fall sein würde. In gewissem Sinne hat sich dies nach Aussage zahlreicher Offiziere bereits bei denjenigen jüngeren Leuten gezeigt, denen eine Art militärischer Ausbildung zuteil geworden ist, und die sich dabei gut gehalten haben. Einzelne hervorragende Bastards haben sogar aus freien Stücken eine sehr anerkennenswerte Rolle während des ersten großen Krieges mit den Witbooi gespielt. Überhaupt sind es vorwiegend ähnliche Eigenschaften, wie sie den Hottentotten auf der Jagd und im Felde auszeichnen, die den Bastard zu einem brauchbaren Hilfssoldaten geeignet erscheinen lassen. Aber mehr dem Europäer gleicht er infolge eines gewissen wirtschaftlichen Sinnes, und die Viehposten, die viele von diesen Leuten vor der erwähnten Zeit langer und gerade ihr Land in Mitleidenschaft ziehender

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kämpfe ihr eigen nannten, konnten den Vergleich mit mancher innersüdafrikanischen Bauernfarm wohl vertragen. Auch die einzige größere Siedlung des Bastardlandes, Rehoboth selbst, erinnerte bereits lange vor der stärkeren Einwanderung Weißer nach Südwestafrika mit seinen Bauernhäusern und seinen weiten baumbeschatteten Plätzen, mit seinen Gärten und der aus der ersten Zeit der Niederlassung stammenden Kirche viel eher an ein Dorf in einer der alten Kolonien als an einen Ort unseres damals soeben von Deutschland in Besitz genommenen Schutzgebietes.

Ein Beschäftigungszweig war es besonders, in dem der Bastard Vorzügliches leistete, und in dessen Ausübung zahlreiche Männer des Stammes in engere Beziehungen zu den wirtschaftlichen Interessen der Weißen traten. Geübte Ochsenwagenführer, haben sie eine Zeitlang fast allein den wichtigen Treiberdienst versehen, und bisweilen waren Dutzende von solchen auf den verschiedenen Hauptverkehrswegen des Landes mit den ihnen anvertrauten Frachten gleichzeitig unterwegs. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung, namentlich für die Gründung und Entwicklung der deutschen Siedlung in Windhuk ist es gewesen, daß diese neu in Angriff genommene Landschaft und das Gebiet von Rehoboth unmittelbar aneinander grenzten, eine Nachbarschaft, die auch während des Witbooikrieges sich verschiedentlich in für die deutsche Herrschaft nutzbringender Weise geltend gemacht hat.

Alles in allem kann man sagen, daß die Bastardrasse zu den wichtigsten Bestandteilen der eingeborenen Völkerschaften schon jetzt gehört, obwohl sie an Kopfzahl — man schätzt sie auf ungefähr zweitausend Seelen — hinter allen anderen beträchtlich zurücksteht. In wirtschaftlicher Hinsicht wird sie in erster Linie den Weißen sich anschließen, und wenn es einer ruhigen und kraftvoll geleiteten Erziehung gelungen sein wird, ihren Angehörigen mehr und mehr von der Denkweise der Europäer beizubringen, dann dürfte der Nutzen, den die Kolonie von ihnen zu ziehen vermag, in Anbetracht mancher von der mütterlichen Stammesseite auf sie vererbter Fähigkeiten, zu denen nicht zum wenigsten die geschickte Behandlung der Wagengespanne gehört, ein sehr beträchtlicher sein. Daneben aber werden sie stets das Interesse des Ethnographen erwecken. Denn in ihnen allein wird jene wunderliche Urbevölkerung, die rettungslos dem Aussterben verfallen zu sein scheint, auch in weiterer Zukunft fortleben. Dieser rätselhaften Rasse selbst müssen wir im folgenden eine etwas eingehendere Betrachtung widmen, da sie ohne Frage als eines der seltsamsten Völker der außereuropäischen Länder gelten muß.

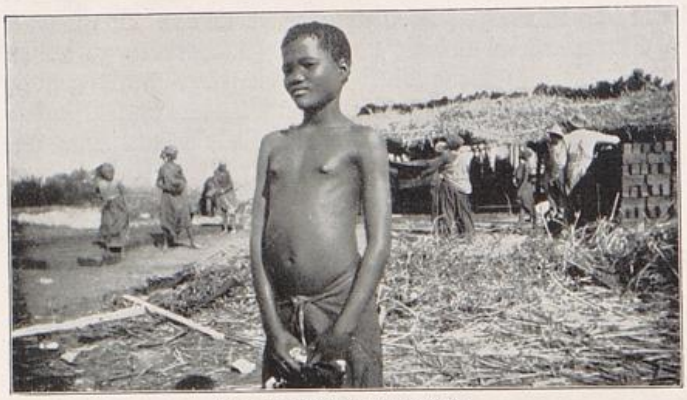
Die Hottentotten, die sich übrigens selbst als Koi-koin bezeichnen, kann man als die ursprüngliche Bevölkerung eines großen Teiles von Südafrika ansehen. Woher sie gekommen sind, wird sich wohl nie mehr mit einiger Sicherheit feststellen lassen. Höchst wahrscheinlich jedoch ist ihre früheste Heimat in Südostasien zu suchen, von wo sie wahrscheinlich vor Jahrtausenden nach dem südlichen Afrika gekommen sind. Wenn manche Gelehrte annehmen, daß die Hottentotten aus der Mischung einer hellfarbigen Rasse mit einem Teile der innerafrikanischen Urbevölkerung hervorgegangen seien, so wird auch im Falle der Richtigkeit dieser Anschauung das hellfarbige Volk südasiatischen Ursprunges gewesen sein, denn anders ist der körperliche Typus der Koi-koin nicht zu erklären. Aber man braucht diese Ansicht überhaupt nicht zu teilen, denn der echte, frei lebende Buschmann unterscheidet sich vom Hottentotten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überhaupt so wenig, daß man beide mit gutem Gewissen als die Abkömmlinge eines Volkes ansehen darf.

Körperlich gehören die Völker des Namalandes jedenfalls zu den auffallendsten Erscheinungen, denen man irgendwo auf dem Kontinent begegnen kann. Schon ihre Hautfarbe unterscheidet sie gänzlich von allen Angehörigen der Negerrasse. Für gewöhnlich ist ein fahles, dabei aber ziemlich helles Gelb die Farbe dieser Menschen, allein es kommen auch bei ganzen Stämmen sehr merkbare Abweichungen vor. So besitzen sie bisweilen eine ins Rötliche spielende Hautfarbe, die ein wenig an das Kupferrot der Indianer erinnert, und ein Stamm der Naman, die Bewohner von Hoachanas, wurde geradezu als die „Rote Nation" bezeichnet. Sind nun auch nicht alle Hottentotten unseres Schutzgebiets, von denen sich übrigens einige auch im Norden finden, seit Jahrhunderten daselbst ansässig, sondern sind auch einzelne der heute dort ansässigen Stämme erst im letzten Jahrhundert aus dem Süden eingewandert, so ist dies doch das einzige Gebiet, in dem sie sich am reinsten und am wenigsten beeinflußt durch die Europäer bis zum Ausgange des großen Eingeborenenaufstandes zu halten vermochten.

Der Körperbau der Erwachsenen ist in den meisten Fällen als klein und zierlich zu bezeichnen, ist aber durchaus entfernt von allem, was man als auffallend klein oder gar als zwerghaft bezeichnen könnte. In der Regel kann man eine Größe beobachten, die etwa dem Körpermaß der Süditaliener gleichkommt. Auffallend im höchsten Grade ist dagegen die zierliche Bildung der Hände und Füße, und man hat mit Recht die Behauptung aufgestellt, daß in dieser Beziehung selbst ein männlicher Hottentott von mancher europäischen Dame beneidet werden könne. Ist nun auch Zähigkeit und Ausdauer im Ertragen von Anstrengungen gleichsam ein Erbteil dieser in der Steppe aufgewachsenen Leute, so ist anderseits ihr Knochengerüst und ihre Muskulatur im Vergleich mit dem kräftigen Körper des Herero oder des Bergdamara nur schwach zu nennen, weshalb wirklich die Muskeln anstrengende Tätigkeit nicht Sache des Hottentotten zu sein pflegt. Was aber in der Eleganz der Hände und Füße als Vorzug angesehen werden mag, das wird mehr als ausgeglichen durch das Häßliche der Gesichtsbildung zumal bei den älteren Leuten und namentlich den Frauen unter ihnen. Die dreieckige Form der unteren Gesichtshälfte, die schmalen, grau oder braun schillernden Augen, die sehr häufig schief erscheinen, das ganz kurze, in einzelnen Büscheln den Kopf bedeckende Haar geben dem ganzen Ausdruck etwas Abschreckendes, das nur bei ganz jungen Individuen durch den Aus-



Junges Hottentottenmädchen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

druck des Auges und die Glätte der Haut stark gemildert wird. Sehr groß ist beim ersten Erblicken von Hottentotten, und dies erscheint uns maßgebend, der Eindruck von der Ähnlichkeit der Rasse mit Völkern mongolischer Verwandtschaft, und es gibt zahlreiche Hottentotten, die, wenn ihr Büschelhaar durch den Hut verdeckt ist, ohne weiteres mit einem Chinesen verwechselt werden können. Den Frauen eigentümlich ist endlich ein nach der Jugend sich entwickelndes Körpergebilde, das ebenfalls nicht zur Verschönerung beiträgt. Eine eigentümliche Wucherung am Gesäß gibt diesem das Aussehen, das die Europäerinnen seinerzeit durch künstliche Mittel so lebhaft zu erreichen trachteten, und man sieht nicht selten derartig stark entwickelte Steißbildungen, daß sie um 20 bis 30 cm im rechten Winkel vom unteren Teile des Rückens abstehen. Eine wirkliche Zierde dagegen besitzen die Hottentotten, Männer wie Frauen, in ihrem Gebiß, das im vollsten Gegensatz zu den mächtigen weißen, aber immer ein wenig tierisch erscheinenden Zähnen des Negers in der Tat mit einem Perlengebisse verglichen werden könnte.

Pontok der Hottentotten.

Dies schon in seinem Äußern so merkwürdige Volk erscheint noch wunderbarer, wenn wir es in den Regungen seines geistigen Lebens beobachten. Ist es doch schon der Ausdruck dieser Lebensäußerungen, die Sprache, welche dem gelben Südafrikaner eine Sonderstellung unter allen Völkern der Erde anweist. Mit keiner lebenden Sprache verwandt, gehört sie keineswegs zu den unentwickelteren Formen, denen wir irgendwo begegnen. Vielmehr weist sie in einer Anzahl von Wortbildungen auf eine Stufe der geistigen Entwicklung, wie solche beispielsweise von dem Neger nicht erreicht worden ist. Mit Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß der Hottentott ein Wort für den Begriff der Menschlichkeit besitzt, das man in vielen afrikanischen Wörterverzeichnissen vergebens suchen würde. Meist aus einsilbigen Grundworten bestehend, verändert die Namasprache den Sinn derselben durch Hinzufügung jener sonderbaren Konsonanten, die man ihrer Entstehung nach als Schnalzlaute oder als Klicke bezeichnet, und deren sie vier verschiedene besitzt. Sie werden durch Anlegen der Zunge an die Zähne, den Gaumen und an andere Stellen der Mundhöhle hervorgebracht und erschweren das Verständnis des an und für sich schon schwer zu erlernenden Hottentottischen namentlich für

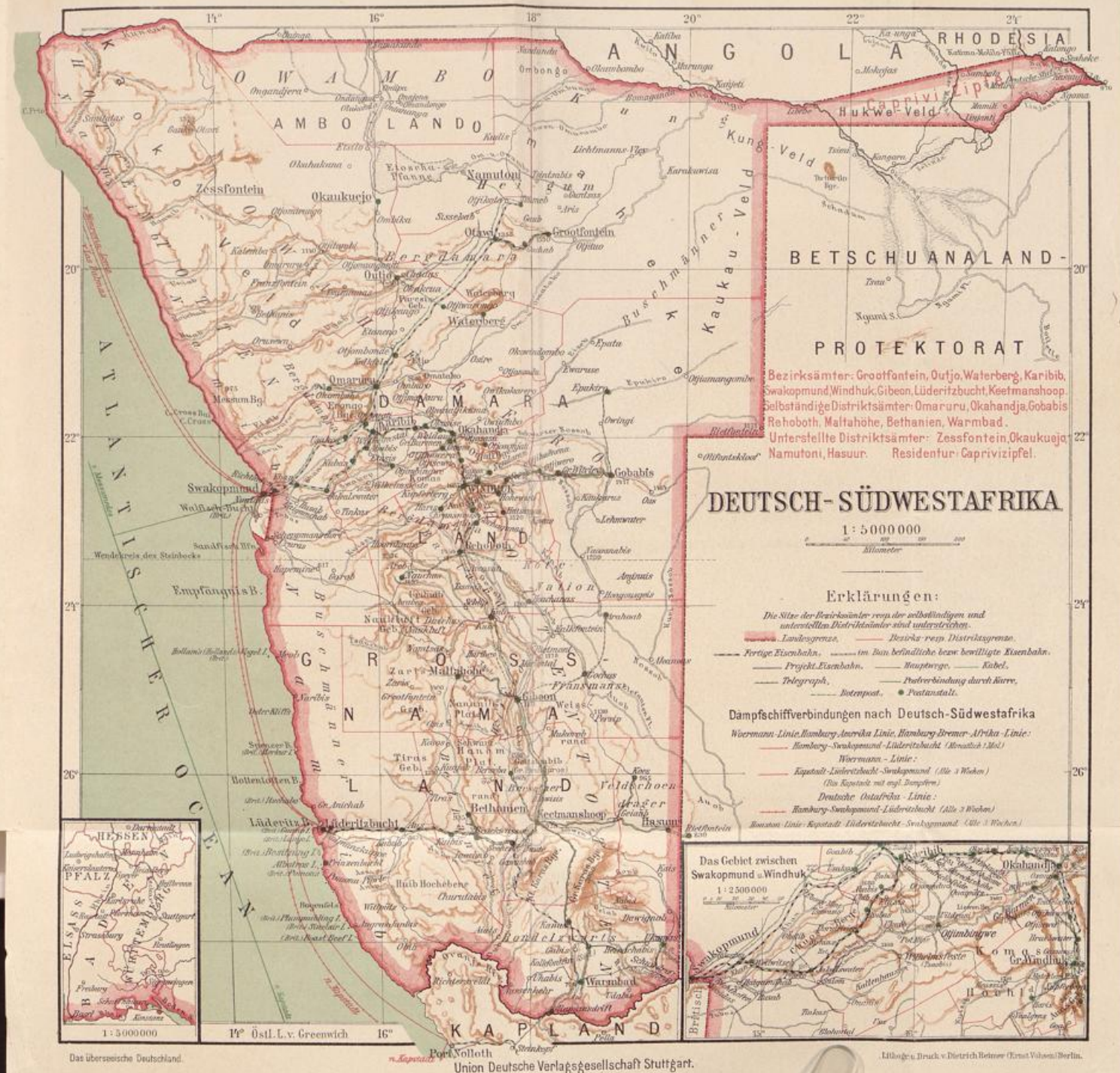
den Europäer ungemein. Gleichwohl steht die Sprache der Hottentotten dem Geiste nach bedeutend über den Negersprachen, und wer z. B. die Bezeichnung von geographisch wichtigen Punkten im Nama einmal näher betrachtet, der wird von dem Bilderreichtum überrascht sein, den anzuwenden die Sprache dieses sehr zu Unrecht so verachteten Volkes gestattet.

Unwillkürlich suchen wir diese Eigenart, die sich uns in dem menschlichen Verständigungsmittel offenbart, auch in den sonstigen Äußerungen des geistigen Lebens wiederzuerkennen. Und auch in diesen tritt sie uns überall in demselben Grade entgegen, das Volk der Hottentotten auf eine Höhe hebend, die uns vor der ursprünglichen, wenn auch durch manche äußeren Dinge bereits verdunkelten Begabung der seltsamen Rasse mit hoher Achtung erfüllt. Welch große poetische Anlage spricht nicht aus der Erklärung der Zeichen des gestirnten Himmels; wie packend tritt sie uns entgegen in einzelnen, von Hottentotten verfaßten und von den Kämpfern des Witbooistammes gesungenen Kriegsliedern! Überhaupt vermag uns der Gesang, das musikalische Gehör und die allgemeine Befähigung des Volkes für die Musik ebenfalls in Staunen zu versetzen. Nicht nur, daß seine Angehörigen europäische Melodien sich leicht aneignen und sie mit ihren wohlklingenden Stimmen recht gut wiedergeben, sondern auch die von ihnen selbst stammenden Weisen entbehren wie diejenige des bekannten Riedtanzes nicht einer gewissen gefälligen Art.

Es ist klar, daß ein Volk, das auf das Leben in einsamer und wildreicher Steppe angewiesen war, sich viel und eifrig mit der Jagd beschäftigen mußte, und manche der auf diese Weise ausgebildeten Eigenschaften machten die Hottentotten von früh auf auch zu gewandten Kriegern. Wenn im Laufe der Zeit die alten soldatischen Eigenschaften bei den meisten der im Namalande lebenden Stämme auch hinter den mehr und mehr hervortretenden Anzeichen einer gewissen Verkommenheit zurücktraten, so sind sie im Kern doch vorhanden gewesen. Das zeigte sich am deutlichsten, als eine energische Häuptlingsfamilie, der Vater des berühmten Hendrik Witbooi und dieser selbst, sie in ihrem Stamme noch einmal ins Leben riefen. So läßt uns die Geschichte gerade dieses Stammes und seiner früheren Kriege noch einmal einen Blick tun auf die Ritterlichkeit und Tapferkeit freier Steppenbewohner, sie bildet gleichsam den erhebenden, aber doch tieftragischen Abschluß eines Dramas, das sich in unseren Tagen vollzogen hat, des Unterganges eines zwar herabgekommenen, aber von Natur reichbegabten und geistig hoch über die schwarze Rasse emporragenden Volkes. Selbst während der mehrfach erwähnten letzten Kämpfe hat sich das merkwürdige Volk, obwohl sich die Anzeichen der Verkommenheit selbst gegen eine nur um ein Jahrzehnt weiter zurückliegende Zeit gemehrt hatten, durch die Zähigkeit, mit der sie der endgültigen Unterwerfung sich so lange zu entziehen vermochten, das Erstaunen derjenigen erregt, die sie nicht selbst drüben kennen gelernt hatten.

Unter allen Hottentotten aber waren bis zum heutigen Tage gewisse äußere Fertigkeiten und Fähigkeiten zu finden, welche sie neben den mehr und mehr verschwindenden Zeichen geistiger Befähigung auch körperlich geeignet zu einem ungebundenen Jagd- und Kriegsleben machten. Gewandte Reiter, leisteten sie auch als Schützen ganz Erstaunliches, und dies ist ein Punkt, in dem sie ihren alten Feinden, den Owaherero, von jeher unendlich überlegen waren. Noch bewundernswerter ist ihre Fähigkeit, Spuren von Tieren und Menschen zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

lesen; oft sind sie imstande, sich aus einigen wenigen Eindrücken im Boden, die ein europäisches Auge überhaupt nicht bemerkt, ein vollständiges und richtiges Bild der Vorgänge zu machen, die sich vorher an dieser Stelle abgespielt haben. Auch die rein militärischen Leistungen, wie sie seinerzeit namentlich die Witboois während ihrer zahlreichen Feldzüge und später die verstreuten Banden im Süden des Schutzgebietes bewiesen, wurden durch solche und ähnliche Fähigkeiten sehr gehoben. So verstand es ein Trupp plötzlich auseinandergesprengter Reiter, ohne daß etwa ein Befehl gegeben worden war, stets den Platz zum Wiederzusammentreffen zu finden, der nach der augenblicklichen Lage der Dinge der geeignetste hierfür war.

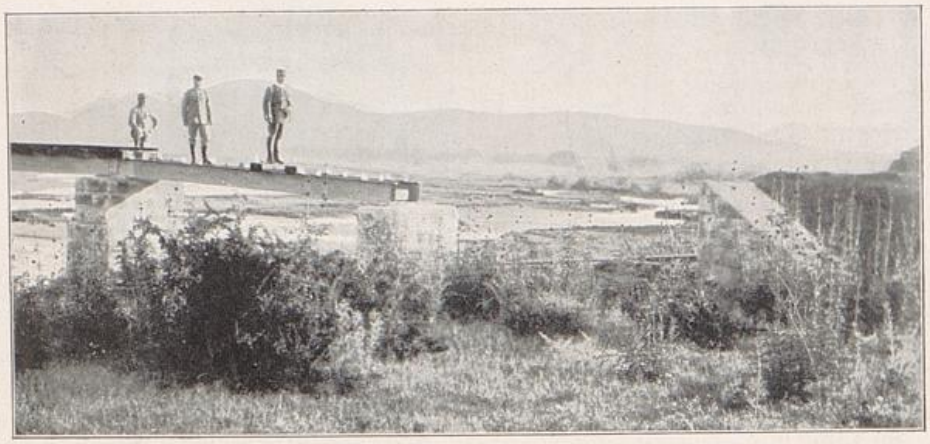
Hendrik Witbooi.

Diesen Lichtseiten im äußeren Leben der Naman stehen natürlich ebenso wie in ihrem Charakter auch Schattenseiten gegenüber, die sich wesentlich in ihrer wirtschaftlichen Lage offenbaren. Gerade die auf der Jagd und im Krieg mit Vorliebe tätigen Stämme waren wirtschaftlich auf das äußerste herabgekommen, und wenn früher der größte Teil der Hottentotten sich auch mit Viehzucht beschäftigte, so galt dies später nur noch von wenigen Stämmen. Ihre Geschicklichkeit aber zeigt sich auch in Einzelheiten ihres häuslichen Lebens, namentlich in einigen Arbeiten, die man mit Fug und Recht als ein hochwertiges Erzeugnis einer Art von Hausindustrie bezeichnen kann. Wir meinen die meist aus Raubtier-, aber auch aus Springbock-, Schaf- und Ziegenfellen gefertigten Decken, die man als Karosse bezeichnet, und die es an Gefälligkeit der Muster und an Feinheit der Ausführung durchaus mit guten Kürschnerarbeiten bei uns aufzunehmen vermögen. Bei alledem ist aber festzuhalten, daß das Aussterben der unvermischten Rasse, das der Ethnologe ebensosehr wie der Menschenfreund zu bedauern berechtigt ist, einen wirtschaftlichen Nachteil für unser Schutzgebiet nicht haben wird. An Stelle der Eingeborenen tritt die einzige Rasse, der die Vorteile künftiger Kultur im höchsten Grade zufallen werden, tritt die weiße und in diesem Falle hoffentlich in erster Linie die deutsche Bevölkerung. Diesem europäischen Element, das ja in Südwestafrika eine Rolle zu spielen berufen ist wie in keiner anderen Kolonie unseres Reiches, soll unsere Schlußbetrachtung gewidmet sein. Natürlich

greifen wir hier auf das gesamte Gebiet zurück und lassen nur das Amboland, das wir ja als Tropengebiet kennen gelernt haben, unberücksichtigt.

Die Veränderungen, welche die Ereignisse der letzten Jahre in der Besiedlung von Südwestafrika mit sich gebracht haben, lassen es unangebracht erscheinen, zurzeit eine Berufstatistik der Weißen zu geben, da diese leicht ein falsches Bild der natürlichen Entwicklungsrichtung des Landes erzeugen könnte. Dagegen muß auf die unmittelbaren Folgen dieser Ereignisse kurz eingegangen werden.

Als der Krieg gegen die Witbooi endgültig beendet war, also um die Mitte der Neunzigerjahre, begann die Besetzung des Landes mit Farmern gute Fortschritte zu machen, namentlich als das Land die Folgen der Rinderpest allmählich zu überwinden begonnen hatte. Alles schien im besten Zuge, da brach, im Anfang des Jahres 1904, der große Eingeborenenaufstand aus, der so viel Blut- und Geldopfer kosten sollte. Zunächst nur von den Herero unternommen, erstreckte er sich, wie allgemein bekannt sein dürfte, bald auch auf die



Von den Herero zerstörte Swakopeisenbahnbrücke Osona.

Hottentotten, und seine schließliche Niederwerfung erfolgte erst nach mehreren Jahren ungemein schwieriger und verlustreicher Kämpfe.

Hatten nun auch die großen Geldsummen, die dieser Krieg in das Land brachte, einen etwas einseitigen Aufschwung mancher Verhältnisse zur Folge, so begann doch auch nach seiner Beendigung eine lebhafte Farmtätigkeit im ganzen Lande. In der ersten Hälfte des Jahres 1909 befanden sich 877 Farmen im Privatbesitz, von denen bereits 739 in Bewirtschaftung genommen waren. Neuzeitliche Einrichtungen auf den Farmen mehren sich, und ein Gedeihen der Ansiedler ist vorauszusehen, wenn auf genügende Erzeugung ausfuhrfähiger Güter Rücksicht genommen wird.

Einen abermaligen Umschwung erlitt die Einwanderung, als im Jahre 1908 die Entdeckung der mehrfach erwähnten Diamanten begonnen hatte, einen Strom von Einwanderern in das Land zu ziehen. Daß auch die Auffindung der Edelsteine einen großen Einfluß auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse gewinnen mußte, ist selbstverständlich. Nur langsam, aber stetig wird der natürliche Entwicklungsgang, der auf der Farmerei und dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gartenbau beruht, sich all den erwähnten Einflüssen gegenüber durchsetzen, dann aber zum dauernden Segen des Landes.

Von Bedeutung ist, daß das Land, das noch vor anderthalb Jahrzehnten auf den Ochsenwagenverkehr allein angewiesen war, heute die ausgedehntesten Bahnen unter unseren Schutzgebieten sein eigen nennt. Die vier Bahnen sind die nach Norden führende Otawibahn (mit Zweigstrecken 671 km), die Mittellandbahn von Swakopmund nach Windhuk (382 km), die Südbahn von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop (366 km) und die an diese anschließende Strecke von Seeheim nach Kalkfontein (180 km), so daß das Schutzgebiet trotz seiner Fläche von 835 000 qkm schon ganz brauchbare Verbindungen besitzt, zu denen ein für afrikanische Verhältnisse ebenfalls gut entwickelter Post- und Telegraphendienst kommt.

Die Stärke der weißen Bevölkerung ohne das Militär betrug am

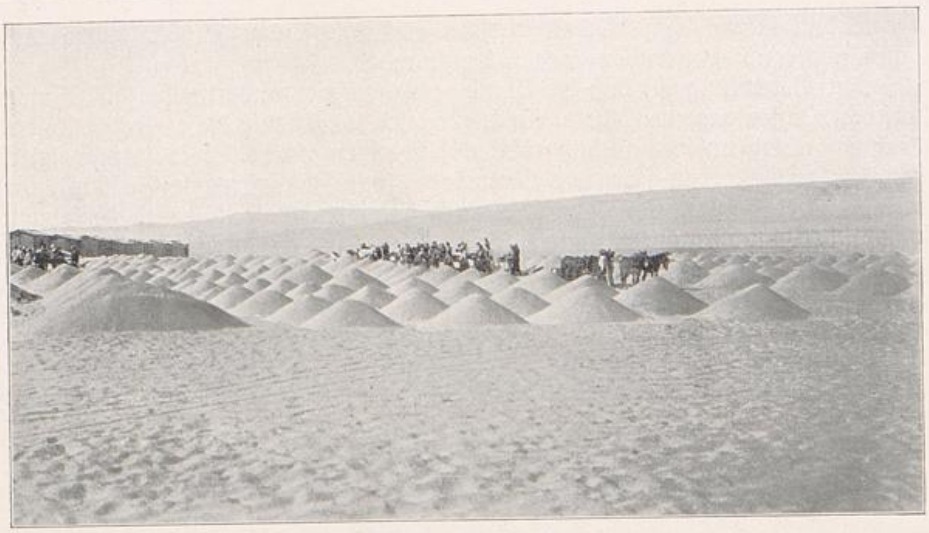
Eingeborenenkirche in Okahandja, von unseren Truppen während des Aufstands beschossen.

1. Januar 1909 9410 Köpfe, was eine Zunahme von etwa 1200 gegen das Vorjahr bedeutet. Bedauerlicherweise überwiegt unter den Erwachsenen noch immer das männliche Geschlecht in erheblichem Maße. Neuerdings ist aber wenigstens die Zunahme der erwachsenen weiblichen Bevölkerung in weit schnellerem Fortschritt begriffen als ehedem, was im Interesse der weißen Bevölkerung auch durchaus notwendig ist.

So sehen wir, wie auch dasjenige Element, ohne das noch nie eine wahrhaft innere und sittliche Kultur auf der Erde sich entwickelt und gehalten hat, das europäische, in diesem Schutzgebiet in immer höherem Grade an der Erschließung der weiten Hochsteppen teilnimmt.

Wird auch das Schutzgebiet niemals zu dem Auswanderungslande werden, zu dem es begeisterte Schwärmer vor zweieinhalb Jahrzehnten und in manchen Fällen selbst noch vor wenigen Jahren haben stempeln wollen, sein Wert kann heute nur noch von Böswilligen oder von gänzlich Unwissenden angezweifelt werden. Von ihm mag auch an dieser Stelle wiederholt werden, was wir bereits vorher ausgesprochen haben: Ich glaube, wir sollten uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



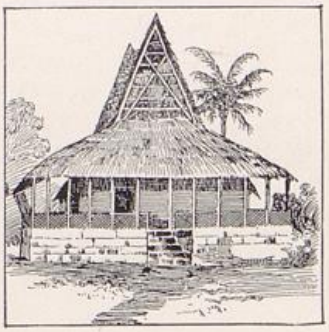
Ein Diamantenfeld im Betrieb.

hüten, verächtlich von einem solchen Lande zu denken, weil es keine Fabrikschlote tragen und niemals Großstädte erzeugen wird. Nicht die Menge der Menschen, die eine Kolonie innerhalb ihrer Grenzen ernährt, gibt den Maßstab für ihren Wert ab, sondern die Kraft, mit der diese sich selbst einzusetzen vermögen für die Größe des eigenen und für die des Stammlandes über dem Meere.

Kleinere Besitzungen im Stillen Ozean.

Von

H. Seidel.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Kleinere Besitzungen im Stillen Ozean.

I. Die deutschen Salomoinseln.

An den Bismarckarchipel reiht sich nach Südosten als nächstes Glied des inneren australischen Inselgürtels die hohe, vielgestaltige Gruppe der Salomonen. Sie erhielten ihren biblischen Namen durch den Spanier Alvaro Mendana, der sie im Februar 1567 als erster Europäer betrat und in ihnen, durch vermeintliche Goldfunde getäuscht, das Ophir des Alten Testamentes entdeckt zu haben glaubte. Trotz der weitschauenden Pläne, die der unternehmende Seefahrer an diese Inseln knüpfte, gerieten sie bei der Mit- und Nachwelt bald in Vergessenheit, und es dauerte volle zweihundert Jahre, ehe sie von neuem durch europäische Forscher gesichtet wurden. Selbst heute noch gehören sie zu den minder bekannten Gebieten des Stillen Ozeans. Nur der deutsche Anteil ist genauer erkundet und aufgenommen worden. Im übrigen beruhen unsere Karten vielfach auf lückenhaften Skizzen, wie sie durch vorbeisegelnde Schiffe oder wagemutige Reisende bei kurzem Aufenthalte gewonnen wurden.

Die Salomoinseln liegen zwischen dem 5. und 11. Grad südlicher Breite und zwischen $154^1/_2$ und $162^2/_3$ Grad östlicher Länge von Greenwich. Sie streichen von Nordwest nach Südost und zerfallen in zwei nahezu parallele Reihen, deren nordöstliche aus vier, deren südwestliche aus drei größeren Landkörpern mit vielen kleineren Nebeneilanden besteht. Die nordöstliche Reihe greift indes beträchtlich weiter nach Norden vor als die südwestliche, die sich dafür um so mehr dem Charlottenarchipel nähert. Die gesamte Längenausdehnung beträgt 1100 km und der Flächenraum rund 44 000 qkm, übertrifft also in etwas die Schweiz.

Geologisch betrachtet scheiden sich die großen Salomonen in zwei Klassen, nämlich in altvulkanische und in jungvulkanische Inseln. Zu den ersten gehören San Christoval, Isabel, Malaita und Guadalcanar, zu den zweiten dagegen Buka, Bougainville und Neu-Georgia, die sämtlich neueren Ursprungs sind. Professor Dr. Sapper fand im Sommer 1908 auf Bougainville und im westlichen Buka zumeist junge Eruptivgesteine; nur der äußerste Norden der großen Insel und der Osten Bukas bestehen aus gehobenem Korallenkalk. Auch die kleinen Inseln ordnen sich in zwei Klassen, und zwar in solche, die einen vulkanischen Kern besitzen, und in solche, die völlig zur Kalkformation rechnen. Die Küsten und das anstoßende Seichtwasser wimmeln von Korallenbauten. Häufig sind diese gehoben, im Durchschnitt 120 bis 130 m über den jetzigen Meeresspiegel, wie denn überhaupt der Archipel ein Schauplatz bedeutender Hebungserscheinungen ist. Anderseits lassen sich auch Senkungen des Landes nicht verkennen, so zum Beispiel in der Bougainvillestraße, wo an mehreren Stellen ein deutliches Abwärtsrücken zutage tritt. Für die Dauer und den möglichen Fortbestand dieser Senkung zeugt die eigenartige Atollkette, welche die Salomonen auf der Nordostseite begleitet.

Aus der Entdeckungsgeschichte der Inseln ist die Expedition des Spaniers Alvaro Mendana de Neyra schon erwähnt. Er landete auf Isabel und erkundete während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes auch Malaita, Guadalcanar und San Christoval. Überall fand er dieselben dunkelhäutigen, kraushaarigen und nackten Wilden vor, die, wie er mit Schrecken sah, der Menschenfresserei huldigten. Nach seiner Abreise blieben die Inseln bis 1766 verschollen. Damals erblickte der Engländer Carteret die Nordküste Malaitas und einige umliegende Eilande, ohne jedoch zu ahnen, auf welche Gruppe er gestoßen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Kurz darauf durchsegelte der Franzose Bougainville, aus Westen kommend, die später nach ihm benannte Straße, wandte sich dann nordwärts und stand am 4. Juli 1768 vor dem Osteingange des König Albertsundes. Ihm folgte 1769 sein Landsmann de Surville und 1788 der Engländer Shortland, der die nordwestlichen Salomonen durchkreuzte, welche auch d'Entrecasteaux 1792 auf der Suche nach La Pérouse flüchtig gestreift hat. Den Albertsund erspähte 1812 noch einmal Kapitän Bristow, und endlich weilte 1838 der Weltumsegler Dumont d'Urville einige Wochen in unserem Archipel.

Mehr Licht über Mendanas Ophir hat erst die letzte Hälfte des verstrichenen Jahrhunderts gebracht, namentlich von der Zeit ab, als das streitbare Inselvolk, gereizt durch die Untaten der sogenannten Arbeiterschiffe, an jedem Weißen, dessen man habhaft werden konnte, empfindliche Rache übte. Die solchen Exzessen folgenden Straferpeditionen haben das Übel eher verschlimmert als behoben; doch trugen sie in den meisten Fällen zur Förderung unseres Wissens bei. Den Kreuzfahrten des englischen Kriegschiffes „Lark" aus 1882 und 1883 verdanken wir zum Beispiel Dr. Guppys wichtige Untersuchungen. Nach ihm schrieben Woodford und der gelehrte Missionar Codrington über Natur und Bewohner der Salomonen. Dr. Guppy und Woodford gaben ferner zwei verloren geglaubte Tagebücher von der Expedition Mendanas heraus. Diese wie die sonstigen englischen Autoren sprechen indes vorzugsweise von den südlichen und mittleren Inseln, wenig oder gar nicht jedoch von den nördlichen, die uns hier zunächst angehen. Dasselbe gilt von den Nachrichten der deutschen Kapitäne Eckard (1862) und Redlich (1874), und erst die Reise der „Gazelle", die unter Freiherrn v. Schleinitz im August 1875 an Bougainville entlang fuhr und die Kaiserin Augustabai mit dem Gazellehafen erschloß, bedeutet eine Wendung zum Besseren. Sieben Jahre später erschien auch vor Buka ein deutsches Kriegschiff, die „Karola", und vermaß den nach ihr benannten Hafen an der Westküste.

Seit 1884 zeigt sich die Südsee für uns in wesentlich verändertem Lichte. Deutschland wird Kolonialmacht und richtet sein Augenmerk nicht nur auf den dunklen Erdteil, sondern auch auf die pazifischen Inselfluren. In Berlin bildet sich die Neu-Guinea-Compagnie. Sie läßt durch den hochverdienten Dr. Otto Finsch (jetzt Professor in Braunschweig) auf der „Samoa" mit Kapitän Dallmann die Gestade West-Melanesiens erforschen, und unsere Kriegschiffe „Elisabeth" und „Hyäne" hissen daselbst die deutsche Flagge. Die Besitzergreifung der nordwestlichen Salomonen vollzieht vom 28. bis 30. Oktober 1886 das Kanonenboot „Adler". Schon am 13. Dezember desselben Jahres wird der kaiserliche Schutzbrief der Neu-Guinea-Compagnie auch auf Buka, Bougainville, Choiseul, Isabel und Nebeninseln ausgedehnt.

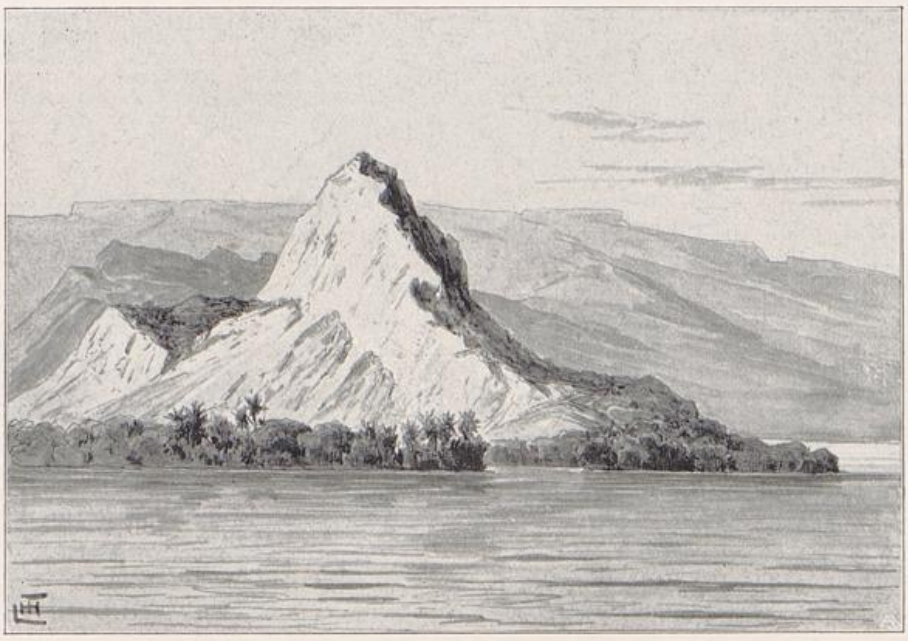
Leider geschah für das Studium dieser neuen Erwerbung zunächst sehr wenig. Die Schwierigkeiten, die sich dem Eindringen des Weißen allenthalben entgegenstellen, sind gewiß nicht zu unterschätzen; aber trotzdem hätte die Compagnie wohl etwas mehr für ihre Inseln dransetzen können. Das meiste, was sie tat, war die Expedition des Landeshauptmannes Krätke, der vom 9. bis 28. November 1888 mit der „Isabel" und „Samoa" um Buka und Bougainville dampfte und dabei zum erstenmal den König Albertsund durchfuhr. An dieser Reise beteiligten sich u. a. Kapitän Dallmann, Hugo Zöller und Graf Joachim v. Pfeil. Außerdem haben sich der verstorbene L. Kärnbach, der Naturforscher Ribbe, die Gouverneure v. Bennigsen und Dr. Hahl, der verstorbene R. Parkinson, Professor Dr. Thilenius, Dr. Schlaginhaufen, Professor Dr. Sapper, Dr. Friederici und Dr. Thurnwald, der auch im britischen Bereich arbeitete, um die Landes- und Volkskunde der deutschen Salomonen verdient gemacht. Sodann sind die katholischen Maristenmissionare seit 1899 im Archipel erschienen. Sie legten zunächst auf Poporag oder Poperang, einem der Shortlandeilande, ihre Station an und haben dann 1904 nach einem anfänglichen Fehlschlage in Kiëta auf der Ostküste Bougainvilles dauernd Fuß gefaßt. Hier wurde die große Station St. Michael errichtet, die viel zur Befriedung der unruhigen Stämme beigetragen hat. Später folgten die Stationen in Buin und in Koromira. Im englischen Besitz ist ferner die protestantische „Melanesian Mission" tätig, die sich bereits eingeborener Hilfskräfte bedient.

Einen Wechsel in der Aufteilung der Salomonen brachte das deutsch-englische Abkommen vom 14. November 1899, betreffend die Interessensphären beider Mächte in der Südsee und in Togo. Nach Artikel II dieser Akte mußten wir zur Entschädigung für Samoa die „östlich, beziehungsweise südöstlich von Bougainville gelegenen Inseln, welches letztere mit der zugehörigen Insel Buka bei Deutschland verbleibt", an die Briten abtreten. Unglücklicherweise ließ es unsere Regierung zu, daß dieser Passus auch auf die hart vor Bougainville liegende Shortlandgruppe bezogen wurde, ganz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„im Widerspruch mit den natürlichen Verhältnissen" und „sehr gegen den Willen der deutschen Firmen in Herbertshöhe", die an dem Koprahandel dieser Inseln stark beteiligt waren und deshalb den Verlust auf das lebhafteste beklagten.

Nach diesen Vorbemerkungen lassen wir jetzt eine Skizze der beiden uns verbliebenen Salomonen folgen. Buka besitzt — gleich dem größeren Bougainville — einen schlanken, gestreckten Körper. Vom Kap Henpan oder dem Nordkap bis zum Sunde ist es 52 km lang und 8 bis 15 km breit. Die starre, nur mäßig aufgeschlossene Ostseite fällt etwa 50 m hoch schroff zum



Ausläufer des Kaisergebirges bei Kap Laverdie.

Meere ab, zuweilen kaum etwas Vorstrand freigebend. Sie wird von einem Riff umgürtet, das sich lückenlos ans Gestade legt und das Landen sehr erschwert. Erst im Süden, wo am Beginn der Durchfahrt einige Buchten ins Innere schneiden, sind Ankerplätze zu finden. Reicher entwickelt ist die Westküste. Sie zeigt durchgängig Mangrovenbestand mit Hochwald dahinter, der sich allmählich zu den Bergen emporzieht. Dem Strande ist in größerer oder geringerer Entfernung ein mächtiger Zoophytenwall vorgelagert. Von Kap Henpan bis zum Eingang in den Karolahafen hält er sich hart am Ufer. Erst von der spitzen Halbinsel an, die sich aus Nordost vor den Hafen schiebt, weicht er in See hinaus und streicht in 6 bis 7 km Abstand parallel mit der Küste nach Süden. Dicht unter der genannten Halbinsel liegen, durch ein Riffinselchen getrennt, die beiden Einfahrten zum Hafen, der sich als ein weites, länglichrundes Becken mit mehrfach gezacktem Binnenrande vor dem Besucher auftut. Der Ankergrund ist ausgezeichnet, der Windschutz vollständig; nur fehlt es an Trinkwasser. Auf dem Riff erheben sich sieben niedrige Eilande, die sämtlich gut bewaldet sind und trotz der ungünstigen Wasser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verhältnisse eine zahlreiche Bevölkerung haben. Der Binnenkanal zwischen Riff und Ufer kann selbst von tiefgehenden Kriegschiffen ohne Gefahr benutzt werden. Außerdem öffnen sich bei den Inseln noch etliche Passagen, die durch den Riffkranz ins Meer führen.

Wie sieht es nun im Innern Bukas aus? Hierüber sind wir ein Jahr nach Professor Sapper noch durch Dr. Friederici aufgeklärt worden, der im Sommer 1909 — zusammen mit Ingenieur Schön — die Insel des Näheren durchforscht hat. Der Osten besteht, wie schon bemerkt, aus gehobener Korallenbildung; im Westen und Südwesten erhebt sich, parallel zur Küste, ein aus jungen Eruptivgesteinen und deren Tuffen aufgebauter Höhenzug, der aber nicht über 300 bis 400 m hinausragt. Die Mitte erfüllt eine ziemlich tiefliegende, unbewohnte Ebene mit starker Lateritbedeckung. Der flachere Vorderabschnitt umfaßt die Gaue Baniß und Hanahan. Den gebirgigen Teil nennen die Eingeborenen Tscholoß oder Zoloß. Die Bevölkerung drängt sich fast ausschließlich auf die Küstenränder zusammen. Der Ackerboden ist von größter Fruchtbarkeit und zur Anlage von Plantagen wie geschaffen. Zwischen Buka und Bougainville öffnet sich der König Albertsund. Seine Westzufahrt wird nach außen von den Kayserinseln umschlossen. Wir laufen zunächst in ein weites Vorbecken ein, das wir mühsam und tastend passieren müssen. Etwa halbwegs zur östlichen Pforte liegt die engste und seichteste Stelle, wo das Schiff inmitten eines Heeres von Korallenstöcken nur in 9 Fuß tiefem Wasser schwimmt. Danach beginnt der zweite, gefahrfreiere Abschnitt der Straße, die sich fortan als mäßig breiter, nordöstlich gerichteter Kanal darstellt, in dem Strömung und Gezeiten ihr lebhaftes Spiel treiben.

Nunmehr gehen wir zu Bougainville über, der größten aller Salomonen, die auf der Längsachse reichlich 200 km mißt, und deren Breite zwischen 40 und 80 km schwankt. Der Flächenraum beläuft sich — Buka eingerechnet — auf 10000 qkm. Das innere Gebirge wird fast allseitig von Niederungen umgeben, durch welche zahlreiche Bäche und Flüsse zum Meere rinnen. Der fruchtbare, wohlbewässerte Boden eignet sich vorzüglich zu Pflanzungszwecken, besonders zur Kautschukkultur. Etwa 20 km vom Ostmunde des Albertsundes entfernt, hebt die Steigung der Küste an. Hohe, jähe Wände treten hart zur See und bilden weitausspringende Vorgebirge, wie bei Kap Laverdie, zwischen denen sich geschützte Buchten mit brauchbaren Ankerstellen auftun. Kap Laverdie selber liegt auf dem flachen Eiland Jruë, das von der Hauptinsel durch einen schmalen Kanal getrennt ist, der sich im Süden zu dem schönen Herzog Ernst-Günther-Hafen erweitert. Bald darauf steuern wir in das Binnenwasser zwischen dem Ufer und dem äußeren Barriereriff, das in 2 bis 6 km Abstand und parallel mit den Strandriffen an der Nordostseite entlang streicht. Wieder zeigen sich Ankerplätze und Häfen, z. B. Nussi hinter den Dambachinseln, Numa-Numa und die umfangreiche Herbertbai im Süden von Kap Mábiri oder Le Cras.

Damit erreichen wir das Gestade von Kiëta, wo etwas westlich der gleichnamigen Missionstation auf moskitofreier Höhe die 1907 begründete Regierungstation liegt, die ebenfalls Kiëta heißt. Sie ist mit einem Vorsteher, etlichen weißen Unterbeamten und fünfzig farbigen Polizeisoldaten besetzt. Der Hafen, wohl der schönste und sicherste auf ganz Bougainville, wird durch eine vorgelagerte Insel gegen Seegang geschützt und bietet Schiffen jeder Art und Größe einen bequemen Liegeplatz. Von der Station zieht sich ein ausgedehntes Wegenetz mit zahlreichen Brücken und Dämmen über einen großen Teil der Insel fort. Alle Arbeiten sind unter deutscher Leitung von den Eingeborenen ausgeführt worden, ein Fortschritt, den man noch vor wenigen Jahren kaum für möglich gehalten hätte. Auch zur Unterdrückung der ewigen Stammes- und Blutrachefehden und nicht minder der Anthropophagie hat die Station wichtige Dienste geleistet. Sie hat sogar in den näheren Bezirken eine Volkszählung vorgenommen und den Eingeborenen eine Kopfsteuer, beziehungsweise Steuer- oder Fronarbeit auferlegen können.

Durch die vom Norddeutschen Lloyd eingerichtete „Küstenlinie" erfreut sich Kiëta einer regelmäßigen Verbindung mit Simpsonhafen (Rabaul) auf der Gazellehalbinsel in Neu-Pommern.

Südlich von Kiëta öffnet sich hinter den felsigen Zeuneinseln die flach ausgerandete Rottenburgbai, an deren gehügeltem Strande die „Bismarck-Archipel-Gesellschaft" im Jahre 1909 ihre erste Pflanzung bei Aropa angelegt hat.

Halbwegs zwischen diesem Platze und der Freundschaftsspitze grüßt uns die Missionstation Koromira. Dann folgt der meist flache und noch wenig erschlossene Südteil der Insel, der an die 45 bis 48 km breite Bougainvillestraße grenzt. Hier fällt uns zunächst die schmale, wegen ihrer stark versumpften Ufer als Landungstelle nicht zu empfehlende Bucht von Tonolai auf. Man tut daher besser, die Insel erst bei der Missionstation Buin oder weiter bei der Moilaspitze zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

betreten, weil hier der Strand zugänglicher und das Fahrwasser reiner ist. Das Westufer hat im südlichen Drittel die tief ausgerandete Kaiserin Augustabai. Sie liegt zwischen Kap Moltke im Norden und der Hüskerhuk im Süden. Letzterer Vorsprung besitzt an der Innenseite einen rückwärtigen Haken, die Huk Lindenberg, wodurch der kleine, sehr hübsche Gazellehafen gebildet wird.

Das Innere der Insel ist, wie schon angedeutet, mit Gebirgen erfüllt, die aber keine zusammenhängende Längskette ausmachen, sondern im Parallel von Kap Moltke durch eine Absenkung unterbrochen sind. Der nördliche Zug oder das Kaisergebirge schwillt bei 5° 55′ südlicher Breite zu einem von drei hervorstechenden Spitzen gekrönten Bergplateau an, dem tätigen Vulkan Balbi, der zu 3100 m angegeben wird. Über jene Senke gelangen wir zu dem südlichen Kronprinzengebirge. Es beginnt mit einer vulkanischen Gruppe, dem Bagana und dem Guinot, beide tätige Feuerspeier, an die sich nach Süden eine Reihe mächtiger Hochkegel legt, die mit einem Kraterberge von rund 2400 m kulminieren. Der Bagana hatte 1884 einen verheerenden Ausbruch, bei welchem viele Eingeborene ums Leben kamen. Seitdem stößt er beständig Rauch- und Dampfwolken aus. Das beobachteten z. B. Gouverneur Dr. Hahl und Professor Dr. Sapper bei der ersten Durchquerung Bougainvilles im Juli 1908. Natürlich fehlt es im Bereich der Vulkane nicht an Erdbeben; namentlich scheint die Bougainvillestraße mit ihrem Inselschwarm ein öfter heimgesuchtes Erschütterungsgebiet zu sein.

Das westliche Melanesien von Neu-Guinea bis zu den Salomonen rechnet klimatisch in das tropisch-australische Monsungebiet, das im ganzen durch das Vorherrschen des Nordwestmonsuns charakterisiert wird. Die jährliche Niederschlagsmenge beträgt an den Inselküsten etwa 2900 bis 3200 mm, im Innern, hauptsächlich bei 1500 bis 1800 m Seehöhe, aber doppelt so viel und darüber. Die Temperaturlage ist ziemlich dieselbe wie in Neu-Guinea. Das Jahresmittel beziffert sich auf 26°, beziehungsweise 27° C., bei einer Schwankung von 18 bis 35° C. Trotzdem ist das Klima für den Europäer nicht unerträglich, da am Gestade jederzeit durch die Seebrise eine wohltuende Erfrischung erzeugt wird, und im Gebirge trägt schon die Höhe dazu bei, um die Luft kühler, reiner und gesunder zu machen. Die stürmische und am meisten mit Regen gesegnete Zeit reicht vom Dezember bis Anfang März. In diesen Monaten streichen bisweilen von Süden oder Südosten heftige Orkane über den Archipel hin und richten arge Verwüstungen an. Gewitter und Niederschläge zeigen sich übrigens das ganze Jahr hindurch, namentlich dann, wenn Südostpassat und Nordwestmonsun um die Herrschaft streiten.

Was die Flora der Salomonen betrifft, so gehören diese mit den Bismarckinseln und Neu-Guinea zu ein und demselben Vegetationsgebiete, das man als „papuanische Region" zusammenfaßt. Auf die Mangrovendickichte des Flachstrandes folgt landeinwärts ein hoher, strotzender Küstenwald, der später in den nicht minder artenreichen Bergwald übergeht. Auf den Hochflächen und den Flanken der Gebirge dehnen sich öfter umfangreiche Savannen aus, die vorwiegend mit Alangalanggras bestanden sind. Im Waldbilde treten uns besonders die Palmen in großer Fülle entgegen. Neben dem Sagobaum erscheint die in mehreren Arten vorhandene Areka- oder Betelpalme und am Sandgestade die Kokos. Auch an Nutz- und Edelhölzern, die zum Teil wertvolle Harze und Säfte enthalten, ist kein Mangel. Besonders charakteristisch für die Inselflora sind die riesigen Calophyllumstämme, die sich bogig und erst allmählich aufstrebend von der Erde erheben „und mit ihrem gewaltigen Ast- und Blattwerk einen herrlichen Anblick gewähren".

Die Eingeborenen kultivieren Yams, Taro, Bataten oder Süßkartoffeln, Bohnen und ausgezeichnete Bananen. Da beide Geschlechter leidenschaftliche Raucher sind, so haben sie auch die Tabakzucht versucht, aber ein abscheuliches Kraut erzielt, das fürchterlich riecht und für den Fremden gar nicht zu genießen ist.

Die Fauna, die zur „austro-malaiischen Subregion" gehört, fällt sofort durch die Armut an Säugetieren auf. Nicht einmal die aplacentalen Beutler — mit Ausnahme des katzengroßen Kuskus — kommen häufiger vor. Von placentalen Säugern finden wir das Papuaschwein, etliche Ratten, einen verwilderten Hund und mehrere teils insekten-, teils fruchtfressende Fledermäuse. Die Vögel stehen denen von Neu-Pommern und Kaiser Wilhelmsland sehr nahe. Sie werden hauptsächlich durch Papageien, Kakadus, Frucht- und Erdtauben, Scharrhühner, Königsfischer und Kasuare, die nach Bennigsens Feststellung auf Bougainville in den Buschwäldern leben, charakterisiert. Nur Paradiesvögel hat man bis jetzt noch nicht entdeckt. Von Reptilien kennt man etwa zwanzig Arten, darunter das Krokodil, sowie etliche kleinere Echsen und Schlangen. Noch öfter erblickt man Frösche, allein zehn Arten, und an Fischen herrscht geradezu Überfluß. Aus dem niederen Tierreich sind mehrere große und farbenprächtige Schmetterlinge zu erwähnen, z. B. Ornithoptera Urvilleana und Ornithoptera Victoriae, die den Stolz und das Entzücken aller Sammler bilden.

Die Eingeborenen der deutschen Salomoinseln sind in jeder Hinsicht vollwertige Vertreter der als „Melanesier" bezeichneten Völkergruppe der westlichen Südsee. Ihre Hautfarbe ist ein rußiges, tiefdunkles Grauschwarz oder Braunschwarz. Aus den durch Ziernarben und Tätowierung verunstalteten Gesichtern schauen die tiefdunklen Augen ernst und fast drohend heraus. Die Männer, meist hochgewachsene, kräftige und vollfleischige Gestalten, zeigen sich selten oder nie ohne Waffen. Diese bestehen aus Bogen, Pfeilen und Speeren, welche vor allem in den Bergdistrikten Bougainvilles äußerst kunstreich und in Masse für den Export angefertigt werden. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Spitzen sind mit Widerhaken aus den elastischen, fein zugeschärften Flügelknochen des fliegenden Hundes bewehrt. Doch hat man auch glatte Speere und Pfeile, diese aber mehr für die Jagd als für den Kampf. Keulen kommen weniger vor, und Schilde fehlen ganz. Die Männer verschmähen zu Hause jede Bekleidung. Die Frauen schwingen sich allenfalls zu einem winzigen Schurze auf, um ihre Blöße zu bedecken. Gegen den Sonnenbrand tragen sie weite Schutzkappen aus zusammengesteckten Pandanusblättern. Die Männer behängen sich gern mit allerlei Schmuck, z. B. Stirnbändern und Ohrzierat aus Cypraea- oder Nassamuscheln, gravierten Halsplatten, Arm- und Beinringen. Durch die Nasenscheidewand stecken sie häufig einen Stift aus geschliffener Tridacnaschale. Zum Bemalen der Sachen, wie des Körpers kennt man verschiedene Farben, meist Rot, dann Grün und Weiß. Letzteres ist die Trauerfarbe. Der Hausrat wird teils von den Männern, teils von den Weibern hergestellt; diese verfertigen namentlich die ohne Glasur gebrannten Töpferwaren, während jene die hölzernen oder geflochtenen Körbe, Schüsseln und Schalen, das Muschel- und Zahngeld und die Werkzeuge, Angeln, Fischreusen usw. liefern.

Der bösartige, feindselige Charakter des Volkes wird nicht ohne Grund gefürchtet, selbst da, wo der Kannibalismus bereits erloschen ist. Im deutschen Gebiet dürfte die Anthropophagie, wenn auch insgeheim, auf Buka und dem größten Teile Bougainvilles noch fortdauern. Bemerkenswert ist die Scheidung der Eingeborenen in verschiedene „Clans" oder „Totems", die jedoch mit den jeweiligen politischen Verhältnissen nichts zu tun haben. Heiraten innerhalb gleicher Totems sind streng verboten; nur Angehörige ungleicher Totems dürfen sich ehelichen. Im Erb- und Familienrechte gilt das Matriarchat, d. h. die Kinder folgen der Mutter und nicht dem Vater. Über die religiösen Anschauungen der Nordsalomonier sind wir höchst wenig unterrichtet. Wir wissen nur, daß sie eine Art Geister- oder Ahnenverehrung pflegen und besonders eine stark ausgebildete Furcht vor Gespenstern oder ähnlichen Schattenwesen besitzen. Auch Geheimbünde spielen bei ihnen eine große Rolle. Die Verstorbenen werden auf Bougainville mit allerlei Beigaben verbrannt. Die übriggebliebenen Knochen versenkt man in einem Mattenkorbe ins Meer und errichtet auf der Brandstätte zum Andenken an den Toten ein (Ahnen-?)Häuschen.

Politisch trennt sich die Bevölkerung in viele kleine, von erblichen Häuptlingen regierte Stämme, die gewöhnlich nur ein Dorf umfassen. Die Anlage der Dörfer ist je nach der Gegend etwas verschieden. Auf Buka und Nordbougainville stehen die Häuser zu fünf bis zehn hart nebeneinander, mit dem Eingange nach der Straße gekehrt. Die Länge schwankt von 6 bis 12 m, die Breite von 3 bis 5 m und die Höhe von 3 bis 4 m. Das etwas gewölbte Dachgerüst ist mit Pandanusblättern gedeckt, die über dünne Stäbchen gebogen sind und von Kokosblattrippen, die als Heftnadeln dienen, festgehalten werden. Den Firstbalken stützen kräftige Mittelpfeiler, und die Giebelenden verkleidet man mit sorgsam behauenen Brettern. Fenster und Schornsteine sind unbekannt. Das Licht dringt lediglich durch das kleine Einsteigeloch herein, das etwa $1\frac{1}{2}$ m über der Erde angebracht ist. Das Innere pflegt man durch Querwände in verschiedene Räume zu teilen, die zum Wohnen, Schlafen und Kochen dienen. Im südlichen Bougainville und auf den Straßeninseln stellt man die Häuser zumeist auf einen 3 bis 4 m hohen Pfahlrost und gibt ihnen statt der gewölbten Dächer solche mit zwei flachen Schrägseiten. Diese Distrikte haben auch die den Frauen und Kindern verbotenen Tambu- (oder Tabu-)Häuser, worin die Männer zu Beratungen, Festlichkeiten und Kultushandlungen zusammenkommen. Da wird gespeist, gescherzt, gesungen und getanzt; selbst musikverständig sind die Schwarzen. Ihre Pfeifen werden nach Art der Panflöten aus Bambus gefertigt und nach einem feststehenden System abgestimmt. Die Binnenstämme bauen ihre Dörfer zum Schutz gegen Überfälle auf Bergvorsprünge oder steile Bergrücken und unterhalten beständig Wachtposten, die hoch in kleinen Baumhäuschen nisten und jede feindliche Bewegung sofort melden.

Endlich glänzen unsere Salomonier noch als Seefahrer. Zum Fischfang auf den Riffen, sowie zum Verkehr in der Nachbarschaft benutzen sie Flöße und kleine Kanus mit und ohne Ausleger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berühmt sind von jeher die mit vieler Sorgfalt konstruierten und bis 20 m langen Kriegsboote oder „großen" Kanus, deren Körper aus einem dünnen, mit Palmbast zusammengenähten Plankenwerk besteht, das am Vorder- und Hintersteven steil in die Höhe ragt und hier mit mancherlei Zierat aus Federn, Muscheln und Schnitzereien prächtig geschmückt ist.

Die Bewohner von Buka und Bougainville gelten schon lange als vortreffliche Plantagenarbeiter, d. h. bei richtiger Behandlung und zusagenden Verhältnissen, und ihre Inseln sind daher ein bevorzugtes Anwerbegebiet. Leider ist das fast der einzige Nutzen, den man bisher aus Land und Volk gezogen hat, und doch besitzen gerade unsere Salomonen den

Ein Dorf in der Landschaft Baniß auf Buka.

höchsten kolonialen Nutzwert. Sie haben fruchtbares, wohlbewässertes Erdreich in Fülle, ein gleichmäßiges, nicht allzu warmes, durch Seewinde gemildertes Klima, auskömmliche Niederschläge und gute Häfen, so daß zur Anlage der edelsten Tropenkulturen jegliche Vorbedingungen gegeben sind. Mit gutem Grunde hat sich deshalb die „Bismarck-Archipel-Gesellschaft" nach Bougainville gewandt, um außer der Pflanzung von Kokospalmen den Anbau von Kakao und Kautschuk im großen zu betreiben. Etwas später erschien die „New Britain Trading and Planting Company", die im Bezirk von Kiëta arbeiten will, wo bereits die katholische Mission mit der Anlage von Plantagen vorgegangen ist. Der Handel auf den deutschen Salomoinseln wird hauptsächlich durch die Hamburger Firma Hernsheim & Co. besorgt, die ihre Niederlassung ebenfalls in Kiëta hat, das ganz darnach angetan scheint, der früheren Geschäftszentrale auf Shortland den Rang abzulaufen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

II. Deutsch-Mikronesien.

Im Norden und Nordosten der melanesischen Archipele breitet sich ein neues, vielgestaltiges Inselreich aus, das wegen der auffallenden Kleinheit seiner Glieder recht bezeichnend Mikronesien genannt wird. Es erstreckt sich über fünfzig Längengrade und nahe an dreißig Breitengrade, besitzt aber, wenn man das gesamte Wohngebiet rechnet, nur 3500 qkm, mithin weniger als das Großherzogtum Sachsen-Weimar. In diesem Inselgewirr unterscheidet man, abgesehen von den ganz nach Norden gerückten japanischen Boninsinseln, vier größere Abteilungen, nämlich die Marianen, die Karolinen mit den Palauinseln, die Marshall- und die Gilbertinseln. Nur die letzteren stehen unter englischer Botmäßigkeit; die übrigen gehören den deutschen Südseekolonien an und bilden trotz ihres beschränkten Umfanges in politischer, wie kommerzieller Beziehung einen nicht unwichtigen Bestandteil unserer überseeischen Herrschaft. Auf den Marianen haben sich auch die Nordamerikaner eine Etappenstation nach den Philippinen zu sichern gewußt, nämlich Guam, das ihnen als Kabel- und Kohlenplatz dient.

Gemeinsam ist sämtlichen mikronesischen Inseln — außer dem geringen Bodenraum — der gleichförmige koralline Bau und das spärliche Vorkommen höherer Landkörper, die sich als kontinentale Reste teils auf asiatischen, teils auf australischen Sockelrändern erheben. Gemeinsam ist ihnen ferner eine in den Hauptsachen übereinstimmende Bevölkerung, die trotz gelegentlicher Zumischung fremden, namentlich melanesischen Blutes zu den Polynesiern in engster Beziehung steht. Gemeinsam sind endlich, von örtlichen Wandlungen abgesehen, die klimatischen Verhältnisse, das Pflanzenkleid und die Tierwelt.

1. Die Karolinen und die Palauinseln.

Von allen Südseearchipelen nehmen die Karolinen mit der ihnen westlich vorgelagerten Palaugruppe den größten Raum ein. Die lang aufgeschlossene Inselschnur dehnt sich von Tobi bis Kusaie über zweiunddreißig Mittagsgrade aus, das ist so weit wie von Madrid nach Konstantinopel, und ihre Breitenlage wird durch den 5. bis 10. Parallel nördlich vom Äquator begrenzt. Einzelne versprengte Glieder greifen noch über diesen Rahmen fort, namentlich nach Süden hin, wo sie kaum 120 km vom Gleicher entfernt bleiben.

Auf dieser gewaltigen Meeresfläche zählt man, dünn verstreut, gegen 700 insulare Gebilde, meistens winzige Koralleneilande, die als aufgeschüttete Zinnen die vielen Zoophytenbauten krönen. Als Übergangsform ist das Pseudoatoll Truk anzusehen, ein vulkanischer Archipel im kleinen, dessen 17 Berginseln von einem weit ausgerückten Wallriff umzogen sind. Dann folgen die hohen Inseln, deren es im Verwaltungsbezirk der Karolinen nur vier gibt, nämlich im Osten Kusaie und Ponape, im Westen Jap mit den Nebeneilanden Map und Rumung und das mehrfach zerstückelte Palau.

Das Gesamtareal der Karolinen mit Palau hat Professor Langhans in Gotha auf 9000 qkm berechnet, wovon aber 7560 qkm für die Riffe abgehen. Es bleiben sonach nicht mehr als 1440 qkm bewohntes Land übrig, das indessen nicht durchweg kultivierbar ist. Den beträchtlichsten Flächenraum nimmt Palau ein. Es mißt 446 qkm. Ihm reiht sich Ponape an mit 347 qkm, danach Jap mit 207 qkm, Truk mit 132 qkm und Kusaie mit 110 qkm. Die sonstigen Inseln und Inselchen haben nur 1 bis 16 qkm, so daß im ganzen das vorgenannte bescheidene Maß herauskommt.

Die Entdeckungsgeschichte des Archipels greift bis in die Zeit der ersten abenteuerlichen Seefahrten im Stillen Ozean zurück. Sie beginnt mit dem Jahre 1525 oder 1526, je nachdem, ob man dem Portugiesen Diego da Rocha oder dem Spanier Alonso de Salazar den Ruhm zuerkennen will. Bald darauf fand Alvaro de Saavedra Kusaie, Truk

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Ululssi, und allmählich wurden auch die meisten anderen Inseln gesichtet. Da sie jedoch keinerlei lockende Reichtümer boten, so ließen die Spanier sie bald außer acht. Erst nach Besetzung der Marianen, im letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts, traten sie mit der südlicheren Reihe in näheren Verkehr, und zwar bewogen durch die Missionsreisen einiger Jesuiten, unter denen sich auch ein deutscher Pater befand. Damals empfingen die Inseln zu Ehren des Königs Karls II. ihren heutigen Namen, der ursprünglich durch Admiral Francisco de Lazeano nur dem von ihm entdeckten Jap beigelegt war, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aber schon auf sämtliche Inseln ausgedehnt wurde.

Ihre genauere Erforschung und Aufnahme blieb jedoch fremden Seefahrern vorbehalten. Von Palau gab bereits 1786 der Engländer Wilson, Kapitän eines dort gescheiterten Schiffes, die erste ausführliche Beschreibung. Neuere Kunde erbrachte 1816 die Expedition des „Rurik" unter Otto v. Kotzebue, den Chamisso als Botaniker begleitete. Bedeutsamer, namentlich für den Geographen, wurde indes Duperreys Reise mit der „Coquille", 1823 und 1824. Allein diese Leistungen stehen weit zurück hinter denen des Deutschrussen Graf Lütke, der als Kommandant der Korvette „Senjawin" von 1827 bis 1828 den ganzen Archipel durchkreuzte, die alten Entdeckungen berichtigte und eine grundlegende Karte schuf, auf der alle weiteren Arbeiten beruhen. Zum wissenschaftlichen Stabe Lütkes gehörten unsere Landsleute, die Naturforscher Mertens und v. Kittlitz. Ihres Meisters großes Werk erfuhr 1838 durch Dumont d'Urville, sowie 1839 durch das englische Kriegschiff „Larne" und 1840 durch das französische Kriegschiff „Danaïde" gewisse Ergänzungen, welche die Herausgabe der ersten britischen Admiralitätskarte der Inseln ermöglichten.

Etwa dreißig Jahre später suchte der deutsche Handel auf den Karolinen festen Fuß zu fassen. Das Haus Godeffroy sandte 1869 seine Schiffe und Agenten hierher, und bald darauf zogen auch die Sendlinge der Konkurrenzfirma Hernsheim & Co. im Archipel ein. Godeffroys Kapitäne, wie Blohm und Tetens, zeichneten Karten und Pläne, und Godeffroys Händler und Sammler füllten sein Hamburger Museum und dessen wissenschaftliches „Journal" mit denkwürdigen Beiträgen. Für die Kenntnis der Karolinen und Palaus sind die (leider schwer lesbaren) Schriften des verewigten Johann St. Kubary, der seit 1869 bis zu seinem Tode (1896) in Mikronesien wirkte, von Bedeutung geworden. Vor ihm hatte 1862 Professor Dr. Semper auf Palau geforscht; mit und nach ihm kamen Franz Hernsheim, Professor Dr. Finsch und Direktor Grabowsky, dann der Engländer Christian und später als Beauftragter der deutschen Regierung Professor Dr. Volkens, der gleich nach der Besitzergreifung auf den Inseln kolonialwirtschaftliche und botanische Studien vorzunehmen hatte, daneben aber noch Zeit zu ethnographischen und mineralogischen Sammlungen fand. Große Verdienste erwarben sich ferner die deutschen Verwaltungsbeamten Dr. Hahl, Dr. Berg (†), Arno Senfft (†) und Fritz, sowie die Regierungsärzte Dr. Born (†) und Dr. Girschner. Nicht minder wichtig sind die Reisen des Vermessungschiffes „Planet", die Spezialstudien von Dr. Friederici, die von Dr. Thurnwald, der im Dienste des Berliner Museums für Völkerkunde tätig war, und endlich die Beiträge, welche Professor Dr. Augustin Krämer, zuletzt Mitglied der „Hamburger Südsee-Expedition", über die Zentral- und Westkarolinen veröffentlichte.

Die Missionierung der Inseln wurde nach den mißlungenen Versuchen der Jesuiten (1710 bis 1731) erst 1852 durch amerikanische Glaubensboten zunächst auf Ponape und Kusaie wieder aufgenommen. Der Erfolg blieb nicht aus, nur war er ungleich und nicht ohne Rückschläge, da die Verbote uralter Bräuche, z. B. des Bemalens mit gelber Farbe und des Tragens langer Haare seitens der Männer, besonders aber das Tabakverbot bei den Eingeborenen auf zähen Widerstand stießen. Die protestantische Mission wurde nach neununddreißigjährigem Bestehen plötzlich durch die Spanier untersagt, die den religiösen Dienst ausschließlich von den Kapuzinern ausgeübt wissen wollten. Dieser Orden begann sein Werk im Jahre 1887; doch wurden die spanischen Missionare gegen Ende 1905 von deutschen Kapuzinern aus der rheinisch-westfälischen Ordensprovinz abgelöst. Sie arbeiten gegenwärtig in Palau, Jap und Ponape. Die Bostoner Mission, die seit 1899 wieder auf den Inseln erschienen war, hat 1907 ihr karolinisches Arbeitsfeld fast ganz der deutschen „Liebenzeller Mission", beziehungsweise dem „Deutschen Jugendbund für entschiedenes Christentum" eingeräumt. Die Deutschen wirken zurzeit auf Truk, Ponape, Nukuoro, Ngatik, Mokil, Pingelap, Lossop und der Mortlockgruppe, wo sie Kirchen und Schulen unterhalten, die indes mit wenigen Ausnahmen von eingeborenen Predigern und Lehrern versehen werden.

Der deutsche Handelseinfluß auf den Karolinen führte im August 1885 zur Hissung unserer Flagge auf Jap, da die Inseln allgemein als herrenlos galten. Nur die Spanier waren anderer Meinung; sie machten auf einmal ältere Rechte geltend und erhoben ein lautes Gezeter über das Vorgehen der Deutschen. In Madrid kam es sogar zu feindseligen Aufläufen und Demonstrationen, die in Roheiten gegen unsere Botschaft ausarteten. Um so ruhiger blieb man in Berlin; selbst das große Publikum faßte die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sache nur scherzhaft auf. Gleichwohl nahm Fürst Bismarck die päpstliche Vermittlung an und ließ es bei dem Schiedspruch, wonach die Karolinen unter spanischer Hoheit bleiben sollten, Deutschland aber gleiche Handelsfreiheit zugestanden wurde, sowie das Recht, auf den Inseln eine Flotten- und Kohlenstation anzulegen. — Die Eingeborenen lernten das neue Regiment bald genug von der schlimmsten Seite kennen. Es wurden harte Steuern und ein an Sklaverei grenzendes Arbeitssystem eingeführt, so daß die Insulaner, erbittert durch den furchtbaren Druck, zu den Waffen griffen und sich ihrer Peiniger mit Gewalt zu erwehren suchten. Die Spanier erlitten schwere Verluste und mußten zuletzt achthundert Mann Besatzung in mehreren Militärstationen erhalten, wodurch ihnen unerschwingliche Kosten erwuchsen. Deshalb entschlossen sie sich, den ganzen Archipel, einschließlich Palaus und der Marianen, nach dem unglücklichen Kriege mit Nordamerika der deutschen Regierung für 25 Millionen Pesetas oder 16¾ Millionen Mark zum Kauf anzubieten. Deutschland ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, seinen Kolonialbesitz in der Südsee zu erweitern und ihm eine gewisse Abrundung zu geben. Da der Zessionsvertrag vom 12. Februar und 30. Juni 1899 die Genehmigung des Reichstages erhielt, so konnte schon im Oktober und November die feierliche Übergabe der Inseln an Deutschland erfolgen.

Seit unser Banner dort flattert, ist Friede und Ordnung allenthalben eingekehrt. Der Verwaltungsapparat ward gleich von vornherein auf das größtmögliche Mindestmaß beschränkt. Der kaiserliche Gouverneur von Neu-Guinea erhielt die Oberleitung, nachdem das gesamte Kaufgebiet in drei Bezirke: Ostkarolinen, Westkarolinen mit Palau und die Marianen eingeteilt worden war. Die Grenze zwischen Ost- und Westkarolinen bildet der 148. Meridian östlicher Länge v. Gr. Zur Aufrechterhaltung der Ruhe, sowie zum Schutz der Weißen besteht eine Polizeitruppe, die hauptsächlich in Ponape, Jap und den Marianen untergebracht ist und auf den übrigen Inseln nur einzelne Vertreter hat. Das Bezirksamt auf den Marianen wurde am 1. April 1906 eingezogen und das Gebiet dem Bezirksamt der Westkarolinen in Jap zugeteilt. Die örtliche Verwaltung in Saipan führt seither — wie in Palau — ein kaiserlicher Stationsleiter. Jedem Bezirksamte und außerdem der Station Saipan ist ein Regierungsarzt beigegeben. In Ponape, Jap, Truk, Palau und Saipan sind Postagenturen eingerichtet, die von den Landesbeamten mitversehen werden. Nur in Truk besorgt ein Angestellter der Jaluitgesellschaft diesen Dienst. Im Jahre 1905 wurde Jap Kabelstation und durch die Linien Jap—Menado, Jap—Guam und Jap—Schanghai an das internationale Telegraphennetz angeschlossen. Sodann erfolgte 1909 die funkentelegraphische Verbindung zwischen Jap und der kleinen Palauinsel Angaur, wo die „Deutsche Südsee-Phosphatgesellschaft" ein großartiges Unternehmen zur Ausbeutung der reichen Phosphatlager ins Leben gerufen hat.

Unsere Beschreibung der verschiedenen Glieder des Archipels beginnen wir im äußersten Westen, also mit Palau. Dieses besteht aus sieben größeren und über zwanzig kleineren Inseln, die fast alle von ausgedehnten Riffen umgeben sind, durch welche tiefe, schiffbare Kanäle zu den geschützten Ankerplätzen führen. Das Hauptland ist Babeltaob, das 50 km Länge und bis 20 km Breite hat, dabei 300 qkm Fläche bedeckt und sich gleich Koror, Malakal und dem winzigen Garekobasang aus verschiedenen Eruptivgesteinen zusammensetzt; doch hat schon Kubary auf Malakal Proben eines Syenitgranits gefunden. Darüber legt sich als Verwitterungschicht ein rötlicher, sehr fruchtbarer Ton. Von den Bergen ist nach Professor Krämer der Agatiroir mit 195 m der höchste. An Quellen und Bächen fehlt es nirgends; aus dem Ngardoksee entspringt ein Flüßchen, der Ngardorok-Ngarthul, der in eine Bucht des südlichen Inselteiles mündet. Letzterer besteht aus Hügeln von Korallenkalk, der sich auch, zu Arragonit verwandelt, auf Koror vorfindet und dort von den Japern zur Herstellung ihres sonderbaren Steingeldes eifrig abgebaut wird. Eine rein koralline Bildung ist im Süden das gehobene Eiland Urukapel, sowie das niedrige Eilmalk, Eiltaob und Pililju.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das älteste Palauhaus, Bai in Armiid.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Das älteste Palauhaus, Bai in Armiid.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Denselben Charakter zeigt Angaur, so daß also in diesem Bereich entschieden eine Hebung der Riffmassen vorwaltet, wohingegen der Norden mit Ngaruangl und Ngeiangl augenscheinlich im Zustande der Senkung begriffen ist. Die landschaftliche Szenerie bietet viel Anziehendes, namentlich bei der Einfahrt in die schmalen, gewundenen Buchten, deren bergige Ränder im Schmucke eines üppigen Pflanzenwuchses prangen. Aus der Tiefe steigen in wechselnden Formen und Farben schillernde Korallenstöcke empor und engen die schiffbare Straße in bedrohlicher Weise ein. Selbst der am meisten besuchte Hafen von Korror ist nur mit Vorsicht zu erreichen.

Die durch die deutsche Verwaltung mehrfach veranlaßten Zählungen der Eingeborenen ergaben nur wenig mehr als dreitausend Personen. Sie gliedern sich politisch in Gemeinden oder Pelus, die von Fürsten, Rupaks, regiert werden, über denen wieder ein durch Sitte und Gesetz vielfach

Gehobene Korallenlandschaft südlich von Koror.

eingeschränkter höchster Häuptling oder König steht. Die erwachsenen Männer bilden unter sich Klubs, die Kaldebekl oder Klöbbergöll, deren jeder ein eigenes großes Haus, das Bai, und etliche Kriegskanus besitzt. Im Bai verbrachten sonst die Männer, auch die verheirateten, Tag und Nacht, jeder mit seiner „Armengol", so heißen die ledigen Mädchen, welche bis zur Ehe ungehindert ein freies Leben führen durften. Diese Lotterwirtschaft geht jetzt unter dem deutschen Machteinfluß ihrem Ende entgegen. Die Bais, in denen neben den ledigen Weibern auch verheiratete Frauen und selbst Mädchen im Kindesalter gehalten wurden, sind auf Befehl der Regierung geschlossen. Ehebruch, namentlich wenn aus Geldgier begangen, wird fortan an beiden Teilen bestraft. Nur so ist es möglich, der argen Zerrüttung des Familienlebens zu steuern und ein Anwachsen der Bevölkerung zu erzielen. Außer den Bais werden mit ebensoviel Geschick und Geschmack die kleineren Familienhäuser errichtet, sowie die zierlichen Opferschreine oder Ahnentempelchen. — Die eigene Produktion der Inseln ist nicht erheblich; sie beträgt einige hundert Tonnen Kopra, 40 bis 50 Tonnen Trepang, das sind jene Holothurien, die getrocknet als Leckerbissen nach China gehen, ein paar Tonnen Perlschalen und etliche Zentner Schildpatt. Die Verbindung Palaus mit den großen Karolinen, den Marianen und den Marshallinseln besorgt der subventionierte Dampfer der Jaluitgesellschaft, der je nach dem Fahrplan vier- bis fünfmal im Jahre Angaur und Koror anläuft.

Von Angaur ziehen sich — vielleicht als Fortsetzung der Palau-Schwelle — bis in die Nähe von Niederländisch Neu-Guinea mehrere Riffinselchen hinüber, nämlich Sonsol, Bur oder Pul, Merir und Tobi, die trotz ihrer Kleinheit fast alle bewohnt sind und politisch zu Deutschland gehören; nur das größere Mapia oder St. David mit seinen fünf Teilinseln wird auch von Holland beansprucht, ist also noch strittig. Im November 1904 wurden diese winzigen Erdflecke — Mapia ausgenommen — durch einen Taifun derart verwüstet, daß eine Umsiedlung der Eingeborenen erfolgen mußte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die westlichen Karolinen. Sie reichen von Ngulu oder Lamoliork bis Pikelot und umfassen außer diesen Atollen noch Ululssi, Fais, Sorol, Oleaï, Aúrepik, Faraúlip, Ifaluk, Lamutrik, Satuwal und etliche minder bekannte Riffkränze. Das einzige hohe Land im ganzen Schwarme ist Jap, unfern der Westgrenze gelegen und überwiegend aus alten, grüngrauen Schiefern gebildet, wodurch aber, wie andere Funde dartun, die Mitwirkung vulkanischer Kräfte bei seiner Entstehung nicht ausgeschlossen ist. Es hat die Form eines mit der Spitze nach Süden gewandten Keiles. Im Nordosten drängt sich der Tomilhafen so tief in den Inselkörper, daß der nördliche Abschnitt nur durch einen wenige hundert Meter breiten Isthmus mit dem übrigen Gebiete zusammenhängt. Durch diese Enge ist im Jahre 1901 zur Bequemlichkeit für die einheimische Schiffahrt der Tágerénkanal gegraben worden. Den Norden und die Mitte füllen Hügelwellen und Plateauflächen aus, die mit einförmigen Savannengräsern bestanden sind. In Tal und Ebene grünt neben wildwachsenden Büschen und Bäumen eine üppige Kulturvegetation, und an der von einem breiten Riff umsäumten Küste haben sich die stelzfüßigen Rhizophoren angesiedelt. Der höchste Berg, der Köbul in der Burräkette, erreicht nur 300 m. Politisch zerfällt die Insel Jap in acht, beziehungsweise zehn Bezirke, d. h. einschließlich Map und Rumung, die ebensovielen Oberhäuptlingen gehorchen. Die Zahl der Eingeborenen beziffert sich heute auf weniger als 7000 Köpfe und ist leider noch im Rückgange begriffen. Das Kaiserliche Bezirksamt liegt an dem fjordartig ausgezackten Tomilhafen, der jetzt hinlänglich mit Seezeichen versehen ist. Über die Insel erstreckt sich ein Wegenetz, dessen Ausgestaltung unter dem deutschen Regiment eifrigst gefördert wird. Den Handelsverkehr vermitteln mehrere weiße Agenten, die großenteils von der Jaluitgesellschaft abhängig sind und von dieser durch den regelmäßig einkommenden Dampfer ihre Waren erhalten. Der früher ziemlich erhebliche Kopraexport war infolge schwerer Verwüstungen der Kokosbestände durch Taifune und Schildläuse längere Jahre unterbrochen, und erst seit 1908 belebt er sich langsam von neuem.

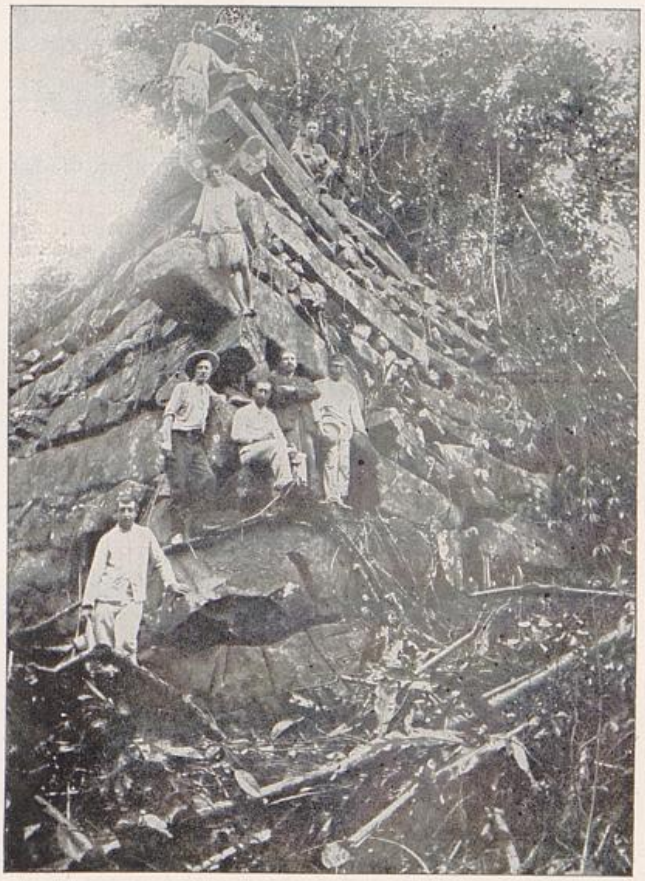
Die übrigen Inseln des Bezirks sind, ebenso wie in den Ostkarolinen, meist niedrige Atolle, mit Lagunen in der Mitte, oder einfache Anschüttungen ohne Binnensee, die sich insgesamt nur wenig über den Meeresspiegel erheben und einander so ähnlich sehen, daß „die Schilderung einer für alle genügt". Zum Teil liegen sie einsam in der blauen Flut, zum Teil haben sie sich mit zwei oder drei ihresgleichen zu Gruppen vereinigt. Von letzterer Art sind die Ululssi- oder Mackenzieinseln, zwei benachbarte Atolle mit dreißig sandigen Eilanden, die nicht einmal alle bewohnt werden. Ein Hauptmangel dieser quellenlosen Sandflecke ist trotz des feuchten Seeklimas das Fehlen des Trinkwassers. Selbst nach den ergiebigsten Niederschlägen wird der Inhalt der Zisternen schnell brackig, so daß die Eingeborenen das kostbare Lebensnaß in Baumlöchern aufzufangen suchen. Eine andere Gefahr bringen die schweren Stürme mit sich, welche von Zeit zu Zeit den westlichen Pazifik aufwühlen und nicht selten ganze Riffseiten inselleer fegen. Wenn die Wogen zu solcher Höhe steigen, bindet der Karolinier sein Weib und seine Kinder an den Baumstämmen fest und flüchtet sich selbst in die Wipfel.

Eine merkwürdige Ausnahme bietet das phosphatreiche Fais oder Tromelin dar, östlich von Jap, das bis zu 30 m gehoben ist und im Innern eine fruchtbare, wohlangebaute Senke hat, nämlich die ehemalige, jetzt trockene Lagune.

Die östlichen Karolinen. Zu diesen zählen wir außer Kusaie, Ponape und Truk die Atolle Pingelap, Mokil, Ngatik, Oroluk, die Mortlock- oder Nomoigruppe mit den Atollen Lukunor, Satauan und Etal, die Halliinseln oder Nomwin und Murilo, das Seevögelreservat Ostfajo oder Inissinisau-Pissila, Namonuito oder Onon, Pulap, Poloot, Hok und mehrere verstreute Riffkränze. Die Lagunenringe von Mortlock tragen allein neunzig Eilande, darunter die Hauptinsel Lukunor selber mit 35 km Umfang und prächtigen Kokoshainen. Die Bewohner zeichnen sich noch immer durch Fleiß und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nautischen Wagemut aus, der sie neben den Leuten von Oleaï, Faráulip und Lamutrik zu den tüchtigsten Seefahrern und Schiffsbaumeistern der ganzen Südsee erhoben hat. Schon in früheren Jahrhunderten entdeckten sie ohne Kompaß den Weg nach den Marianen und haben ihn bis um 1870 nur nach den Sternen immer wieder gefunden. Auch im eigenen Archipel war ihnen fast jede Insel bekannt und durch Handelsbeziehungen verbunden. So geschah es, daß ihre Sprache die am weitesten verbreitete und die eigentliche Handelsprache auf den Karolinen wurde.



Auf der Basaltmauer von Nanmatal.

Wir kommen nun zu Truk, das längst wegen seiner Sondernatur bekannt ist. Es besitzt ein vorwiegend basaltisches Kernstück, das aber nicht eine zusammenhängende Masse bildet, sondern in zahlreiche Berginseln zerfällt, die bis 400 m ansteigen. Der Ackerboden ist ziemlich steinig, trotzdem aber recht fruchtbar. Die kräftigen, noch rohen Bewohner zählen über 14000 Köpfe; zu ihrer Befriedung war die Anlage einer Regierungstation notwendig, für welche sich auf der Insel Toloas, wo der Postdampfer und die übrigen Schiffe ankern, der geeignetste Platz darbot. Die geräumige, von Korallenbänken durchsetzte Lagune hat bis 60 m Tiefe und wird erst weit draußen von einem annähernd fünfeckigen Wallriff eingerahmt, das 75 km Länge und 60 km Breite aufweist, also zu groß ist, um im ostelbischen Teil des Königreichs Sachsen untergebracht zu werden. In der Gruppe arbeiten deutsche, englische und japanische Händler, die hauptsächlich Kopra exportieren.

Noch weiter nach Osten gerückt ist das plump viereckige, an der Küste vielgeschlitzte Ponape (sprich Pónapé). Es besteht vorwiegend aus Basaltlaven von wechselnder Beschaffenheit; doch kommt daneben auch dichter Basalt, zum Teil sogar Säulenbasalt vor. Letzterer bildet auf der kleinen nördlichen Vorinsel Dschokadsch etliche malerische Partien, unter anderen die berühmte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

300 m hohe, wandartige „Klippe". Die Oberfläche des Hauptlandes ist bergig. Der höchste Gipfel ist der Tolokole mit 872 m; ein anderer, der Tukain, zeichnet sich durch eine auffällige Zuckerhutgestalt aus. Um die ganze Insel legt sich ein Riff, das von mehreren Einfahrten durchbrochen wird, darunter fünf, die zu guten Häfen führen, als welche wir die Langar- oder Santiagobai, den Aru-, Metalanim-, Mutok- und Ronkitihafen nennen. Der Regierungsitz mit der weißen Ansiedlung, kurzweg „die Kolonie" genannt, liegt an dem mit Seezeichen reichlich ausgestatteten Santiago- oder Langarhafen. Der Bezirksamtmann wohnt noch immer in dem alten spanischen, sehr weitläufigen Festungsrayon, wo außerdem der Arzt, der Hafen- und der Polizeimeister ihre Quartiere haben. Das Krankenhaus erhebt sich frei auf der vom Meere ansteigenden Terrasse.

Ponape wird regelmäßig durch den Dampfer der Jaluitgesellschaft angelaufen und hat sonach dieselbe Verbindung mit der Außenwelt wie Palau und die früher genannten Inseln. In die Missionierung teilen sich die Kapuziner und die Liebenzeller Missionare. Mehr als zwei Drittel der dreitausend Bewohner gehören dem protestantischen Bekenntnis an, der Rest sind Katholiken. Die Eingeborenen scheiden sich in mehrere Stämme, über die gegenwärtig fünf Häuptlinge in den Landschaften Dschokadsch, Not, U, Ronkiti und Metalanim herrschen. Der letzte ist der angesehenste. Größere Dörfer gibt es auf Ponape nicht; die Häuser liegen vielmehr vereinzelt im dichten Grün der Küstenzone. Das bergige Innere ist jetzt unbesiedelt, eine Erscheinung, die sich auf allen hohen Inseln Deutsch-Mikronesiens wiederholt und deren intensiveren Anbau stark verzögert. Das Haupterzeugnis ist vorläufig nur Kopra; doch würde sich der Boden auch zu anderen Kulturen eignen, da die Niederschläge sehr auskömmlich sind, nämlich 4620 mm im jährlichen Durchschnitt, und schwere Orkane, wie der vom 20. April 1905, sich nur selten zeigen.

Ponape muß in früheren Zeiten eine viel dichtere Bevölkerung besessen haben, der überdies ein höherer Bildungsgrad eigen war. Das bezeugen noch heute die eigenartigen Ruinen von Nanmatal. Sie bilden einen Komplex von vierseitigen, aus Basaltsäulen errichteten Bauten, die stadtartig auf einer Fläche von 42 ha angelegt und von engen Kanälen durchzogen sind, weshalb man sie nicht unzutreffend das „mikronesische Venedig" genannt hat. Die einzelnen Abteile sind entweder Quadrate oder Parallelogramme oder Kombinationen dieser Formen. Die Struktur ist roh und beschränkt sich auf das Zusammenlegen der von der Natur fertig gelieferten Basaltsäulen, deren gewaltige Schwere an die Transporttechnik die bedeutendsten Anforderungen stellte. Die jetzige Generation weiß nichts über die Entstehung dieser zyklopischen Häuptlingsresidenzen, Grabstätten und Verteidigungswerke, fürchtet und meidet sie vielmehr aus abergläubischen Gründen. Die erste Erforschung geschah durch Missionar Gulick.

Südöstlich von Ponape liegt das Atoll Ngatik, dessen Bevölkerung durch eine ganz außerordentliche Blutmischung entstanden ist. Denn die Väter des jetzigen Geschlechts sind Deutsche, Engländer, Neger, Ponapesen, Mortlock- und Gilbertinsulaner, die sich vor etwa fünfzig Jahren nach Ermordung aller eingeborenen Männer mit den überlebenden Frauen und Mädchen verheirateten. Ngatik wurde bereits mehrmals von Sturmfluten heimgesucht, die vielen Schaden unter Menschen, Vieh und Pflanzungen verursachten.

Die letzte und östlichste Karolineninsel ist Kusaie. Sie besitzt vulkanischen Charakter und steigt im Innern zu spitzen Basalthörnern auf, die mit 660 m kulminieren und am Fuß und auf den sanfteren Gehängen ein dichtes Waldkleid tragen. An der Küste finden sich kleine fruchtbare Ebenen mit fettem Lehmboden. Um das Gestade gürtet sich ein Riff, dessen Passagen zu drei guten Häfen führen, von denen der Chabrolhafen der beste ist. Seine Bucht deckt nach außen das Eiland Lele, bekannt durch die alten, von den Bewohnern „Pot-Falat", d. h. hohe Mauer, genannten Steinwälle, die „aber mehr durch ihre Größe als durch die Sorgfalt der Konstruktion wirken". Auf Lele lebt jetzt der Oberhäuptling, sowie die Mehrzahl der durch die Bostoner Mission vollständig zum Christentum bekehrten Einwohner, die aber trotz Bildung und Gesittung ziemlich schnell dem Aussterben entgegengehen. Dabei erfreuen sie sich günstiger Existenzbedingungen, besitzen Pflanzungen und Vieh, nämlich: Schweine, Rinder, Ziegen, Hühner und Enten, die sämtlich aus Amerika importiert sind und sich völlig akklimatisiert haben.

Das Klima und die Wetterlage der Karolinen lassen sich nach den bis jetzt vorliegenden Beobachtungsreihen nur in allgemeinen Zügen schildern. Der Westen, vornehmlich Palau, steht noch unter dem Einfluß der Monsune; die Mitte und der Osten dagegen werden von den Passaten

beherrscht. Von Oktober bis Mai weht der Nordostpassat mit geringeren Niederschlägen und kühlerer Temperatur. Dann setzt von Juni bis September die Regenzeit ein, während welcher leichte Winde und Stillen abwechseln, häufig aber auch schwere Gewitterböen und Stürme auftreten. Die westlichen Inseln haben von Juni ab Südwestmonsun, der im Juli und August starke Regenfälle bringt. Auf Jap schwankt die jährliche Niederschlagsmenge von 2800 bis 3500 mm; für Palau haben wir im Mittel 3300 mm, für Truk 3000 bis 3100 mm Regen und für Kusaie, d. h. zunächst für die Vorinsel Lele sogar 4380 mm. An den Bergen im Westen wollen die amerikanischen Missionare noch weit mehr, nämlich 6400 bis 7400 mm gemessen haben. Im September und März, wenn sich Monsun und Passat ablösen, brechen zuweilen verheerende Orkane über den Archipel herein und bedrohen namentlich die Flachinseln

Seit 1905 sind die Karolinen öfter von solchen Katastrophen heimgesucht worden, denen Hunderte von Menschen zur Beute fielen. Die Felder wurden zerstört, die Kokospalmen und Brotfruchtbäume niedergelegt, so daß die Überlebenden in die äußerste Bedrängnis gerieten. Besonders haben Pingelap, Mokil, Oléai — dieses durch den Karfreitag-Taifun von 1907 —, Mogemog oder Nord-Ululssi und die kleinen Riffinseln zwischen Palau und Neu-Guinea furchtbar gelitten. Die Regierung sah sich daher veranlaßt, rund eintausendfünfhundert Menschen aus ihren verwüsteten, nahrungsarmen Atollen zu entfernen und sie zunächst auf den hohen Karolinen, später aber fast sämtlich auf den deutschen Marianen, vor allem auf Saipan, neu anzusiedeln.

Bei Nordostwind ist es auf Palau und Jap meist trocken; gelegentlich kommen sogar länger anhaltende Dürreperioden vor. Die Temperatur liegt zwischen 20° C. und 30°, beziehungsweise 33°, mit etwa 27° C. als Jahresmittel. Die Tagesamplitude dürfte 3 bis 4°, höchstens 6° C. kaum überschreiten; doch wird diese gleichmäßige Wärme stets durch die Seebrise gemildert und ist daher für den Weißen selbst in den Mittagsstunden ohne Schaden zu ertragen.

Auf Jap ist eine meteorologische Station errichtet, die mit dem Wetterbureau in Manila wie mit dem Observatorium bei Schanghai in Verbindung steht und beide für gewöhnlich zweimal am Tage mit Wettertelegrammen versieht.

Der Gesundheitszustand zeigt sich neuerdings nicht befriedigend. Malaria fehlt; auf Palau und Jap sind aber Dysenterie und sonstige Tropenkrankheiten eingezogen und haben manchen Schaden verursacht. Auf Jap starben 1907 allein zweihundert Eingeborene an der Ruhr. Eine weitere Plage bilden die verschiedenen Hautaffektionen, ganz abgesehen von den traurigen Folgen der syphilitischen Durchseuchung. Nicht viel besser ist es um die Ostkarolinen bestellt. Auf Ponape erscheinen Frambösia, Ringwurm und Geschwürbildungen, auf Mortlock, Truk und Kusaie sogar der Aussatz. Dazu haben Influenza, Masern, Blattern und der Keuchhusten bei jedem Auftreten viele Opfer gefordert.

Hinsichtlich der Vegetation, die nach Herkunft und Zusammensetzung besonders Professor Dr. Volkens erforscht hat, ist von vornherein zwischen den hohen Inseln und den Atollen zu unterscheiden. Außerdem vermindert sich auch der Artenreichtum von Westen nach Osten sehr merklich. Das Pflanzenkleid Palaus schließt sich demjenigen der Philippinen noch vollständig an. Man bemerkt Arekapalmen, grasblätterige Schlinggewächse, Dracänen, Pandanus, Bambus, wilde Ananas, Brotfruchtbäume, Bananen und einzelne Farne. An den Gehängen und in den Tälern grünt stattlicher Hochwald. Dieser kommt, allerdings artenärmer, auch in Ponape und Kusaie vor, nicht aber in Jap und Truk. Um die feuchten, zum Teil versumpften Küsten legt sich überall ein dichter Mangrovengürtel. Darauf folgt die Kulturzone der Eingeborenen mit Taro, Yams, Brotfruchtbäumen, Melonen, Kürbissen, Feigen, Gemüsen und anderen, häufig erst eingeführten Nutzpflanzen. Für die Ernährung der Atollbewohner ist hauptsächlich die Kokospalme wichtig, ohne welche manche Eilande gar nicht besiedlungsfähig wären. Die Mortlockinsulaner z. B. sind fast neun Monate im Jahre vorwiegend auf Kokosnüsse angewiesen. Als Exportgut erscheint neben der Kopra auch die Steinnuß. Sie entstammt der Coelococcuspalme, die in der Südsee in mehreren Arten vorkommt, von denen C. carolinensis und C. salomonensis ihrer harten umfänglichen Samen halber in der Knopffabrikation begehrt sind, namentlich für größere Knöpfe, für welche die Samen der amerikanischen Elfenbein- oder Steinnußpalme, Phytelephas macrocarpa, nicht ausreichen.

Die Fauna der Karolinen ist als Glied der polynesischen Region überaus arm an Säugetieren. Diese beschränken sich auf mehrere Arten von Fledermäusen, darunter die fruchtfressenden Flughunde, und auf eine durch den Schiffsverkehr eingeschleppte Ratte. Alle Haustiere sind aus der Fremde zugebracht, Ponape vielleicht ausgenommen, das nach Finsch eine eigene Hunderasse besessen zu haben scheint. Etwas reicher ist die Vogelwelt ausgestattet, von der es im Archipel etwa achtzig Spezies gibt, und zwar auf Palau sechsundfünfzig, auf Kusaie nur noch einundzwanzig, unter denen sich aber sehr wenige eigentümliche Formen zeigen. Auf Ponape haben wir die Sumpfohreule und einen besonderen Papagei, auf Palau ein Scharrhuhn und auf Kusaie die Ralle Aphanolimnas. Sonst begegnen uns vielfach Angehörige oder Verwandte heimischer Arten, z. B. Eisvögel, Fliegenschnäpper, Würger, Glanzstare, Regenpfeifer, Bekassinen, Wildhühner, Wald- und Fruchttauben, Kuckucke und Enten. An Lurchen und Kriechtieren gibt es zwei Eidechsen, darunter die Geckos, die Japer Warneidechse und — nur auf Palau begrenzt — drei Landschlangen und einen Frosch. Die vielgestaltige Meeresfauna umschließt zahllose Kruster, Muscheln, Würmer, Stachelhäuter, Polypen und von Wirbeltieren noch Fische, Schildkröten, den Potwal und den Dugong. Auffallend spärlich ist die Insektenwelt vertreten. Zur Bekämpfung der gefährlichen Schildlaus, Aspidiotus destructor, der z. B. die Kokosbestände von Jap zum Opfer fielen, mußten sogar auswärtige Kerfe eingeführt werden, nämlich die Coccinellen oder Marienkäfer, deren Larven als eifrige Vertilger des Schädlings gelten. Einzelne Inseln leiden sehr unter der Fliegenplage, und auf dem hohen Lande treten fast überall die Moskito auf, besonders zur Regenzeit. Auch Zikaden, die nachts „ihr schmetterndes Gezirp ertönen" lassen, sind nicht gerade selten, und „hier und da zeigen schöne Falter ihre Farbenpracht".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bewohner Palaus und der Karolinen stellen mit den übrigen Mikronesiern keine gesonderte Rasse dar, sondern gehören zu „jenen mehr oder minder hellfarbigen, schlichthaarigen" Völkern, wie sie sich „überall in Ozeanien bis Hawaii und Neu-Seeland" finden. Die Hautfärbung wechselt vom hellen Olivengelb bis zum rötlichen Ziegel- und Dunkelbraun. Das Haar ist bisweilen gewellt, ja sogar lockig. Die Männer haben in der Regel einen gutgebauten, kräftigen Körper, bleiben aber im Wuchse hinter unserer Mittelgröße zurück. Das weibliche Geschlecht ist kleiner und schwächlicher, dabei in der Blütezeit nicht unschön, büßt jedoch diese Vorzüge sehr schnell ein. Die Gesichtsform läßt sich kaum auf einen generellen Typus zurückführen, da sie nicht nur von Insel zu Insel, sondern auch individuell erheblich wechselt. Die stets dunklen Augen sind meist rund und groß; der Mund klafft jedoch ziemlich weit, und die Jochbogen treten etwas mehr hervor als bei den Angehörigen der kaukasischen Rasse.

Die Sprache unserer mikronesischen Untertanen ist noch nicht allseitig erforscht. Professor Dr. Finsch teilte die Karolinen linguistisch in sieben Gruppen ein. Diese sind: 1. Kusaie, 2. Ponape mit Zubehör, 3. Mortlock, Truk und Hall, wahrscheinlich auch Oleai und Fais, 4. Ululssi mit Ngulu, 5. Jap, 6. Palau und 7. Nukuoro. Auf dieser kleinen, südwärts vom 5. Breitengrade liegenden Insel wird ein dem Samoanischen sehr nahestehendes Idiom gesprochen. Finschs Gruppierung besteht im ganzen noch heute zu Recht, obschon zu dem älteren Material mittlerweile viel neues hinzugekommen ist. Namentlich haben sich die spanischen und deutschen Kapuzinermissionare, sowie unsere Beamten, Ärzte und Reisenden — zuletzt Dr. Friederici — in dieser Richtung verdient gemacht. Überraschend wirkte anfangs der Nachweis des bedeutenden Linguisten Professor W. Schmidt (Herausgeber des „Anthropos"), nach dessen Forschungen die mikronesischen Idiome derartig von Melanesien beeinflußt sind, daß man sie wahrscheinlich „ganz der großen melanesischen Sprachenfamilie zurechnen muß".

Über die Kopfzahl der Eingeborenen liegen statistische Angaben vor, wonach die Karolinen gegen einundvierzigtausend Bewohner haben, nämlich sechsundzwanzigtausend auf den Ostkarolinen und fünfzehntausend auf den Westkarolinen. Trotz dieser verhältnismäßig geringen Summe ist es schwer, von den Leuten eine allgemein gültige ethnologische Schilderung zu entwerfen. Charakteristisch für das ganze Gebiet ist die streng durchgeführte Einteilung des Volkes in Stämme oder Stände. Man unterscheidet: 1. die Oberhäuptlinge oder Könige, 2. die Unterhäuptlinge oder den Adel, zu dem mancherorts auch die Priester rechnen, 3. das freie Volk und 4. die Sklaven. Von sämtlichen Karoliniern wird ferner das Einreiben des Körpers mit Gelbwurz geübt, ein Farbstoff, der für diejenigen Striche, wo die Pflanze nicht wächst, einen begehrten Handelsartikel ausmacht. Gemeinsam ist sodann die auf den meisten Inseln hochentwickelte Webekunst, die häufige Benutzung der Kokosschalen zu Schmuckzwecken, die Neigung zu Tanz und Spiel und den Freuden der Liebe, der Mangel an Musikinstrumenten, von denen die Nasenflöte und auf Ponape die Trommel vorkommen, das Fehlen von Bogen und Pfeil unter den Waffen, die sich auf Speer, Keule und Schleuder beschränken, und die früher außerordentlich beliebte, aber lediglich zur Zier dienende Tätowierung.

Über den Charakter der Karolinier lauten die Mitteilungen verschieden, und zwar die älteren günstiger als die neueren. Viel Schuld an etwaigen Schlechtigkeiten: Diebstählen, Überfällen, Racheakten, Trunksucht und Ausschweifungen tragen sonder Zweifel die Weißen selber, die — außer den Missionaren und Forschungsreisenden — wohl nirgend in der Südsee als sittliche Vorbilder aufgetreten sind. Vor der deutschen Herrschaft lebten die Eingeborenen unter sich in beständiger Fehde; doch zog man dem offenen Kampfe gern Hinterhalte vor, suchte den Feind zu überraschen und ihn meuchlings zu töten. Jetzt ist eine allgemeine Entwaffnung durchgeführt worden. Für ernste, geregelte Arbeit schwärmt der Karolinier durchaus nicht, obschon ihm gute Anlagen und ein bedeutendes Geschick für technische Fertigkeiten innewohnen.

Seine Religion ist kaum mehr als ein Geister- oder Ahnendienst, der auf Palau figürliche Darstellungen der Verehrten kennt und auf Truk und Mortlock auch Masken besitzt. Das im ganzen Pazifik verbreitete „Tabu" oder Verbot fehlt natürlich auf den Karolinen nicht, ebensowenig totemistische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und animistische Anschauungen und allerhand Zauberwerk. Von Kleidung ist wenig zu sehen. Die Männer begnügen sich mit einem einfachen Lendenschurz oder einem Faserröckchen. Um so mehr Gewicht wurde ehedem auf den Schmuck gelegt, zu dessen kostbarsten Stücken die Gürtel und Halsketten aus geschliffenen Muschelscheibchen, verbunden mit vielen Tausenden polierter Kokosplättchen, zählen. Auch Armbänder von verschiedenem Material — auf Palau z. B. die berühmten „Klilts" aus dem Atlaswirbel des Dugong — sind im Gebrauch.

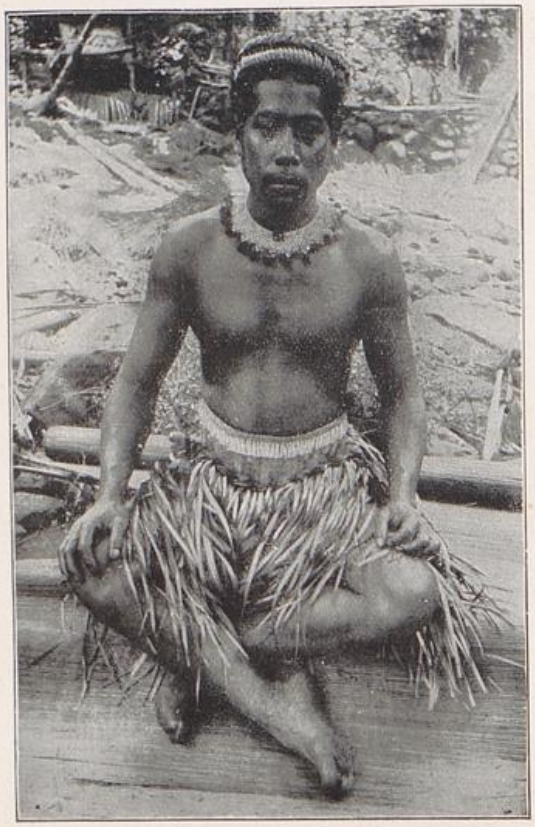
Die Stellung der Frauen ist eine verhältnismäßig geachtete, freie und selbständige. Auf Palau haben sie neben den Männern ihr eigenes Reich mit besonderer weiblicher Regierung. Leider herrscht überall viel Unsittlichkeit, lockeres Eheleben, bequeme Scheidung usw., denen sich noch ein auffälliger, zume stabsichtlich bewirkter Kindermangel zugesellt. Als weibliches Gewand dienen Zeugstreifen und Fasergürtel; doch schmükken sich die Frauen gern mit Perlen, Bändern, Blättern und Blüten und verschmähen, wenn sie's haben können, auch die importierten Taschentücher nicht. Dagegen sträuben sie sich, wie die Männer, fast durchweg sehr gegen die europäische Tracht, auf deren Annahme besonders die Missionare dringen, obschon es keineswegs zum gesundheitlichen Vorteil der Eingeborenen ist.

Geisterhaus auf Palau.

Die Häuser der Karolinier sind nach einem ziemlich übereinstimmenden Plan konstruiert, haben meistens einen steinernen Unterbau und ein mehr oder minder kompliziertes Dach, das sich häufig durch merkwürdig vorspringende Giebel auszeichnet. Malereien und Schnitzwerke sind zum Teil sehr beliebt. Nach der Art der Benutzung unterscheidet man Gemeinde- oder Klubhäuser für die Männer, Familienhäuser und die ebenfalls der Gemeinde gehörenden Kanuhäuser oder -schuppen, sowie endlich auf einigen Inseln noch besondere Häuptlingshäuser. Die einfachsten Häuser haben manche Atolle, nämlich große, auf die Erde gesetzte Dächer.

Viel Interesse beansprucht des weiteren die Anfertigung der Kanus. Den Schiffsrumpf bildet ein ausgehöhlter Baumstamm von verschiedener Länge, der seitlings mit einem Ausleger verbunden ist. Es gibt

Ruder- und Segelkanus, letztere für den Fernverkehr bestimmt und deshalb durch Seitenteile und Bugaufsätze erhöht und verbreitert. Das große dreieckige Segel wird aus Matten von Pandanusbast zusammengenäht. Mit diesen Fahrzeugen unternehmen die Karolinier noch heute ihre Handelsreisen; bis vor wenigen Jahrzehnten sind die Japer nach Palau gesteuert, um dort ihr Mühlsteingeld, das „Fä", zu holen. Die Stücke haben 10 cm bis 2 m im Durchmesser und wiegen oft mehrere tausend Pfund. Den Transport dieser Monstra besorgen jetzt lediglich fremde Segelschiffe. Statt dieses Großgeldes, dessen Wert mit dem Durchmesser steigt, hat man in Jap noch ein Kleingeld, teils aus Stein, teils aus Perlschalen. Ihr eigenes Geld besitzt ferner die Palaugruppe; es ist das Audoth, das aus alten Emailglasperlen rätselhafter Herkunft besteht und in drei Wertgruppen mit etwa fünfzehn Unterabteilungen zerfällt.



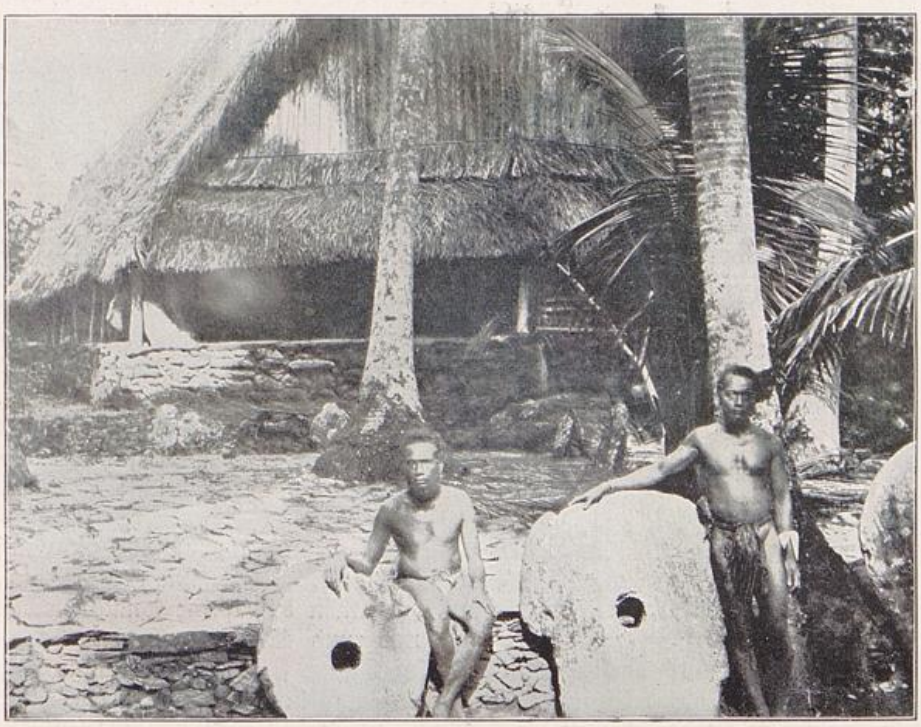
Vornehmer Ponapese in einheimischer Tracht.

Damit sei unsere Rundschau über Land und Volk der Karolinen beendet, und es bleibt uns nur noch Raum zu einem kurzen Schlußwort übrig, das den kolonialen Nutzwert und die Zukunft dieser Inseln in das rechte Licht setzen soll. Wir werden hier, daran ist kein Zweifel, noch manches Jährlein säen müssen, ehe sich die Ernten zeigen. Wir werden die braunen Naturkinder zu schützen haben gegen Seuchen und äußere Nöte und sie aus der Trägheit zu ernstem Schaffen zu erheben suchen. Vor allem werden wir auf Mittel sinnen, wie der erschreckenden Volksabnahme zu steuern sei, damit ein neues, kräftigeres Geschlecht erstehe. Unter solchem weisen Regimente werden sich die Inseln trotz ihrer Kleinheit mit blühenden Kulturen bedecken, die Ausfuhr wird sich steigern und der Handel wachsen. Für die wirtschaftliche Entwicklung ist daher das Vorkommen der reichen Phosphatlager auf Angaur und Fais von größter Wichtigkeit. Die in Baobeltaob entdeckten Steinkohlen erwiesen sich leider, weil zu jung, als unbrauchbar, ebenso die Phosphate auf den Marianen und etlichen anderen Inseln. Auf Angaur dagegen konnte die „Deutsche Südsee-Phosphat-Gesellschaft" (in Bremen) bereits mit dem Abbau beginnen, von dessen Ertrag für jede Tonne eine Steuer von 1,25 Mark in die Kassen des Schutzgebietes fließt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Die Marianen.

Zuerst von allen Archipelen Ozeaniens wurden die Marianen entdeckt, die bereits 1521 Ferdinand Magellan auf seiner Weltreise berührte und sie nach der landesüblichen Segelform „las Islas de las Velas latinas", die Inseln der lateinischen Segel, benannte. Weit populärer wurde indes der Name Ladronen oder Diebesinseln, den ihnen das Schiffsvolk gab,



Steingeld und Versammlungshaus (Febai) auf Yap.

das über die Frechheit erstaunt war, mit der die olivenfarbigen, nackten Eingeborenen jedes ihnen erreichbare Gerät zu stehlen suchten. Bis zu der förmlichen Besitzergreifung vergingen aber noch vierundvierzig Jahre, und erst 1668, also hunderttunddrei Jahre später, ließ sich ein Bekehrer, der eifrige Jesuit Diego de Sanvitores, mit mehreren Gefährten auf Guam nieder. Damals erhielten auch die Inseln zu Ehren der Witwe Philipps V., der Königin Maria Ana d'Austria, ihren noch jetzt geltenden Namen.

Die Jesuitenmissionare besuchten allmählich sämtliche Glieder der Gruppe und fanden allerwärts eine zahlreiche, kräftige Bevölkerung vor, die an hunderttausend Köpfe betragen haben soll. Trotz der Nachsicht, die Sanvitores in manchen Stücken walten ließ, erregte die christliche Lehre bald den heftigsten Anstoß, namentlich bei den höheren Ständen. Pater Diego wurde im April 1672 ermordet; auch einige spanische Soldaten fielen der Volkswut zum Opfer. Damit begann jener blutige Krieg zwischen den neuen Herren und den eingesessenen Chamorros, der mit der nahezu vollständigen Vernichtung der letzteren endete. Nur auf Rota wußten ihrer viele in den geräumigen Höhlen eine Zuflucht zu finden. Ihre Nachkommen leben noch jetzt auf der Insel und sind nach Gestalt und Sprache als ziemlich unverfälschte Reste der alten Bewohner anzusehen. Der Niedergang des Volkes dauerte auch nach der endlichen Unterwerfung fort. Die deutschen Jesuiten, wie Johann Kropff, Adam Keller, Jakob Heipel, Franz Urfahrer, Wolfgang Stainbeck u. a., die bis zur Aufhebung des Ordens im Archipel wirkten, wußten von einer stetigen Abnahme der

Eingeborenen zu berichten. Im Jahre 1721 waren noch viertausend und 1741 gar nur eintausendachthundert „Pfarrkinder" übrig, eine Zahl, die sich bis zur letzten Jahrhundertwende durch freiwillige und gezwungene Zuwanderung auf etwa zehntausend vermehrt hat.

Für die Erforschung der Marianen haben Morales und Le Gobien, Anson 1742, Byron 1765, Wallis 1767 und Crozet 1772 das Wichtigste geleistet. Im vorigen Säkulum ist weniger geschehen, die Berichte des Weltumseglers de Freycinet und der Spanier Guerra, Sanchez und Ibañez und des Franzosen A. Marche ausgenommen. Unter der deutschen Herrschaft haben Professor Dr. Volkens und Bezirksamtmann Fritz sehr eingehende Nachrichten geliefert und vortreffliche Sammlungen, besonders ethnographische, herbeigeschafft. Fritz hat ferner die Insel Saipan trianguliert; er hat auch die heutige Chamorrosprache erforscht und eine Grammatik und ein Wörterbuch derselben geschrieben. Endlich sind noch die deutschen Studienexpeditionen der letzten Jahre im Archipel tätig gewesen, wenn auch nur vorübergehend.

Die Marianen liegen in Gestalt eines nach Westen offenen, leicht gekrümmten Bogens zwischen dem 12. und 21. Grade nördlicher Breite und zwischen dem 145. und 146. Längengrade östlich von Greenwich. Man pflegt eine nördliche, vorwiegend aus kleineren, und eine südliche, vorwiegend aus größeren Inseln bestehende Reihe zu unterscheiden. Die letzteren, fünf an der Zahl, haben eine schwachgewellte Oberfläche, die nur gelegentlich zu mäßigen Bergen anschwillt. Der Boden besteht aus Madreporenkalk, der den vulkanischen Kräften seine Hebung verdankt. Das Gestade wird überall von Korallenriffen umsäumt. Die nördliche Reihe ist ganz vulkanisch, an 300 bis fast 1000 m hoch und mit Laven, Aschen, Schlacken und Kratern bedeckt. Auf mehreren Inseln befinden sich tätige Feuerspeier, z. B. auf Urakas oder Farallon de Pajaros, Asumpcion oder richtiger Assongsong und Págan. Daher sind Erdbeben und heiße Quellen recht häufig. Über das Gestein breitet sich als Verwitterungsprodukt eine rote, tonartige Erde, die sich namentlich in den Tälern reichlicher angesammelt hat und einen ziemlich fruchtbaren Ackerboden liefert.

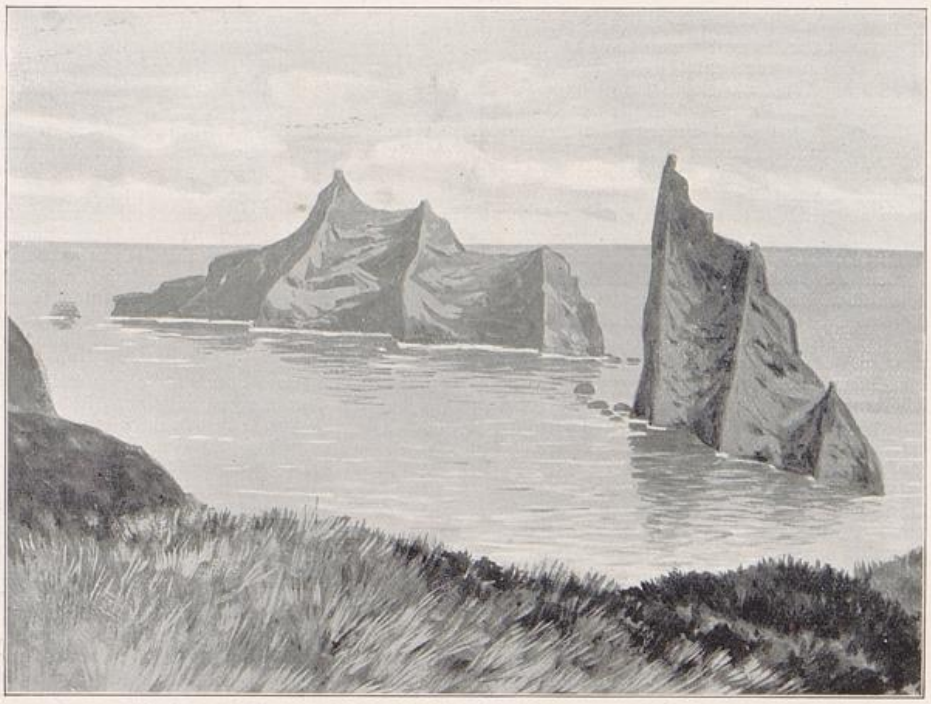
An Flächenraum messen die Marianen 1140 qkm, wovon 200 qkm auf die nördliche und 940 qkm auf die südliche Reihe entfallen. Die größte Insel, das an Amerika übergegangene Guam, hat allein 514 qkm; sonach bleiben für den deutschen Besitz nur 626 qkm mit rund 4260 Bewohnern, davon 2240 Chamorros und 1940 Karolinier. Auf Guam folgt dem Umfange nach Saipan mit 185 qkm, Tinian mit 130 qkm und Rota mit 114 qkm. Die übrigen nehmen erheblich weniger Raum ein; manche sind nur felsige Klippen oder isolierte Vulkankegel, an deren schroffen Flanken kaum eine dünne Pflanzendecke zu wurzeln vermag. Viele, die zu Magellans Zeit bewohnt waren, stehen jetzt menschenleer da, und es wird Aufgabe der deutschen Verwaltung sein, diese allmählich wieder zu bevölkern.

Das Klima ist tropisch mit einer von Mai bis Oktober anhaltenden Regenzeit und einer auf unsere Wintermonate ausgedehnten Trocknis, die zuweilen in eine bedenkliche Dürre ausartet, der Regel nach aber nicht frei von Niederschlägen ist. Nach den bisherigen Messungen fallen in Gárapan durchschnittlich etwas über 2100 mm Regen im Jahre. Trotzdem lassen die Wasserverhältnisse zu wünschen übrig. Die Inseln haben nur zehn kümmerliche Bäche, auf Rota vier, auf Saipan sechs, die in der Trockenzeit meistens versiegen. Bei dem Mangel an Quellen ist es auch um die Trinkwasserversorgung schlecht bestellt, und damit hängt wieder der Gesundheitszustand innig zusammen. Um diesen zu heben, werden Brunnen gegraben, und man geht sogar mit dem Plan um, manche Orte zu verlegen, um die Bevölkerung in günstigere Wohnbezirke zu bringen. Gegen die Blattern ist die Schutzimpfung eingeführt; die Lepra- und Syphilisleidenden werden isoliert. Malaria scheint fast ganz zu fehlen; im übrigen nehmen Hautaffektionen, Asthma, Diarrhöen, Augenübel und Spulwürmer unter den Krankheiten die erste Stelle ein. Das Befinden der deutschen Beamten, wie überhaupt der Weißen, ist im ganzen zufriedenstellend. Die längste Zeit des Jahres, fast acht Monate, herrscht der Passat mit heiterem, trockenem Wetter und frischen östlichen Winden. Während der Regenperiode weht es aus Nordwest bis Südwest; nicht selten pflegen auch schwere Wirbelstürme über die Inseln dahinzubrausen, vor deren Wüten die Rotaner in großen Höhlen Schutz suchen. Berüchtigt durch ihre Taifune waren namentlich die Jahre 1905 und 1907.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachdem die Marianen an Deutschland verkauft waren, erfolgte am 17. November 1899 ihre feierliche Besitzergreifung für das Reich. Die neuen Regierungsvertreter, obwohl klein an Zahl, bemühten sich mit größtem Eifer, das ihnen anvertraute Gebiet und seine Bevölkerung eingehend zu studieren. Als geschulte, praktische Beamte erkannten sie sehr bald die Schäden, an denen die Inseln krankten, und schon ihre ersten Berichte enthielten schätzenswerte Aufklärungen über die wirtschaftliche Lage des Archipels und die Mittel, den vorhandenen Mißständen abzuhelfen.

Der Verwaltungsitz ist in Saipan. Die Insel hatte ursprünglich nur zwei größere Siedlungen, nämlich Tanápag und Gárapan. Jetzt



Hafen von Maug in den nördlichen Marianen (ein alter Kraterrest).

hat sich deren Zahl durch die starke Zunahme der Karolinier etwas vermehrt. An der Laulaubucht im Südosten ist zudem eine Strafkolonie angelegt worden, die nicht nur Übeltäter aus Mikronesien, sondern zeitweilig auch aus Samoa beherbergt. In Gárapan treffen wir die Regierungstation mit der Postagentur und eine katholische Mission, die gleich den übrigen seit 1848 von spanischen Augustinerrekollekten, seit 1907 von den deutschen Kapuzinern versehen wird. Das zweistöckige Amtsgebäude erhebt sich auf einer mäßigen Anhöhe und ist dadurch den Schiffen schon weit hinaus sichtbar. Im Dorfe stehen die kleinen, ganz aus Holzwerk, Blättern und Mattenwänden errichteten Chamorrohäuschen. Der Fußboden befindet sich 1 m über der Erde und trägt außer der Feuer- und Schlafstelle keine weiteren Abteilungen. Etliche Kochtöpfe, ein flacher Kessel zum Einkochen von Salz aus dem Seewasser, ein Mahlstein, eine Urne zum Auffangen des Regens,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sowie einige Fischnetze und Reusen und nicht selten eine Nähmaschine machen das gesamte Inventar aus. Die wohlhabenden Chamorros bauen neuerdings ihre Häuser im europäischen Stil und geben ihnen gern eine entsprechende Ausstattung.

Die Marianen haben seit dem Frühjahr 1903 Anschluß an die Route des Jaluitdampfers. Der Hafen von Tanápag wird durch ein Riff und eine vorgelagerte kleine Insel gebildet. Er ist geräumig und gegen die vorherrschenden Ostwinde völlig geschützt. An einer mit Booten zugänglichen Stelle mündet ein Bach, der für die Wasserversorgung der Schiffe durchweg ausreicht. Das Fleisch liefert die „Deutsche Tinian-Gesellschaft", der die reichen Vieh- und Geflügelbestände dieser Insel verpachtet sind.

Saipan ist etwas über 22 km lang, im Mittelstück 11, in den Seitenteilen aber nur $2^1/_2$ bis 4 km breit. Der aus Korallenkalk gebildete Boden steigt bereits am Nordrande ziemlich rasch an und trägt hier, etwa 2 km hinter Tanápag, einen als Atchugan bezeichneten alten Vulkan oder Vulkanrest. Die höchsten Erhebungen liegen in dem breiten Mittelstück, doch näher zur Westküste, wo der erloschene Vulkan Tapochao bis 466 m ansteigt. Sein nächster Rival, der Tipo Pale, erreicht nur noch 327 m. Dann flacht sich das Bergland allmählich ab und geht im Westen, Südwesten und Süden in die Küstenebene und den sandigen Ufersaum über. Wirkliche Steilufer zeigen sich lediglich am Ost- und Südostgestade, dessen horizontal geschichtete Kalkfelsen scharf abgeschnitten ins Meer tauchen. Die Ackerkrume ist zumeist fruchtbar. Im Süden herrschen Viehtriften vor, in der Bergzone und im Norden der Buschwald. Die Kokospalme kommt auf dem flacheren Gelände überall gut fort und liefert in der Kopra den wichtigsten Ausfuhrartikel, weshalb ihr Anbau auf jede Weise gefördert wird.

Die nächste Insel ist Tinian, von Saipan durch einen gefährlichen, nur 6 km breiten Sund getrennt und nach den bisherigen Quellen ganz aus einer gen Westen geneigten Kalkscholle gebildet, die im Südzipfel zwischen Kap Marpo und Kap Carolinas Bergcharakter annimmt. Gelegentlich tritt der harte Korallenfels frei zutage; sonst hat die 18,5 km lange und 7,5 km breite Insel einen roten, tiefgründigen Tonboden, der meist mit Gestrüpp und Weide bestanden ist, so daß er nur als Viehtrift dient. In Busch und Savanne hält sich eine halbwilde Rinderherde von eintausendfünfhundert bis zweitausend Köpfen auf, die Eigentum des Fiskus ist. Daneben gibt es Tausende von Schweinen, Ziegen und Hühnern. Der Ankerplatz Tinians ist eine gegen Osten und Norden geschützte Reede an der südwestlichen Ausbuchtung der Insel, wo kleine Schiffe sogar innerhalb des Riffes, größere etwas weiter draußen sicher anlegen können. Bäche und Flüsse gibt es leider nicht, nur drei ziemlich umfangreiche Süßwasserseen, die aber zu auskömmlicher Füllung erst der Regenzeit bedürfen.

Auf Tinian wie auf Rota haben sich noch einzelne Säulen mit merkwürdigen, halbkugeligen Kapitellen, deren ebene Durchschnittsfläche nach oben liegt, erhalten. Auf den Kapitellen ruhte ehedem ein starker Fußboden mit einem Einsteigeloch in der Mitte, und darüber wölbte sich ein sehr großes, tief herabhängendes Dach aus Palmblättern, das den Unterraum zwischen den Säulen nicht nur in Schatten hüllte, sondern ihn auch gegen Regen und sonstige Witterungsunbilden abschloß.

Etwa auf der Weghälfte nach Guam liegt jenseits von Agiguan das aus gehobenem Madreporenkalk gebildete Rota, dessen steile Ufer ein hart umbrandetes Riff einschließt, das keine Bootseinfahrt aufweist. Die Eingeborenen passieren das Riff mit ganz flachen Kanus, die sie, aussteigend, an den ruhigeren Stellen über die Korallenblöcke fortschieben. Die ebene Strandzone trägt viele Kokospalmen. Das höhere Innere dagegen, das im wesentlichen aus einem an 300 m hohen, terrassenartig aufgebauten Berge besteht, ist nur stellenweise kultiviert und dann nicht selten unter Zuhilfenahme künstlicher Bewässerungsanlagen, die noch aus vorspanischer Zeit stammen. Die Vegetation geht zum Teil in Savanne und struppigen Buschwald über. In diesen Dickichten hat sich ein kleiner Trupp prächtiger Hirsche, Abkömmlinge der durch die Spanier eingeführten Arishirsche, erhalten. Um ihre Vermehrung zu heben, genießen sie strenge Schonzeit. Im Südwesten Rotas, mit diesem nur durch eine flache Düne verbunden, erhebt sich die kleine, stufig bis 200 m ansteigende Halbinsel Taipingot, deren Anblick aus der Ferne lebhaft an ein liegendes Rad erinnert.

Für den Handel, besonders für die Kopragewinnung, sind gegenwärtig noch Anatáhan, Alamágan, Págan und Agrigan von Bedeutung. Das fruchtbare und anmutige Págan mit seinen durch eine tiefe Senke geschiedenen Vulkanbergen im Norden und im Süden liefert in guten Jahren allein 200 Tonnen Kokoskerne, die gleich der übrigen Kopra von den Japanern aufgekauft werden. Die Eingeborenen kultivieren außerdem Orangen, Ananas, Taro, Süßkartoffeln, Yams, Bananen, Mais, Tabak und in geringerem Maße auch Kaffee, Zuckerrohr, Erdnüsse, Reis und Kakao. Die Brotfrucht, ein Hauptnahrungsmittel, gedeiht in erheblicher Menge. An wildwachsenden Pflanzen bemerken wir das weitverbreitete Alangalanggras, die küstenliebenden Mangroven und die überaus zahlreichen Kasuarinen, die teils die Niederungen, teils die Höhen im Verein mit Pandanus und Cycas bedecken.

Die Fauna umfaßt, außer den schon genannten Tieren, auf allen Inseln den fliegenden Hund, die Ratte, mehrere Eidechsen und aus der Vogelwelt sechsundfünfzig Arten, darunter vierzehn endemische. Zu diesen gehören u. a. ein Rabe und ein Scharrhuhn; dazu gibt es viele Enten, Schnepfen und Tauben. Ein neues, besonders auf den Fang von Seevögeln gerichtetes Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmen ist die 1906 von Deutschen gegründete „Marianen-Handelsgesellschaft", der von 1907 an auch die drei nördlichsten, solange von einem Japaner ausgebeuteten Vogelinseln in Pacht gegeben wurden. Fische sind ebenfalls in Menge vorhanden, werden aber noch längst nicht so ausgenützt, wie es zu wünschen wäre.

Schlangen fehlen. Dagegen werden Mücken, Wespen, Skorpione und Hundertfüßler nicht selten lästig empfunden. In den letzten Jahren litten Saipan und Tinian an einer erschreckenden Fliegenplage. Die importierten Bienen haben sich gut vermehrt und lassen eine reiche Honig- und Wachsproduktion erhoffen.

Die Bevölkerung umschließt neben Chamorros und Karoliniern auch etliche Japaner, Malaien, Tagalen, Neger, Spanier und neuerdings die wenigen deutschen Beamten und Missionare, die alle Mühe aufwenden, ihre Untergebenen durch Unterricht und geregelte Arbeit physisch und moralisch zu heben. Die Chamorros sind — äußerlich wenigstens — sämtlich katholische Christen, die Karolinier dagegen Heiden. Deshalb und noch mehr wegen ihrer äußerst mangelhaften Bekleidung werden sie von den Chamorros verachtet. Eine Vermischung beider Elemente findet kaum statt, wäre aber im Interesse der zwar geistig regsamen, aber körperlich minderwertigen Chamorros wohl zu wünschen. Diese tun sich häufig durch Putz- und Spielsucht und leidenschaftliches Wetten bei den allgemein beliebten Hahnenkämpfen unangenehm hervor.

An der Spitze jeder Gemeinde steht der Ortschulze, den ein Vertreter unterstützt. Die Dörfer sind in Bezirke eingeteilt, für welche je ein Aufseher ernannt ist, der den Gesundheitszustand überwacht, die öffentlichen Arbeiten leitet und die wenigen Steuern einzieht, nämlich drei Mark für jede männliche Person vom fünfzehnten bis zum fünfzigsten Lebensjahre, sowie die Gewerbe-, Jagdwaffen-, Hündinnen- und Schlachtsteuer. Außerdem besteht eine Arbeitsteuer, die für verheiratete Männer zwölf Tage, für Junggesellen zwanzig Tage im Jahre beträgt. Die Strafkolonisten an der Laulaubucht, dem Zukunftshafen Saipans, werden nicht im süßen Nichtstun gehalten, sondern müssen nützliche Arbeiten verrichten, Wege und Pflanzungen anlegen, um die beabsichtigte Niederlassung vorzubereiten. Dank dieser vernünftigen Maßnahmen zeigen Handel, Industrie und Schiffahrt entschiedene Anläufe zur Besserung, und selbst der lange daniederliegende Acker- und Gartenbau nimmt durch die Fürsorge der Regierung einen neuen Aufschwung.

3. Die Marshallinseln.

Im Osten der Karolinen tauchen in doppelter Reihe mehr als dreißig niedere Atollringe aus dem Ozean auf. Es sind die Marshallinseln, unser kleinster überseeischer Besitz, der sich zwar auf ein Meeresgebiet von 350 000 qkm verteilt, in Wirklichkeit aber noch nicht 450 qkm festen Landes umschließt. Seine Grenzen werden durch den 4. und 15., beziehungsweise 19. Grad nördlicher Breite und den 161. und 173. Meridian östlich von Greenwich bestimmt. Völlig abgesondert liegt im Süden, schon 50 km jenseits des Gleichers, das gehobene Eiland Nauru oder Nawodo.

Die einzelnen Riffkränze ruhen auf zwei submarinen, platten Rücken, die durch eine tiefe, kanalartige Furche voneinander getrennt sind. Die östliche längere Kette führt den einheimischen Namen Ratak, d. h. Inseln gegen Tagesanbruch. Sie zählt fünfzehn Atolle, nämlich das weit nach Norden bis über den 19. Parallel hinausgerückte Wake, das ebenfalls isolierte Taongi oder Gaspar Rico und dann in dichterer Folge Bikar, Utirik, Taka, Mejit, Ailuk, Likieb, Wotje, Erikub, Maloëlab, Aur, Majuro, Arno und Mile. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

westliche kürzere Zug heißt bei den Eingeborenen Ralik oder Inseln gegen Tagesende. Er hat achtzehn Atolle, die sich im Norden zunächst zu einer Querkette ordnen, der die übrigen schweifartig nach Südosten angegliedert sind. Zur Querkette gehören Rongerik, Rongelab, Ailinginae, Bikini, Eniwetok und Ujelang; den Schweif bilden Wotho, Ujae, Lae, Kwajelin, Lib, Namo, Jabwat, Ailinglaplap, Jaluit (gespr. Dschalut), Kili, Namorik und Ebon.

Alle haben, geologisch betrachtet, dieselbe Entstehung, denselben Bau und beherbergen meist eine Lagune, obschon diese fast niemals streng kreisförmig ist, sondern gewöhnlich von Südost nach Nordwest in die Länge gezogen erscheint. Sehr verschieden ist ferner die Größe der einzelnen Atolle, und ebenso beträchtlich wechseln Umfang und Zahl der ihnen aufgesetzten, sandigen Eilande. Der sterile Boden hat sich oberflächlich auf wenige Zoll in Humus verwandelt, während das noch lose Material vom Winde zu flachen Hügelwellen, seltener zu wirklichen Dünen angehäuft ist. Letztere finden sich nur auf Likieb, wo sie 12 m Höhe erreichen. Im übrigen ragen die Inseln nicht mehr als bis 4 m über die Springflutlinie empor, schweben also bei Stürmen immer in Gefahr, eine Beute des Meeres zu werden.

Bei dem außergewöhnlich hohen Wasserstande im Januar 1899 wurde trotz der herrschenden Windstille an vielen Stellen bedeutender Schaden angerichtet. Noch furchtbarer war die Katastrophe vom 30. Juni 1905. Die Flutwelle des Orkans überschwemmte die Atolle Jaluit, Arno, Majuro, Mile und Namorik, sowie einzelne Korallenringe der Ralikkette, riß mehr als vierhundertundfünfzig Eingeborene in die Tiefe, zerstörte und verwüstete das fruchtbare Land, stürzte die Nährbäume um, besonders Brotfrucht und Pandanus, und fügte den Kokospalmen solchen Schaden zu, daß auf etlichen Atollen mit vollständigen Neupflanzungen begonnen werden mußte, die erst vom achten Jahre an ertragfähig werden. Der Kopraexport ging infolgedessen um rund 290 000 Mark zurück und hob sich erst 1908 auf etwas über 712 000 Mark.

Die Entdeckungsgeschichte der Marshallinseln geht vielleicht bis auf das Jahr 1526 zurück, vorausgesetzt, daß das von Alonso de Salazar berührte Eiland San Bartoloméo mit unserem Gaspar Rico indentisch ist. Der Archipel selber wurde erst im Oktober 1529 von Saavedra gesichtet und näher untersucht. Er nannte den Rifkranz, vor dem er unter 7° nördlicher Breite ankerte, mit Bezug auf die reich tätowierten Einwohner „Los Pintados", d. h. die Bemalten. Später fand er noch weitere Ringe aus der Ralik-, wie der Ratakreihe, denen er zum Dank für die freundliche Aufnahme, mit der ihm, dem Todkranken, die Insulaner entgegenkamen, den Namen „Los buenos Jardines" oder die guten Gärten verlieh. Der nächste Europäer im Archipel war, wenn die spanischen Schiffsbücher recht haben, kein anderer als Alvaro Mendana, der Entdecker der Salomonen. Wie diese blieben auch die Marshallinseln volle zweihundert Jahre vergessen, bis 1767, also zur selben Zeit mit Carteret, der Engländer Samuel Wallis die Atolle Rongerik und Rongelab wieder zu Gesicht bekam. Doch erst einundzwanzig Jahre später, im Sommer 1788, wurden die Marshallinseln, zusammen mit der benachbarten Gilbertgruppe, im größeren Umfange durchsucht und aufgenommen. Dies geschah durch die britischen Handelskapitäne Gilbert und Marshall auf den Schiffen „Scarborough" und „Charlotte". Sie entdeckten Mile, Majuro, Arno, Aur, Maloëlab, Erikub, Wotje, Likieb und Jemo. Zwar sind die Karten, welche sie von ihren Funden entwarfen, noch unsicher und mangelhaft, und ihre Tagebücher enthalten oft nur die dürftigsten Notizen; aber dankbar hat die Geschichte ihre Namen für immer an jene mikronesischen Rifkränze geheftet.

Wissenschaftlich gebildete Forscher betraten die Inseln nicht vor Otto v. Kotzebue, der in den Jahren 1815 bis 1817 die Romanzoffsche Expedition auf dem „Rurik" um die Erde führte. Unter den Teilnehmern der Reise leuchtet besonders Chamissos Name in unvergänglichem Glanze hervor. Seine beredten Schilderungen der Natur und Bewohner des Marshallarchipels bilden köstliche Perlen unseres Schrifttums. Leider stimmten die Nachrichten aus den nächsten vierzig Jahren schlecht zu dem Lobe des Dichters. Die Eingeborenen entpuppten sich als Diebe; sie kannten Mord und Raub und frönten raffinierter Sinnenlust, die sie nicht erst von fremden Matrosen zu erlernen brauchten. Selbst Schiffsüberfälle und Plünderungen kamen vor, so daß der Archipel bald als arges Barbarennest und als Schlupfwinkel weißer Piraten gefürchtet und gemieden wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Besserung dieser unseligen Zustände begann mit der Anlage fester Faktoreien und dem Erscheinen der amerikanischen Glaubensboten. Auf die Gründung der ersten Missionstation 1857 eröffnete die Firma Stapenhorst & Hofschläger aus Honolulu eine Handelstelle in Jaluit, die Adolf Capelle aus Braunschweig leitete. Dieser machte sich später selbständig, unterwies die Eingeborenen in der Koprabereitung und verband sich dann mit dem Hause Godeffroy, das nun ebenfalls den Archipel geschäftlich in Angriff nahm und 1873 bereits fünf Faktoreien daselbst besaß. Seit damals ist Jaluit das Verkehrszentrum für ganz Ostmikronesien; denn auch Franz Hernsheim aus Hamburg legte hier 1877 seine Hauptniederlassung an. Auf Grund dieser wichtigen Beziehungen schloß Deutschland am 29. November 1878 durch Kapitän v. Werner auf dem Kriegschiff „Ariadne" mit den Oberhäuptlingen von Jaluit einen Vertrag ab, der uns außer anderen Rechten und Vorteilen auch die Anlage einer Kohlenstation gewährleistete. Deutschlands Vorgehen rief sofort die Eifersucht der Amerikaner, Engländer und Australier wach. Schon sollte eine große Südseegesellschaft mit einem Kapital von zwanzig Millionen Mark ins Leben treten und ein englisch-ozeanisches Handelsreich gründen, als am 13. Oktober 1885 das deutsche Kanonenboot „Nautilus" unter Korvettenkapitän Rötger vor Jaluit erschien und am 15. Oktober unter Zustimmung des Oberhäuptlings Kabua und seiner Vasallen die feierliche Flaggenhissung vollzog. Auch auf Arno, Mile, Majuro, Maloëlab, Aur und Likieb wurde die Flagge gezeigt und dabei manche Fehde der Eingeborenen geschlichtet und den Zwistigkeiten der Händler und Missionare gesteuert.

Ehe wir die Neuordnung der Dinge weiter verfolgen, müssen wir noch einige Männer erwähnen, die mit vielem Fleiß und Geschick die wissenschaftliche Kunde der Marshallinseln gefördert haben. Es sind dies Johann St. Kubary, der 1869 und 1870 auf den Atollen sammelte, Konsul Franz Hernsheim, der die Sprache der Marshallaner untersuchte und seine vielgelesenen „Südseeerinnerungen" schrieb, Dr. Otto Finsch, der anthropologische, ethnologische und zoologische Forschungen anstellte, Kapitän Schück, der die Segelkarten oder „Medos" der Insulaner erklärte, und Kapitän Witt, dem wir einige kartographische Arbeiten verdanken. Dazu kommen aus der Zeit der deutschen Herrschaft die Berichte unserer Beamten und Ärzte, z. B. eines Dr. Knappe, Dr. Sonnenschein, Dr. Steinbach, Dr. Schwabe, Dr. A. Krämer und des früheren Bezirkssekretärs Senfft, dieser als Linguist, nicht zu gedenken unserer Kriegschiffskommandanten, die ihr Augenmerk auf die Kartierung der Inseln, auf Untiefen, Riffe, Wind, Wetter und Strömungen zu richten haben. Auch K. Hagers einläßliche Darstellung der Marshallinseln in „Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission" aus 1886 ist hier zu nennen, obschon sie heute vielfach überholt und veraltet ist. Dr. Steinbachs „Wörterbuch" gab 1901 Größer in Hamburg heraus. Danach hat 1906 Pater A. Erdland ein „Wörterbuch und Grammatik der Marshallsprache nebst ethnographischen Erläuterungen und kurzen Sprachübungen" erscheinen lassen. Über den verheerenden Orkan vom 30. Juni 1905 erhielten wir authentische Berichte mit Kartenbeigabe durch Kapitän C. Jeschke. Zur Volkskunde der Inseln schrieben ferner der schon genannte Professor Dr. Aug. Krämer, Dr. P. Schnee, sowie Landeshauptmann a. D. Brandeis und seine Gattin Antonie Brandeis.

Als Ergänzung unserer einführenden Rundschau lassen wir jetzt eine gedrängte Beschreibung der größeren Atolle folgen. Wir beginnen mit Jaluit, fast am Südende der Ralikkette gelegen. Es hat die Form eines Trapezes mit einwärts gekrümmten Seiten. Auf der Oberkante des Riffes zählt man, ungleich verstreut, an fünfundfünfzig Sandinseln, zwischen denen sechs Durchfahrten in die gegen 50 m tiefe Lagune führen. Der beste Kanal ist der bei der Insel Jabwor, hinter welcher sich, vor Wind und Seegang geborgen, einer der trefflichsten Naturhäfen öffnet. Die europäische Niederlassung zieht sich an der Lagunenseite hin.

Sie umfaßt das Bezirksamt, die Postagentur, das Haus des Arztes mit der Apotheke, die katholische Mission, die Hafenmeisterei, die Gebäude der Jaluitgesellschaft, die amerikanische Mission, das Hotel und Restaurant „Germania", sowie etliche ziemlich einfache, aber saubere und freund-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

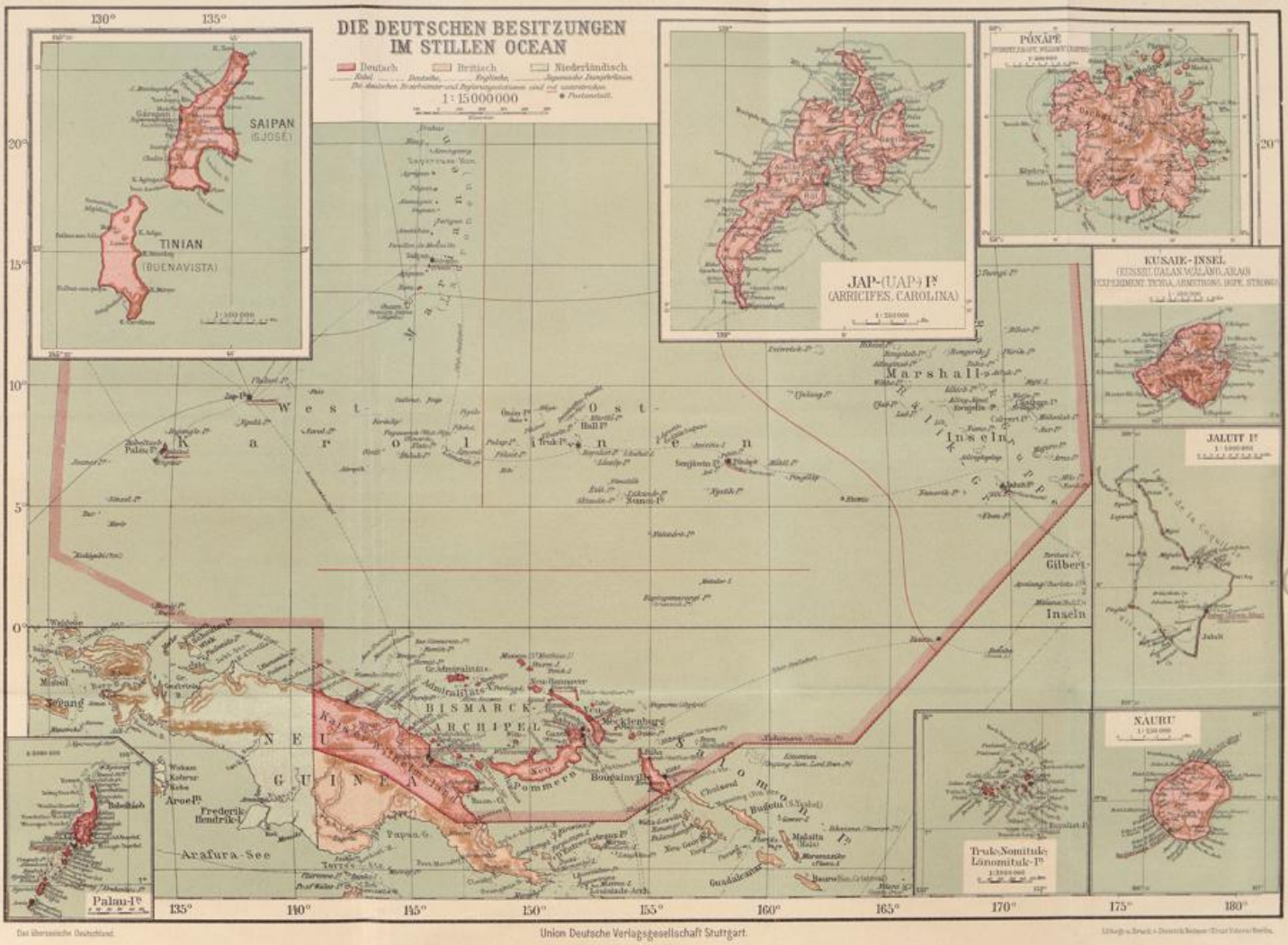
liche Wohnstätten der weißen Ansiedler. In dem anstoßenden hohen Kokoshain liegt der Kirchhof der Weißen und weiter nach der See hin das Dorf der Eingeborenen. Der Kohlenplatz mit seiner Ladebrücke ist ganz in der Nähe der Durchfahrt angelegt. Für den Personen- und Güterverkehr bestehen zwei Piers, die zur Genüge in die Lagune hinaus gebaut sind. Seit 1899 arbeiten in Jaluit die Sendboten der deutsch-katholischen Mission vom heiligen Herzen Jesu. Sie haben eine Schule eröffnet mit Deutsch als Unterrichtssprache, die von den Kindern unserer Landsleute und den Halbblut- und Häuptlingskindern fleißig besucht wird. Der Unterricht erstreckt sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Anschauung, Singen und Religion. Für die Erwachsenen besteht eine Abendschule, die ebenfalls erfolgreich wirkt.

Südlich und südwestlich von Jaluit begegnen uns die fruchtbaren Atolle Ebon und Namorik, sowie das lagunenlose Inselchen Kili. Nach Nordwesten folgt jetzt Ailinglaplap mit leidlichem Ackerboden. Ganz in der Nachbarschaft liegt Jabwat, zwar produktiv, aber sehr unbedeutend und ohne Reede oder Hafen. Nun kommt das Doppelatoll Namo, das bescheidene Lib und das riesige Kwajelin, einer der umfangreichsten Korallenkränze überhaupt; denn er ist 110 km lang, 75 km breit und hat achtzig Teilinseln. Diese sind leider ziemlich steril und infolgedessen dünn bewohnt. Über Lae, Ujae, Wotho, Ailinginae, Rongerik, d. h. kleines Loch, Rongelab, d. h. großes Loch, Bikini, Eniwetok und Ujelang ist nichts weiter zu sagen, als daß sie Atolle wie die anderen sind, bald mehr, bald minder groß, häufig amerikanische Missionstationen haben und in einzelnen Fällen, wie z. B. Ujelang, völlig der Jaluitgesellschaft gehören.

In der Ratakkette sind die südlichen Atolle ebenfalls fruchtbarer als die nördlichen. Namentlich zeichnen sich Mile, Arno, Majuro, Maloëlab und das etwas nördlichere Likieb nach dieser Richtung hin aus. Minder begünstigt von der Natur sind dagegen Aur, Erikub, Wotje, Ailuk und Utirik. Auf Likieb befindet sich seit Jahren eine Werft, die Boote und kleinere Segelschiffe nach europäischem Muster erbaut. Diese Fahrzeuge sind bei den Häuptlingen sehr beliebt, und heute halten sich die wohlhabenderen statt der heimischen Kanus lieber einen schmucken Schoner, mit dem sie ihre Handelsreisen von Lagune zu Lagune unternehmen. — Im Westen, wie im Osten von Ailuk zeigt sich uns je eine isolierte Riffinsel, dort das unbewohnte Jemo, das nur als Raststation und als Fangort der Seeschildkröten benutzt wird, hier das fruchtbare, längliche Mejit mit 1 qkm Fläche, worauf fünfzig Menschen ein zufriedenes Dasein führen. Noch weniger Einwohner haben die Nachbaratolle Utirik und Taka, und völlig unbesiedelt sind zurzeit die noch übrigen Riffe bis hinauf nach Taongi.

Das Klima der Marshallinseln ist ausgesprochen tropisch-ozeanisch mit einer hohen, sehr konstanten Temperatur, deren tägliche Schwankung kaum 7 Celsiusgrade erreicht, und deren Jahresmittel bei 27° C. liegt mit einem Maximum von 36° und einem Minimum von 21° C. Die jährlichen Niederschläge wechseln zwischen 3300 bis 4700 mm, halten sich aber in der Regel über 4000 mm — gegen 540 mm im nördlichen Deutschland —, die ziemlich gleichmäßig auf alle Monate verteilt sind. Nur Januar und Februar stehen manchmal etwas zurück. Die nördlichen Atolle empfangen durchschnittlich weniger Regen als die südlichen, unter denen wieder Jaluit und Majuro die reichstbedachten sind. Von den Winden herrschen fast ausschließlich die östlichen vor, da von Dezember bis April der Nordostpassat weht, falls er nicht gelegentlich ausbleibt, während von Mai bis November die Luftbewegung mehr eine rein östliche bis südöstliche Richtung innehält. Von August bis November setzen häufig Windstillen ein, die jedoch zeitweilig von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Stürmen unterbrochen werden. Bei den Weißen wirkt das Klima, ungeachtet der stets reinen, staubfreien Luft, durch den starken Feuchtigkeitsgehalt und die bedeutende Wärme doch bald auf Herz und Atmungsorgane nachteilig ein. Lungenschwache haben viel zu leiden. Wirkliche Tuberkulose verläuft erschreckend schnell, so daß man niemand, der zu dieser Seuche neigt oder derselben verdächtig ist, nach den Marshallinseln schicken darf. Auch Rheumatismen, Ruhr und Nierenübel zeigen sich, wohingegen die Malaria und verschiedene andere Krankheiten ganz fehlen.

Die Flora des Archipels ist sehr artenarm. Die Zahl ihrer Spezies hat bereits Chamisso auf neunundfünfzig, später Finsch auf sechzig bestimmt; sie soll sich jedoch nach Dr. Steinbachs Forschungen auf mindestens hundert belaufen, wobei zugegeben werden muß, daß einzelne Pflanzen, namentlich Unkräuter, erst in neuester Zeit eingeschleppt sind. Angebaut werden die Kokospalme, der Melonen- und der Brotfruchtbaum, der Pandanus, den die Eingeborenen in etwa vierzig Varietäten kultivieren, der Taro und die Pfeilwurz, die Banane, sowie eine Mangrove, aus deren Früchten ein schwarzer Saft zum Färben der Matten gewonnen wird, und endlich die kriechende Triumfetta procumbens, welche eine brauchbare Faser liefert. Unter der Wildvegetation treten mehrere niedere Farne, einige Wolfsmilchgewächse, eine basttragende Boehmeria, einige Harthölzer, etliche schönblühende Blumen und verschiedene, sehr magere Gräser am meisten hervor. Von unseren Gemüsen gedeihen Gurken, Bohnen und Radieschen vortrefflich; auch Tomaten, Feigen und Zitronen kommen leidlich fort, wohingegen die eigentlichen Plantagenpflanzen, wie Kaffee, Tabak, Kakao, Baumwolle usw., bei dem kümmerlichen Sandboden und der herrschenden Seeluft keine zusagenden Lebensbedingungen finden.

Noch ärmer als die Flora ist die Fauna, die ursprünglich gar keine Landsäuger besaß. Jetzt kennt man die importierte Ratte und die Maus, die beide auf manchen Inseln zu Plagen geworden sind. Außerdem haben die Marshallaner seit Kotzebues Reisen mehrere Haustiere, z. B. Hund, Katze und Schwein. Die gleichfalls eingeführten Hühner und Enten lebten früher im halbwilden Zustande und werden erst neuerdings für den Tisch des Weißen gezüchtet und verkauft. Aus der Reihe der Wat- und Schwimmvögel sind Regenpfeifer, Strandläufer, Reiher, Seeschwalben, sowie Fregatt- und Tropikvögel zu nennen. Merkwürdig sind die Wanderzüge der wilden Enten, die alljährlich im Oktober in ungeheuren Schwärmen von Nordosten nach Südwesten über die mittleren und nördlichen Atolle streichen, bis sie im nächsten Mai in umgekehrter Richtung wieder nach Norden ziehen. Die Reptilien sind durch sechs Eidechsenspezies vertreten; Landschlangen und Frösche gibt es gar nicht. Dagegen ist die Meeresfauna um so reicher, vom seltenen Spermwal bis hinab zum unscheinbaren Polypen. Unter den Fischen werden mehrere als giftig gefürchtet. Am Lande machen sich Einsiedlerkrabben, Skorpione, Tausendfüße, Fliegen und Moskito öfter recht lästig, und selbst Ameisen und Heuschrecken hausen neben mehreren Schmetterlingen und Käfern auf den kleinen, niedrigen Inseln. Auf den Riffen winkt dem Sammler manche zierlich gebaute Koralle, die aber häufig nur schwer zu erbeuten ist.

Die Bewohner der Marshallinseln bilden eine ziemlich gleichartige, den Karoliniern nahestehende Volksmasse, die eine gemeinsame, wenn auch dialektisch gegliederte Sprache hat. Ihre Zahl setzte man bisher auf Grund der älteren Zählungen und Schätzungen zu rund 15 000 Seelen an. Das ist aber um ein Drittel zu viel; denn die erste genaue Zählung von 1908 hat für die Ralikatolle nicht mehr als 3982 Eingeborene, für die Ratakatolle 5285, also für beide 9267 Eingeborene ergeben. Der Körperbau ist im allgemeinen gut, doch vorwiegend schlank und schmächtig. Die Durchschnittsgröße der Männer dürfte kaum hinter der unserigen zurückbleiben; wohl aber sind die Frauen fast regelmäßig kleiner als ihre weißen Schwestern. Die Hautfarbe wechselt vom schmutzigen Gelbbraun bis zu einem dunklen Schokoladenbraun und ist, wie überall, bei den Vornehmen, die sich weniger der Sonne aussetzen, heller, als bei den Vertretern der arbeitenden Klassen. Die Haare sind kräftig und lang, seltener lockig oder gewellt, dabei schwarz mit einem leicht bräunlichen Schimmer. Der Bartwuchs ist spärlich. Die nicht unschönen Gesichtszüge verraten oft eine ziemliche Intelligenz. Nur die Backenknochen treten etwas hervor, und die Augen sind manchmal schief gestellt, wodurch der Blick einen listigen, verschlagenen Ausdruck erhält, der zu dem Charakter nicht gerade im Widerspruch steht. Merkwürdig ist bei dem sonst phlegmatischen Volke die unbezähmbare Wanderlust; ja das nomadenhafte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Umherziehen von Insel zu Insel, von Atoll zu Atoll scheint fast Lebensbedürfnis des Marshallaners zu sein. Überhaupt schwärmt er sehr für Vergnügen, unter denen Tänze, Besuche, Familienfeste und — bei der Jugend — allerlei Spiele obenanstehen. Von Musikinstrumenten kennt er nur die mit der Kehl- oder der Magenhaut des Haifischs bespannte Trommel und eine primitive Mundharmonika aus Blättern.

Die Kleidung der Männer besteht, wo Missionseinflüsse nicht vorwalten, aus einem dichten Faserschurz, der über einem breiten Lendengurt getragen wird, so daß er weit und kühl den Körper umgibt. Junge Mädchen begnügen sich mit einer einfachen Matte, und die kleineren Kinder,

Tanzkonzert bei einem Häuptlinge.

namentlich die Knaben, laufen meist nackt umher. Heute sieht man auf den größeren Inseln fast nur noch europäische Gewänder, und zwar für die Männer Jacken und Hosen, bei feierlichen Gelegenheiten auch gesteifte Plätthemden, für die Frauen jene langen, von oben bis unten aus einem Stück gearbeiteten, baumwollenen Missionskittel. Die ehedem so beliebte kunstvolle Tätowierung verschwindet zusehends, und ebenso schnell nimmt auch die Sitte ab, die Ohrläppchen unförmlich auszuweiten. Die Nahrung setzt sich teils aus den Früchten der oben erwähnten Kulturpflanzen, teils aus den verschiedensten Meerestieren, besonders Fischen und Muscheln zusammen. Salz und Gewürze werden, wie auf den Karolinen, nicht verwendet. Aus Pandanus und Brotfrucht versteht man recht schmackhafte Dauerkonserven zu bereiten, die sich mitunter ein bis zwei Jahre brauchbar erhalten.

Die Wohnungen der Marshallaner sind eigentlich nur doppelseitige Schrägdächer, die auf einem 1 bis 2 m hohen Pfahlwerk ruhen. Der Hausrat ist sehr dürftig, obschon den Leuten jetzt importierte Geschirre, Flaschen, Büchsen und Gläser bequem zur Verfügung stehen. Den Reichtum der Familie machen häufig die kunstreich geflochtenen oder geknüpften Bastmatten aus, an denen auch Fremde ihr Wohlgefallen haben. Zum Fischfang dienen Netze, Reusen und Angeln. Für den Nahverkehr benutzt man kleine Ruderkanus, zu größeren Fahrten jedoch die langen, mit Ausleger versehenen Segelkanus, die eine gewölbte Außenseite und eine fast gerade Innenseite haben, um zu verhindern, daß sich das Boot unter Einwirkung des Auslegers im Kreise herumdreht. Über der etwas höheren Schiffsmitte erhebt sich beiderseitig eine Plattform, auf der zwei Kajütenhäuschen angebracht sind, worin die Reisenden ihre Vorräte aufheben und bei Nacht oder schlechtem Wetter Unterschlupf suchen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In sozialer Beziehung scheidet sich das Volk in vier scharf getrennte Stände, nämlich Irodj oder Oberhäuptlinge, Burak oder gewöhnliche Häuptlinge, Leoták etak oder Ortschulzen und endlich Kadjur oder gemeine Leute. Die beiden letzten Klassen haben kein Grundeigentum, sind vielmehr den Häuptlingen für die Bodenbenutzung zu gewissen Diensten und Abgaben verpflichtet. Den Stand empfängt der Marshallaner allein durch den Rang der Mutter. Der Sohn einer Irodj ist stets wieder Irodj, mag auch sein Vater nur ein Kadjur sein. Trotz der durchgreifenden Entwaffnung und Pazifizierung ist die Volkszahl zurückgegangen; der Zunahme steht namentlich die greuliche Verseuchung mit Syphilis hemmend im Wege, da mindestens ein Drittel, wenn nicht gar die Hälfte der Eingeborenen an dieser von den Weißen eingeschleppten Krankheit leidet. Außerdem kommen Masern, Keuchhusten, Ruhr, Frambösia, verschiedene Hautübel, in einzelnen Fällen auch Lepra und neuerdings Beri-Beri zur Beobachtung. Für die Tätigkeit des deutschen Regierungsarztes öffnet sich hier ein weites Feld, auf dem noch außerordentlich viel getan werden muß.

Häuptling mit Frau in alter Tracht.

Die fremde Bevölkerung des Schutzgebietes, einschließlich der Phosphatinsel Nauru, belief sich um 1909 auf 1250 Personen, darunter 160 bis 165 Weiße, 530 nicht eingeborene Südseeinsulaner, 120 Mischlinge und 440 Chinesen. Bei den Weißen standen die Deutschen mit etwas über 90 Köpfen obenan. Die Verwaltung leitete bis 1906 ein kaiserlicher Landeshauptmann, der durch das Auswärtige Amt von Jahr zu Jahr mit der Jaluitgesellschaft für die Kolonie einen Etat vereinbarte, dessen Erfordernisse, sofern sie nicht aus den Steuern, Zöllen und Abgaben gedeckt wurden, die Gesellschaft zu bestreiten hatte. Dafür waren dieser, die 1887 in Hamburg gegründet wurde, wichtige Vorrechte eingeräumt, die in gewisser Weise ein Monopol bedeuteten und das Geschäft vorwiegend in ihre Hände geleitet hatten.

Durch die kaiserliche Verordnung vom 18. Januar 1906 hat die Sonderstellung des Archipels mit dem 1. April desselben Jahres aufgehört. Die Inseln wurden als eigenes Bezirksamt an die Verwaltung der Karolinen angegliedert und dem Gouverneur von Neu-Guinea in Herbertshöhe unterstellt. Seitdem zählt man an weißen Funktionären einen Bezirksamtmann, einen Sekretär, einen Hafen- und Polizeimeister, der zugleich die Postagentur versieht, und einen Regierungsarzt, diese sämtlich in Jaluit. Auf Nauru wird die Postagentur gleichfalls durch einen kaiserlichen Landesbeamten verwaltet. Außer der Jaluitgesellschaft arbeiten im Archipel die Londoner „Pacific Phosphate Company" auf Nauru, der Pflanzer O. Bock auf seinem Besitztum Kili, die Eigentümer von Likieb, nämlich A. Capelle und de Brums Erben, und schließlich Burns, Philp & Co. aus Sydney, die aber keine Handelsstationen unterhalten. Der Import belief sich um 1908 auf

$1^1/_2$ bis $1^1/_2$ Millionen Mark, der Export auf 4 Millionen Mark. Zur Ausfuhr gelangen vornehmlich Kopra und Phosphate; daneben werden auch Haifischflossen, Schildpatt und Perlmutterschalen in kleineren Mengen verschifft. Von der Einfuhr dürfen Waffen, Munition, Dynamit, Opium und geistige Getränke — mit Ausnahme von Bier — an die Eingeborenen nicht verkauft werden. Das Schutzgebiet gehört dem Weltpost-

Drahtseilbahn auf den Phosphatfeldern von Nauru.

verein an und hat durch den von der Jaluitgesellschaft eingestellten und vom Reiche subventionierten Dampfer eine regelmäßige Verbindung mit Ostasien und Australien. Post und Passagiere werden ferner durch die zweimonatlich zwischen Sydney und Jaluit verkehrenden Dampfer der Gesellschaft Burns, Philp & Co. zur Beförderung übernommen.

Eine ausgesprochene Eigenart besitzt endlich das vereinsamt in Äquatornähe belegene Nauru oder die Pleasantinsel. Sie wurde zuerst von Professor Dr. Finsch wissenschaftlich untersucht und zwar zu einer Zeit, als der Aufenthalt daselbst keineswegs ungefährlich war. Später haben Sonnenschein, Eggert, Jung und Krämer die Erforschung weitergeführt. Das Land ist nahezu kreisförmig, hat 20 qkm Fläche, und wird rings von einem ausgedehnten Riff umgeben, das nur wenige Bootspassagen besitzt. Der aus hartem Korallenfels zusammengesetzte Boden steigt terrassenförmig zu einem gegen 70 m hohen Berge an, der eine prächtige Rundsicht gewährt. Unfern der Spitze liegt der Einstieg zu den berühmten, von Bezirksamtmann Jung entdeckten Höhlen, die in 20 m Tiefe aus mehreren labyrinthischen Gängen bestehen. Die größte dieser Abteilungen wurde als Beerdigungstätte für die Eingeborenen niedersten Ranges benutzt und war deshalb für Fremde unbetretbar. Im westlichen Inselbereich zeigt sich in einer Mulde der reizende, ganz von Kokospalmen überschattete Arinobek- oder Arenibekweiher, am Gestade mit friedlichen Hütten besetzt, deren bronzefarbene Bewohner „wie die Elfen einer Märchenlandschaft das freundliche Bild beleben". Der Export war bis vor kurzem auf Kopra beschränkt, deren jeweilige Menge aber gänzlich vom Verlauf der Witterung abhängig ist. Denn Nauru wird trotz seiner rein ozeanischen Lage öfter von anhaltenden Dürren heimgesucht. Die in zwölf Stämme oder Dorfschaften geteilten Eingeborenen, ehedem untereinander blutig verfeindet, sind 1888 entwaffnet worden und leben seitdem in Eintracht und Frieden, so daß ihre Zahl langsam zunimmt. Sie betrug 1890 genau 1318 Seelen und ist bis Anfang 1909 auf 1400 Seelen gestiegen. Der Gesundheitszustand bei Eingeborenen und Fremden ist leider seit Einführung der chinesischen Arbeiter nicht mehr so gut wie früher. Man braucht die Kulis aber zur Ausbeutung der reichen Phosphatlager, die einen großen Teil der Insel bedecken. Das gewonnene Produkt (1908 = 55,6 Mill. kg.) geht auf Schienengeleisen, beziehungsweise auf einer Drahtseilbahn zu den Lagerschuppen oder zu den Verschiffungstellen, wo es über eine Holz- und eine Eisenbrücke in schwere Boote befördert wird, die es zu den Dampfern bringen. Der Export wendet sich fast ausschließlich nach Australien. Für die gesamten Betriebe wie für den Bedarf der mehr als achtzig Weißen und der zahlreichen Arbeiter sind Wasserleitung und Kanalisation eingerichtet, Kondensatoren aufgestellt und elektrische Beleuchtung angelegt worden.

Überblickt man die Gesamtlage des Archipels, wie sie sich unter der deutschen Herrschaft bisher entwickelt hat, so darf man trotz der schwierigen Gegebenheiten mit den Resultaten wohl zufrieden sein. Vor allem ist den ewigen Fehden der Eingeborenen ernstlich gesteuert worden. Auch das unsinnige Schuldenmachen, namentlich seitens der Häuptlinge, hat ein Ende gefunden. So sind allmählich die gesicherten politischen wie kommerziellen Verhältnisse entstanden, unter denen Verwaltung und Handel jetzt wirken. Ihre höchste Bedeutung wird die kleine Kolonie erst erlangen, wenn der Seeweg durch Zentralamerika eröffnet ist und die Marshallgruppe wie die Karolinen zu vielbesuchten Zwischenstationen im Straßennetze des Stillen Ozeans werden.

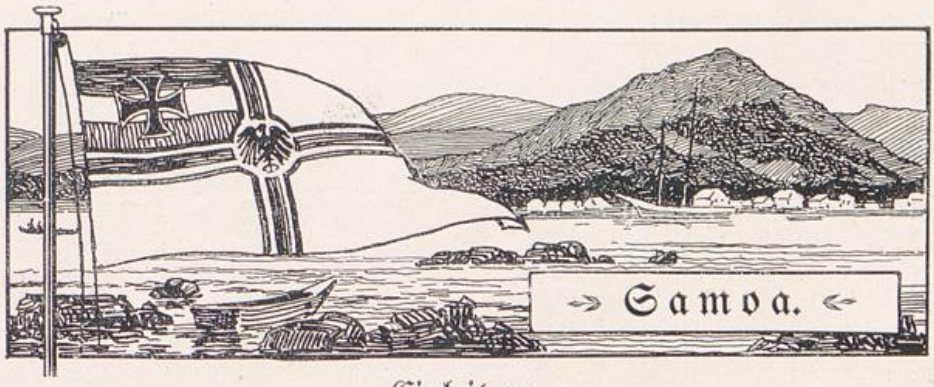
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Samoa.

Von

Dr. Reinecke.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



Einleitung.

Die Samoainseln, die vielgerühmte Perle der Südsee, den jüngsten Edelstein in dem Kolonialschmuck unseres Reiches, müssen wir mit Nordamerika teilen, dem laut Vertrag vom 2. Dezember 1899 die kleinere Hälfte mit dem einzigen Hafen auf den Inseln abgetreten worden ist. Der Archipel liegt mitten im Großen Ozean, 12 bis 14 Grad südlich vom Äquator zwischen dem 168. und 173. Grad westlicher Länge und war einst, vor einem halben Jahrhundert, eine Domäne deutscher Handels- und Forschungsinteressen, die Zentrale des genialen Handelsunternehmens der lange weltberühmten Hamburger Firma J. C. Godeffroy & Sohn, die 1857 ihre Arme nach der Südsee ausstreckte und binnen wenigen Jahren fast auf allen Inselgruppen des Stillen Ozeans festen Fuß faßte. Über zwanzig Jahre beherrschte dieses Handelshaus die Erschließung und Wirtschaftspolitik der Südsee, und im Museum Godeffroy zu Hamburg erstand, von wissenschaftlichen Sendboten und Sammlern Godeffroys emsig zusammengetragen, ein unvergleichlicher Schatz hochbedeutsamer Ausbeute, der die Blicke und Interessen aller Ethnologen, Geographen und Naturforscher anzog und der großkaufmännischen Hansastadt plötzlich einen Platz in der Wissenschaft errang.

Leider, zum Schaden nationaler und wissenschaftlicher Interessen, war dem Hause Godeffroy nur kurze Blütezeit beschieden. Eine geschäftliche Krisis, verschärft durch den großen Bankkrach in Wien, verfehlte Unternehmungen und große Verluste erschütterten das gewaltige Unternehmen, das zwar gerade durch seine Erfolge in der Südsee noch einige Jahre lebensfähig und vor dem Schlimmsten bewahrt blieb, aber doch schließlich, nachdem es zwanzig Jahre glänzend und ruhmreich den Stürmen des Großen Weltmeeres getrotzt hatte, den Wellen des Geschickes erlag. Die nationale und wirtschaftliche Bedeutung dieses Ereignisses wurde damals leider völlig verkannt und unterschätzt. Wohl versuchte Bismarck 1879 aus dem Zusammenbruch wenigstens noch zu retten, was zu retten war; aber der Deutsche Reichstag lehnte am 27. April 1880 auf Bambergers Rat und Agitation jede Beteiligung des Reiches ab, obgleich eine solche in der beantragten Form lediglich eine formelle Zinsgarantie für Samoa von höchstens 350 000 Mark darstellte. Damit war das Schicksal der deutschen Herrschaft in der Südsee entschieden, und die deutsche Volksvertretung hatte eine Schuld auf sich geladen, die das Volk bald erkennen und schwer bereuen sollte, deren materielle Größe in keinem Verhältnis stand zu den Verlusten, die sie zwanzig Jahre fortzeugend gebar. Jene 350 000 Mark, die der Reichstag lediglich aus kurzsichtiger Interessen- oder richtiger aus eigensinniger Oppo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sitionspolitik auf Hintertreiben eines Abgeordneten in willenloser Gefolgschaft scheute und ablehnte, wären, wie die Erfahrungen gelehrt haben, nie erforderlich gewesen. Die Summen aber, die das Reich an Stelle jener Garantie jährlich für Samoa, solange es nicht deutsch war, zu tragen hatte, zählen nicht nach Tausenden, sondern nach Millionen, ganz abgesehen von den Opfern an Blut und Privatgut.

Mit dem Ruin des Hauses Godeffroy brach die deutsche Herrschaft in der Südsee zusammen und begann das verhängnisvolle politische Chaos auf Samoa, das zwei Jahrzehnte lang drei Großmächte mit Konflikten bedroht hat und zu einem schier unglaublichen diplomatischen Knoten anschwoll.

Auch die deutsche Wissenschaft steht trauernd am Grabe jenes jungen, hoffnungsvollen Gliedes und die Stadt Hamburg vor den Trümmern ihres Museums Godeffroy, dessen beste Schätze sie sich entreißen ließ, dessen unwiederbringlicher Wert nicht in dem Kaufswert der einzelnen Objekte und Sammlungen, sondern in dem großen Ganzen bestand, das in Teile getrennt und entwertet wurde. Die Errichtung des neuen Museums Godeffroy durch den reichen Hansastaat verdient deshalb als ein Akt weiser Pietät volle Anerkennung.

I. Allgemeines.

Die Samoainseln liegen im Tropengürtel und im Gebiet des Äquatorialstromes, der ebenso wie der sie überwiegend beherrschende Passat von Osten beziehungsweise Ostsüdost kommt.

Das Klima Samoas wird durch den Passat sehr günstig beeinflußt, da dieser nahezu drei Viertel des Jahres am Tage die Luft in Bewegung erhält und die Tropenhitze mildert. Die Temperatur an der Küste unterliegt sehr geringen Schwankungen im allgemeinen von 22 bis 31° C., darunter und darüber geht sie selten; die Tagesdifferenzen — d. h. binnen vierundzwanzig Stunden — betragen oft viel weniger, häufig nur 3 bis 4° C. Am „kühlsten" ist es vor Sonnenaufgang, am heißesten in der Regel gegen zwei Uhr nachmittags. Die Wärme wird unangenehm, wenn der Wind aussetzt; am unangenehmsten bei trübem Himmel und Regen in der Regenzeit; doch ist diese ebensowenig eine solche nach kontinental tropischen Verhältnissen, wie die andere Zeit etwa völlig regenlos ist. Das ist allerdings wesentlich von den Gegenden abhängig. In den Lagen auf der Süd- und Ostseite der Inseln, wo der Passat anweht und seine Luftströmung zu Niederschlägen verdichtet, sind solche während des ganzen Jahres ziemlich gut verteilt; jenseits der Berge aber, also besonders in nordwestlichen Lagen, sind Niederschläge außer starkem Tau oft wochenlang sehr spärlich. Die Regenzeit fällt in den südlichen Sommer, d. h. in die Monate November bis März, April; in ihr erlischt der Passat zeitweise ganz. An seine Stelle treten Winde aus Süd, Nordost, Nord und Nordwest, selten aus West. Diese Strömungen sind, vielfach von Regenböen oder Regenwetter begleitet, oft heftig stürmisch; richtige Stürme oder Orkane sind auf Samoa seltener als auf den benachbarten Inselgruppen, sehr selten richten sie auch an Land Verheerungen an, dagegen sind sie den Schiffen auch hier gefährlich. Der linde Passat herrscht fast beständig von Mai bis September, solange die Sonne scheint, d. h. am Tage; gegen Abend weicht er der Landbrise, die entsprechend der Ausdünstung des Landes und der Abkühlung mit den feuchten, kühlen Luftschichten dem Meere, dessen Temperatur sich überhaupt kaum verändert, zutreibt und meist in der Nähe der Küste noch ausreicht, um als leichter Segelwind zu dienen.

Die Regenmenge ist trotz der trockenen Jahreszeit selbst auf der Nordseite der Inseln sehr beträchtlich; sie beträgt im Durchschnitt 3590 mm (d. i. das Sechsfache des Durchschnitts für die Mark Brandenburg); davon entfällt der Löwenanteil, etwa die Hälfte, auf die Monate Dezember, Januar, Februar und März; der regenreichste Monat pflegt unter diesen der Februar zu sein, da er es meist auf über 500 mm (1899 auf 727 mm) bringt. Nach dem Bericht über die Tätigkeit des von der Königlichen Akademie der Wissenschaften auf Mulinu'u (Apia) errichteten Samoaobservatoriums scheint die neue vulkanische Tätigkeit einen auffallenden Einfluß auf die Niederschlagsverhältnisse auszuüben; denn von 2570 mm im Jahre 1905 ist die Regenmenge beständig gewachsen bis 4580 mm im Jahre 1908. Noch auffallender ist die Zunahme der Gewitter und elektrischen Entladungen. Blitzschläge, früher Seltenheiten, haben angefangen praktische Bedeutung zu bekommen; Kapitän Hufnagel, der Verwalter der Vailelepflanzung, konstatiert in der Zeit vom Januar bis Mai 1909 einhundertundvierzig durch Blitz zerstörte Kokospalmen. Von einem echten, rechten Tropenregen kann man sich bei uns kaum einen Begriff machen, selbst wenn man sich vorstellt, daß an einem Tage ein Sechstel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unseres Jahresdurchschnitts, in zwei Tagen, z. B. am 20. und 21. Februar 1893, ein Drittel = 211,1 mm herniederprasselt.

Die Tageslänge schwankt im Maximum (Ende Dezember) und Minimum (Ende Juni) zwischen elf und dreizehn Stunden. Die Sonne geht Ende Dezember um fünfeinhalb Uhr auf und unter und Ende Juni um sechseinhalb auf und unter, sie erreicht ihren höchsten Stand im Breitengrad von Apia am 11. Februar und 30. Oktober.

Das Klima ist infolge der Einwirkung des Meeres und des Passates, sowie dank der durch die feuchte Landbrise bedingten relativen Abkühlung der Luft sehr gesund und bei leichter Bekleidung sogar angenehm. Epidemische Krankheiten scheint es früher auf Samoa überhaupt nicht gegeben zu haben; um so verheerender wirkten Masern und Scharlach, als sie in den Neunzigerjahren eingeschleppt wurden, unter den noch „ungeimpften" Eingeborenen. Die sonst so schnell und weit verbreitete Syphilis hat selbst in Apia noch keinen festen Boden gewonnen; darüber hinaus waren Geschlechtskrankheiten vor Einführung chinesischer Arbeiter überhaupt kaum bekannt, obwohl eine der Blennorrhöe ähnliche Augenerkrankung der Kinder vielfach auftritt. Am häufigsten sind Hautkrankheiten (Akne usw.) und Elefantiasis der unteren Extremitäten, des Skrotums und der Mammae. Diese schauderhafte, deformierende Bindegewebswucherung ist aber im wesentlichen auf die Eingeborenen beschränkt. Dagegen entgehen dem malariaartigen Samoafieber, dem viele Samoaner erliegen, auch die Fremden nicht, wenn es einmal grassierend auftritt; es ist aber für sie ungefährlich und meist mit einigen appetitlosen Tagen bitteren Geschmacks, großer Erschlaffung und hohen Fiebertemperaturen abgetan. Die mit Einführung chinesischer Arbeiter befürchtete Seuchengefahr ist bisher durch energische Kontrolle noch leidlich abgewendet worden. Indessen bestätigen zwei tödliche Leprafälle, die ersten auf Samoa, zahlreiche Beriberifälle und die außerordentlich häufigen Wurmkrankheiten (Anchilostomiasis) in vollem Maße die gegen die Verwendung chinesischer Kuli geltend gemachten Bedenken. Am 1. Januar 1909 befanden sich bereits 1123 Chinesen im Schutzgebiet.

Der Fremde gewöhnt sich sehr rasch an das feuchte Tropenklima Samoas, das, wie viele alte Ansiedler beweisen, auch die Lebensdauer nicht beeinträchtigt. Einen Beweis dafür lieferte der englische Schriftsteller Robert Louis Stevenson, der, wegen eines Lungenleidens von den Ärzten aufgegeben, 1886 nach Samoa kam und hier noch acht Jahre lebte und schrieb. Man geht natürlich möglichst leicht angezogen, wohnt in luftigen Holzhäusern bei offenen Türen und Fenstern, deren geräumige Veranden hauptsächlich dem Aufenthalt dienen, schläft, durch ein Moskitonetz gegen die kleinen Blutsauger geschützt, in leichten Pajamas oder unter dünner Decke und nährt sich reichlich von Konserven, soweit nicht Landesprodukte: Rind-, Kalb- und Schweinefleisch, Hühner, Tauben, Fische, Krabben, Bananen, Taro, Brotfrucht und Gemüse für die Bedürfnisse ausreichen. Auch für frisches Hammelfleisch sorgen die Schlächter durch Einführung lebender Schafe von Neuseeland und Australien; diesen bekommt aber in ihrem dicken Pelz und auch ohne ihn bei ihrer empfindlichen Haut die feuchte Luft nicht, ihre Zucht ist demnach ziemlich ausgeschlossen, während Rinder und Pferde ausgezeichnet gedeihen und auch billig sind. Große Rinderherden bevölkern die Kokospflanzungen der Deutschen Plantagengesellschaft, während Pferdezucht auch schon von Eingeborenen betrieben wird. Leider ist es bisher nicht recht gelungen, aus der fettarmen Milch der Kühe gute Butter zu gewinnen; zum Teil liegt das vielleicht auch an der Art des Futters, auf das die Tiere angewiesen sind. Das ist jedenfalls ein kleiner Übelstand; denn Konservenbutter ist nur ein sehr mangelhafter Ersatz — dagegen ist selbst minderwertige Margarine noch köstlich. Indessen viele Fremde gewöhnen sich auch an Tinbutter ebenso, wie sogar der Büchsenkaviar noch als Delikatesse geschätzt wird.

Im übrigen lebt sich's auf Samoa recht gut, sogar die Arbeit bekommt den Deutschen trotz allen gegenteiligen Behauptungen ganz wohl, und wer arbeiten will, kann dieses Talent der Kulturmenschen auch im Südseeparadiese erfolgreich entfalten. Das Beispiel, beziehungsweise die größere Vorliebe der Samoaner für Vergnügen und angenehme Erholung, wirkt natürlich ansteckend und vorbildlich, und daher spielen gesellige Veranstaltungen, sowie Gasthäuser und Bars eine große Rolle im Leben der „Papalangis", d. h. der Fremden. Dazu gehören vor allem Picknicks in der herrlichen Umgebung Apias, an prächtigen Wasserfällen oder im aussichtsschönen Schatten mächtiger Bäume. Zur mühelosen Erreichung solcher Lustorte gibt es zahme Rosse, Buggies und vierrädrige Wagen in Menge. Besonders beliebt ist der leichte zweirädrige, zwei- bis viersitzige Buggy, dessen Leichtigkeit allerdings oft Überraschungen bietet, indem die Insassen sich plötzlich gelegentlich draußen befinden, wenn eine Ecke zu kurz genommen wird oder ein Graben beim Ausweichen das Gleichgewicht störend beeinflußt. Ende September 1901 hat ein solcher Zwischenfall ein schweres, allgemein betrauertes „memento mori" hervorgerufen, indem der beliebte Gouvernementsekretär und Postmeister Vanse den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen zum Opfer gefallen ist.

Leider wuchert, wie das nun mal in kleinen Orten so üblich, der Kastengeist in Apia echt kleinstädtisch üppig. Klatsch und Übelnehmerei grassieren oft periodisch, natürlich stehen dabei immer besondere Talente oder „verkannte Größen" an der Spitze; doch das braucht vernünftige Leute nicht abzuschrecken, sich in den Strudel der Samoaresidenz zu wagen und ihr Glück auf Deutsch-Samoa zu versuchen. Man kann dort sogar ungestraft unter Palmen wandeln; denn die Kokosnüsse haben vor Menschen einen bewundernswerten Respekt bewiesen, da sie fast stets erst herabfallen, wenn niemand durch ihren Erdengang gefährdet ist. Daß solch ein Vorfall nicht ganz harmlos zu sein braucht, wird jeder erkennen, der einmal die Flugbahn und den Luftdruck einer herabfallenden Kokosnuß gespürt hat.

Wie schon das Epitheton „Perle der Südsee" zur Genüge erwarten läßt, sind die Inseln schön, schöner und besser als ihre Genossinnen im Stillen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ozean; auch ihre Geschichte bietet mancherlei von Interesse. Der französische Forschungsreisende Lapérouse, der sie im Dezember 1787 zuerst kennen und ihre Bewohner fürchten lernte, da seine von Ludwig XVI. ausgerüstete Expedition bei einer Landung auf der Nordseite Tutuilas, wahrscheinlich infolge von Ausschreitungen der Mannschaft, zwei Offiziere und zehn Mann im Kampfe verlor (entdeckt ist Samoa 1722 von dem Holländer Roggeveen, die Auffindung wird erst sicher durch Bougainville 1767), schildert sie und die Eingeborenen schon in entzückten Worten. Seine Ansicht ist von allen seinen Nachfolgern vollauf bestätigt worden. — Ganz Samoa ist vulkanischen Ursprunges. Aus einer umgebenden Meerestiefe von 2000 bis 4000 m hat der Mutterleib der Erde hier in feuriger Taufe herrliche Kinder gezeugt. Dem Phönix gleich, sind die Inseln aus Staub und Asche erstanden. Und wenn die Gelehrten etwa, Geologen und Geophysiker, noch im Zweifel sein könnten über die Entstehung und sie als säkulare Hebungen oder Senkungen betrachten sollten, dann kann sie die Sage aufklären. Die Ansichten der Samoamythologen, d. h. der Urzeuger der Volksweisheit, stimmen mit dem biblischen Werdegang und der geophysischen Wahrscheinlichkeit so gut überein, daß man ernstlich meinen könnte, Samoa sei das vielgepriesene Paradies — wenn es nur nicht so jung wäre! Jedenfalls ist diese Tatsache interessant und auch hier erwähnenswert, da sie in mehrfacher Beziehung charakteristisch für die Überlieferung und das Wesen der Samoaner ist.

Nach der samoanischen Schöpfungsgeschichte war zunächst leai, d. h. nichts oder der Raum, das Weltall ohne etwas. Daraus entstand nanamu, d. h. ein Geruch, Wohlgeruch, aus dem sich allmählich efuefu, ein Dunst oder Rauch entwickelte, der sich schließlich zu ao, Wolken, verdichtete und endlich im eleele, dem Boden, der Erde, feste Form gewann. Danach entstanden Winde, die den Dunst bewegten. Dann erscheinen Tangaloa, der erste und größte Gott, Mond und Sonne, das Meer und das Süßwasser. Dann kommt die Sintflut; das Land wird vom Meere verschlungen; aber das Feuer entsteht und vermählt sich mit dem Wasser, um mit ihm die Erde, samoa, zu erzeugen.

So kann man sich die Entstehung Samoas aus der Ferne vorstellen: Schwefelgeruch, der die vulkanischen Ausbrüche begleitet, Rauch und Auswurf, der ohne Feuererscheinung erfolgt, solange er noch aus dem Meere emporsteigt. Wenn aber der Auswurfkegel erst das Meeresniveau erreicht hat, tritt die lodernde Flamme hervor und beginnt die eigentliche Landbildung.

Darauf siedelten sich dann nach der Sage, wie man das auf den jüngsten vulkanischen Gebieten der größten Samoainsel Savaii heute noch beobachten kann, zunächst kleine Kryptogamen als Pioniere an, dann folgten Stauden, Sträucher und schließlich Bäume, alles unter der Aufsicht Tangaloas, der inzwischen in den Himmel zurückgekehrt war. Die einzige Schwierigkeit der Schöpfungsgeschichte ist für die Samoaweisen der Mensch gewesen. Aber auch dieses höchste Wesen erscheint schließlich als Herr der Situation und zwar, wie es die samoanische Soziologie erfordert, in zweierlei Gestalt. Die Entstehung der Vegetation wird in der Sage, biologisch völlig zutreffend, als Kampf geschildert; das kleinere Wesen erliegt dem größeren und stärkeren; der letzte Sieger aber ist nicht der Baum, mit dem vorher Frieden geschlossen wurde, sondern die Liane; denn sie benutzt den Baum, bricht seine Äste und erreicht seine Höhe. Auf ihr entstehen, wie der von Tangaloa zur Erde entsandte Vogel Tuli berichtet, Würmer, die Tuli auf Befehl des Himmelsgottes zu Menschen formt. Nach Auffassung der Samoaner gibt es zweierlei Menschen: Edle und Gemeine, aber auch zweierlei Entstehung: die wurmgezeugten sind die Gemeinen; die Nobiles sind vornehmerer Abkunft.

Dafür gibt es verschiedene Lesarten. Die edelsten Geschlechter stammen direkt von Tangaloa ab, andere von ihm untergeordneten Göttern. Die eigentliche Schöpfungsgeschichte aber leitet die „besseren" Menschen von der Schlange ab, wenigstens deutet die Bezeichnung tangata darauf hin, d. h. Mensch und ist der polynesische Ursprung des Wortes Kanaka, mit dem man die Eingeborenen allgemein bezeichnet. Gata (sprich nasal ngata) ist samoanisch die Schlange, ta heißt schlagen; gata ist wahrscheinlich aus der Liane, dem letzten Sieger im Aufbau der Vegetation, entstanden, und das Wesen, das sie schlug, ist eben tagata, der Mensch. Und dieser Tangata ist natürlich edler als der aus dem kriechenden Gewürm durch Handarbeit erzeugte Mensch.

Der Schöpfungsmythe entspricht als religiöse Basis der Ahnenkultus, der sinngemäß nur dem Adel zukam, aber hier auch eine geradezu überraschende Ausbildung erlangt hat und dermaßen die Geschichte beherrscht, daß die ersten Geschlechter noch heute ihren Stammbaum fast lückenlos Jahrhunderte zurück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verfolgen. So hat Professor Dr. Krämer z. B. in kritischer Sammlung und Vergleichung alter, voneinander unabhängiger Überlieferungen für die Tamaseſefamilie zweiunddreißig Ahnen und deren verwandtschaftliche Beziehungen zu anderen Familien ermittelt; das entspricht einem etwa tausendjährigen Zeitraum. Für andere Geschlechter hat Krämer über zwanzig Ahnen nachweisen können. Das ist um so erstaunlicher, als schriftliche Überlieferungen, Dokumente usw. nicht vorhanden sind; denn die Samoaner haben erst durch die Missionare schreiben und lesen gelernt. Dafür ist die mündliche Überlieferung so fest und hoch entwickelt wie kaum irgendwo in annähernd gleichem Maße. Die heidnische Religion der Samoaner kannte neben Tangaloa noch zahlreiche Gottheiten, die als Spezialgötter für Krieg, Erdbeben, Feuer, Fruchtbarkeit usw. oder solche für Ortschaften und Familien ohne künstliche Nachbildung oder Idole in der Natur und vorwiegend in Tieren (Tintenfisch, Eule, Eidechse usw.) verehrt wurden.

Straße in Apia.

Der vulkanische Ursprung der Inseln verleiht ihnen, wie allen verwandten im Stillen Ozean, das schöne Antlitz in spiegelndem Wasserrahmen mit weißem Brandungsgürtel, das sie dem Reisenden schon aus weiter Ferne bieten. Mit steiler Felswand aus dem Meere aufsteigend oder hinter weißschäumendem Korallengürtel von der von Kokospalmen überragten Flachküste sich allmählich zum Zentralkamm erhebend, gewährt ihr Bild dem Auge des Beschauers stets einen anmutigen und gleichzeitig großartigen Eindruck. Die einst glühenden, dann wüsten Bildungen erdinnerer Revolutionen sind wieder schmuckvoll verhüllt von einem immergrünenden Kleide üppiger Vegetation, über der sich an den Küsten die hellen Fiederkronen der Kokospalmen auf schlanken Stämmen majestätisch wiegen, während den Urwald der Berge mächtige Banianbäume (Ficus) überragen. Als silberne Säulen sieht man von den Bergen Flüßchen in Schluchten zum Küstenlande hinabstürzen. Abgesehen von einem Teil Savaiis ist kaum ein Stückchen Erde noch frei von organischem Leben. Überall grünt und blüht in blattprächtiger Üppigkeit eine echt tropische Vegetation, welche die rauhen Formen der gewaltigen vulkanischen Bildungen, die einst rauchenden und glühenden Lavamassen, Trümmerfelder und Krater freundlich verhüllt und verschönt bis hinauf zu den höchsten Spitzen und Kämmen. Nach etwa hundertfünfzigjähriger Ruhe ist der Vulkanismus am 31. Oktober 1903 auf Westsavaii wieder tätig geworden, und seit August 1905 verwüstet der „Matavanu" — benannt nach der Schlucht im nördlichen Zentralgebiet der Insel, aus der er entsprungen ist — weite Wald- und Küstengebiete.

Der aus den vulkanischen Produkten entstandene Boden, die Ackerkrume, worauf das üppige organische Leben sich entfaltet, ist außerordentlich fruchtbar.

Das verdankt der Boden seiner anorganischen Zusammensetzung, dem außerordentlichen Reichtum des Basaltes, beziehungsweise der basaltischen Lava an Stickstoff (über 0,2 Prozent) und Phosphorsäure (0,1 bis 0,3 Prozent und mehr) sowie der nie versiegenden Nachlieferung organischer Verwesungs-

bestandteile. Ackerkrume in unserem Sinne als tiefgründige Kulturflächen gibt es aber nur stellenweise und in sehr beschränktem Maße; denn überall lagern noch Basaltblöcke darin und darauf, so daß eine rationelle, d. h. moderne Bodenkultur mit Geräten oder Maschinen fast ganz ausgeschlossen ist. Die größte Arbeit nach Entwaldung von Land ist meist die Entfernung der schlimmsten Steintrümmer, die in höheren Regionen vielfach überhaupt die Bodenkrume vollkommen verdecken und verbergen, so daß man oft viele Blöcke entfernen muß, um den Ursprung der mächtigen Vegetation zu entdecken. Verwitterungsanfang und Verwesungsreste sind in die Tiefe gesunken und dort allmählich angehäuft, soweit sie nicht vom Regen in Schluchten und zum Küstengebiet hinabgeschwemmt wurden, wo sie immer wieder durch neue Zufuhr ergänzt werden, so daß künstliche Düngung des Pflanzungsbodens sich im allgemeinen erübrigt, es sei denn, daß Kali oder Kalk in größeren Mengen, als sie der Boden enthält, erwünscht sind.

Die Wurzeln der Pflanzen sind keineswegs allein auf die Bodenkrume angewiesen; auch die kahlen, porösen Basaltblöcke bieten ihnen ausreichend Halt und Nahrung, indem ihre Fähigkeit, selbst zu zersetzen und zu erschließen, sie dabei unterstützt. Infolgedessen sind auch steile, senkrechte Felswände

Kokospflanzung mit Wasserwagen.

belebt. Vor allem sind dort zierliche Farne, Selaginellen und Moose als Pioniere der Vegetation erfolgreich tätig, ebenso auf den Steintrümmern der Berge, auf harten, dürren Tuffhügeln. Auf Stämmen, Ästen und Zweigen wuchern Orchideen und andere Epiphyten in schier fabelhafter Üppigkeit. Vom zierlichsten Pflänzchen bis zum blattmächtigen, fast musaähnlichen Asplenium Nidus, zu gewaltigen Stauden und eleganten, hochstämmigen Bäumen mit duftiger Spitzenkrone bilden Farne die schönste Zierde und einen herrschenden Bestandteil der Vegetation, die im allgemeinen ihren Hauptschmuck der Vielgestaltigkeit und dem grünen Kleide verdankt, wenn schon auch blütenschöne Formen nicht fehlen. An züchterisch wertvollen Orchideen ist die Flora arm, um so reicher an kleinblütigen Arten. Unter den schön blühenden Bäumen überwiegen Myrtazeen (Eugenia) und Rubiazeen (Gardenia). Außer diesen sind Urtikazeen, Morazeen (Ficus), Piperazeen (Piper) und die Gattung Cyrtandra der Gesnerazeen besonders artenreich vertreten. Verschiedene Musazeen, kletternde Pandanazeen (Freycinetia), Bambusen, Zingiberazeen, Lianen usw. verleihen dem Urwald ein charakteristisches Gepräge. Die Küstenflora ist, wie überall, durch fremde Bestandteile und Kosmopoliten stark beeinflußt. Zahlreich vertreten sind auf Samoa außer Farnen und Moosen auch Flechten und Pilze, unter letzteren einige phosphoreszierende Arten. Die Artenzahl der Phanerogamen ist relativ klein.

Das Tierreich ist an der Besiedlung Samoas nicht sehr stark beteiligt. Von Säugetieren gibt es — abgesehen von einem guten Bestande an verwilderten Schweinen, die jagdlustige Samoaner

zu guter Beute in die Berge locken, Hunden und Katzen, letztere leider auch schon verwildert — nur fliegende Hunde (Pteropus) und Fledermäuse. Der Zivilisation dankt Samoa einen äußerst fruchtbaren Bestand an Ratten, die längst zur Landplage und dem Geflügel sowie der Vogelwelt, sogar den Kakaopflanzungen verhängnisvoll geworden sind; minder gut gedeihen Mäuse, die ebenfalls mit Schiffen eingeführt sind. Die Vogelfauna ist reichhaltig, besonders an schönen, bunten Tauben — „lupe“ usw. — und kleineren gefiederten Bewohnern des Waldes bis hinab zu Honigsaugern. Paradiesvögel und größere Papageien fehlen, dafür beherbergt der Busch die letzte noch lebende Zahntaube (Didunculus strigirostris), manumea genannt, eine ziemlich stumpfsinnige Verwandte der ausgestorbenen Dronte (Didus ineptus); leider verringert sich auch die Zahl dieser zoologischen Kuriosität erheblich, da die reichlich taubengroßen Tiere dumm und schmackhaft sind, aber auch fremde Sammler ihnen stark nachstellen, um die wertvollen Bälge zu verkaufen.

Flußlauf im Küstengebiet.

Schlangen und Eidechsen sind durch mehrere Arten vertreten.

Das Meer beherbergt eine riesige Fülle bunter Bewohner, Haie und kleinere Fische bis zu den winzigen, wunderlich geformten und gefärbten Korallenbewohnern, Tintenfische, Seegurken (Holothurien, Bêche de mer), Seeigel, Seesterne, Krabben usw.

Die Zahl der Insektenarten ist nicht sehr groß; es gibt eine Reihe recht hübscher Schmetterlinge, besonders Nachtfalter (Ordensbänder) und Motten, einige schöne Tagfalter, darunter der schwarze Schwalbenschwanz (Papilio Godeffroyi) und sonstige Repräsentanten verwandter Gruppen. Groß ist die Zahl der Ameisenarten von den winzigsten bis zu großen, schwarzen Tieren.

Die Inseln verdanken, wie schon gesagt, ihre Entstehung und den Reiz ihrer schönen Gestalt einer Reihe von vulkanischen Ausbrüchen, die in der Passatrichtung von Ostsüdost nach Westnordwest vorgerückt sind. Demgemäß finden wir die jüngsten Bildungen und Aufschüttungen überhaupt auf der westlichsten und größten Insel Savaii und auch auf der zweitgrößten Insel Upolu auf dem westlichen Teile.

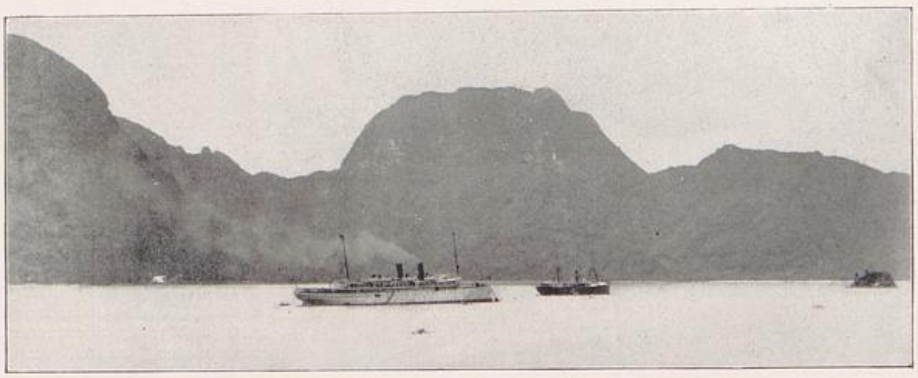
Der ganze Archipel besteht aus acht bewohnten Eilanden. Er umfaßt ungefähr 2800 qkm Land, davon kommen auf den deutschen Anteil 2572 qkm, also reichlich so viel wie auf die Karolinen (1450), Marianen (626) und Marshallinseln (400). Die Zahl der Eingeborenen, im ganzen etwa 37000, betrug auf den deutschen Inseln nach der Volkszählung vom 1. Oktober 1906 33478, davon 20662 auf Upolu und den Nachbarinseln und 12816 auf Savaii; die Zahl der männlichen Bevölkerung überwiegt um fast 2000. Erfreulicherweise macht sich neuerdings eine stete Zunahme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Eingeborenenzahlen bemerkbar, 1908 wurden bereits rund 34 000 deutsche Samoaner gezählt. Upolu ist 70 km lang und, nach beiden Enden sich verschmälernd, in der Mitte etwa 25 km breit; der Umfang wird auf 220 km geschätzt. Savaii ist in seiner größten Ausdehnung ebenfalls etwa 70 km lang, aber ungefähr 50 km im Querdurchmesser; die Längen seiner nahezu parallelen Seiten schwanken zwischen 40 und 55 km in der Luftlinie. Das Innere der Inseln ist gebirgig, steil und zerklüftet: vielfach reichen die Berge mit steilem Abfall bis an die Küsten.

Betrachten wir uns die Inseln, gemäß der Richtung ihrer Entstehung, von Osten ausgehend:

Tau (mit 42 qkm Flächeninhalt), Olosinga (15 qkm), Ofu (23 qkm), die als Manuagruppe zusammengefaßt werden, und 100 km weiter westlich Tutuila (134 qkm) mit der kleinen, östlich vorgelagerten flachen Kraterinsel Aunu'u. Das ist der amerikanische Anteil, den eine etwa 75 km weite Wasserfläche von Deutsch-Samoa, dem Ostende Upolus (868 qkm) mit seinen vier Felseninseln



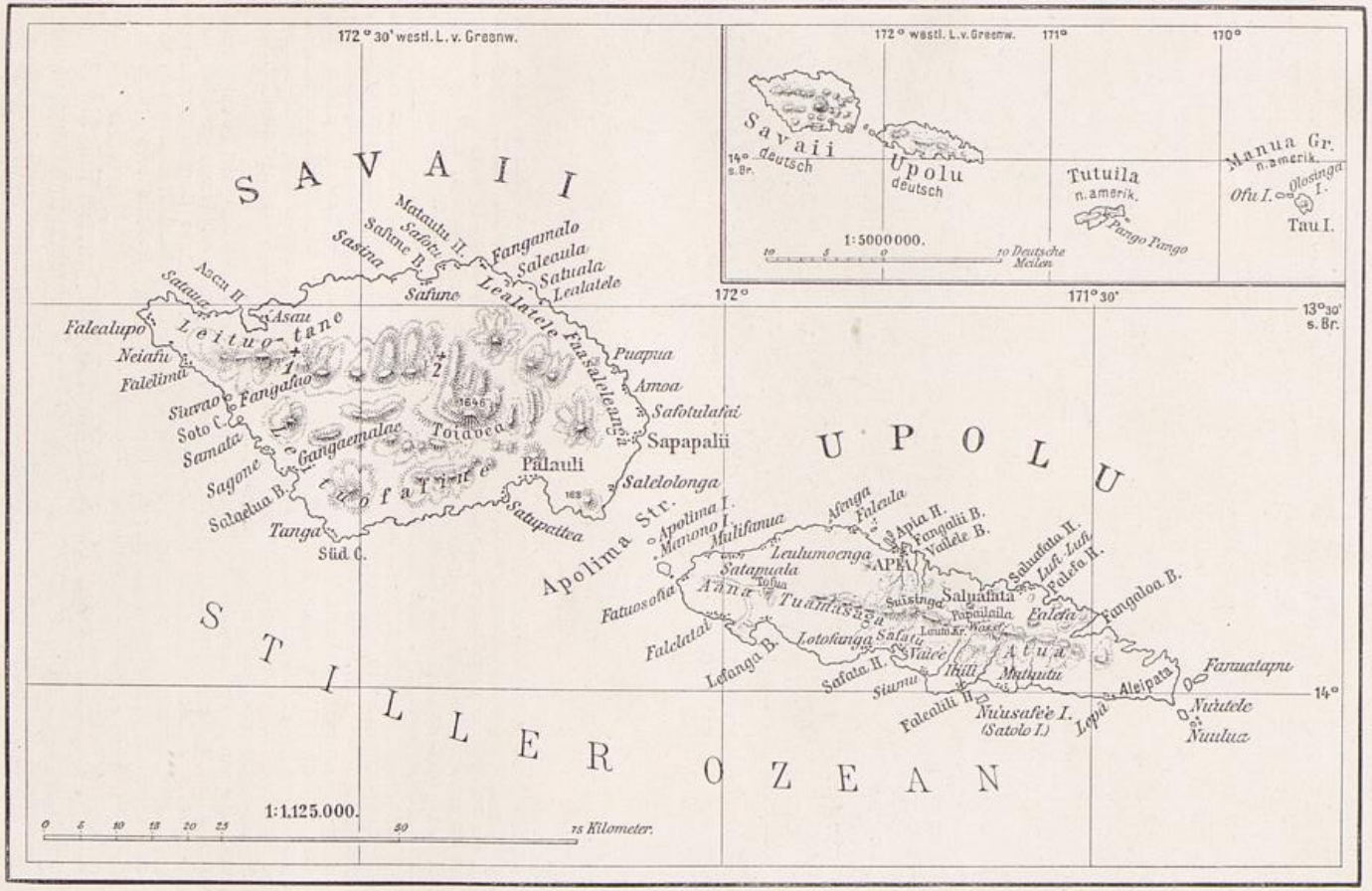
Le Pica. Aus dem Hafen von Pango Pango (Tutuila).

Nu'utele, Nuulua, Namua und Fanuatapu trennt. Dann folgen Manono (8,5 qkm), Apolima (4,7 qkm) und 9 km weiter westlich Savaii (1691 qkm, also ungefähr 170 qkm größer als Sansibar). — Die Form und Gestalt der einzelnen Inseln läßt mehr oder weniger deutlich noch das ursprüngliche Antlitz erkennen, beziehungsweise vermuten: Tau hat seinen Charakter als ein mächtiger, von allen Seiten zur höchsten Mitte allmählich emporsteigender Krater am besten bewahrt. Olosinga und Ofu dagegen lassen äußerlich die Entstehung nicht mehr erkennen; vielleicht stellen sie die Reste eines gemeinsamen riesigen Ausbruches dar, dessen übrige Teile (wahrscheinlich südlich) dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen sind. Zwischen ihnen und Tau hat 1866 der letzte im Gebiet der Gruppe beobachtete Ausbruch unter Wasser ohne Landbildung, nur mit einer Hebung des Meeresbodens verbunden, stattgefunden.

Tutuila verdankt seine Entstehung einer Reihe von Vulkanen, deren mächtigster wahrscheinlich ziemlich in der Mitte die große Bucht von Pango Pango geschaffen haben dürfte; die steil aus ihr aufragenden Wände und Spitzen können demgemäß als Reste des einstigen Kraterwalles betrachtet werden; nur nach Süden zu fehlt die Verbindung; dort stellt eine schmale Wasserstraße den Eingang zu dem völlig geschützten Hafen dar. — Dieser einzige überhaupt vorhandene Hafen Samoas erinnert an die Insel Guam auf den Marianen, die wir ebenfalls den Vereinigten Staaten überlassen haben; denn auch dort entbehrt das deutsche Gebiet ähnlich geeigneter sicherer Hafenplätze. — Die Umgebung von Pango Pango ist auf dem an sich landschaftlich äußerst reizvollen Tutuila malerisch der schönste Punkt der Inseln.

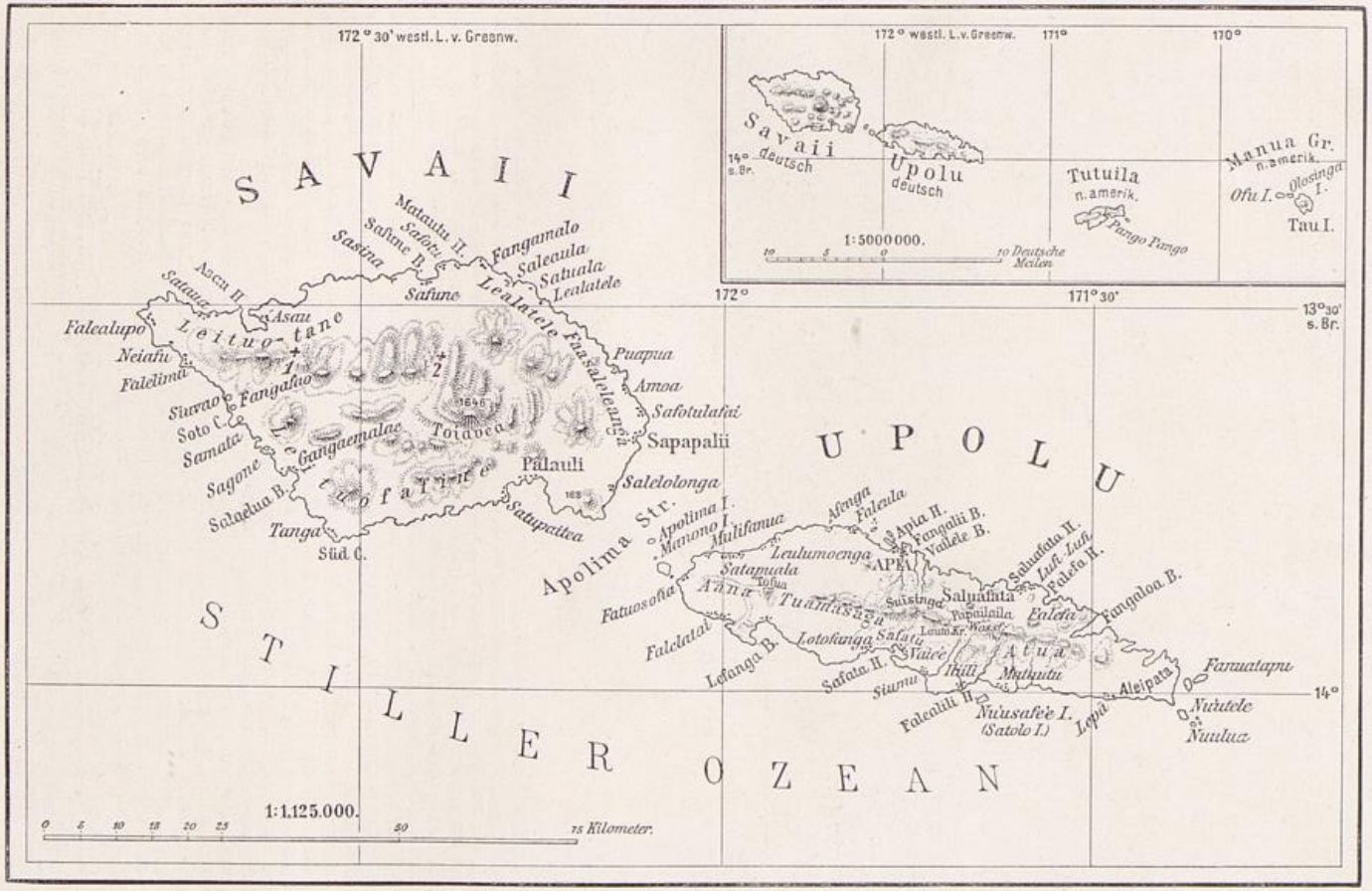
Upolu ist auf seiner östlichen Hälfte besonders pittoresk, da die ursprünglichen Formen dort durch Erosion und Verwitterung stark verändert sind und steile Spitzen und Gruppen aus tiefen Einbuchtungen in die Luft ragen. Je weiter man nach Westen vorrückt, desto mehr entwickelt sich das Massiv zu einem einheitlichen Höhenzuge mit ausgesprochenen Vulkanen. Bis Apia, dem wirtschaftlichen Zentrum der Insel, sind dem Kammgebiet, das südöstlich von der Stadt im Lepua mit ungefähr 1000 m die höchste Höhe erreicht, nach Norden gesonderte Vulkane oder Vulkanreste vorgelagert. Der 395 m hohe Apiakrater bildet das letzte Glied derselben. Von da ab reiht sich dann in langgestreckter Kette, den eigentlichen Gebirgskamm überragend, Krater an Krater (Maunga fiamoe, Suisinga, Lanuto'o, Singaele, Maunga taiti und Tofua). Der besterhaltene Vulkan ist der ziemlich isoliert, steil aus seinem Auswurfgebiet emporragende zuletztgenannte Tofua, dessen 650 m hoher Gipfel, von außen einer Torte gleichend, mit schmalem Rande einen tiefen Kessel umschließt. Der Tofua scheint sich hauptsächlich nach Süden entladen zu haben, denn dort geht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



+ 1 Maunga afi (von 1903).

+ 2 Matavanu (von 1905).



+ 1 Maunga afi (von 1903).

+ 2 Matavanu (von 1905).

von seinem Kraterkegel ein Gebirgsmassiv aus, das bis an die Küste heranreicht und steil zum Meere abfällt. — Zum Westkap der Insel senkt sich das Gebiet dann allmählich und flach.

Die kleine Insel Manono ist ungefähr $1\frac{1}{2}$ km vom Westkap Upolus entfernt, innerhalb des beiden gemeinsamen Korallenriffs, während die kleine Felsenfestung Apolima frei als Rest eines gesonderten Kraters aus dem brandenden Meere emporragt.

Savaii, durch die tiefe „Apolimastraße" von Apolima getrennt, stellt ein großes Gebirgsmassiv dar, das sich von den Seiten der rhombischen Grundform mehr oder weniger rasch zu einem mächtigen Zentralgebirge erhebt, dessen höchstes Zentrum in dem Toiavea über 1600 m

Blick auf den Lanuto'o (vom Kraterrand aus).

erreicht. Von der Ost- und Nordseite steigt das stellenweise ziemlich breite Küstenland erst allmählich, dann aber schnell zum Kammgebiet hinan, während die Süd- und Südwestseite überwiegend mit steilen, zum Teil senkrechten Wänden aus dem anstürmenden Meer emporragt. Das Innere der Insel ist auf der östlichen, älteren Hälfte bergig, zerklüftet und unwegsam; es gliedert sich topographisch in drei Höhenzüge, die in der Längsrichtung der Insel verlaufen, ohne indessen überall scharf gesondert zu sein; besonders der südlichste und steilste ist von vielen Schluchten und Mulden unterbrochen. Vulkanische Grundformen sind auch aus der vorgeschichtlichen Zeit äußerlich überall als parasitische Krater mehrfach noch erkennbar, aber als solche schon stark vom Zahn der Zeit verändert. Der östlichste Teil des Gebirgsstockes beherbergt noch einige Kraterseen in zerfallenen oder überschütteten Vulkankesseln; am besten erhalten ist im Südosten der Mataulanu, etwa zehn Stunden von der Küste entfernt. Auf der jüngeren Westhälfte sind die Ursprungskegel der Landbildungen teilweise noch gut erhalten und zwar, wie auf Westupolu, als hohe Gipfel eines langen Höhenzuges. Auch sie sind indessen, soweit nicht der „Maunga afi" („Feuerberg" von 1903) frische Lava- und Schlackenfelder geschaffen hat, schon von strauchiger Vegetation bekleidet, während im Norden und Süden etwa hundertfünfzig Jahre alte Lavafelder noch in schwarzem, tönendem Mantel die heißen Strahlen der Tropensonne auffangen und nur in Rissen und Spalten anspruchslosen Pionieren der Vegetation Halt und Nahrung gewähren.

Der westlichste Teil der Insel ist anscheinend älteren Ursprunges und, soweit er nicht von dem auf S. 267 erwähnten jüngsten Vulkan verwüstet worden ist, ziemlich dicht bewaldet, aber besonders auf der Nordseite sehr trocken und wasserarm.

Durch die Steilküsten und die Unwegsamkeit des Inneren sind die Verkehrsverhältnisse auf den Inseln sehr erschwert und auch heute noch in der Hauptsache auf das Wasser angewiesen, aber auch dort durch Riffe und den Wechsel der Gezeiten, besonders bei Ebbe, oft schwierig. Nur die Eingeborenen können in ihren leichten Einbäumen mit Auslegern (Kanus) diese Hindernisse überwinden; größere Boote können innerhalb des Riff-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Apia (Savalalo) von Matautu (Oſt) aus geſehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Apia (Savalalo) von Matautu (Oft) aus gesehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gürtels nur zur Flutzeit ohne Gefahr festzulaufen fahren. Größeren Fahrzeugen sind selbst bei Hochwasser die meisten Buchten durch Riffe verschlossen; Landungstellen für solche sind selten. Reit- und Fahrwege gibt es besonders auf Nordupolu um Apia und längs der Küste nach Westen bis an das Ende der Insel, sowie ein Stück nach Osten. Über die Berge nach der Südküste führen nur einige Wege in sechs bis acht Stunden von Küste zu Küste. Die Anlegung von Straßen ist unter der deutschen Herrschaft auch durch die Eingeborenen erheblich gefördert worden. Die Verteilung von Wagen als Prämien hat sich dabei als sehr wirksam erwiesen. Bis 1909 umfaßte das Wegnetz Upolus 67 km Fahrstraßen. — Eine Überquerung Savaiis dauert zwei bis drei Tage.

Die Wasserverhältnisse auf den Inseln sind außerordentlich verschieden und zwar abhängig in erster Reihe von der Lage zum Passat. Dieser beherrscht naturgemäß hauptsächlich, wie schon erwähnt, die Süd- und Südostlagen. Dort sorgt er auch in der trockenen Jahreszeit (Mai bis Oktober) andauernd für Feuchtigkeit durch die niedrig ziehenden Dunstwolken, die er gegen die Inseln treibt, und die vor allem im Kammgebiet hängen bleiben, aber selten darüber hinwegkommen und die nördlichen und nordwestlichen Gebiete erreichen. Demgemäß ist zum Beispiel die Südseite Upolus allgemein feucht und reich an Bächen beziehungsweise Flußläufen,

Brücke aus Kokosstämmen.

wenn diese auch nicht immer Wasser führen. Auch die Nordseite Ostupolus steht noch unter dem segensreichen Einfluß des Passats; auch dort sind trockene Zeiten selten. Von Apia ab aber macht sich nach Westen zu nicht selten Wassermangel unangenehm fühlbar. Die Bäche und Flüsse versiegen. Auch die großen, von den Wellblechdächern der Häuser gespeisten Eisentanks versagen dann zeitweise; besonders appetitlich ist solche Regenkonserve ohnehin

nicht. Als durststillendes Mittel ist dieses alte Zisternenwasser sowieso schon seiner Wärme wegen nicht sehr geeignet. Die Wassernot ist auch für die Viehhaltung ein großer Übelstand, zumal Anlegung von Brunnen oder Bohrungen nach Wasser wenig Erfolg haben, da die Inseln eben wahrscheinlich nur große Trümmerhaufen ohne geologische Schichten darstellen. Unverbrannter kristallinischer Basalt ist bisher nur an einigen Orten, aber auch dort nur als Trümmergestein gefunden worden. Das hat die D. H. P. G. (Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg, deren lange Firma die Abkürzung notwendig macht), schon bitter empfunden. Um so wichtiger und interessanter, auch in wissenschaftlicher Beziehung, sind Bohrungen oder tiefe Nachgrabungen. Der auch in anderer Beziehung um die wirtschaftliche Entwicklung der Inseln verdiente Leiter der Vailelepflanzung bei Apia, Kapitän Hufnagel, hat durch solche Bohrungen die ersten Erfolge erzielt und Material gesammelt. In Niveauhöhe des Meeres wird man natürlich immer auf Wasser stoßen, das allerdings nicht stets frei von Salzgeschmack infolge direkter oder indirekter Beeinflussung durch das Meerwasser ist.

Auf Savaii ist es in dieser Beziehung besonders schlimm bestellt; denn in dem Trümmerreich und dem zerklüfteten Gebiet des Inneren gibt es wohl einige Kraterseen, aber fast überhaupt keine Wasserläufe. Wohl werden die tiefen Schluchten bei anhaltendem, heftigem Regen manchmal zu Bächen und Flußläufen; aber im allgemeinen saugt die lockere Oberfläche die Niederschläge gierig auf, um sie entweder senkrecht hinabsickern zu lassen oder in Schlackengängen dem Meere zuzuführen. Auch auf den anderen Inseln fehlt es nicht an solchen beim vulkanischen Aufbau entstandenen Höhlengängen, die vielfach Hunderte von Metern weit verlaufen und in trockenen Zeiten trockenen Fußes mit Fackellicht verfolgt werden können, wobei die an der Decke zu Hunderten hängenden Fledermäuse in ihrem Tagesschlummer gestört werden.

Im Küstengebiet Savaiis gibt es einige wenige Quellgebiete und ziemlich andauernd laufende Flüßchen. Die Eingeborenen sind aber überwiegend auf Sickerwasser angewiesen, das sie in Löchern oberhalb des Meeresniveaus oder im Küstensande auffangen — teils zu Bade-, teils zu Haushaltungszwecken. Gegen den Durst bedienen sie sich am liebsten der stets frischen und wohlschmeckenden Kokosnußmilch. Das ist allerdings insofern ein Luxus, als jede Nuß mit ihrem Kernmantel einen Wert von etwa zwei Pfennig repräsentiert; dafür wird nach dem Saft auch das sonst die Handelskopra liefernde reiche Endosperm als Leckerbissen genossen oder zu Speisen verwendet.

Wasserfälle, die dem landschaftlichen Bilde und der intimen Schönheit Upolus einen besonderen Reiz verleihen, fehlen demgemäß auf Savaii eigentlich ganz. Auf Upolu sieht man Wasserfälle von dem Kammgebiet als glitzernde Silberstreifen durch das Waldkleid herablaufen; und einem Flußlauf aufwärts folgend, wird man oft durch solche überrascht und im Vordringen gehindert. Über Steine plätschernd oder Hunderte von Fuß herabbrausend, gebieten sie selbst dem Emporschnellen der Aale halt.

Die Zahl der weißen Bewohner und Ansiedler auf Samoa betrug am 1. Januar 1909 468 (356 männlich). Davon kamen 441 auf Upolu (Apia), 270 waren deutscher Nationalität oder deutscher Abstammung. 87 Männer waren mit farbigen Frauen (Samoanerinnen) verheiratet. Die Zahl der Engländer hat in letzter Zeit bemerkenswert zugenommen; sie ist im Jahre 1908 (um 13) auf 113 gestiegen, während nur 8 Deutsche hinzukamen.

Die Zahl der selbständigen Pflanzer, Ansiedler und Gärtner (71 am 1. Januar 1909) erfreut sich einer beständigen Zunahme, während die Zahl der Kaufleute, Händler und Gastwirte im Jahre 1908 von 106 auf 94 zurückgegangen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist. Die meisten Gewerbetreibenden wohnen in Apia, d. h. an der langen Straße, die sich vom Ost- zum Westkap des Hafens halbkreisförmig am Strande entlang streckt.

Apia, die Residenz Deutsch-Samoas, ist dementsprechend sehr ausgedehnt; man geht von einem Ende (Matautu) bis zum westlichsten Punkte der Landzunge Mulinu'u fast eine Stunde. Die meist sehr einfachen, zum Teil unschönen Holzhäuser liegen überwiegend jenseits, d. h. landeinwärts an der Straße, nur wenige sind zweistöckig, einige haben Vorgärtchen. Hinter Apia bieten Villenviertel in schattigen Anlagen hübsche Wohnstätten, sie reichen stellenweise bis an den Fuß des Apiaberges, an dessen östlichem Abhange das einstige Heim des verstorbenen Schriftstellers R. L. Stevenson sich befindet, das 1909 vom Reich als Wohnsitz des Gouverneurs erworben worden ist. Apia besitzt fünf Kirchen und ebensoviel Gasthäuser, darunter drei Hotels; es ist natürlich auch Sitz der deutschen Verwaltung, sowie der Missionen, hat

Die Gouverneurswohnung „Villa Vailima".

ein Postamt, zwei Schulen, ein katholisches Mädchenpensionat usw. Die Apianer leben im allgemeinen ziemlich gesellig, teils daheim, teils zum Besten der Kneipen, deren Erntezeit indessen mit der Sturm- und Drangperiode erloschen ist, seitdem sie nicht mehr als dankbare Abnehmer der Ersparnisse mehrerer Kriegschiffe wirken können.

Eines besonderen Interesses auch in der Residenz erfreuen sich die deutschen Pflanzungen, wo die samoanische Gastfreundschaft gewissermaßen eine Pflanzstätte gefunden hat. Dadurch werden die Etats der Verwalter nicht unerheblich belastet. In der Umgebung Apias befinden sich mehrere kleinere Kulturen, zum Teil als Nebenbetriebe der Besitzer.

Die größte und älteste Pflanzungsgesellschaft (früher J. C. Godeffroy & Sohn), die „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg", verfügte im Jahre 1909 über 3200 ha Kokospalmenkulturen mit rund 400000 Palmen und 100 ha Kakaokulturen; erstere lieferten im Berichtsjahre 1908/09 2380 t Kopra, letztere 160 Zentner Kakao.

Die Pflanzungen der D.H.P.G.: Vailele (5 km östlich von Apia), Vaitele (4 km westlich) und Mulifanua (35 km westlich) sind, abgesehen von etwaigen Fehlern in der Wahl des

Bodens, musterhafte Kulturen; das ist um so mehr anzuerkennen, als ihre ersten Verwalter eigentlich Autodidakten in ihrem Berufe waren und ihre Erfahrungen selbst nur auf Samoa sammeln konnten. Das gilt besonders für den langjährigen spiritus rector der Samoakulturen, den ausgezeichneten, unermüdlichen deutschen Verwalter Hufnagel, der neben seinen anstrengenden alltäglichen Arbeiten und Pflichten immer noch Zeit und Geduld für Versuche und Experimente übrig hatte, um daraus praktische Schlüsse und Vorteile für seine Aufgabe zu gewinnen.

Alle drei Pflanzungen der D.H.P.G. umfassen überwiegend herrliche Bestände von Kokospalmen in Reih und Glied; jede Pflanzung hat mehrere Kopradarren, in denen das aus den mit der Axt gespaltenen Nüssen geschnittene Endosperm auf Rösten getrocknet wird. Neuerdings verlegt sich die Firma auch auf den Kakaobau, während die wiederholt betriebenen Kaffeekulturen nicht recht anschlugen.

Die D.H.P.G. befand sich auf Samoa gegenüber allen jüngeren Unternehmungen in der günstigen Lage, bereits große Ländereien zu besitzen, und im anerkannten Vorrecht selbständiger Arbeiteranwerbung auch auf dem Bismarckarchipel, während im übrigen Landerwerb von Eingeborenen bis auf weiteres verboten ist und Arbeiter

Spalten und Ausschneiden der Kopra der Kokosnüsse.

sonst bis zur Einführung chinesischer Kuli nicht zu haben waren. Die Gesellschaft beschäftigte im Jahre 1909 etwa 600 schwarze (melanesische) Arbeiter, außer diesen 49 Chinesen. In den Pflanzungen dienen etwa 4000 Stück Rindvieh als Unkrautjäter, da sie auch das einst sehr gefürchtete „Noli me tangere“ in Schranken halten.

Der D. H. P. G. haben sich als nächstgrößte Pflanzungsunternehmungen seit der Jahrhundertwende noch die deutsche Samoa- und die Safata-Samoa-Gesellschaft, die Samoa-Kautschukkompagnie und eine Upolu-Kakao-Plantation-Komp. hinzugesellt. Während die D. H. P. G. dank ihrer klugen, umsichtigen Leitung und radikaler Abschreibungen bis 24 Prozent Dividenden verteilen kann, haben die jüngeren Gründungen überreichlich lange mit Kinderkrankheiten zu kämpfen; die Schuld trifft aber keineswegs das Land oder die örtlichen Verhältnisse. Jedenfalls sind, abgesehen von der Arbeiterfrage, die Aussichten für tüchtige Kolonisten auf Samoa so günstig wie nur möglich, und nach Ansicht verschiedener Kenner der Verhältnisse würde ein Anlagekapital von 20000 Mark ausreichen, um eine Familie bei bescheidenen Ansprüchen auf 10 bis 20 ha Land nach fünf bis sechs Jahren gut zu ernähren. Solche Zahlen und Verheißungen werden leicht zu optimistisch gedeutet; sie sind immer vorsichtig zu beurteilen und von sehr relativer Bedeutung, je nach Person und Verhältnissen. Dabei hat besonders die Landfrage (Lage, Art und Preis) eine sehr große Bedeutung. Gerade für den Landerwerb ist daher allergrößte Vorsicht geboten. Die Lage spielt, wie bisher meist erst aus üblen Erfahrungen erkannt ist, leicht eine verhängnisvolle Rolle. Das gilt noch mehr als für Upolu für Savaii.

Außer den Ansiedlern und Bewohnern Apias und den Angestellten der D. H. P. G. sowie der anderen Pflanzungsfirmen gibt es noch Weiße in mehreren Orten, aber in relativ geringer Zahl. Die größeren Firmen besitzen

auf den Inseln auch eigene Handelstationen, deren Inhaber meist auf eigene Rechnung Kopra einkaufen oder lieber gegen Waren vorteilhaft eintauschen. Diese Händler sind zum großen Teil Halfcasts, Nachkommen von Weißen und Samoanerinnen; vielfach auch sind es schon wieder Enkel und Urenkel der ersten Vertreter der weißen Rasse auf Samoa und auf den ersten Blick kaum noch von echten Samoanern zu unterscheiden, wenn sie nicht noch durch gewisse europäische Gewohnheiten in Kleidung und Wesen auffallen. Viele dieser Agenten oder selbständig operierenden Händler gehörten einst der bedenklichen Klasse der Beachcomber (Küstenlagerer), Abenteurer und „Kolonials" aus den australisch-neuseeländischen Kolonien an; sie sind nicht gerade als Zierde der englischen Nation zu betrachten und mit Vorsicht zu genießen. Manch einer dieser Händler, Agenten — oder Einsiedler in bezug auf seine Stellung unter den Fremden — hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich, deren Einzelheiten nicht immer frei von dunklen Punkten und blutigen Flecken sein dürften. Im allgemeinen haben aber das milde Klima und die natürliche Harmlosigkeit der samoanischen Lebensverhältnisse, sowie auch die deutsche Herrschaft ihre Schrecken gemildert, so daß sie selbst mehr oder weniger harmlos und ungefährlich geworden sind, wenn nicht der Teufel aus der Ginflasche in sie überspringt und von neuem ihre alte Wildheit entfesselt.

Drei Generationen.

In der Geschichte der Südsee spielten diese verwegenen und verkommenen Wesen, deren Ausgangspunkt in erster Reihe die einstige Deportationskolonie Neusüdwales und das französische Strafgebiet Neukaledonien waren, eine große und schlimme Rolle. Neben den Walfischfängern, die schon in vorgeschichtlicher Zeit die Wale des Stillen Ozeans stark vermindert und aus dem mittleren Gebiet fast verdrängt und ausgerottet haben, haben diese Vertreter der weißen Rasse die ersten Entdeckungsreisen nach vielen Inseln gemacht und als Flüchtlinge oder Schiffbrüchige den Eingeborenen einen üblen Vorgeschmack der kommenden Zivilisation geboten, weder zum Vorteil der „Wilden", noch ihrer selbst, am allerwenigsten ihrer besseren Nachfolger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch die Missionsgeschichte Samoas erzählt davon. Schon die ersten Missionare der „London Missionary Society", die 1830 von Tahiti aus ihre Tätigkeit auf Samoa begann, und die ihr folgenden wesleyanisch-methodistischen Missionare fanden solche „Apostel des Christentums" vor. Tatsächlich haben dort, nach den Erzählungen jener Missionare, derartige Abenteurer sich auf Upolu mit Hilfe religiöser Schwindeleien als „Missionare" bei den Samoanern eingeführt und durch allerhand geschickt konstruierte Irrlehren und abergläubische Mittel Ansehen und Einfluß geschaffen, so daß die echten Apostel des Christentums zwar schon ein bearbeitetes Feld vorfanden, aber nur mit Unkraut bestellt, das sie nun erst mühsam und vorsichtig ersticken mußten, um für edlere Saat Boden zu gewinnen. Auch diese war, wie wir später sehen werden, nicht immer so, wie sie sein sollte, mindestens in bezug auf die Früchte.

Als die ersten Missionsboten nach Samoa kamen, war eben ein Lichtstrahl in das politische Leben der Samoaner gefallen; denn ein gewalttätiger Wüstling, Tamafainga, war Anfang des Jahres das Opfer seiner Schreckensherrschaft und seiner geknechteten Untertanen geworden. Das Volk war wieder einmal frei, aber auch führerlos und demgemäß bald wieder in neue politische Streitigkeiten verwickelt. Dabei hat leider auch die Mission eine sehr bedauerliche Rolle gespielt.

Die ersten Begriffe, welche den harmlos naiven Menschenkindern durch die vorher erwähnten falschen Propheten vom Christentum beigebracht wurden, waren schon schlimm. Als dann aber 1830 John William, der ausgezeichnete Südseeapostel der Londoner Missionsgesellschaft (London Missionary Society), das Bekehrungswerk auf den Inseln begann und 1835 die Sendboten der wesleyanischen Methodisten folgten, da mischten sich in die Arbeit christlicher Nächstenliebe sofort Zwist und Neid, die zunächst durch Streitigkeiten um die Priorität zum Ausdruck kamen, indem die Wesleyaner behaupteten, bereits vor John William die Christianisierung der Samoaner begonnen zu haben. Diese Frage ist nie entschieden worden, wohl aber führten die Unterhandlungen zwischen den Leitern der beiden Missionshäuser zum Siege der Londoner Mission, die eine Abberufung der Methodistenmissionare durch andere Zugeständnisse durchsetzte — aber ohne großen Erfolg; denn die Samoaner selbst hielten zum Teil bereits fest an der Methodistenlehre, wenn auch dabei lediglich persönlicher Einfluß maßgebend gewesen ist, denn die feinen Unterschiede der Lehren waren für sie nicht entscheidend. Jedenfalls blieb eine Rivalität bestehen, und das Christentum wirkte zwiespältig auf die vertrauensseligen Naturkinder. Das wurde natürlich noch schlimmer, als 1839 auch noch die französisch-katholischen Maristen (Société de la Sainte Marie) von Wallis aus auf Savaii landeten und als gemeinsame Gegner der englischen Widersacher die kindlichen Seelen zu erobern begannen.

Kein Wunder, daß die Mission auf Samoa zum verwirrenden Zankapfel wurde und mehr und mehr auf ein geschäftlich-politisches Niveau herabsank. Die äußerliche Bekehrung der Samoaner ging erstaunlich schnell vor sich; aber Christen im wahren Sinne konnten die Menschen natürlich nicht werden, da sie ja nicht wußten, wie das richtige Christentum in seinem selbstlosen, edlen Wesen eigentlich schön und rein sein soll. Wohl kamen tüchtige, ehrliche Missionare zu ihnen; aber wer bewies ihre Lauterkeit gegenüber den Agitationen im anderen Lager? Allein maßgebend blieb stets der Einfluß der Person auf der Basis guter Vertrautheit mit Sprache, Sitten, Empfinden und Traditionen der Eingeborenen. Diesen kann man es jedenfalls nicht verdenken, daß sie bis heute noch, trotzdem sie lange, zum Teil doppelt und dreifach in den Missionslisten als Anhänger und Christen geführt werden, an unchristlichen, oder doch von den Missionaren verbannten Bräuchen und Anschauungen festhalten. Der deutlichste Protest gegen die Lehren der englischen Missionare war, wie wir später noch sehen werden, die Tätowierung, Beschneidung, Feier der Geschlechtsreife usw. usw.; Taufe und Kirchenbesuch in vorgeschriebenem Festkleid und stimmungsvolle Abendandachten konnten diese vorchristlichen Gewohnheiten nicht verwischen.

Wenn man ferner berücksichtigt, daß auch Mormonen, Irvingianer und Vertreter der fanatischen Sekte „Seventh day adventists" an der Bekehrung dieser kaum 36000 Seelen mitgearbeitet haben, daß Chinesen und unbekehrte Heiden als Pflanzungsarbeiter dem Gesamtbilde beigemischt sind, so müßte man sich wohl am ehesten darüber wundern, daß die Samoaner nicht schon mehr verdorben sind.

Außer der ehrlichen Überzeugungstreue einiger Missionare verdienen die sichtbaren Gesamtleistungen und die Organisation der Londoner Mission Bewunderung in materieller Beziehung. Es ist ihr nicht nur gelungen, Samoa zu einer Zentrale für die Südsee zu machen, ihre vorbildliche Preßtätigkeit in der großen Missionstation zu Malua in bedeutendem Umfange zu entfalten, Tausende von Druckbogen, Übersetzungen und Büchern dort zu schaffen, sondern auch zum allgemeinen Besten der Gesellschaft den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Samoanern erstaunliche Summen zu entlocken durch geschickte Veranstaltungen, Steuersysteme und Appell an den Ehrgeiz der stolzen, eitlen Naturkinder. Mit diesen Einnahmen sind nicht nur stattliche Kirchen in Apia, hübsche, massive Wohnhäuser für die Missionare und für 85 000 Mark eine imposante Festhalle zu Malua errichtet, der große Missionsdampfer der Gesellschaft bezahlt, die Missionare gut besoldet und alle sonstigen Ausgaben auf Samoa bestritten, sondern alljährlich noch hübsche Überschüsse an die Zentrale abgeführt worden. Gar mancher Schilling und Dollar mag auch zur Unterstützung der politischen Agitation beigetragen haben. Nach den Missionsberichten für 1899, also vor Antritt der deutschen Verwaltung, zählte die London Missionary Society auf Deutsch-Samoa 7 Stationen je mit einem oder mehreren Reverends, 150 ordinierten, 190 nicht ordinierten Gehilfen (teachers), 6187 Schüler in 163 Dorfschulen, 6 Stationschulen und 3 Seminaren und 163 sogenannte Kirchen für 22 987 getaufte Anhänger. Die Wesleyaner hatten 2 Stationen (Lufi-Lufi und Satupaitea) mit 46 sogenannten Kirchen und 19 als Kirchen benutzten Samoahäusern, 62 Schulen, 106 Gehilfen (teachers) für 1482 Schüler und 6307 getaufte Anhänger. Die Maristen hatten auf Samoa 1 Bischof, 22 Patres, 2 eingeborene Priester, 8 Brüder, 93 Katecheten, 12 europäische, 19 einheimische Schwestern, 91 Kirchen, 93 Schulen, 3 höhere Schulen und 6582 getaufte Anhänger. Die Mormonen endlich rühmten sich, seit 1888 14 Stationen mit 240 Schülern und 1017 Anhängern erlangt zu haben. — Zusammen wurden von diesen Gesellschaften somit 36 888 Anhänger gezählt, also, da nur die Angaben der Maristen für den amerikanischen Anteil mitgalten, wo diese höchstens 500 Anhänger gehabt haben dürften, 3000 bis 4000 mehr als Samoaner überhaupt zur Verfügung standen, somit waren einige tausend doppelt und dreifach bekehrt gewesen!

1908 zählten nach den amtlichen Feststellungen die Londoner Missionsgesellschaft 24 912, die Wesleyanische Mission 6436, die katholische Mission 6471 und die Mormonen 1002 wirkliche Mitglieder auf Deutsch-Samoa, das sind zusammen 38 821. Die Gesamtzahl der eingeborenen und weißen Bevölkerung betrug aber nach amtlicher Feststellung nur rund 35 000. Die Zahl der Samoaner hat seit 1900 um etwa 1000 zugenommen. Die Zahlen der Stationen, Missionare usw. haben sich seit 1899 nicht wesentlich geändert, und das einer wahrhaft religiösen Mission wenig entsprechende Bild dürfte auch unter der deutschen Herrschaft keine erhebliche Verbesserung erfahren haben. Die Einrichtung einer Regierungschule für Eingeborene im Jahre 1909 hat bewiesen, daß eine religiöse Eintracht nach wie vor fehlt. Der katholische Bischof Broyer protestierte gegen diese (interkonfessionelle) staatliche Erziehungsanstalt, weil er darin eine Beeinträchtigung der katholischen Mission finden zu können glaubte. Zweitägige Debatten im Reichstage (Februar 1910) bekräftigten die Bedeutung dieser neuen Streitfrage.

II. Politische Geschichte.

In früheren Jahrhunderten hatten Kriegslust und Freude an großen Reisen, die in kleinen und größeren Einbaumkanus mit Auslegern oder stattlichen Doppelkanus zu Flotten vereint unternommen wurden, die Samoaner mehrfach in Berührung mit anderen Inselgruppen gebracht. Von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erfolgreichen Siegeszügen ist in der Überlieferung nichts bekannt, wohl aber sprechen deutliche Beweise und auch die Samoasage dafür, daß Eingeborene der Viti- und Tongainseln dem Samoaarchipel Besuche abgestattet und sich auf ihm zeitweise festgesetzt haben.

Von den Invasionen der Vitiinsulaner fehlen nähere Angaben. Dagegen steht die Samoaüberlieferung ziemlich stark unter dem Einfluß der Tonganer. Diese haben, vor Jahrhunderten, die stammverwandten Samoaner mit kriegsmächtigen Flotten aufgesucht und besiegt, so daß der Tongakönig Talaaifeii anscheinend längere Zeit über Upolu und Savaii geherrscht hat und die Samoaner ihm Dienste leisten mußten. Davon sprechen noch deutlich gewaltige wallartige Steinhaufen und lange Steinwege, Tonganerwälle und Tonganerwege genannt, welche die Besiegten als Zeichen der Fremdherrschaft errichten und anlegen mußten. Schließlich aber rafften sich die Samoaner doch unter der Führung zweier wackerer Jünglinge auf, und sie trieben nach blutigen Kämpfen die Tonganer teils auf das Meer zur Flucht nach ihrer Heimat, teils in die Berge Ostsavaiis, wo der Rest aus Mangel an Wasser und Nahrung sich schließlich ergab und zu schweren Demütigungen bereitfinden mußte. Die schlimmste dieser Bußen bestand im Kauen von furchtbar ätzenden frischen Tarowurzeln — wie das Joch bei den Römern ein entehrendes Zeichen der Unterwerfung beziehungsweise Knechtschaft. Nachkommen jener samoanischen Geschichtsperioden fremder Einflüsse sind auch jetzt noch an Gesichtsform und Ausdruck in manchen Orten zu erkennen.

Mit dieser kriegerischen Epoche scheinen äußere Feindseligkeit und Berührungen mit anderen Stämmen ihr Ende erreicht zu haben. Um so üppiger entfalteten sich politische Streitigkeiten unter den Samoanern selbst.

Die sozialen Institutionen und das leicht erregbare Temperament der an sich harmlosen und fröhlichen Menschenkinder bedingten im kleinen wie im großen immer neue Verwicklungen und Streitfragen. Das tritt schon in der gelegentlich der Schöpfungsgeschichte angedeuteten, gesellschaftlichen Unterscheidung von Vornehmen und Gemeinen überzeugend zutage. Kriegerische Wirkungen dieser beiden Gegensätze sind interessanterweise nicht vorgekommen; das Volk hat dem Adel nie den Vorrang und die Vorrechte streitig gemacht, sondern diese als eine natürliche Notwendigkeit anerkannt; aber unter den oberen Zehntausend (so groß wird allerdings die Zahl der „Aristokraten" kaum noch sein), wo Stellung, Würden und Ehren eine große Rolle spielten, da herrschten auch Neid, Ehrsucht mit Streben nach Rechten und Titeln wie im größten Kulturstaat und in der kleinsten Kommune.

Am meisten begehrt war dementsprechend natürlich die höchste Würde des Herrschers oder tupu über alle Samoaner. Sie ganz zu erringen war nur wenigen Glücklichen beschieden. Die Samoageschichte kennt außer dem gefürchteten Tamafainga nur zwei. Dem, der es hätte werden können, Mataafa, dem nachmaligen „alii sili" Deutsch-Samoas, blieb dieser Ruhm versagt.

Bei allen inneren Intrigen, Unruhen und Kämpfen spielten drei politische Körperschaften — tumua (taimua), puletua, faipule — und die von ihnen verliehenen Titel die Hauptrolle. In früheren Zeiten scheint die östliche Insel Tau, in bezug auf die politische Zugehörigkeit von Ofu und Olosinga zusammen Manua genannt, der Sitz der höchsten Rechte und Häuptlinge gewesen zu sein. Später trat Upolu mit der „Königsinsel" Manono in den Vordergrund. Alle sozialen Streitfragen drehten sich um die Vorherrschaft mehrerer Sippen oder Adelsgeschlechter, die sich auf ihren Stammbaum, die Abstammung ihrer Urahnen und verwandschaftliche Werte stützten. Mehrere Sippen leiteten ihren Stamm direkt von Tangaloa oder anderen göttlichen Wesen ab. Die ersten Geschlechter verteilten sich auf mehrere Bezirke, deren auf Upolu und Savaii zehn bestanden und noch bestehen. Für die Geschichte waren die Bezirke auf Upolu mit Manono im verflossenen Jahrhundert maßgebend; denn während Manua sich immer mehr isolierte und Tutuila ebenfalls in den Streitfragen zurücktrat oder doch wenigstens keine geschlossene Stellung einnahm, traten die Savaiisippen in eine gewisse Abhängigkeit von den Upolubezirken. Auch innerhalb deren politischen Grenzen war keineswegs jemals volle Harmonie; auch sie griffen durch verwandtschaftliche Fäden ineinander über. Am meisten einheitlich organisiert waren der Ostbezirk Atua und das westliche Drittel Aana, deren höchste Repräsentanten Tuiatua beziehungsweise Tuiaana auch den festesten Anhang und als Oberherrscher oder Tupu die meisten Aussichten hatten, da in ihrem Einflußbereich die bedeutsamsten Titel und Würden ruhten, welche von den höchsten Körperschaften der Tumua mit dem Sitz in Lufi-Lufi (Atua) und Leulu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

moenga (Aana) und bedingungsweise Afenga (Tuamasaga = Mittelupolu) für Upolu, Manono und einen Teil Savaiis verliehen wurden. Ein Häuptling, der ganz über Upolu, Manono und Savaii anerkannt sein wollte, mußte fünf Würden und Namen haben. Vorbedingung waren die Titel Tuiaana und Tuiatua, dann folgte Tuisamau (Afenga und Tuamasaga) mit dem Malietoatitel, und schließlich verlieh Manono mit Savaii die Würden Gatoaitele und Tamasoaiii. Eine solche Einigkeit des ganzen Gebietes hat in den letzten hundert Jahren durch freiwillige Konzession nur Mataafa Ende 1898 erzielt. Der eigentlich von Tuamasanga ausgehende Malietoatitel wurde später mit der Tupuwürde identifiziert, und die neuere Samoageschichte hat allmählich den Begriff König samoanisch in Malietoa übersetzt. Das ist nicht richtig und widerspricht vor allem den Vorrechten von Atua und Aana (Manono und Savaii lehnten sich überwiegend, allerdings auch nicht immer, an Malietoa an, d. h. sie standen den Tuamasagasippen am nächsten).

Durch Verschwägerung und Adoption traten unter den politischen Beziehungen und Familiengruppierungen vielfach Verschiebungen und Komplikationen ein, die selbst den eingefleischten Kennern der genealogischen Finessen nicht immer ganz klar waren, von Fremden überhaupt kaum verstanden werden können, da es in allen Fällen eine derartige Menge von Variationen und Kombinationen gibt, daß deren Resultate nur noch gewissermaßen mikroskopisch durch instinktives Empfinden wahrzunehmen und zu unterscheiden sind. Es war deshalb soziologisch ein Unding, wenn Fremde sich an der Lösung der Königsfrage beteiligen wollten; zur allgemeinen Zufriedenheit konnten sie sie nie lösen; ebensowenig wie z. B. in den offiziellen Berichten die maßgebenden Körperschaften: Tupua, Puletua, Tumua, Taimua, Faipule usw. von den Vertretern der Mächte während der samoanischen „Vertragszeit" richtig gewürdigt oder überhaupt als berechtigte Vertreter ganz Samoas und seiner autonomen Bedeutung benutzt werden konnten. Doch das sind natürlich Fragen, auf welche die Diplomatie in solchen komplizierten Fällen nicht immer Rücksicht nehmen kann, wenn schon auch, wie das von deutscher Seite auf Samoa in anerkennenswertestem Maße geschehen ist, möglichst gerecht damit gerechnet werden sollte.

Die moderne Samoageschichte, d. h. der Einfluß fremder Politik, bildete sich aus oder mit den internen Verhältnissen zu dem wunderlichen, verhängnisvollen Chaos heraus, unter dem die herrlichen Inseln und die deutschen Interessen jahrzehntelang so schwer zu leiden hatten, das aber auch in der Kulturgeschichte durch die Bedeutung, die das kleine, fernste Inselgebiet in den Beziehungen dreier Großmächte und im öffentlichen Interesse errang, einzig dasteht.

Es würde zu weit führen, die interessanten und lehrreichen Einzelheiten dieser Sturm- und Drangperiode ausführlich zu schildern*); wir können uns hier mit einem kurzen Rückblick begnügen:

1857 entsandte das schon anfangs erwähnte geniale Hamburger Handelshaus „J. C. Godeffroy & Sohn" von Valparaiso aus das erste Handelschiff nach den noch unerschlossenen Gestaden der Südsee, und bald begann von Samoa aus, dessen zentrale Lage und freundliche Bewohner die Firma veranlaßten, Apia zum Stützpunkt weiterer Unternehmungen zu machen, sich ein weites, stets wachsendes Netz von Stationen über den Großen Ozean zu breiten. In friedlichem Austausch und zielbewußter Kolonisationsarbeit führten die Kapitäne des auch um die wissenschaftliche Erforschung der Südsee hochverdienten Handelshauses auf zahlreichen Schiffen die einst weltberühmte Handelsflagge von Insel zu Insel, an Gestaden landend, wo noch kein Europäer Fuß gefaßt hatte. Seine wissenschaftlichen Pioniere, Forscher und Sammler trugen wertvolle Schätze zusammen, die im Museum Godeffroy zu Hamburg aufgespeichert wurden und der geognostischen, ethnologischen, anthropologischen und naturwissenschaftlichen Forschung eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Ziele eröffneten. Der Ruhm und die Alleinherrschaft eines deutschen Handelshauses, dessen Initialen J.C.G.S. von den Schiffern mnemotechnisch als „Jesus Christus Gottes Sohn" paraphrasiert wurden, lockten bald auch andere Händler besonders aus den englischen Kolonien nach

*) Dargestellt vom Verfasser in „Samoa", Verlag von Wilh. Süsserott, Berlin 1902.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jenen so ersprießlichen Gebieten, und bald beeinträchtigten neidische Widersacher und Konkurrenten die friedliche Kolonisationsarbeit der Deutschen.

Da erfahrungsgemäß jeder Engländer im Auslande des Schutzes seiner Regierung in allen nationalen oder kolonisatorischen Fragen sicher ist, begannen auch auf Samoa bald politische Motive in den Vordergrund zu treten und Reibereien mit den Deutschen zu zeitigen. Die englischen Händler und Spekulanten, deren Qualität wir bereits kennen gelernt haben, konnten außerdem ungeachtet ihrer sittlich-religiösen Werte und Absichten mit der Sympathie der einflußreichen englischen Mission rechnen und somit auch politisch bei den Samoanern auf Einfluß zählen. Andererseits standen die Samoaner stets und trotz aller schlimmen Erfahrungen in schweren Zeiten mit ihrer Sympathie auf seiten der Deutschen, deren ernste Kolonisationsarbeit ihnen im Vergleich mit den englisch redenden zweifelhaften Repräsentanten und politischen Agitatoren entschieden imponierte, zum Teil sogar mehr als die Mission selbst.

Zunächst begannen die Gegner der Deutschen, angespornt durch Expansionsgelüste Englands und besonders seiner australisch-neuseeländischen Kolonien, die Parteigegensätze unter den Eingeborenen zu schüren und auszunutzen. Kriegschiffe erschienen, um Verträge mit dem damaligen König Malietoa Talavou oder seinen Gegnern abzuschließen; dazwischen kamen Kämpfe und Verschiebungen des Übergewichts der Parteien, Proteste und Beschwerden der Konsuln und Kommandanten gegeneinander. Auch Amerika nahm „rühmlichen" Anteil an den Machenschaften und stellte sogar die schlimmsten Agitatoren, deren allerschlimmster, ein „Oberst" Steinberger, 1872 sich sogar zum „Premierminister" Malietoas aufschwang und, als dieser auf drohendes Verlangen der Engländer seinen Schützling verleugnete, den großen Einfluß, den er auf die Samoaner erlangt hatte, dazu benutzte, um den König zu stürzen und obendrein gegen ein englisches Kriegschiff Front zu machen, dessen Landungskorps am 13. Februar 1876 in einem Gefechte mehrere Mann verlor. Der deutsche Konsul Weller, Direktor Godeffroys, und die deutschen Kommandanten befanden sich all diesen Hetzereien und Annexionsbestrebungen gegenüber in einer beklagenswerten Lage, denn hinter ihnen stand keine kolonialfreundliche Regierung, oder richtiger: daheim fehlten Interesse und Verständnis für nationale Fragen und Aufgaben jenseits der Reichsgrenzen; jene konnten somit nur nach Kräften die Pläne ihrer Gegner zu vereiteln suchen und zu diesem Zweck ebenfalls Verträge abschließen, die sich im allgemeinen auch bewährt haben. Alle anglo-amerikanischen geheimen Freundschaftspakte mußten dagegen immer bald wieder durch neue ersetzt werden, von denen einer immer fauler war als der andere, weil sie bald mit dieser, bald mit jener Körperschaft oder jeweilig einflußreichen Person abgeschlossen wurden. Jede Gelegenheit wurde zu einem Verträgchen benutzt; denn die Tumuas oder Faipules, Malietoa oder Mamea unterschrieben, beziehungsweise unterkreuzelten willig alles, was ihnen vorgelesen wurde, entweder in der Voraussetzung, ihr eigenes Ansehen dadurch zu festigen, d. h. Bundesgenossen gegen ihre Gegner zu gewinnen, oder aus sonstigen Ursachen. Zur Kennzeichnung der einstigen Stellung und der Interessen Deutschlands in der Südsee mögen die folgenden amtlichen Zahlen dienen.

Von deutschen Handelstationen (J. C. Godeffroy & Sohn) wurden von den verschiedenen Inselgruppen der Südsee (Tonga-, Samoa-, Viti-, Karolinen-, Gesellschafts- [Tahiti], Marshall-, Ellice-, Gilbertinseln, Neubritannien, Duke of York usw.) nach Europa verschifft:

1876 in 23 Schiffen rund 220000 Zentner Produkte im Werte von 5209000 Mark.
1877 in 26 Schiffen rund 275000 Zentner Produkte im Werte von 6103000 Mark.
1878 in 29 Schiffen rund 330000 Zentner Produkte im Werte von 7021000 Mark.

Hierbei kommen nur in Betracht Kopra (im Werte von 4,7 Millionen), Baumwolle, Kokosgarn, Perlschalen und Schildpatt.

Für Samoa und Tonga, die damals als gemeinsames Interessengebiet galten, seien folgende Zahlen angeführt (für 1871 und 1872 fehlen zuverlässige Zahlen), die das deutsche Übergewicht seinerzeit deutlich erkennen lassen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Samoa und Tonga einschließlich der über Samoa verfrachteten Ausfuhr benachbarter Inseln

Jahr	Einfuhr		Ausfuhr	
	Gesamtwert Mark	deutsch Mark	Gesamtwert Mark	deutsch Mark
1868	744 000	740 000	760 000	760 000
1869	719 840	716 000	648 000	627 500
1870	856 000	851 200	512 000	504 000
1873	1 286 000	1 211 800	1 152 000	1 110 000
1874	1 086 000	946 000	1 760 000	1 660 000
1875	1 620 800	1 380 000	2 005 000	1 753 000
1876	1 606 000	1 290 000	2 566 000	2 386 000
1877	1 587 000	1 247 000	2 503 000	2 216 000
Sa.	9 505 640	8 382 000	11 906 000	11 016 500
Also	1 123 640	bezw.	889 500	nichtdeutsch

Auf Samoa und Tonga verteilte sich der Ausfuhrwert

	1876 Mark	1877 Mark
Samoa deutsch	680 000	733 600
„ nichtdeutsch	60 000	118 400
Tonga deutsch	800 000	831 200
„ nichtdeutsch	120 000	130 000
Durchfuhr deutsch	906 000	952 000
„ nichtdeutsch	—	38 200

Als eine einwandfreie Bestätigung dieser Zahlen sei schließlich auch noch gegenüber späteren gegenteiligen Behauptungen und Berechnungen von englischer Seite erwähnt, daß der zur Berichterstattung über Samoa, beziehungsweise über die Aussichten für eine Annexion der Gruppe durch England von Neuseeland entsandte englische Kommissar Mr. William Seed in seinem Bericht vom 13. Februar 1872 erklärte: „Die große Handelsfirma Godeffroy & Sohn hatte seit vielen Jahren fast den ganzen Handel der Gruppe in ihren Händen" („had in their hands almost the whole trade of the group").

Endlich sei noch aus jener Zeit erwähnt, daß nach dem Bericht des verdienstvollen Kommandanten der berühmten „Gazelle"-Expedition, Freiherrn v. Schleinitz, nach 1876 auch auf den Vitiinseln, also nach der Besitzergreifung durch England, die Deutschen dort mit mehr Kapital und Geschäftsumfang als die Engländer am Handel beteiligt waren und auch bei den Eingeborenen und dem damaligen König Takombau großes Ansehen genossen.

Zur weiteren Charakterisierung der späteren Wirren und politischen Prätentionen seitens Englands und Amerikas sei hier noch einer aus jener Zeit datierenden Erscheinung gedacht: des Landerwerbs und der damit verbundenen Besitzansprüche. Als nämlich 1875 in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Sympathie für Samoa durch Steinbergers Berichte besonders geschwellt und ein schöner Protektoratsvertrag mit Samoa geschlossen war, bildete sich dort ein Konsortium, das unter der Firma „Central Polynesian Land and Commercial Company" der Union behilflich sein wollte und schleunigst große Ländereien auf Samoa ankaufte, nämlich angeblich 414 englische Quadratmeilen — mehr als die Inseln zusammen überhaupt kultivierbares Land haben. Der Agent hatte sich die Sache bequem gemacht und sich von der einen kriegführenden Partei das Land der Gegner verschreiben oder irgend einen Häuptling den Kaufbrief unterschreiben lassen. Ähnlich trieben es Engländer und andere Amerikaner. Der Erfolg zeigte sich unverkennbar und in verblüffender Komik, als die von den drei Mächten 1892 durch den „Berliner Vertrag" eingesetzte Landkommission — das einzige Gute der Berliner Konferenz — 1895 mit der Prüfung aller Besitzansprüche vor die Kritik der Öffentlichkeit trat. Von den geforderten Ländereien wurden den Engländern 6 Prozent und den Amerikanern 4 Prozent zuerkannt; der Rest entsprach den eben geschilderten Erwerbsmethoden; die englischen Forderungen übertrafen den Flächeninhalt Samoas erheblich. So waren die Ansprüche Englands und Amerikas auf Samoa. Von den deutschen Ansprüchen wurden 60 Prozent (32 000 ha) anerkannt.

Wie die vorstehende Tabelle schon andeutet, trat mit 1876 eine Stockung in der Entwicklung des deutschen Handels auf Samoa ein. Das war einmal in relativer Bedeutung eine Folge der dort entfalteten anglo-amerikanischen Agitation und Spekulation, dann aber auch eine Wirkung der großen Krisis, die zur Auflösung des Handelshauses Godeffroy führte, nachdem die hervor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ragenden Erfolge der Südseeunternehmungen die schon seit 1873 schwer erschütterte Firma bis dahin vor einem Zusammenbruch bewahrt hatten. Das in jeder Beziehung beklagenswerte Ereignis ließ sich aber leider nicht mehr aufhalten oder richtiger: wurde — zum Schaden der deutschen Interessen — nicht abgewendet. Die damalige deutsche Volksvertretung erwies sich noch nicht reif für das Verständnis größerer Zwecke und für die weitschauende Weltpolitik Bismarcks. Der große Kanzler hatte selbst versucht, das drohende Verhängnis für unsere einst so gewaltigen nationalen Vorrechte und Interessen in der Südsee, den Verkauf aller Besitzrechte Godeffroys an England, aufzuhalten und Ende 1879 die Gründung einer „Deutschen Seehandelsgesellschaft" für Samoa angeregt und unterstützt, für deren nationale Zwecke er die Zustimmung des Bundesrates und Reichstages voraussetzen zu können glaubte. Aber wie hatte er sich getäuscht!

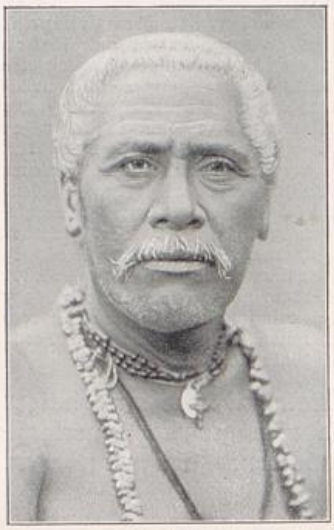
Der Bundesrat erklärte sich zwar am 14. April 1880 mit der Vorlage, die lediglich eine in der Tat belanglose dreiprozentige Reichsgarantie für ein Kapital von zehn Millionen Mark forderte, gegen die Vertreter Hamburgs und Bremens einverstanden, aber der Deutsche Reichstag lehnte am 27. April in zweiter Lesung auf Hintertreiben des Abgeordneten Bamberger mit 128 gegen 112 Stimmen die Beteiligung des Reiches ab. Fürst Bismarck war leider durch Krankheit verhindert, persönlich auf die von kurzsichtiger Parteipolitik befangenen, willenlos dem redegewandten Führer folgenden Vertreter der Volks- und Reichsinteressen einzuwirken und schweres Unheil vom Reiche abzuwenden, das als notwendige Folge dieser ebensowenig „freisinnigen" wie „freihändlerischen" Oppositionsprinzipien über das Reich hereinbrach. Es sollte sich nur zu bald und zu wahr erweisen, „daß der Verzicht auf die Erhaltung der Ländereien auf den Samoainseln", so hieß es in der Motivierung der Vorlage, „in deutschen Händen eine schwer zu verwindende Schädigung Deutschlands, seines Ansehens und seiner kommerziellen Stellung in der ganzen Südsee zur Folge haben werde". — Schlimmer hat sich wohl selten ein nationales Vergehen am eigenen Fleisch und Blut gerächt als jenes, über dessen widersinnige Entstehung sich heute selbst die einstigen und späteren Anhänger Bambergers wundern müssen, wenn sie die stenographischen Berichte der Reichstagsverhandlungen über Samoa vom 13. Juni 1879 und dann die jenen zum Teil widersprechenden Reden Bambergers vom 22. und 23. April 1880 lesen. Wenn man bedenkt, daß bereits von 1877 bis 1880 das Marinekonto durch Samoa mit jährlich rund 700000 Mark im Durchschnitt belastet war, daß, wie jetzt unter weit ungünstigeren Verhältnissen endlich erkannt ist, Samoa am besten ohne Kanonen und Kriegschiffe zu halten ist, daß aber nach der ablehnenden Haltung der Samoavorlage gegenüber ein weit größeres Aufgebot an Schiffen für die Wahrung unseres Ansehens dort notwendig war, daß wir zwei Kriegschiffe vor Samoa ganz und über hundert wackere Seeleute für das verloren haben, was wir nach zwanzig Jahren aus dem herrlichen Interessengebiet noch — mit Zustimmung aller Volksvertreter — retten konnten, dann wird selbst der begeistertste Verehrer jener Parteiredner nicht leugnen können, daß blinde Opposition mindestens bedenklich und gefährlich ist.

Jene erste „Kolonialkrisis" im Deutschen Reichstage ist, wie gesagt, so lehrreich und interessant, daß sie auch hier noch einige weitere Erwähnung im Interesse unserer Kolonialgeschichte fordern könnte, wenn nicht begründete Rücksicht auf den Raum und die anderen Kolonien zur Beschränkung mahnte. Allen wahren Freunden kolonialer Aufgaben sei das Studium jener Reichstagsverhandlungen empfohlen. Manche jener Vertreter der Interessen des deutschen Volkes und der nationalen Güter mögen später bittere Reue und Enttäuschung empfunden haben, als die ungeahnten Folgen ihrer damaligen ablehnenden Haltung in den verhängnisvollen Wirren und in schweren Opfern an nationalem Gut und Blut zutage traten und die „Heiterkeitserfolge" im Reichstage am 23. April 1880 in Volkstränen verwandelt wurden.

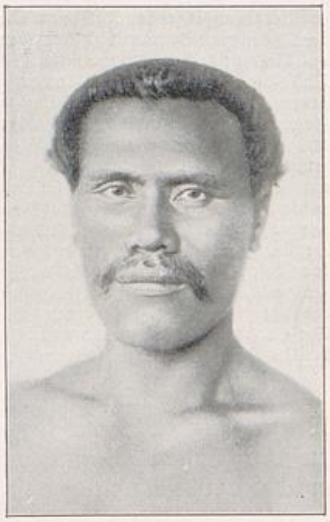
Naturgemäß rief die ablehnende Haltung des Deutschen Reichstages trotz der Versicherung Bambergers in seiner Schlußrede, daß das Ausland zu dem Votum des Reichstages gar nichts sagen werde, in England und Amerika, besonders in Australien und Neuseeland einen großen Triumph und frohe Hoffnungen auf die Zukunft wach. Neuseeland begann sofort eine zielbewußte Agitation und kabelte bei jeder Aussicht, die ihm günstig schien, um

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Annexionsorder nach London. Auch die amerikanischen Vertreter machten mehrfach Anstalt, den von Deutschland verschmähten guten Bissen zu schlucken. Unsere Konsuln und Kommandanten, sowie die in ihrem Nationalstolz und Vertrauen auf eine bessere Zukunft schwer erschütterten deutschen Ansiedler sahen mit banger Sorge in die Zukunft; denn die Gegensätze spitzten sich immer mehr zu, und mit den englischen und amerikanischen Neidern und Wühlern begannen auch deren samoanische Anhänger bald frecher und feindselig gegen die machtlosen Deutschen aufzutreten. Fürst Bismarck gelang es zwar Ende 1884 durch Aufdeckung einer groben Intrige Neuseelands den Wünschen der Regierung in London für einige Zeit einen Dämpfer aufzusetzen und eine Ermahnung an Neuseeland zu erreichen, die aber dort keinen weiteren Eindruck machte, als den, daß man sich wunderte, daß die Kolonialregierung in London auf einmal so zaghaft geworden schien.



Mataafa.



Tamasese der Jüngere.

Allmählich begann es in Deutschland nun doch zu tagen; das Wort „Kolonialpolitik" verlor an Schrecken, wenn auch die Widersacher noch zahlreich waren und jede Gelegenheit mit Freuden begrüßten, die ihnen Anlaß zu Opposition und Schmähung der Person oder Sache bot. Immerhin durften auch die Deutschen im Auslande, wenn auch langsam, auf besseres Verständnis hoffen, und auch die Vertreter ihrer Interessen konnten es wagen, von einem eventuellen Eingreifen ihrer Regierung zur Wahrung der deutschen Ehre zu sprechen, ohne auf alle Fälle ausgelacht zu werden.

Dazu gaben die Samoaner bald Gelegenheit. Die Parteigegensätze waren dort bereits ganz auf die der Nationalitäten verschoben; Malietoa war der ausgesprochene Bundesgenosse oder richtiger das gehorsame Werkzeug der Engländer geworden. Seine Anhänger wurden dermaßen herausfordernd, daß dem Konsul Becker doch die Geduld ausging und vor allem ein Schutz der deutschen Ansiedler geboten erschien, zumal die angefeuerten Malietoaleute sich bereits am Eigentum der Deutschen vergriffen und diese selbst bedroht hatten. Das hatten die Engländer nicht berechnet, noch weniger die Wirkung; denn nachdem auch noch Ausschreitungen gegen deutsche Matrosen vorgekommen waren, ließ der Kommandant des deutschen Geschwaders Malietoa durch ein Landungskorps am 17. Juli 1887 aus den Bergen holen, wohin dieser sich eiligst geflüchtet hatte, als die Sache ernst wurde. Die widerspenstige Majestät wurde zum Nachdenken über die samoanische Königswürde auf dem „Adler" nach Cooktown geschafft, von wo ihn der „Albatros" über Kamerun nach Hamburg brachte. Von dort beförderte man den samoanischen Landesfürsten dann nach Jaluit auf den Marshallinseln, wo er nach eigener Aussage sehr standesgemäß behandelt worden ist.

An Malietoas Stelle trat der kluge Tuiatua Mataafa, ein Günstling der Amerikaner, gegen die deutschfreundliche Partei unter Tamasese auf, und Tamasese mußte dem schlauen und energischen neuen Gegner bald weichen; er wurde, da die erhoffte Hilfe von deutscher Seite ausblieb, zweimal geschlagen. Mataafa zog als Sieger in Apia ein, wo sich seine siegestrunkenen Krieger

wiederum offen feindlich gegen die Deutschen gebärdeten, so daß Konsul Knappe schließlich die Hilfe des deutschen Geschwaders unter Korvettenkapitän Fritze erbat. Darauf zog sich Mataafa mit seinen Leuten auf ein Bergfort über Luatuanuu, östlich von Apia, zurück. Unter Hinzuziehung der anderen Konsuln wurde beschlossen, ihn dort einzuschließen und zu entwaffnen. Die Engländer und Amerikaner hatten inzwischen eingesehen, daß sie auf diese Weise doch schwerlich zum Ziel kommen würden und stimmten bei; aber der amerikanische Agitator Klein war doch von dem strategischen Vorhaben unterrichtet worden; er warnte Mataafa rechtzeitig, als die Landungstruppen — vier Offiziere und hundertundvierzig Mann von der deutschen Korvette „Olga" — in der der Beratung folgenden Nacht vom 17. auf 18. Dezember 1888 in zwei Booten und einem Prahm den Hafen von Apia verließen, um noch vor Tagesanbruch bei Vailele an Land zu gehen, Mataafa im Morgengrauen zu überraschen und ihn möglichst ohne Gegenwehr festzunehmen. Ein Signal von Apia aus verständigte die Aufständischen. Alsbald sammelten sich diese unter Kleins Führung, folgten am Lande den Booten und beschossen schließlich, wie ein Teilnehmer später eidlich versicherte, nach wiederholter Aufforderung Kleins die Boote. Der mit neunzig Mann unter Leutnant Spengler besetzte Prahm landete daher alsbald bei Fangalii, etwa 3 km von Vailele entfernt, wohin die beiden Boote vorausgegangen waren. Die Landung geschah unter dem Feuer der versteckten Samoaner. Im Sturmschritt wurde die Uferhöhe erklommen und mit aufgepflanztem Seitengewehr gegen die mehrfache Übermacht der geschickt Deckung nützenden Angreifer vorgerückt, um Luft zu bekommen und mit dem anderen Landungskorps zusammenzustoßen. Aber auch dieses war bereits mit einem Trupp Samoaner im Gefecht. Auf beiden Seiten entfalteten die Samoaner gegenüber dem todesmutigen Anstürmen der Truppen große Tapferkeit und Ausdauer, leider aber auch eine sonst im Kriege ungewohnte Trefffischerheit. Unter schweren Opfern in heldenhaften Vorstößen ermattend, die Gefallenen möglichst vor dem Köpfmesser der Feinde rettend, arbeitete sich die wackere Schar durch die tiefe Mulde von Fangalii schließlich unter Führung des in großer Not zur Rettung erschienenen deutschen Geometers Haidlen nach der Vailelestation durch. Nachdem Leutnant Spengler schwer verwundet und sieben Mann gefallen waren, mußten die fast alle selbst verwundeten Kameraden vier Tote zurücklassen. Um die Station Vailele herum tobte der Kampf nachher noch zwei Stunden mit großen Verlusten auf beiden Seiten. Endlich, um acht Uhr, erlösten die durch das vorzeitige Gewehrfeuer alarmierten Kriegschiffe die hartbedrängte Heldenschar, als deren Munition auszugehen drohte. Einige Granaten genügten, um die Samoaner zum Rückzug zu veranlassen. Von den Landungstruppen war Leutnant zur See Sieger mit vierzehn Mann gefallen, Leutnant zur See Spengler erlag seinen schweren Wunden, außerdem waren noch dreißig Mann schwer und neun leicht verwundet.

Aus der geplanten einfachen Entwaffnung Mataafas war ein blutiger Waffengang auf deutschem Pflanzungsboden, die erste größere Feuertaufe unserer jungen Marine auf fernem Gebiete geworden. Samoa war mit deutschem Heldenblut geweiht.

Die Befürchtung, die Samoaner würden nun weiter herausfordernd auftreten, bestätigte sich nicht. Der deutsche Mut hatte ihnen imponiert, und sie selbst hatten große Verluste erlitten. Dagegen zog ein anderes für unsere Marine verhängnisvolles Unheil heran. Ein furchtbarer Orkan wühlte in den Tagen vom 15. bis 17. März 1889 den Ozean auf und vernichtete im Hafen von Apia vier stattliche Kriegschiffe mit zweihundertundzehn Mann. Das deutsche Kanonenboot „Eber" sank mit seinem Kommandanten, Kapitänleutnant Wallis, den Leutnants zur See Eckhardt und v. Ernsthausen, dem Assistenzarzt Dr. Machenhauer, Marineunterzahlmeister Kunze und achtundsechzig Mann; der „Adler" wurde von einer See auf das Riff geworfen und ging mit zwanzig Mann verloren. Das inzwischen von Wellen und Regen, mehr aber von Reliquiensammlern skelettierte Eisengerüst liegt heute noch geborsten als Wahrzeichen jener schauerlichen Katastrophe und der Gefahren des Hafens vor dem früheren deutschen Konsulat. Das amerikanische Geschwader verlor seine Schiffe „Trenton" und „Vandalia" mit hundertundsiebzehn Mann. Die deutsche Korvette „Olga" wurde durch Auflaufen auf Sandstrand vor gleichem Schicksal gerettet, ebenso das amerikanische Kriegschiff „Nipsic"; das einzige englische Kriegschiff „Calliope", das der Hafeneinfahrt am nächsten lag, konnte noch rechtzeitig den schlimmsten Gefahren der Kollision auf die hohe See durch verzweifelte Manöver entgehen*).

Diese Stunden der Not gereichen den Samoanern zu Ehre und Ruhm; denn trotz der noch bestehenden Feindseligkeiten, trotz der bösen Erfahrungen, die sie schon der Marine verdankten, haben sie in jenen schweren Stunden der Not nicht nur Mitleid im Unglück gezeigt, sondern todesmutig und der Gefahr nicht achtend ihr Leben eingesetzt, wenn und wo es galt und möglich war, einen Matrosen den gierigen Armen des Ozeans zu entreißen.

Diesen schweren Zeiten folgte als schlimmer Abschluß und Quelle neuer Sorgen und Wirren der „Berliner Vertrag" vom 19. April 1890, in dem Deutschland nun förmlich auf alle guten Vor-

*) Eingehende Berichte über die Katastrophe, zusammengestellt von Korvettenkapitän z. D. Tesdorpf, befinden sich in Eisenschmidts Bücherfammlung für Armee und Marine I, 5. — Mk. 0,60.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rechte auf Samoa verzichtete und England und Amerika gleiche Rechte zuerkannte. Außerdem wurde Malietoa Laupepa, der einstige Feind der Deutschen, auch noch als König wieder eingesetzt und in allen Ehren aus seinem Exil von den Marshallinseln nach seinem neugeborenen Königreich zurückgeholt und auf den nicht vorhandenen Thron gesetzt. Die undankbare Aufgabe, die deutschen Interessen mit dem unheilvollen Berliner Vertrage in Einklang zu bringen und sie möglichst zu wahren, fiel zunächst Konsul Biermann zu, der sich in dieser schwierigen Zwickmühle allgemeine Anerkennung und Dankbarkeit seiner Schutzbefohlenen errang und „trotzdem" auch die Achtung seiner Kollegen wahrte.

Malietoa eignete sich wirklich nicht zum Könige; das sah er selbst ein und er hat es in schweren Stunden bitter empfunden, wenn er drei Konsuln und seinen Landeskindern, von denen immer drei Viertel zur Rebellenpartei standen, gehorsam und gerecht sein und außerdem noch die unfreundschaftlichen Mahnungen der Missionare, sowie Ratschläge seines unerbittlichen Finanzministers und Beraters (Munizipalitätspräsident), im Namen der „unabhängigen" Regierung befolgen sollte! Das würde gewiß auch dem eifrigsten König die Lust am Regieren rauben. Die zu drei Viertel anerkannte samoanische Majestät gab daher nach einigen mißlungenen Versuchen das Herrschen auf und verzichtete selbst in ihrer Hofhaltung zugunsten der königlichen Gemahlin „Masiofo" auf dieses erhabene Recht. Leider war nur auch das schöne Recht Ihrer Majestät etwas beschränkt. Durch die Munifizenz der „Herren Vertragsmächte" war zwar eine königliche Apanage von zweihundert Mark pro Monat ausgesetzt, aber der Herr Finanzminister hatte Zeichen von Verschwendungsucht im königlichen Palais — es wurde zu viel Petroleum verbraucht — festgestellt und demgemäß die Finanzverwaltung in die Hand genommen. Auch mit seinen anderen diplomatischen Beratern machte Malietoa böse Erfahrungen. Als er sich einmal durch seinen „Hofgeistlichen" und fürsorglichen Seelenhirten von der englischen Mission — einem „on dit" zufolge — zu einem freundschaftlichen Schreiben an seine englische Kollegin hatte verleiten lassen, wurden ihm von anderer Seite derartige Vermahnungen zuteil, daß sein Thron unter ihm zu versinken drohte. Und nun erst seine Sorgen als Landesvater! „Feinde ringsum" war die Losung und der Wurm, der an seinem guten Samoaherzen nagte.

Malietoa Laupepa.

Gleich nach Malietoas Regierungsantritt umzog sich der Samoahimmel mit düsterem Bürgerkriegsgewölk. Die Samoaner wollten selbst einen Malietoa nicht geschenkt haben; denn nach ihrer Tradition mußte ein König vom Volk und seinen auserwählten Vertretern berufen und anerkannt sein. Laupepa wurde, da das nicht geschehen war, also nicht anerkannt. Diese Stimmung benutzte Mataafa sofort, und mit kampfesfreudigem Gefolge rüstete er

zum Kriege, zur Absetzung Malietoas. Fast ganz Samoa leistete ihm Heerfolge, und schlimm wäre es um den ersten „richtigen" König Samoas bestellt gewesen, wenn nicht die Vertragsfreundschaft unter den drei Mächten noch so frisch und warm gewesen wäre. Diese lockten Mataafa auf die kleine Insel Manono und nahmen ihn dort nach einem Gefecht gefangen. Als Held ergab sich Mataafa, um sein Land vor den Kanonen der Kriegschiffe zu bewahren, und zwölf seiner ersten Häuptlinge begleiteten ihn — natürlich auf einem deutschen (!) Kriegschiff — in die Verbannung nach dem samoanischen Königsasyl Jaluit. Malietoa hatte nun zwar immer noch nicht das rechte Vertrauen zu seiner Würde, aber doch den besten Willen.

Malietoa Laupepa war „ein guter Kerl", und alle Feindseligkeit war ihm zuwider; aber er sollte durchaus auch feindlich sein und seinen Rebellen zeigen, wer Herr war. Zweimal entschloß er sich dazu, als höchster Kriegsherr seine Getreuen gegen den rebellischen Tamasese den Jüngeren zum Siege zu führen; aber beide Male kam es anders. Als er sich gen Osten wandte mit seiner Kriegsflotte, geschleppt von den verbündeten Kriegschiffen, da hätten ihn seine besten Freunde, die Engländer, mit einer Granate aus Versehen — und noch dazu in einer Kirche — beim Angriffe der Rebellen um ein Haar totgeschossen. Und als er sich später gen Westen wandte, um die Aufständischen zu schlagen, da waren diese so frech, nachts und unangemeldet in sein Quartier einzudringen und Patronen zu rauben; denn solche waren ihnen ausgegangen. Da sich aber der König dabei ruhig verhielt, entging er dem Messer der Räuber; aber er beschloß nach solchen Erfahrungen, doch nach Apia zu seinen lieben Freunden und Schutzgenossen ohne weitere Lorbeeren zurückzukehren. Da war ihm doch die Qual der Stiefel beim Besuch eines Kriegschiffes, wenn einundzwanzig Kanonenschüsse seine majestätischen Trommelfelle erschütterten, noch lieber als solch ein „Kriegsglück".

Als der König unerwartet nach kurzem Leiden im August 1898 die samoanische Dornenkrone dem Tode abtreten sollte, da bot ihm sein treuer Seelsorger noch Gelegenheit zu einer „Staatsaktion". Der verbannte Mataafa war nämlich auf wiederholte Bitten der Samoaner und mit Zustimmung Malietoas begnadigt worden und sollte Mitte September wieder auf Samoa eintreffen. Die Vertreter der Mächte hofften durch ihn, der sich in der Deportation tadellos benommen hatte, endlich Ruhe auf Samoa zu schaffen. Mataafa war aber katholisch und deshalb der englischen Mission ein Dorn im Auge, die außerdem wußte, daß ganz Samoa, mit Ausnahme einiger ganz bekehrter und betörter Anhänger der englischen Partei, zu ihm stehen und im Falle von Malietoas Ableben ihn wählen würde. Dies galt es, angesichts des bevorstehenden Endes Laupepas, zu verhüten. Daher sollte der König in einem „letzten Willen" einen ihm verwandten Zögling der Londoner Mission, den siebzehnjährigen Tanu, als seinen Nachfolger bestimmen. Das gute Samoablut aber widerstand auch in der Todesstunde diesem unsamoanischen Ansinnen, und der erste und letzte von der Zivilisation und seinen Bundesfürsten anerkannte König von Samoa Malietoa Laupepa starb am 22. August 1898 als guter Samoaner.

Für die deutschen Interessen und besonders die deutschen Pflanzungen war die Regierungszeit Malietoas eine harte Probe, um so mehr aber entwickelten sich nach dem ominösen „Berliner Vertrage" die englischen und amerikanischen Handelsbeziehungen. Die deutschen Konsuln Biermann,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schmidt-Leda und Rose hatten keine leichtere Stellung als ihre Vorgänger Becker, Dr. Stübel und Dr. Knappe; jene durften wenigstens noch mit den alten Vorrechten Deutschlands, mit dem anerkannten Übergewicht der deutschen Forderungen und Besitzrechte rechnen; diese aber waren gelähmt durch die Zugeständnisse Deutschlands und gehalten, gute, friedliche Beziehungen mit den Vertragskonsuln zu wahren. Das war oft schwer und eine undankbare Aufgabe.

Durch den „Berliner Vertrag" war bestimmt worden, daß neben dem König und den drei Konsuln ein Oberrichter über alle Streitigkeiten zwischen den Nationalitäten und in Disziplinarsachen über die Samoaner zu entscheiden habe. Der erste Oberrichter war ein Schwede (Baron Cedercrantz); die Nachfolger waren Amerikaner (Ide und Chambers). Außerdem war für den Stadtbezirk Apia ein Präsident (Freiherr Senfft v. Pilsach, Schmidt-Dargitz und Dr. Raffel) vorgesehen, der einerseits gemäß den Funktionen eines Bürgermeisters die Interessen Apias zu vertreten, aber gleichzeitig die Hafenpolizei unter sich hatte und nebenbei als Berater des Königs gegenüber den diplomatischen Vertretern der drei Mächte figurierte. Der Oberrichter hatte auch in der Königsfrage laut Artikel III Abschnitt 6 mitzureden, falls dabei Streitigkeiten entstehen sollten. Dabei sollten jedoch das Gesetz und die Gewohnheiten der Samoaner maßgebend sein und „eine Streitfrage sollte nicht zum Kriege führen"! Sie tat es aber doch! Weil der Oberrichter Chambers auch ohne Malietoas „letzten Willen" zu allgemeiner Überraschung am 31. Dezember 1898, als Mataafa bereits als König gewählt und anerkannt war, Tanu als Thronprätendenten aufstellte und die Wahl Mataafas, die „nach Gesetz und Gewohnheiten der Samoaner" ohne fremden Einfluß erfolgt war, ablehnte. Auf diese Weise gab der Oberrichter selbst das Zeichen zum Kriege und zwar in so unzweideutiger Form, daß sogar enragierte Engländer und Amerikaner, wie der frühere Oberrichter Ide (Amerikaner), später ihr Mißfallen über die Folgen dieses schier unglaublichen Vorgehens unverhohlen öffentlich aussprachen. Generalkonsul Rose protestierte mit vollem Recht gegen dieses widersinnige Urteil und die daraus resultierenden Folgen. Umsonst. Die Folgen blieben nicht aus. Am Neujahrstage 1899 begann der Kriegstanz. Um Tanus Anhang und Chancen zu verstärken, hatte der Oberrichter noch Tamasese, den früheren Rebellenführer, zum „Vizekönig" ernannt; eine Position, die im „Berliner Vertrag" nicht existierte. Der spielte aber gegenüber dem überwältigenden Anhange Mataafas keine Rolle, und so wurden auch die „Gewaltkönige" samt ihrem Gefolge nach kurzem Widerstand umzingelt und in den Hafen von Apia gejagt, wo sie auf die Kriegschiffe flüchteten. Die „Königspartei" suchte ihre Rettung im englischen Missionsviertel, dessen Missionstation ihnen auch als Zuflucht diente, während eine englisch Schiffswache die Mataafaleute vor den Bundesgenossen zurückhalten sollte.

Die weitere Entwicklung der Dinge, bei der neben Generalkonsul Rose der Präsident der Munizipalität Dr. Raffel als eifriger, unerschrockener Hüter des Rechtes und Wahrer seiner ihm anvertrauten neutralen Stellung, den Gegnern allerdings zu deutsch, besondere Anerkennung verdiente, aber leider nicht fand, sind so vielfach erörtert und geschildert worden, daß wir auf eine Wiederholung hier verzichten können, nachdem das brutale, allen Grundsätzen der Zivilisation und des Völkerrechts hohnsprechende Verhalten des englischen Konsuls Maxse, sowie der rohen Kommandanten, die völlig unsinnige Beschießung Apias und der samoanischen Dörfer von der öffentlichen Kritik der Welt rückhaltlos verworfen und verurteilt worden ist. Daß die mehrfachen Angriffe englischer und amerikanischer Marinetruppen mit Samoanern, gegen ihre eigenen Landsleute bewaffnet, unterstützt von den Kämpfern für Freiheit, Ehre und Völkerrecht, blutig mit Keule und Messer abgewiesen wurden, daß die Anhänger Mataafas dabei nicht nur den frevelhaften Eindringlingen schwere Verluste beibrachten, sondern überlegenen Feinden sogar Geschützeabnahmen, sei als Ruhmestat unserer neuen Schutzgenossen und als gerechte Schmach ihrer Gegner erwähnt. Die Anstifter und Führer jener anglo-amerikanischen Barbareien verdienen den Fluch der Eltern und Angehörigen der von ihnen zwecklos geopferten Landsleute. Sie haben das Verdienst um Samoa, wenn auch gegen ihren Willen, durch ihren Fanatismus die Lösung des gordischen Knotens, der sich um die Inseln gewickelt hatte, herbeigeführt und den beteiligten Mächten die Not-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wendigkeit eines Abschlusses der verhängnisvollen Mißwirtschaft überzeugend klargemacht zu haben. Diese Schlußszene des vielaktigen Samoadramas war seines Anfanges und seiner Entwicklung würdig. Sie überbot für die Deutschen in und bei Apia alle früheren Anfeindungen und Erniedrigungen, denn die gefährlichen Bundesgenossen hatten es nicht nur gewagt, unsere Reichsvertreter mit schlimmster Mißachtung zu behandeln, sondern sogar den Helden von 1889, den braven Kapitän Hufnagel, und den Polizeichef Marquardt zu verhaften, nachdem letzterer durch die Söldner der Verbündeten geplündert und bedroht worden war. Die Untersuchung durch die neutrale Kommission, die zur Ordnung der Verhältnisse von den drei Vertragsmächten entsandt war, ergab die Haltlosigkeit sämtlicher Verdächtigungen und die der Verhaftung zugrunde liegende Infamie; beide Herren wurden sofort aus der Haft an Bord des deutschen Kreuzers „Falke" entlassen und rehabilitiert; das war die einzige Genugtuung für ihre moralische und nationale Erniedrigung, die psychisch und physisch auf Kapitän Hufnagel derart gewirkt hatte, daß er noch lange darunter zu leiden hatte; erst im Jahre 1904 — etwas verspätet — wurde ihm eine gewisse Genugtuung durch Verleihung des Roten Adlerordens zuteil.

Als nach langen diplomatischen Unterhandlungen und heftigen Erörterungen in der Presse — wobei sich besonders die englischen Stimmen, sogar die „offiziösen", durch unflätige Schimpfereien und ohnmächtiges Wutgeheul gegen Deutschland, sowie die anglo-amerikanischen Zeitungen hervortaten — endlich die Einigung der drei Mächte in Gestalt der unglückseligen Teilung Samoas zwischen Deutschland und Amerika erzielt worden war, erfolgte am 13. Februar 1900 im Deutschen Reichstag ohne Widerspruch und Debatte die Annahme des letzten Samoavertrages! Die Geschichte Samoas, die Erinnerung an die Reichstagsverhandlungen von 1880 hatte selbst die schlimmsten Kolonialgegner entwaffnet, die Niederlage der damaligen deutsch-nationalen Anhänger Bismarcks war nach schweren Opfern gesühnt; aber wie und womit? Amerika erhielt zwar nur einen kleinen Teil (Tutuila und die Manuagruppe), aber damit den einzigen Hafen Pango Pango. England bekam als „Ersatz für seinen Verzicht" die einst deutschen und auch noch überwiegend deutschen Tongainseln, sowie als Zugabe noch zwei große Inseln des Salomonenarchipels (Choiseul und Isabel), die bereits zum deutschen Schutzgebiet gehörten. Außerdem fanden die an anderer Stelle erwähnten, sehr verschieden beurteilten Kompensationen im gemeinsamen afrikanischen Interessengebiet statt. Die Vertragsmächte waren jedenfalls zufrieden, auch die deutsche Kolonialverwaltung, obgleich eine Teilung des kleinen Samoaarchipels eigentlich ein Unding ist, jedenfalls nicht ohne politische Bedenken. Hoffen wir, daß das neueste Kolonialabkommen keine weiteren Nachteile für uns zeitigt, und daß die „Perle der Südsee" unter guter Verwaltung noch einmal das wird, was sie seit Jahrzehnten sein könnte, eine Musterkolonie, ein Kleinod im deutschen Kolonialgebiet! Für die „Fassung" hat das Reich zu sorgen, das sein langjähriges Stiefkind auch im ersten Jahrzehnt seiner Zugehörigkeit nicht mit Fürsorge verwöhnt, besonders in bezug auf seine Verbindung mit dem Mutterlande recht vernachlässigt hat. Selbst in den verworrensten Zeiten war der Verkehr zwischen Deutschland und Samoa nie so schlecht, zeitraubend und umständlich wie nach der Teilung der Inselgruppe, da für die zugunsten des amerikanischen Anteils verlegten australisch-amerikanischen Schiffslinien bis 1910 kein Ersatz geschaffen werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

konnte. Um so ehrenvoller sind die Erfolge der bisherigen Verwaltung, die eine ersprießliche Bewirtschaftung mit eigenen Mitteln aus Steuern ermöglicht hat. Wenn auch dieses System nicht gerade den berechtigten Wünschen und Hoffnungen der lange vernachlässigten Interessenten entspricht, so kann man es mit Rücksicht auf die Zwangslage des Gouverneurs doch nicht tadeln, da dieser eben darauf angewiesen ist. Die kampfesmüden Samoaner selbst haben, nachdem ihre lange mit allen möglichen Machtmitteln vergeblich versuchte Entwaffnung ohne Schwierigkeiten erfolgt ist, nicht nur die Kopfsteuer anstandslos bezahlt, sondern auch freudig an dem neuen Friedenswerk, an Wegebauten usw. mitgewirkt, ja sogar dabei manchem faulen, interesselosen oder sogar widerstrebenden Ansiedler ein schönes Beispiel gegeben.

III. Die Samoaner.

„Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust und lauter Lieder Klang; ein frohes Lied aus heitrer Brust macht froh den Lebensgang ... Durch Sorgen wird's nicht anders sein; was kümmr' ich mich darum." — So singt der feuchtfröhliche deutsche Student — so lebt der Samoaner. Ohne daß, wie es in dem schönen Studentenliede weiter heißt, Bacchus ihm die Krone trägt oder der Traube Saft ihm heiße Glut kühlt, braust er auf in Lieb' und Lust und würzt die Freude sein Mahl. Und wie jubelnde, singende, trinkende Studenten lebten die fröhlichen Menschenkinder in den Tag hinein, denen, auch ohne daß sie der Welt Regenten sind, jeder Tag ein Festtag, das Leben eine Kette sorglosen heiteren Genießens war, wie es im Paradiese nicht schöner sein könnte. Den beneidenswerten Bewohnern dieses paradiesischen Erdenstückchens fehlte einst nichts — gar nichts. Aus unerschöpflichem Füllhorn spendete ihnen Mutter Natur ohne Gegendienste alles in Fülle, was zu des Lebens Nahrung und Notdurft, zu Daseinsfreude und Lebensgenuß gehörte.

Sorglos die behaglich ausgeruhten Glieder auf weichem Mattenlager streckend, krabbeln die hellmahagonifarbigen Menschenkinder unter ihrem „Himmelbett" hervor, mit oder ohne Vergnügungsprogramm treten sie, nachdem sie ihr Bett gemacht haben, aus dem kühlenden Schatten ihrer kunstvoll einfachen Hütte heraus, um das Tagwerk mit einem erfrischenden Bade im Fluß- oder Meerwasser oder sonstwie angenehm zu eröffnen.

Die Wohnstätten der Samoaner sind mit wenigen Ausnahmen auf das Küstengebiet beschränkt, die meisten Ortschaften, „nu'u", stehen direkt an der Küste auf sandigem oder steinigem Grunde. Sie bestehen aus einer Anzahl einzelner Hütten „fale", die sich entweder um ein großes Gemeinde- oder Häuptlingshaus, „fale tele", mit einem freien Vorplatz, „malae", auch um mehrere solche gruppieren oder häufiger am Strande entlang einer- oder beiderseits längs eines Pfades aufgestellt sind. Die Häuser entsprechen etwa einem Zelt mit Seitenwänden, letztere werden durch Pfosten von $1^1/_2$ bis 2 m Höhe dargestellt, die „Türen" sowie die „Fenster" dazwischen können durch äußerst praktische, luftige und doch wetterfeste Jalousien aus verflochtenen Kokosblattfiedern geschlossen werden. Türen und Fenster als realer Begriff gibt es nicht, ebensowenig wie Tische und Stühle im Hause; man kann überall einsteigen. Die Hauspfosten — zehn bis vierzig, je nach Größe und Bauart der Hütte — tragen mit mehreren zentralen Säulen das kunstvolle ovale oder gestreckte Dach, dessen aus gebogenen Stangen, Sparren

und Stäben mit unverwüstlichem Kokosbindfaden festgefügtes Gerüst mit Zuckerrohrblättern und Palmwedeln gedeckt ist. Jedes Haus ist von einer Ringfläche aus Steingeröll umgeben, und auch der von niederem Steinkranz zwischen den Pfosten umkränzte Fußboden besteht aus feinzerschlagener Basaltlava, die je nach Bedarf und schnell mit langen ½ bis 1 m breiten einfachen Matten aus 1 bis 2 cm breiten Pandanusblattstreifen bedeckt und gepolstert wird. Diese sinnige und saubere Unterlage genügt nicht nur vollkommen, um das rauhe Antlitz des scharfkantigen Grundes zu verhüllen, sondern, wie der Fremde staunend erkennt, auch als angenehmes Sitzpolster und „Bettstelle"; man schläft darauf unter einem Moskitonetz von der Form eines umgestülpten Badesackes, jedenfalls ohne am nächsten Tage „seine sämtlichen Knochen zu fühlen", wie man das in so manchem Hotel erleben muß. Diese einfachsten und gröbsten Matten der Samoaflechterei werden nebst allen sonstigen Gebrauchs- und Schmuckgegenständen auf- beziehungsweise eingerollt, auf Querbalken des inneren Gerüstes aufbewahrt und nur für den Gebrauch heruntergeholt; sie ersetzen nicht nur Dielen, Stühle, Bänke, Tische und Bettstellen, sondern auch Truhen, Schränke usw. Neuerdings sind indessen mit Rücksicht auf die Vermehrung der Bedürfnisse und Gebrauchs- oder Wertartikel, sowie auf die durch fremde Einflüsse reduzierte Ehrlichkeit und Heiligkeit fremden Eigentums verschließbare Kisten, Truhen usw. schon vielfach zur Notwendigkeit für Besitzende geworden. Neben ihnen findet man auch schon in den meisten Häusern Petroleumlampen, Regenschirme, Sättel, Nähmaschinen u. dgl. als begehrte Zeichen der Zivilisation.

In der Mitte oder an einer Seite des Hauses ist ein schüsselförmiger Feuerherd angebracht, dessen Bedeutung aber durch die Petroleumlampe sehr geschädigt und eigentlich auf die Zwecke als glimmende Feuerquelle oder Zigarettenzünder beschränkt ist; selbst da machen Streichhölzer schon starke Konkurrenz. Auch heut haben die Samoaner jedoch noch nicht verlernt, wenn Streichhölzer fehlen oder versagen, durch anhaltendes Reiben eines kurzen Stabes in einem leicht zündbaren Stück alten Holzes überall in wenigen Sekunden Feuer zu machen.

Gekocht wird in Wohnhäusern nicht. Dazu gibt es, ebenso wie bei den Häusern der Ansiedler, besondere K o c h h ä u s e r, „fale umu", wo nach dem Prinzip der schwedischen Kochkiste die Speisen in höchst originellen Steinöfen, für die man auch in den entlegensten Stellen des Urwaldes Material vorfindet, gekocht, geröstet und gedämpft werden. Das geschieht in folgender Weise: Auf einigen Scheit Holz erhitzte Steine werden mit primitivsten Holzzangen, aus zwei kurzen Stäbchen bestehend, auseinandergenommen und gleich wieder über die in Bananen-, Taro- oder Brotfruchtblätter gehüllten Speisenfrüchte, Tauben usw. gelegt und mit Blättern und Erde nach Bedarf bedeckt. Nach einiger Zeit — vielfach genügt eine halbe Stunde — sind die Speisen gar, saftig und wohlschmeckend. Schweine werden ganz gebraten, aber auch innen mit solchen Bratsteinen gefüllt. Das Fleisch schmeckt mit etwas Salz vorzüglich. Die Samoaner kennen kristallinisches Salz in ihrem Haushalt nicht; statt dessen aber benutzen sie bei manchen Gerichten Meerwasser. Sie essen alle Speisen kalt, ihre Speisekarte ist sehr reichhaltig, einmal durch die große Zahl von verschiedenen Fischen, vom winzigen bis zum Hai, von Krabben, Würmern, Seeigeln, Holothurien (dem wichtigen Handelsartikel für China: Bêche de mer) usw., durch den Reichtum des Waldes an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schönen, bunten Tauben, Schweinen usw., Hühnern, die in den Ortschaften gehalten werden, und last not least die verschiedenen vegetabilischen Produkte der Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Bananen, Tarostauden usw. Auch die Kochkunst hat mehrere, zum Teil auch für fremde Geschmacksnerven recht annehmbare Gerichte erzeugt, bei denen der junge Kern und die Milch der Kokosnuß die Hauptrolle spielen. Vorzügliches Dessert liefern zahlreiche Mangobäume, Goldäpfel (Spondias dulcis), Mammyäpfel (Carica papaya), der Schirmbaum „talie" (Terminalia) und noch andere.

Die Samoaner haben eigentlich nur eine gemeinsame Mahlzeit, die im Anschluß an die Abendandacht bei Sonnenuntergang eingenommen wird. Sonst wird je nach Bedarf und Gelegenheit gegessen; an Appetit fehlt es nie und glücklicherweise auch nicht an Gelegenheit.

Hausbau.

Die Hütten der Dörfer haben verschiedene Bedeutung. Das schon erwähnte „fale tele" wird im allgemeinen von Eingeborenen nicht bewohnt, wohl aber dient es Gästen als Wohnstätte, in erster Reihe als Empfangshaus. Seine Hauptbedeutung hat es als Beratungshaus, in dem die wichtigen Versammlungen, „fono" oder „ta'alolo", mit schönen blumen- und gleichnisreichen Reden abgehalten werden. Ferner finden bei festlichen Anlässen darin die Tänze und sonstige Veranstaltungen statt. Das nächst schönste und größte Haus besitzt der oberste Ortshäuptling, „pule nu'u", mit seiner Familie. Außerdem gibt es neben anderen Familienhäusern noch Frauen- und Männerhäuser, da die Geschlechter in der Regel getrennt wohnen. Ein Haus dient meist als Schule oder Kirche, besonders bei Wesleyanern.

Die glücklichen Bewohner dieser idyllischen, von majestätischen Kokospalmen und Brotfruchtbäumen nur leicht beschatteten Stätten schönster Lebensfreude und einst harmloser Natürlichkeit sind bereits so viel geschildert und

mit begeisterten Lobesworten überschüttet worden, daß es sich erübrigt, hier noch Näheres über sie zu sagen. Sie sind als wahrhaft vollendete Geschöpfe der Plastik, Anmut und Grazie ihrer paradiesischen Heimat voll würdig; und widerspruchslos hat ihnen die Kritik den Ruhm des schönsten und edelsten Naturvolkes zuerkannt; ja in bezug auf seine ursprüngliche Lebensweise, auf Charakter und Moral könnte das liebenswürdige, gastfreie, vornehme Inselvölkchen als vorbildlich und ideal bezeichnet werden. Die Gastfreundschaft war den Samoanern heilig und gilt ihnen heute noch als eine der vornehmsten Tugenden, wenn auch deren bedingungslose Unbegrenztheit durch Mißbrauch und schlechte Beispiele Fremder etwas modernisiert ist und die Gastgeber den Gast schon auf seine eigene Leistungsfähigkeit darin zu taxieren pflegen; denn so unbeschränkt und in gewissem Sinn ideal dieser Zweig kommunistischer Gewohnheiten auch einst entwickelt war, so setzte er doch Gegenseitigkeit und als Ursache Wirkung voraus, die als selbstverständlich galt und unter Samoanern noch gilt. Man braucht den glücklichen, unbeschränkt besitzenden Menschen diesen Kommunismus nicht als besonderes Verdienst anzurechnen; denn da ihnen nichts fehlte als Gold und Edelsteine, die sie nicht entbehrten, solange sie sie nicht kannten, hatten sie keinen materiellen Anlaß, nach Reichtum zu streben oder Schätze anzuhäufen außer feinen Matten, auf die sich, da sie Wertobjekte waren, der Kommunismus nicht erstreckte. Demnach waren im sozialen Leben kommunistische Gewohnheiten ganz besonders hoch entwickelt.

Der Begriff des persönlichen Besitzrechtes nach unseren Begriffen bestand eigentlich überhaupt nicht; selbst die feinen Matten waren meist nicht unbeschränktes Eigentum einer Person, und wenn das doch der Fall war, dann hafteten ihnen nach Art unserer Fideikommisse oder Majoratsrechte fast stets einschränkende Traditionen und Unveräußerlichkeit an. Das gleiche galt für Landbesitz, Häuser, Boote usw., an denen meist mehrere Bevorrechtigte oder ganze Ortschaften, Distrikte — mindestens Sippen — beteiligt waren. Natürlich fehlte es nie an Ausnahmen, indem hochentwickelter persönlicher Einfluß alle Nebenansprüche oder Rechte in den Schatten stellte und tatsächlich das Verfügungsrecht einem Häuptling gestattete, etwa so, wie wenn in manchen Aktiengesellschaften und Kommunalverbänden bei uns ein Direktor oder sonstiger Überlegener die Genossen sozusagen in die Tasche steckt und allein regiert, bis es den anderen zu bunt wird und sie auch mal eine Meinung haben wollen — dann gibt's hier wie dort Reibereien.

Bei den alten Samoanern war es üblich, daß die Gäste die Gastfreundschaft durch Geschenke eröffneten, wenn sie solche in der üblichen Verkehrsform in Anspruch nahmen. Ganze Familien und Ortschaften machten sich auf die Reise, „malanga", wohl ausgerüstet mit Schweinen, Brotfrüchten, Taro, Matten usw., die, falls die Malanga zu Fuß ging, auf Stangen getragen wurden, in festen Körben, aus Kokosblattfiedern geflochten, über der Schulter — einzeln oder zu zweien. So zogen sie im Gänsemarsch hintereinander gemessenen Schrittes dahin, vorweg der Häuptling mit dem Fliegenwedel aus Kokosfasern. Dieses eigentümliche Zepter dürfte nicht ursprüngliche Bedeutung haben, da die als gemeinste Wesen betrachteten Fliegen, sogar die lästigen Moskito, erst mit der Zivilisation nach Samoa gelangt und von der Natur dem Inselparadiese vorenthalten gewesen sein sollen. Eine Fliege mit der Hand berühren und zu töten gilt als „isa": pfui, gemein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn eine Malanga zu Fuß oder zu Wasser am Zielort anlangte, begann alsbald ein festliches Schmausen, das häufig so lange dauerte, bis nicht nur der Tribut der Gäste, sondern auch die Vorräte der Gastgeber vertilgt waren; daß das unter Umständen ziemlich schnell erreicht ist, kann man sich vorstellen, wenn man den Appetit des stets eßlustigen Volkes schätzen gelernt und gesehen hat, mit welcher Geschwindigkeit ein Schwein usw. verarbeitet ist.

Ganz besonders hoch her geht es bei gewissen festlichen Veranstaltungen und größeren Wetten, wofür die Samoaner eine geradezu gefährliche Vorliebe haben. Das entspricht dem ausgeprägten, leicht erweckten Ehrgeiz. Wettrudern, Wettänze, Wettspiele und vor allem Wettfischen beherrschen das Unterhaltungsrepertoire. Manche Orte suchen auf diesem oder jenem Konkurrenzgebiet die Meisterschaft zu erringen. Jeder möchte das schönste und größte Boot haben oder in irgend einem Sport allen anderen überlegen sein. Das findet seine höchste Vollendung im beliebtesten Sport, dem Fischfang, dessen Arten unerschöpflich sind. Am meisten Achtung genießt der Hai- und Bonitofischer, der nach ganz bestimmten alten Regeln und Zeremonien verfährt. Auch der Netzfang erfreut sich mannigfaltiger Ausbildung; am interessantesten sind dabei Fischzüge nach Art von Kesseltreiben, indem die Ausleger der riesigen, kunstvoll selbstgefertigten Netze in Kanus oder im Wasser gehend, die Beute mit Stöcken zusammentreiben und umzingeln usw. Es sind immer mehrere Ortschaften, deren Bewohner als beste Fischer gelten und gelten wollen, daher miteinander um den Vorrang wetten und mehrere Tage zusammen fischen, bis der Sieg entschieden — und die Lebensmittel am Ort des Wettkampfes erschöpft sind. Dazu kommt noch der unter Umständen durch den Eifer der Parteien ständig erhöhte Einsatz, der nicht selten bis zum Verlust allen Eigentumes und aller Vorrechte der Besiegten führt und diese für lange den Siegern tributpflichtig macht. Der Ruhm der Sieger läßt dann andere fischerstolze Gemeinden nicht schlafen, und so folgt ein Turnier dem anderen — ad infinitum.

Am tollsten hat das Kricketspiel die Wettlust und den Ehrgeiz der Samoasportsmen — beiderlei Geschlechts — gekitzelt und erregt. Eifer und Spielwut im wahren Sinn des Wortes gingen dabei so weit, daß das Spiel allgemein streng verboten werden mußte; denn die Begeisterung für die Sache artete vielfach in regelrechte Hetzereien und bedrohliche Feindseligkeiten aus. Wie bei allen solchen Turnieren und Unterhaltungen wirken zwei Parteien, deren Spieler durch Zuschauer lebhaft und laut angespornt werden. Es ist äußerst unterhaltend, solchen Belustigungen zuzuschauen und das stetig bis zur ungezügelten Begeisterung wachsende Interesse daran zu verfolgen, sowie sich an der erstaunlichen Gewandtheit und Intelligenz der graziösen, plastischen Gestalten zu ergötzen.

So wenig manche Gewohnheiten und Sitten der Samoaner den Forderungen moderner Etikette und den Regeln überbildeter Zivilisation entsprechen, so wenig kann man Geschmack und Empfinden einer leicht gegürteten, sonst nackten, harmlos-unschuldvoll lachenden Samoanerin mit einer geschnürten und mit allen Mitteln der Kosmetik und Mode stilisierten Salondame vergleichen; die Entscheidung würde stets persönliche Geschmacksache bleiben. Beide passen in ihre Umgebung; das würde in der Umkehrung letztere, in die mollige Temperatur und die samoanischen Verhältnisse versetzt, sicherlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch unangenehmer empfinden als eine leicht geschürzte Samoaschöne auf einem Großstadtball.

Übrigens sind die Samoadamen keineswegs frei von Eitelkeit und Putzlust; auch sie suchen dem starken Geschlecht zu gefallen. Deshalb lassen sie sich tatuieren*), deshalb schmücken sie ihr Haar mit Blumen, die Brust mit duftenden Kränzen, und deshalb parfümieren sie ihren Körper mit Kokosnußöl, das mit allerlei Blüten und aromatischen Säften gemischt ist, gleichzeitig die Haut geschmeidig und weich macht, daß sie sich wie Seidensamt anfühlt — frisch geölt aber, wie das bei Festen üblich ist, nicht gerade zur Berührung lockt. Das Haar tragen die jungen Damen entweder kurz geschnitten, abstehend oder modern länger, zu einem Knoten oder sonstwie frisiert. Eine besondere Haartracht wird durch eine etwa 15 bis 20 cm lange hochaufgekämmte Mähne hergestellt. Früher trugen die Schönen, Mädchen und Frauen, wie letztere meist auch jetzt noch, das Haar kurz geschnitten, die Männer dagegen lang. Die Kinder werden teilweise geschoren, mit Bambusmessern (einfache Längssplitter, die äußerst scharf sind) oder Scherben; das sieht sehr drollig aus; denn bald läßt der Friseur eine Haarinsel mitten auf dem Kopf, bald an der Seite oder auch eine bayrische Raupe stehen. Die Haare sind ursprünglich dunkel bis tiefschwarz, weich und glatt, manchmal lockig; sie werden durch Behandlung mit Kalk allmählich entfärbt, braun, rötlichblond; der Nachwuchs bewahrt aber die ursprüngliche Farbe. Eine unbewußte Kosmetik widmet besonders die Jugend ihren relativ großen, schönen Zähnen, indem sie Harz der Brotfruchtbäume schnalzend kaut; doch würden wahrscheinlich auch ohne dieses die Kauwerkzeuge bei der gesunden, gleichmäßigen Lebensweise wenig leiden, denn heiße und ätzende, scharfe Speisen haben sie nicht zu verarbeiten. Die Samoaner lebten, das ist kein Zweifel, so wie es die Natur ihnen vorschreibt, und dem entspricht auch ihre einstige Bekleidung, deren Einfachheit wir bald kennen lernen werden. Jedenfalls ist es ein widersinniges Bestreben, die lieblichen, anmutigen Naturkinder nach modernen Sittenregeln erziehen, kleiden und zivilisieren zu wollen, wie das die englischen Missionare angestrebt haben. Der Erfolg hat erfreulicherweise die Torheit deutlich erwiesen; und für die Samoaner wäre es kein Nachteil gewesen, wenn jene „Bekehrer" ihrem durch die natürlichen Sitten verletzten Zartgefühl zuliebe die Arbeit christlicher Nächstenliebe weniger äußerlich empfindsamen Aposteln des Christentums überlassen hätten, dann wären Samoa und den Samoanern, sowie den beteiligten Nationen und Interessenten viele schlimme Jahre und schwere Opfer erspart geblieben. Die Samoaner könnten dann noch nicht so schön schreiben, lesen und rechnen und ihre Reden mit biblischen Gleichnissen und Sprüchen würzen, aber sie wären wahrscheinlich auch nicht dümmer und — noch „bessere Menschen".

Der prächtige botanische Garten in Sydney bietet mit seinen lauschigen, schützenden Plätzen, infolge seiner Nähe am Hafen, geheimen und lichtscheuen Wesen Rendezvous, sowie Obdachlosen beliebte Schlupfwinkel und Ruhestätten. Das ist allgemein bekannt und oft getadelt worden. Ein sittenstrenger „Kolonial" beschwerte sich hierüber und forderte, daß der Garten abends abgeschlossen und von solchen Wesen gesäubert würde, da ein anständiger Mensch so nicht

*) Ich schließe mich Krämers Benutzung der ursprünglichen Aussprache und Schreibweise des Wortes „tatu" an. „Tätowieren" ist eine gänzlich verunglückte Verdeutschung der englischen Schreibweise tattoo, des aus der Südsee stammenden Wortes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehr darin verkehren könne. Man soll ihn mit der Erwiderung beruhigt haben, daß, wenn der Garten geschlossen sei, er ja dann auch nichts mehr davon habe; er solle daher doch einfach jene Stätten meiden, dann sei ihm geholfen. Diese Logik hätte den englischen Missionspuritanern dienen können, zumal die von ihnen bekämpften Sitten in ihrem Zusammenhange weit harmloser erscheinen als jene Übelstände und andere Gewohnheiten und Erschei-

Tanzgürtel flechtende Mädchen im Festschmuck.

nungen in der englischen Kolonialmetropole Sydney. Dort gibt es wichtigere Missionsarbeit!

Daß die Samoaner einst trotz aller unchristlichen Sitten eine hochentwickelte soziale Moral hatten, beweisen ihre alten Strafbestimmungen, nach denen z. B. Ehebruch, Diebstahl und Verleumdung als schlimmste Verbrechen sogar mit Todesstrafe geahndet wurden, daß ein Mädchen, dessen Tugend und Jungfräulichkeit nicht die Probe bestand, mit Schimpf und Schande am Tage der Hochzeit büßen mußte. Wenn dann gerade die Eigentümlichkeiten dieser Veranstaltungen gegen die modernen Sitten verstoßen, so kann man auch darüber milder urteilen; denn tatsächlich war ihre

soziale Bedeutung prinzipiell eine wertvolle Moral für die weibliche Jugend der „besseren" Stände. Beim Volke wurde es nicht so genau genommen, das geht schon daraus hervor, daß Häuptlingsöhne im Gebiet ihres Sippeneinflusses ein jus primae noctis ohne eheliche Beschränkung ausüben durften.

Im allgemeinen galt aber schon in vorchristlicher Zeit die Ehe auf Samoa als heilig, natürlich nur — solange sie bestand. Sie war und ist noch vielfach nur von kurzer Dauer. Wenn die Ehegatten merken, daß sie nicht zusammenpassen, dann einigen sie sich auf Trennung. Die Frau kehrt unbeschadet ihrer Ehre in solchem Falle zu ihrer Familie, mit oder ohne Kinder, zurück, manchmal auch wieder zu ihrem Manne, selbst wenn dieser inzwischen einen neuen Herzens- oder Ehrenbund geschlossen hatte. In dieser Weise bestand auch Polygamie, die allerdings oft zu Feindseligkeiten und Neid zwischen den Frauen führte. Dabei spielten Ehrenrechte und Stellung eine große Rolle, wie solche überhaupt ein wesentliches Leitmotiv bei Häuptlingsehen waren. Das offenbart schon die Brautschau und die Art der Verlobung, der von beiden Seiten eine eingehende Prüfung der Standesverhältnisse, des Stammbaumes und jeweiligen Vermögens der betreffenden Sippen an Würden und Besitz vorausging. Erst wenn diese Mitgiftsfrage zu beiderseitiger Zufriedenheit der Angehörigen geregelt war, nahte sich der Freier der Auserwählten mit verschiedenen Formalitäten, um sich diese selbst oder einen eigens dazu mitgebrachten Korb zu holen — im wahren Sinn des Wortes; denn der Werbende überreichte der Auserwählten einen Korb mit Gaben, nahm sie diesen, dann nahm sie auch ihn; gab sie diesen zurück, dann nahm sie ihn nicht, manchmal aber nahm sie ihn dann doch noch, denn die wahre Liebe ließ sich nicht so leicht abschrecken, und weise Reden der Verwandten besiegten oft noch die erste Abneigung. Nach einiger Zeit folgte dann die Hochzeit unter großem Jubel — wenn alles in Ordnung war. Dabei ging es allerdings meist nicht ganz sittsam zu, und Hymens Fackel entflammte auch die Gäste zu schrankenlosem Freudengenuß. Das hatte keinen moralischen Wert und erregte mit Recht das Mißfallen der Missionare; ob es bei mancher unserer Kirchweihen aber viel sittsamer zugeht?

Durch die Ehe vereinigen sich die Ehren beider Sippen, falls beide Gatten vollberechtigte Repräsentanten sind. Vielfach verkörpert die Frau die höhere Rangstufe; sie hebt dann den Mann zu sich empor, solange sie ihm angehört; aber ihre sozialen Vorrechte bleiben ihr Eigentum; Gütergemeinschaft in diesem besonderen Falle gibt es trotz aller sonst hochgradig kommunistischen Einrichtungen nur bedingungsweise, sie wird aber in den Kindern, beziehungsweise in einem Kinde unter Umständen zur Tatsache. Das ist keineswegs immer das eigene, sehr oft ein adoptiertes. Dadurch wird die Würden- und Standesfrage, wie schon gesagt, sehr verwickelt, denn jedes Adoptivkind bringt auch schon gewisse Vorrechte und Würden mit, in erster Reihe die seiner Ahnen, die sich durch die Geburt vererben. Ganz einig sind sich selbst die Samoagenealogen nicht immer über die so verzwickte Standesfrage, die infolgedessen zwischen den Samoaaristokraten zu Streitigkeiten Anlaß gibt; denn auch dort möchte keiner der Letzte sein.

Neben den ererbten und erheirateten Würden bestehen dann noch Lehenstitel, die teils an feine Matten gebunden sind, teils durch solche erkauft werden. Diese feinen Matten, „ie tonga", bildeten einst den Reichtum der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Samoaner; sie dienten und dienen auch heute noch als Bezahlung, z. B. an Haus- und Bootsbaumeister, an Tatuierkünstler und als Tauschobjekte; sie bilden die Mitgift der Frau, die der Gatte ihrer Familie durch Schweine und sonstige Genußmittel ersetzt, und haben die Bedeutung von Familienurkunden und Adelsdiplomen. Ihr Wert ist demnach je nach Alter und Liebhaberwert ein idealer und je nach Feinheit und Größe ein realer. Sie werden von Frauen aus den fein gespaltenen 2 bis 3 mm breiten, 30 bis 40 cm langen Streifen der Oberhaut von Blättern einer kletternden Pandanazee (Freycinetia samoensis und F. Reineckei Warb.) fein geflochten und an einem Rande mit Fransen und zierlichen, roten Papageifedern geschmückt, sie sind fast seidenartig weich und federleicht. Die Herstellung einer einzigen Jetonga erfordert viele Monate, auch Jahre; bei festlichen Gelegenheiten werden sie als Lendentuch, „lavalava", benutzt. Neben diesen gelblichen Jetonga hat noch eine andere fellartige, schneeweiße Mattenart eine gewisse traditionelle Bedeutung, die „iesina" d. h. „weiße Matte". Diese aus dem gebleichten Bast einer Urtikazee (Cypholophus macrocephalus) geflochtenen Decken werden ebenfalls als Festgewand getragen, außerdem spielten sie bei Hochzeiten eine große Rolle. Als Alltagskleid, ursprünglich lediglich ein Lendenschurz, „lavalava", der in ältester Zeit bei den Männern nur die Vorderseite verdeckte, bei den Weibern aber die Körpermitte umschloß, dienten vor Einführung bunter Druckattune einfache Baststoffe, „siapo, tapa", aus dem breitgeklopften, mit Taccastärke verklebten Bast einiger Urtikazeen (Boehmeria, Pipturus), bunt bemalt oder mit Mustern geprägt, die auf große Holzmatrizen geschnitzt oder mit Kokosbindfaden auf Pandanusblattunterlage aufgenäht waren. Die üblichen Farben: Gelb, Rot, Braun oder Schwarz wurden in allen möglichen Mischungen aus Pflanzensäften (Curcuma, Bischoffia etc.), rötlicher vulkanischer Aschenerde, wie sie in einigen Gegenden vorkommt, und aus dem Ruß des Lichtnußöles (Aleurites) hergestellt. Jetzt haben grelle Anilinfarben, wenig zum Charakter der Erzeugnisse passend, bereits auch diese Naturfarben modern, aber unschön übertüncht. Bei der Feldarbeit genügt eine Bananenblatthälfte dem Anstands- und Schönheitsgefühl als lendengürtendes „Feigenblatt".

Außer den eben erwähnten Matten erstreckt sich die Hausindustrie der Samoaner noch auf Anfertigung von luftigen Tanzgürteln, „titi", die aus Blattstreifen, Bastfransen usw. bestehend, der Schönheit und der Körperform noch wenig Abbruch tun. Ferner findet man sehr geschickt und geschmackvoll geflochtene Fächer, „ili", reizende Flechtkörbchen, „ato", und verschiedene Schnitzarbeiten der Männer, als da sind: Kavabowlen mit vier bis vierzig Füßen, aus einem Stammstück rötlichbraunen Holzes (Afzelia) geschnitzt, desgleichen $1^1/_2$ bis 2 m lange kerzengerade Rednerstäbe, das Abzeichen der Tulafales (Sprecherhäuptling), phantastische Keulen, feine Haarkämme mit geschmackvoller Schnitzornamentik durchbrochen, Tanzspeere, Trinkgefäße, „ipu", aus Kokosnußhälften usw. Das beste und schier unverwüstliches Holz liefern hierzu Afzelia, Artocarpus und Terminalia; daran fehlt es in den Urwaldbeständen nicht, ebensowenig wie an vielen Faserpflanzen.

Heute wird man, wenigstens in der Nähe von Apia, nur noch wenige Landeskinder, „fa'a Samoa" (nach Samoasitte) kostümiert finden und auch nach ursprünglichen Landeserzeugnissen suchen müssen. Fein sittsam ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hüllen Mädchen und Frauen, „fa'a papalangi", (nach Art der Fremden) den Oberkörper mit einem kurzen Hemdchen oder Jäckchen, „ofu", aus bunten Stoffen über dem modernen Lavalava; zum mindesten werden die beiden Enden einer buntscheckigen „tiputa" Busen und Rücken verhüllen. Dieses eigentümliche Kleidungstück gleicht dem südamerikanischen Poncho, einem Handtuch mit einem runden Loch in der Mitte, durch welches der Kopf gesteckt wird; früher wurde es als Festgewand von Dorfjungfrauen, „taupou", getragen, und auf gleiche Weise wie die „ie tonga" hergestellt. Jetzt sind solche Stücke, aus verschiedenartigen Kattunquadraten zusammengenäht, sehr beliebt. Auch die Männer verbergen schon vielfach ihre mächtige Brust unter einer Jacke; Hosen haben dagegen noch wenig Glück bei ihnen gehabt; dazu kann man den Beinen nur gratulieren, wie den Füßen zu den famosen Ledersohlen, um die jeder die glücklichen Besitzer beneiden wird, der mit ihnen auf „Spaziergängen" im Steingeröll des Urwaldes die Vergänglichkeit von Schuhsohlen schmerzlich an den eigenen Füßen empfunden hat.

Mit den modernen Stoffen ist auch die Mode auf Samoa eingezogen und von den Händlern betriebsam gepflegt worden. Dabei wirkt der Ehrgeiz der Eingeborenen, der Wunsch nicht zurückzustehen, fördernd mit; auch die Mission geht dabei nicht leer aus, d. h. sie weiß diese Eitelkeit ihrer „Members" wohl zu nützen, indem sie, einmal im Interesse ihrer Händler oder kaufmännischen Teachers, besonders den weiblichen Anhängern empfiehlt, wohlbekleidet und nicht ohne Hut im Gottesdienst zu erscheinen, dann aber bei Erhebung von Kirchensteuern einen eifrigen, fruchtbaren Wettbewerb anstachelt. Das tritt besonders bei gewissen Veranstaltungen, in erster Reihe bei der sogenannten Mayfair (Maifeier) förmlich verblüffend zutage. Dabei wird ein schwunghaftes Konkurrenzsystem im Geben — und Nehmen — wirksam entfaltet, denn keine Ortschaft will hinter der anderen zurückstehen; darum wird schon lange vorher für diese Feste gespart und Geld gesammelt; jedes Dorf will das erste sein und das reichste scheinen!

Die Zeit vor der Maifeier ist daher auch für die Koprahändler die Erntezeit. Alles, was an reifen Nüssen vorhanden ist, wird gesammelt, zu Kopra und dann zu Geld gemacht. Viele Palmen werden dafür als „tabu", d. h. so viel wie heilig, unantastbar, durch einen Ring von Kokosfiedern gekennzeichnet; von ihnen dürfen keine Nüsse für andere Zwecke verwendet werden, und die abfallenden werden an Pfählen aufgestapelt, bis ihre Verarbeitung hinreichend lohnend ist. Dann werden sie aufgeschlagen; aus der Nuß wird das der Schale ansitzende, $^1/_2$ bis 1 cm dicke Nährgewebe herausgeschnitten, in der Sonne auf groben Matten getrocknet und dann verkauft; ebenso werden Tarorhizome, Brotfrüchte und Bananen zu Geld gemacht. Im allgemeinen ziehen die Trader den Tauschhandel vor, weil sie dabei auch an den Waren noch einmal — und zwar nicht wenig — verdienen.

Ein Spaziergang nach einem Samoadorfe möge uns mit einigen weiteren Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten bekannt machen. Wenn ein Weißer „Papalangi", d. h. Himmelsbrecher (Bezeichnung für die ersten Weißen*), besonders ein solcher, den man für vornehm, „susunga", Hoheit, oder gar „afionga",

*) Helle Hautfarbe galt bei den Samoanern als Zeichen edler Herkunft. Das findet zum Teil seine Erklärung in der verschiedenen Lebensweise von Adel und Volk, weshalb auch für Häuptlingstöchter der Name „sina", d. h. weiß, sehr beliebt ist und in der Mythe eine Rolle spielt. Es war daher erklärlich, daß die hellen Fremden für höhere Wesen angesehen wurden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

d. h. königlich, hält, nach einem Samoadorfe kommt, dann ist er zunächst ein gewöhnlicher Mensch. Er wird von Samoanern, bis herab zum kleinsten Knirps, wie überall, wo sich Menschen auf Samoa begegnen, mit einem wohlwollenden, höflichen „talofa" begrüßt. Dieses Wort ist eine in der Samoasprache sehr häufige Verschmelzung mehrerer Worte zu einem und heißt eigentlich: ich liebe dich, „ou te alofa". Darin liegt, wie in vielen nationalen Begrüßungsformen, ein vielsagendes soziologisches Charakteristikum für das Wesen des Volkes, das hier noch besonders erhöht wird durch den Ausdruck des wohlklingenden Grußes und den ihn begleitenden treuherzigen, freundlichen, aber doch vornehmen Blick des Grüßenden. Dieses „talofa" wirkt angenehm warm, wie es klingt, und jeder Samoaner freut sich, wenn man an seine Erwiderung ein freundliches Wort fügt, beziehungsweise fügen kann; er selbst wird „talofa alii" (Herr) sagen. Treffen wir z. B. einen Mann oder eine Frau mit einem Kinde, dann werden wir auch „talofa alii" oder „tamaitai", Dame (Anrede für Mädchen: „teine", und Frau: „fafine", junge Mädchen werden mit „funga", Blüten, bezeichnet), sagen und vielleicht fragen: „malolo"? d. h. geht es Euch gut? (eigentlich „pe'e te malolo?") Wenn wir dann weiter uns teilnahmsvoll erkundigen: wie alt ist der Junge, dann wird der Herr Papa oder die Frau Mama sagen: „fa'atalia oe", d. h. wie dir's beliebt, sag's selber. Das ist für gewöhnlich eine Höflichkeitsphrase, in diesem Falle aber mehr Verlegenheit, denn mit der Zeitrechnung hapert es bei den sorglosen Menschen. Sie haben eben keine scharfen Zeitgrenzen, wie wir bereits in den klimatischen Mitteilungen gesehen haben; den Glücklichen schlägt hier wirklich keine Stunde.

Den Samoanern fehlt der Sinn für Zeitrechnung, um so mehr als sie mit den Mondmonaten, „masina", von achtundzwanzig Tagen kein richtiges Zeitmaß konstruieren können, also immer in Konflikt geraten. Selbst wenn sie dreizehn Monate auf das Jahr rechnen wollten, würde es nicht stimmen. Trotzdem wissen sie ganz genau im Jahre nach den Mondphasen, nach meteorologischen Perioden und anderen Zeitsymptomen, Bescheid über Blüte- und Fruchtzeit von Bäumen usw. und wann bestimmte, an Jahresperioden gebundene Erscheinungen fällig sind. Das tritt besonders bei den alljährlichen Palolotagen in die Erscheinung. Der an bestimmten Stellen am Meeresgrunde in Korallen lebende Palolowurm stößt nämlich mit erstaunlicher Pünktlichkeit am Tage des letzten Viertels nach dem Oktobervollmond vor Sonnenaufgang seine geschlechtsreifen Glieder ab, und diese steigen an die Oberfläche des Wassers, wo wahrscheinlich die Befruchtung der in graublauen Segmenten befindlichen Eier durch Spermatozoen in braunen männlichen Segmenten stattfindet. Diese Erscheinung galt bis 1899 noch als ein unaufgeklärtes Rätsel, da man den Kopf der Tiere noch nicht gesehen hatte. Erst dem damaligen Marinearzt Dr. Krämer ist es in jenem Jahre gelungen, auch Kopfstücke in alten Korallenblöcken zu ermitteln. Den Samoanern, die überhaupt großes Verständnis und Interesse für alle Naturerscheinungen und biologischen Vorgänge haben, war das längst bekannt. Der Palolo wird, da er meist in großen Massen erscheint und, etwa wie der Kaviar bei uns, als größte Delikatesse geschätzt wird, gefangen, beziehungsweise geschöpft und dann entweder frisch oder gedämpft genossen. Der Palolotag ist für die Samoagaumen ein kritischer Tag erster und bester Ordnung. Auch die Fremden sind dem Genuß nicht ganz abgeneigt; manche braten die schnell zerfallenden Würmer, die etwa die Dicke starker Stricknadeln und 15 bis 30 cm Länge erreichen, in Butter. Ganz aufgeklärt ist übrigens die Biologie des Palolo, der zu der Familie der Borstenwürmer gehört, auch heute noch nicht. Es gibt noch andere solche von Mondphasen und Jahreszeit abhängige Phänomene; auch einige Fische erscheinen, wie der Hering an unseren Küsten, zu bestimmten Zeiten in großen Mengen; Tag und Stunde sind den Samoanern genau bekannt.

Der Besucher eines Samoadorfes wird im allgemeinen auf das „fale tele" lossteuern, wo, wenn seine Ankunft nicht schon vorher bekannt geworden ist, auch bald ein Vertreter erscheint, um ihn zu empfangen. Die offizielle Begrüßung wird sitzend, „fa'a Samoa", mit übergeschlagenen Beinen, entgegengenommen, denn auf Samoa ist es unter gleichen Umständen ebenso unhöflich zu stehen, wie bei uns sitzen zu bleiben, und vor allem, ein Mann aus dem Volke wird es nie wagen, einem hohen Häuptling aufrecht zu nahen. Man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird demnach, wenn man ein bewohntes Haus mit „talofa“ betritt, erst wohl auf den Häuptling und sonstige Honoratioren zuschreiten und ihnen die Hand reichen, sich aber dann schleunigst — einen Hauspfosten im Rücken, nach dem Recht der Häuptlinge (Standlose haben zwischen den Pfosten zu sitzen) — niederhocken. Dann wird der „Pule nu'u“, Ortsherr, oder die Dorfjungfrau, „taupou“, wo eine solche repräsentiert oder regiert, eine wohlgesetzte Ansprache halten, beginnend mit „ia maliu mai“, d. h. willkommen, die Ehre rühmen, die dem bescheidenen Hause zuteil wird, „lau susunga“, Seiner Durchlaucht, oder „lau afionga“, Seiner Hoheit, unbeschränkte Rechte über alles, was dazu gehört, anbieten, die Größe Deutschlands rühmen, um schließlich dem Gast mit einem nochmaligen „maliu mai“ und Dank, „faafetai“, für einen Freundschaftstrunk ein Stück Kavawurzel, „ava“, zuzuwerfen. Der Gast wird diese „fa'a Samoa“ an seine Stirn führen und mit einigen schönen Worten „Seiner Hoheit“ danken. Dann werden die dazu erkorenen Mädchen oder, wenn es sehr vornehm sein soll, ein junger Häuptling zur Bereitung der Kava bestellt oder richtiger, sie erscheinen ungerufen mit Kavabowle, „tanoa“, Klopfstein oder Reibeisen und Bastfilter, „fau“, und die feierliche Bereitung des Nationalgetränkes beginnt. Die richtige Kava soll eigentlich gekaut werden. In diesem Falle wird das Rhizomstück klein geschnitten und nach und nach in die Mundmühle praktiziert, wo allmählich, die Backen füllend, ein großer Kloß entsteht, der dann in die Kavabowle gespuckt, dort mit Wasser versetzt und mit den Händen durchgearbeitet wird. Danach werden mit dem Bastfilter die festen Bestandteile ausgefangen und ausgeschleudert, bis die Flüssigkeit davon befreit ist; zwei bis vier solche Fischzüge genügen dazu. Nun verkündet ein Häuptling, daß die Kava fertig ist und verteilt werden kann. Dann tritt eine Jungfrau oder ein junger Häuptling mit einer polierten Kokosnußhälfte, „ipu“, heran, und der erste Becher dieses graubraunen Nektars wird dem Ehrengaste, dem sich der Spender in gebückter Stellung naht, mit einem schwungvollen Bogen von unten kredenzt. Will man die Landessitte und die Verstorbenen (Götter) ehren, dann weiht man ihnen den ersten Schluck, indem man etwas auf den Steinboden gießt, um dann selbst mit einem „manuia“, d. h. Prosit, einen tiefen Zug zu tun, während die Korona mit „manuia“ oder „soifua“, d. h. etwa: möge es dir wohl gehen, antwortet. Der nächste Becher gebührt, falls kein Höherer vorhanden ist, dem Gastgeber, und dann geht es sorgfältig nach Rang und Würden weiter nach Anordnung des Aufrufers, der jedesmal den Empfänger mit allen Ehrentiteln und Würden laut nennt, solange noch ehrenwerte Trinker in Frage kommen. — Der erste Trunk Kava wird, auch wenn sie nicht in der Mundmühle geschroten und gemaischt ist, den Anforderungen fremder Zungen kaum entsprechen; ebenso sicher aber schwinden bei Wiederholung Widerwille und ästhetische Vorurteile gegenüber der erfrischenden, durststillenden Wirkung dieses Südseegebräues, dessen Narkotikum (Methysticin, nach der Staude Piper methysticum) nur bei reichlichem Genuß grünen, frischen Wurzelextraktes geringe Wirkungen, leichte Kopfschmerzen und Schwere in den Beinen, hervorruft. Dazu kommt es aber schon deshalb normalerweise nie, da nur jedem eine Schale kredenzt wird.

Der berauschende Palmwein der Melanesier und Mikronesier, der aus dem Safte abgeschnittener Kokosblütenschäfte durch Gärung dort gewonnen und sehr geschätzt wird, hat bei den soliden Samoanern keinen Eingang ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

funden; ebensowenig der sonst überall, auch von den Stammesgenossen Tahitis, Hawaiis, Neuseelands so begehrte Alkohol in moderner Form von Gin, Whisky, Bier usw. Ein unverdorbener Samoaner wird, um nicht unhöflich zu scheinen, einen gebotenen Schnaps annehmen und sich dann vergeblich bemühen, die brennende Wirkung zu verbergen. Diese Abneigung gegen den stärksten Feind der guten Sitten ist ein charakteristisches, ziemlich einzig dastehendes Beispiel in der Siegesgeschichte des Alkohols. Hoffentlich bricht der Widerstand nicht an den Fortschritten der Zivilisation. In Apia gibt es schon „bekehrte" Samoaner, die auch mit Rausch und Katzenjammer Bekanntschaft gemacht haben.

Das liebste und auch kühlste Getränk ist für den Samoaner die Kokosmilch nahezu reifer Nüsse — je reifer die Nuß, desto klarer ist das Fruchtwasser, in jungen Nüssen ist es noch milchig, süßlich, in abgefallenen reifen

Vor der Mahlzeit.

schmeckt es fade. Daher holen die Männer mit einem Baststreifen um die Füße, sprungweise den glatten Stamm der Palme erkletternd, die Trinknüsse — je nach Geschmack jung oder älter — frisch vom Baum. Wie dem Durst der Saft, so bietet dem Geschmack das junge Endosperm, das später die Kopra liefert, beliebten Genuß.

Wenn die Kavazeremonie beendet ist, dann wirft der Hausherr seiner Frau oder einem Mädchen ein Stück Tabak, „utufanga", eigenen Wachstums zu, damit diese ihn abblättert und über einem glimmenden Holzzunder trocknet. Dann wird er in ein 10 bis 12 cm langes, 4 bis 5 cm breites Stück dünnes Bananenblatt gedreht, am Zünder angeraucht und dem Gast gereicht, der die Zigarette, „selui", nach einigen Zügen als Freundschaftssymbol à la Friedenspfeife zirkulieren läßt, falls er sie nicht selbst aufrauchen will; das tut der Freundschaft keinen Abbruch.

Auf den Tabakbau verwenden die Eingeborenen viel Sorgfalt. Man findet Kulturen nur in einigen Gegenden an tiefgründigen, feuchten Stellen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sauber gepflegt. Die Blätter werden meist im Hause auf Balken halb getrocknet, dann fest aufgerollt und geschickt zusammengelegt, in breite Faserstrippen ganz fest zu spindelförmigen Paketen mit ein bis drei Pfund Inhalt eingeschnürt. Darin wird der Tabak einer Selbstfermentierung überlassen und dann oft, wenn man Geld braucht, an Händler für zwei bis drei Mark gewissermaßen verpfändet, denn, wenn der eigene Vorrat erschöpft ist, wird er für das Doppelte oder Dreifache zurückgekauft. Ihren eigenen Tabak ziehen die Samoaner allen fremden Fabrikaten, ebenso Zigarren und Papierzigaretten unbedingt vor; das ist zum Teil Geschmacksache, aber wohl auch ein Symptom des hochentwickelten Lokalpatriotismus, der mit dem Kitt heiliger Traditionen das feste Bollwerk bildet, an dem viele Jahrzehnte hindurch die Anstürme der Zivilisation gescheitert sind. Wenn auch mancher Stein gefallen, manche Bresche gelegt ist, die Grundfesten haben widerstanden.

Das beweisen die trotz aller Bemühungen und Lehren der einflußreichen Mission erhaltenen Vergnügungen und viele heftig bekämpfte Gewohnheiten. Noch heute gilt ein Mann ohne Tatuierung nicht als Mann, nicht als vollwertiger Samoaner. Deshalb war es für jeden Kenner der Verhältnisse ein Unding, daß der Oberrichter Chambers und die Engländer 1899 den nicht tatuierten Missionsschüler Tanu als Königskandidaten Mataafa gegenüberstellten und mit diesem unreifen Jüngling, der nebenbei bemerkt „vorbestraft" war, die Interessen der englischen Mission durch brutale Gewalt zu wahren versuchten. Warum auch will man den fröhlichen Naturkindern wehren, ihren Körper nach ihrem Geschmack zu bemalen, warum gestattet man es jedem Seemann? Es ist nun mal so Sitte — chacun à son goût. Besonders hier liegt um so weniger Grund vor, an der Tatuierung Anstoß zu nehmen, als sie einmal tatsächlich schön ist, dann aber auch schon durch das Lavalava verhüllt wird, denn sie reicht von der Hüfte nicht ganz bis an die Knie. Nur Mädchen und Frauen tatuieren sich auch die Kniekehlen, Handrücken nebst Handgelenk und den Unterarm. Auch das dunkelblaue, zierliche Muster, Sterne und Arabesken, auf dem hellbraunen Grunde sieht nicht übel aus. Die Tatuierung der Männer ist kunstvoll und in ihrer Regelmäßigkeit bewunderungswürdig. Es gibt nur wenige Künstler, die diese Kunst verstehen. Die Ausführung ist natürlich sehr schmerzhaft, sogar nicht immer ungefährlich und nimmt Wochen in Anspruch. Die Hauptschwierigkeit beruht in der einheitlichen Herstellung der verschiedenen vorgeschriebenen Muster, die mit feinen Knochenkämmchen in die von einem Assistenten gespannte Haut von dem Künstler mit Rußfarbe eingeschlagen werden. Die Mädchen lassen sich mit Sternen und weniger einheitlichen Mustern verzieren. Bei beiden Geschlechtern wird die Prozedur zur Zeit der Reife ausgeführt, und die Vollendung wird natürlich entsprechend gefeiert. Daran kann allerdings, wie in der physischen Bedeutung des Tatuierens, ein moderner Sittenrichter Anstoß finden, aber er braucht es oder sollte es vielleicht nicht. Die katholischen Missionare haben das auch erkannt und ebenso dem Tanzvergnügen, dem „siva", nur in berechtigtem Maße widerstrebt. Auch im Interesse der Fremden wäre es zu bedauern, wenn diese eigenartigen Belustigungen und Abendunterhaltungen ausstürben, denn sie gestatten gerade der angeborenen und verfeinerten Grazie besondere Entfaltung und dem Fremden einen tiefen Einblick in das Leben und Wesen der Samoaner. Und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Samoanisches Fischerdorf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Samoanisches Fischerdorf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein im magischen Schimmer des Herdfeuers oder Mondlichtes veranstalteter „siva“ ist so stimmungsvoll, so graziös, daß selbst die mit der Steigerung des Eifers eintretende höhere Begeisterung natürlich und harmlos erscheint. Vor dem kritischen Blicke fremder Zuschauer zügeln sich die Tänzerinnen und Tänzer, um den Anstand zu wahren, so lästig ihnen bei wachsender Erregung die sittsame Hülle auch ist; selbst aber wenn auch sie fällt, und, wie der leider so früh gestorbene Otto Ehlers schilderte, nur noch Anmut die Lenden gürtet, ist ein „siva“ nicht weniger anständig als der Durchschnitt moderner Varietéproduktionen; eine samoanische Eva aber steht sicher moralisch hoch erhaben über mancher gefeierten Chansonette, Balleteuse und vielen Bühnengrößen. Das gilt zum mindesten für die Vortänzerin, die Dorfjungfrau, „taupou“, und alle Häuptlingstöchter, deren Tugend durch Ehrendamen streng bewacht wird, und die, wie wir bereits gesehen haben, selbst durch die Ehegebräuche streng an einen Sittenkodex gebunden sind — oder sagen wir: waren.

Die Taupou ist ein spezifisch samoanisches Wesen. Sie hat verschiedene Bedeutung, unter allen Umständen aber große und besondere Rechte und Pflichten. Das Weib spielt auf Samoa eine große Rolle; es ist dem Manne im allgemeinen gleich gestellt, niemals sklavisch untergeordnet. Die Pflichten und Rechte sind gut verteilt; mindestens ist das Weib dem Manne treue Gehilfin, oft mehr. Im Familienleben ist die Frau liebevoll sorgende Gattin, Mutter und Hausfrau — bis auf das Kochen. In die Feldarbeit teilen sich beide Geschlechter, ebenso beim Fischfang, und selbst im Kriege hat die Taupou eine bedeutsame Aufgabe, sogar das Köpfen der gefallenen Feinde war ihre Pflicht. Im Frieden ist die Dorfjungfrau Repräsentantin der Ortschaft, unter Umständen die Herrin. Würde und Anmut sind neben heller Hautfarbe, zarten

Erklettern einer Kokospalme.

Händen und meist auch auffallender Körper- und Gesichtschönheit die äußerlichen Kennzeichen der „taupou", die in ihrem Einflußbereich allgemein verehrt und als moralisch unantastbar geachtet wurde. Mit ihrer Jungfräulichkeit fällt der Nimbus der „taupou". „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei."

Außer „siva" stehen Wettspiele, Wettkämpfe, Speerwerfen, Boxen, sowie harmlosere Unterhaltungen mannigfaltiger Art und Variation auf dem Vergnügungsprogramm zu Lande und zu Wasser. Das Wasser hat dabei eine große Bedeutung; in ihm und auf ihm verleben die Insulaner einen erheblichen Teil ihres Daseins mit Speer, Angel, Schlingen, Körben, Netzen usw. fischend und jagend, schwimmend, tauchend oder paddelnd mit federleichten Kanus. Alle Tiere des Meeres sind ihnen bekannt, und für jedes gibt es besondere Fangmethoden, die verschiedentlich auch beim Schein von Kokosfackeln im Dunkel der Nacht auf dem Riff ausgeübt werden. Jauchzend tauchen die braunen, fischgewandten Schwimmer hinein in die tosende, weißschäumende Brandung, der Gewalt der Wogen ungestraft spottend.

Einst, vielleicht vor Jahrhunderten, beschränkte sich, wie wir bereits gesehen haben, der Wassersport nicht auf die Küsten und den heimischen Archipel. In Segelkanus, zu zweien verbunden und zu kriegslustigen Flotten vereint, kreuzten die Fahrzeuge den Ozean, um mit Hilfe der Himmelskarte, deren Sterne und Gruppen ihnen vertraut waren, fernere Gestade aufzusuchen und zu abenteuern. Die Wallis-, Tonga- und Vitiinseln scheinen hauptsächlich in diesen Verkehrskreis gehört zu haben.

Die Überlieferung, deren wertvollste Reste im Urtext von Generalkonsul Dr. Stübel, dem späteren Kolonialdirektor, und von Professor Dr. Krämer gesammelt und der Nachwelt erhalten sind, erzählt noch viel aus jener Jahrhunderte zurückliegenden Zeit, die auch in Gesängen noch fortlebt. Dichterisches und musikalisches Talent kann man den Samoanern nicht absprechen, ihre Lieder sind, wie ihre ganze Redeweise poetisch, blumig und gedankenreich, das gilt auch, wie wir bereits an den Beispielen der Schöpfungsgeschichte gesehen haben, für die Überlieferung und viele schöne Volksagen, die vielfach philosophische und psychologische Vertiefung, treffende Logik und scharfes Denken erkennen lassen. Eine sehr verdienstvolle Sammlung „Sprichwörtlicher Redensarten der Samoaner" nebst Übersetzung und Erklärungen verdanken wir dem Oberrichter und bewährten Vertreter des Gouverneurs Dr. Schultz.

Die klangvolle, vokalreichste aller Sprachen ist für Dichtung und Gesang natürlich hervorragend geeignet. Alle harten und schnarrenden Laute und die Konsonanten b, c, d, h, k, q, r, w, x, z fehlten, bis das malaiische k, von Tonga übernommen, das t mehr und mehr verdrängte, während n und g allmählich zu nasalem ng verschmolzen. Jedes Wort klingt phonetisch mit einem Vokal aus, während Konsonanten stets durch Vokale getrennt sind, oft sind ohne Verschmelzung und Diphthonge bis vier Vokale, auch derselben Art, zusammengefügt. Demgemäß hat auch die Melodik besonders im Chorgesang eine verhältnismäßig hohe Stufe erreicht. Wenn auch der Einzelgesang und die musikalische Begleitung von Tänzen mehr eigenartig als schön klingt, so wirken Chorgesänge auf das Ohr um so angenehmer, besonders die Bootslieder, deren meist getragener Tonfall und Rhythmus die Ruderschläge in wunderbar stimmungsvollen Akkorden begleitet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sehr groß ist das musikalische Gehör, die Auffassungsfähigkeit für fremde Melodien und vor allem geradezu erstaunlich das Talent, unbekannte Instrumente zu spielen. Zieh- und Mundharmonika haben daher schnell Eingang und Verbreitung gefunden, ebenso Akkordzithern usw. Wenige Versuche, kurze Übung genügen zu richtiger Benutzung; selbst die Klaviatur des Flügels bearbeiten die geschmeidigen Hände der Samoanerinnen bald kunstgerecht; das ist um so wunderbarer, als die Art und Zahl der ursprünglichen Instrumente sehr gering und auf Hohlstämme als Trommeln, die heute Kirchenglocken ersetzen, Muscheltrompeten und primitive Pfeifen beschränkt war. Kinder benutzen die Achselhöhle mit Vorliebe als Tonquelle, indem sie die gewölbte Hand hineinhalten und mit dem Arm dann die Luft mit quäkendem Laut herauspressen. Als Tanzmusik genügt rhythmisches Taktschlagen mit Holzstäben auf Matten, begleitet von ziemlich monotonem Gesangtexte oft als witzige Erläuterung pantomimischer Aufführungen.

Tänzer mit Kopfputz (tuinga) und Köpfmesser.

Die Art des Vortrages mehrstimmiger Lieder und die natürliche Veranlagung zu mehrstimmigem Chorgesang haben der christlichen Kirchenmusik und Chorälen einen raschen Eingang gesichert, und so kann man sich denn bei Gottesdiensten und den Abendandachten nach Sonnenuntergang herzlich erbauen. Gerade den allgemein gewohnten Abendandachten verleiht diese Betätigung christlicher Huldigung eine köstliche Weihe, mehr als der Gottesdienst in den kahlen, öden, dumpfen, ja schmutzigen, sogenannten Kirchen der englischen Mission, die den einzigen Vorzug vor den Hütten der Eingeborenen haben, daß sie aus vier Steinwänden bestehen; und dieser Vorzug ist, wie man beim Betreten eines solchen Gotteshauses empfindet, ein Nachteil. Dafür gibt es in Apia eine Anzahl stattlicher Kirchen, teils aus Holz, teils massiv; und die Missionare wohnen auch außerhalb in hübschen, behaglichen Häusern. Daß Äußerlichkeit nicht die wahren Symbole des Christentums, der Verehrung göttlicher Allmacht bedeutet, kann man gerade hier in schönster Weise erkennen. Während der Händler mit kalter Berechnung aus dem Kirchenbesuch und der dabei entfalteten Putzkonkurrenz immer neuen Segen zieht und im stillen über diese Ausübung der Frömmigkeit lächelt, wird selbst der gottloseste Beachcomber bei der Abendandacht in einem Samoadorfe verstummen. Es liegt ein seltsamer Reiz in dieser Ehrung Gottes in

seiner herrlichen Schöpfung, dem unermeßlichen Weltendome, wenn die Herdfeuer in den Hütten magischen Schein verbreiten, wenn die stolzen Fiederkronen der Kokospalmen leise flüstern und der ferne Rhythmus der Brandung, wie das plätschernde Geräusch der Küstenspülung die ehrfurchtsvollen Lob- und Dankesklänge ehrlicher, unverdorbener Menschenkinder begleitet, während am hohen Himmelszelt Stern nach Stern aufleuchtet und die köstliche laue Tropennacht ihre beruhigenden Fittiche über die Erde breitet. Wenn aber Luna ihr neckendes Lichtspiel auf dem Wasserspiegel treibt, die Tauperlen auf Gräsern belebt und von ihrem hohen Himmelspfade die Landschaft mit bleich blendendem Schimmer übergießt, dann weicht die Ruhe der Tropennacht der Freude fröhlichen Frohsinns, heiterem Lebensgenuß; und das Gesicht der Häuptlingstochter Sina, die den Mond einst in einer Hungersnot für eine Brotfrucht hielt und für sie und ihr Kind anflehte, zu ihr herabzukommen, aber von dem Monde entführt wurde, lächelt freundlich über die Genießenden, denen Venus auch verstohlen winkt, wenn Luna sie überstrahlt.

Der Eindruck harmonischen Friedens, harmloser Glückseligkeit hat die Inseln, selbst wenn sich zu den Himmelsleuchten die Kriegsfackel gesellte, nie ganz verlassen, denn auch in Kriegszeiten ging es meist recht friedlich zu, wenn sich die Gegner nicht gerade in den Haaren lagen. Das kam im allgemeinen nicht sehr oft vor. Die Hauptsache bei Samoakriegen waren Vorbereitungen und Zeremonien mit feierlichen Beratungen und Festen. Für richtige Kriegswut waren die Samoaner zu höflich, falls sie nicht besonders gereizt und angefeuert wurden. Wenn es aber darauf ankam, dann konnten sie auch kämpfen wie Helden; das haben sie fremden Feinden, zumal im letzten „Befreiungskriege" gegen die anglo-amerikanischen Angriffe, unbesiegt bewiesen, als sie nur mit Messern, Keulen und Gewehren ohne Munition den Landungstruppen und ihren wohlbewaffneten Brüdern blutig heimleuchteten und schwach an Zahl und Waffen mit der Überlegenheit heiliger Begeisterung wie die Buren ihre Freiheit verteidigten gegen brutale, räuberische Einfälle. Daß diese tapferen Faustkämpfer den Marinetruppen sogar Geschütze abnehmen konnten, ist verdiente Schmach für die Soldatenehre der vielgerühmten englischen Marine. Die Sieger wußten mit den Trophäen nichts anzufangen, da ihnen aus den deutschen Freunden kein „Klein" (vgl. S. 286) erstand. Solche Heldentaten aber konnten, wie gesagt, nur durch besondere Umstände hervorgerufen werden. Wie wenig auch derartiger Zorn dem wahren Charakter entsprach, und wie schnell er verrauschte, das haben wir (S. 286) bei der furchtbaren Katastrophe im Hafen von Apia erfahren, wo die Feinde den Feinden als Retter in Todesnot beistanden.

Wenn trotzdem Krieg in der Geschichte Samoas zur Tagesordnung gehörte, so geschah das, weil der Krieg eben mehr ein nicht immer unblutiges Gesellschaftspiel, ein Sport mit gewissen Vorbedingungen war, etwa im gleichen Sinne wie für einen übermütigen, fröhlichen Studenten vom alten Schlage die Mensur. Die Kontrahagen entstanden auch hier oft aus fröhlicher Festesfreude, häufiger noch aus Ehrenkränkungen. Das war natürlich bei dem hoch entwickelten Ehrgefühl und Standesbewußtsein leicht der Fall, wurde aber ebenso kommentmäßig wie ein studentischer Ehrenhandel erledigt. Die Gegner gingen würdevoll nach Hause, um dann über die Art der erforderlichen Genugtuung und die näheren Bedingungen, je nach Schwere des Falles,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu verhandeln und die Waffen zu rüsten, sowie ihren Anhang aufzubieten. Handelte es sich um Ehre und Würde eines „tui" oder sonstigen „ersten Chargierten", dann beteiligten sich wohl auch ausnahmsweise fast alle Bezirke und Ortschaften, von denen einigen alte Kriegsrechte zustanden. Einige Dörfer konnten für sich den besonderen Ruhm als Vorkämpfer fordern, andere waren als Seefechter anerkannt, bestimmte Sippen hatten das Recht, Befehlshaber zu stellen usw. Man kann sich vorstellen, daß demgemäß die Vorbereitungen für eine „Staatsaktion" erhebliche Zeit in Anspruch nahmen, manchmal mehr als die Begeisterung übrig hatte. Man begnügte sich dann unter Umständen damit, falls nicht während dieser Rüstungen und Präliminarien ein neuer casus belli auftauchte, durch den nicht selten eine große Parteiverschiebung bedingt war.

Wenn es wirklich der anspornenden und kitzelnden Ausdauer von Kriegsrednern gelungen war, die Kampfeslust bis zum Äußersten wachzuhalten, dann wurde, wenn es kommentmäßig zuging, der Tag für den Angriff mit Rücksicht auf besondere Zeitregeln nach Mondphasen usw., meist auch das Schlachtfeld bestimmt. Hatten die Seehelden beiderseits die Vorhand, dann kam die Sache auf dem Wasser unter dem Ruf der Muschelposaune zur Entscheidung; diese Gefechte, Kanu gegen Kanu oder Kriegsfahrzeugen gegenüber, waren meist verhältnismäßig gefährlich und blutig. In anderem Falle griff die eine Partei vom Meere aus die Landpartei an, dabei war die erstere im Nachteil, bis sie an Land kam, dann bekamen die Gegner vor den Kühnen meist Angst. Spielte sich die Entscheidung auf dem Lande ab, dann wurden häufig bestimmte Grenzpunkte bezogen und befestigt. Dort lagen die Kriegerscharen einander erwartungsvoll gegenüber, bis es Zeit war zum Angriff, der durch herausfordernde Reden, Schmähungen und meist folgenden Zweikampf mit Keule oder Messer nach Art der Amalekiter eröffnet wurde. Für die Kämpfe war „viel Geschrei und wenig Wolle" im allgemeinen die Signatur; aber manchmal wurde das Gefecht auch hitzig, dann kostete es einige Köpfe, die von Lebenden oder Toten zu erobern für die „taupous", die als Amazonen „mitmachten", eine besondere Ehre war. Diese Barbarei würde kein Fremder einer zartfühlenden, sonst harmlosen Dorfjungfrau zutrauen, wenn er sie nicht auf dem „Felde der Ehre" beobachtet oder mindestens in ihren funkelnden braunen Augen die wachsende Begeisterung bei pantomimischen Kriegsiwas richtig verstanden hat. Im übrigen wirken diese Amazonen in ihrer eigenen Partei als Samariterinnen.

Das Köpfen mag zwar barbarisch erscheinen, aber doch ist es immer noch eine kleine Grausamkeit im Vergleich mit anderen Gewohnheiten und Rohheiten in Kriegen zwischen zivilisierten Völkern, und ob man, um eine Fahne als Siegestrophäe zu erobern, so und so viele Opfer streckt oder einen Kopf selbst als Siegespreis nimmt, bleibt sich schließlich gleich; angenehm ist beides nicht; und die Samoaner gaben die Köpfe den Angehörigen der Enthaupteten wenigstens wieder zurück. Nach langem Zureden hatten sich die Samoaner in letzter Zeit auf die Ohren als Trophäen beschränkt; diese Humanität soll aber von den damit Beglückten keineswegs als solche empfunden worden sein.

Früher hatten die Kriege immer ein Ende; aber seitdem die rivalisierenden Mächte Frieden predigten und stiften sollten, ruhten die Waffen nur selten, vielmehr wütete die Kriegsfurie in geradezu verheerender Weise. Friedliche Dörfer loderten auf und wurden zerstört, Kokospalmen, Brotfruchthaine vernichtet. Unter dem unsamoanischen Einfluß erstarben die guten Sitten, so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß selbst an den reich gesegneten Gestaden der Inseln Nahrungsmangel die an volle Mägen gewöhnten Gemüter verdarb und die Scheu vor fremdem Eigentum erstickte. Die Pflanzungen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft wurden geplündert, und die bedauernswerten Pflanzer mußten es sich gefallen lassen, voll Entrüstung über die Schwäche des Schutzes und mit Ingrimm gegen die requirierenden Krieger. Was blieb beiden Teilen übrig? Man muß den Samoanern, besonders den „Rebellen", die instinktiv um ihre Freiheit gegen fremden Druck kämpften, nachrühmen, daß sie sich auch hierbei möglichst taktvoll benommen haben. Wie es überhaupt bis zu dem letzten Befreiungskriege geradezu als unmöglich galt, daß Eigentum und Sicherheit, abgesehen von Apia, unter dem Einfluß fremder Hetzer und Ränke, durch die Samoakriege irgendwie bedroht werden konnten. Daran dachte kein Mensch, am wenigsten die Krieger selbst.

Als Charakteristikum für die Art der Kriegführung in dem geschilderten Rahmen möge folgender Fall dienen: Verfasser hatte 1894 Tamasese, dem Führer der Rebellen gegen Malietoa, den Wunsch geäußert, einem Gefecht als Schlachtenbummler beizuwohnen, und die Zusage rechtzeitiger Benachrichtigung erhalten. Die Rebellen erwarteten an einem bestimmten Tage einen Seeangriff der Regierungspartei. Bald ließ Tamasese mitteilen, daß der „fomai" (Doktor) am nächsten Vormittag nach Tifitifi kommen möge, um die Taten seiner Helden zu bewundern. Mit einem Renner des Pflanzungsverwalters begab ich mich dann zur bestimmten Zeit an den Schauplatz, von wo ich bereits draußen auf dem Meere vor dem Riff eine zahlreiche Bootsflotte liegen sah. Etwa dreihundert Schritt vor mir war das Dorf, in dem Tamasese programmgemäß sitzen und angegriffen werden sollte. Plötzlich ertönt vom Wasser her das dumpfheulende Signal der Muschelposaunen, und langsam nähert sich das Geschwader. Etwa 100 m von der Küste beginnen die Angreifer zu schießen, wie meist, viel zu hoch, wie ich aus einigen verirrten Kugeln schließen konnte, die in die Kronen der friedlichen Kokospalmen über mir einschlugen. An Land blieb alles ruhig. Das mochte den Angreifern befremdlich scheinen, denn sie stoppten, anscheinend zu kurzem Kriegsrat. Sie hatten wohl nicht daran gedacht, daß ihre Gegner nicht wie sie mit Munition reichlich versorgt waren, sondern das Hauptvergnügen, das Geräusch, einschränken mußten. Dann ging es wieder fröhlich knallend vor zur Attacke. So leicht hatten sich die Regierungstruppen die Sache nicht vorgestellt. Siegesfroh sprangen sie nahe der Küste ins Wasser, um das Dorf zu stürmen. Da fielen von dort einige gut gezielte Schüsse; einige Angreifer stürzten, aber nur einer blieb am Laufen durch einen Beinschuß verhindert. Die kühne Schar drang mutig vor, und bald verkündete lautes Geschrei, daß sie das Dorf erreicht hatte, wo es, dem Geknatter nach zu urteilen, noch zu einem Zusammenstoß kam. Dann großes Freudengeschrei und bald wurde es stiller. Die Rebellen schienen geschlagen, und die Kriegsfackel loderte empor aus den Dächern der Hütten. Ich überlegte eben noch, ob es nun Zeit sei, den Sieg zu besichtigen und die Opfer meines Freundes Tamasese zu bedauern, da kommt aus dem Busch ein Mädchen auf mich zugerannt, mir zurufend, ich solle machen, daß ich fortkomme, jetzt ginge es erst los, „e sau Tamasese sola vave; siaso taua foi; leanga inei", „Tamasese kommt; schnell fort; gleich gibt's Krieg; hier ist's dann schlecht"; gleich darauf folgte die Erklärung. Laute Rufe, Flintenschüsse und dröhnende Schläge verkündeten aus dem Dorfe neues Gefecht;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und nach wenigen Minuten sprangen Krieger zu den Booten, die in wilder Hast besetzt wurden und dem Verhängnis enteilten. Die Schüsse vom Land waren vereinzelt, aber mit Bedacht abgegeben, denn hier und dort sah man einen Bootsinsassen die Ruder fallen lassen. Bald erschien ein Sendbote Tamaseses, der mich bat zurückzukehren, es sei nichts mehr zu sehen. Widerstrebend folgte ich schließlich dem Zureden des Mannes, um nachher zu erfahren, daß die Rebellen beizeiten das Dorf verlassen und nur einige Schützen zur Täuschung zurückgelassen hatten, da sie mit ihren wenigen Patronen einen Angriff der Übermacht nicht aushalten konnten. So hatten denn die Angreifer einen leichten Sieg gehabt und als sie sich dessen froh, die Feinde vertrieben wähnend, daran machten, die Hütten anzuzünden und die Brotfruchtbäume zu ringeln, da war plötzlich Tamasese erst recht da, und der Schreck war groß, noch größer die Eile der Flucht; denn wer konnte ahnen, wie viele Gegner noch im Busche steckten? Die Malietoapartei hatte bei diesem durch ungewohnte Hinterlist vereitelten Siege, soviel bekannt wurde, vier Tote und einige zwanzig Verwundete; die Rebellen verloren drei Mann — ohne Köpfe — und hatten nur wenige Wunden, aber drei Köpfe der Gegner. Die Kämpfer für die Regierung kehrten tief beschämt zu ihrem Kriegsherrn nach Apia zurück, um dann mit ihm auf Befehl der drei Vertragsmächte neue Operationen gegen Tamasese zu unternehmen, die aber alle, wie schon erwähnt, ähnlichen Erfolg hatten. — —

Seit der Teilung Samoas und der lange vergeblich versuchten Entwaffnung der Samoaner, die schließlich ohne alle Schwierigkeiten bei dem kriegsmüden, erschöpften Völkchen leicht und schnell vonstatten ging — es wurden über sechstausend Gewehre an die Samoakommission, die zur Schlichtung der letzten Feindseligkeiten zwischen den Vertretern der Mächte entsandt war, und später an den Gouverneur Dr. Solf abgeliefert — ist die Streitaxt begraben, und sie wird es bleiben, solange die Eingeborenen richtig behandelt werden, solange Samoa vor äußeren politischen Zwisten bewahrt bleibt.

Der letzte Versuch, noch einmal alte kriegerische Gepflogenheiten zu üben, wurde Anfang des Jahres 1909 unternommen. Über die seinerzeit stark aufgebauschte Affäre berichtet die Denkschrift des Kolonialamtes für 1908/09 folgendermaßen: „In der samoanischen Selbstverwaltung machten sich die Bestrebungen einer reaktionär-samoanischen Partei geltend, die zunächst auf dem Wege einer friedlichen Massendemonstration vom Gouvernement die Wiedereinsetzung des samoanischen Königtums mit seinen gesetzgebenden Körperschaften, genannt Tumua und Pule, fordern wollte. Tumua und Pule, diese Kartellverbände eingeborener Machthaber, hatten allmählich eingesehen, daß die Einführung einer geordneten Regierung eine Beschränkung ihrer Privilegien und usurpierten Machtvollkommenheiten zur Folge hatte. Sie wollten ihren alten Einfluß auf das samoanische Volk wiedergewinnen, den sie im Laufe der Zeit seit der Flaggenhissung an das Gouvernement verloren hatten. Diesen Konflikt hatten weiße oppositionelle Elemente sich zunutze zu machen gesucht, indem sie den Eingeborenen Gedanken und Wünsche unterschoben, die sich jedem Sachkundigen auf den ersten Blick als unsamoanisch erwiesen. Die Bewegung hatte insofern keinen rebellischen Charakter, als die Unzufriedenen die Wiederherstellung ihrer Macht unter der deutschen Herrschaft verlangten. Sie wollten deutsch sein, aber nicht als Kolonie, sondern als Königreich! Nachdem die zu Tumua

haltenden Sprecherverbände zu besserer Einsicht gekommen waren und sich von Pule getrennt hatten, nahm die Bewegung einen rein samoanischen Charakter an und stellte sich nunmehr als ein Kampf zwischen Pule und Tumua dar. Auch in diesem Konflikt schien eine friedliche Beilegung nicht ausgeschlossen, die Unbotmäßigkeit einer kleinen Gruppe von Häuptlingen und Sprechern unter Führung des Sprecherhäuptlings Namulauulu Lauati mußte aber exemplarisch bestraft werden. Der Gouverneur hielt es gleichzeitig für notwendig, durch eine Flottendemonstration von drei großen Kriegschiffen den Samoanern die Macht des Deutschen Reichs vor die Augen zu führen. Lauati und zehn seiner Anhänger sind nach Saipan verbannt worden."

IV. Deutsch-Samoa.

Nach Ratifikation des letzten Samoaabkommens (16. Februar 1900) wurde am 1. März 1900 auf dem alten Königsitze Mulinu'u von dem alsbald zum Gouverneur ernannten Dr. Solf unter allgemeinem Jubel die deutsche Flagge gehißt. Die bitter enttäuschte englische Mission machte „gute Miene zum bösen Spiel" und überreichte dem neuen Herrn eine Ergebenheitsadresse; sie hat sich allmählich an die veränderten Verhältnisse gewöhnt und der deutschen Verwaltung im eigenen Interesse keinen Anlaß zu erheblichen Klagen geboten. Der Gouverneur hat mit richtigem Blick die Verwaltung organisiert, mit Hilfe zweier beratender Körperschaften von je sieben Mitgliedern gesucht, den Wünschen der Ansiedler möglichst gerecht zu werden. Er hat auch die Samoaner durch eine Art Selbstverwaltung unter persönlichem Einfluß und gestützt durch einen Eingeborenenrat (Faipule) organisiert, unter Mataafas gewichtigem Einfluß als „Alii sili", d. h. hoher Häuptling, mit dem ihm vom Kaiser verliehenen Fliegenwedel als Abzeichen seiner Lehenswürde. Diese Organisation ist in richtiger Würdigung der politischen Sippenverhältnisse den früheren traditionellen Grenzen möglichst angepaßt. Sie umfaßt demgemäß 12 Bezirke, 4 auf Upolu: Atua (14 Dörfer), Vaaofonoti (6), Tuamasaga (20) und Aana (13), Manono und Apolima (66) und 6 auf Savaii: Faasaleleanga (7), Saleaula (8), Safotu (5), Vaisingano (4), Palauli (8) und Satupaitea (10). Jedem Bezirk steht ein „Taitai itu" vor; ihm unterstehen mehrere „Faamasino" (Konsul). An der Spitze jedes Dorfes steht ein „Pule nu'u" (Dorfschulze), dem als Polizeiorgane „Leoleos" beigegeben sind.

Diese Organisation hat sich bisher bewährt. Sie entspricht zwar scheinbar und, wie gesagt, möglichst den Gewohnheiten der Samoaner, aber sie bedeutet in ihrer Durchführung und Praxis einen vernichtenden Eingriff in die Traditionen und sozialen Einrichtungen derselben, so daß dadurch notwendig die besonders von den englischen Missionaren mit allen Mitteln seit Jahrzehnten ziemlich erfolglos erstrebte Umwälzung der alten Gewohnheiten und Überlieferungen herbeigeführt wird. Das ist in soziologisch-anthropologischem Interesse sehr zu bedauern, denn die Samoaner sind mit ihren so lange siegreich verteidigten Eigentümlichkeiten ein hochinteressanter Volksstamm. Die Selbstverwaltung der Samoaner hat sich dank dem energischen Mittel der Entfernung von Ruhestörern im allgemeinen bewährt. Die Samoaner haben in den ersten zehn Jahren der deutschen Herrschaft

keinen ernsten Versuch einer Auflehnung gemacht, sondern willig den Anordnungen des Gouverneurs und seines Vertreters Folge geleistet.

Dagegen haben sich die in der ersten Auflage dieses Werkes angedeuteten Befürchtungen bezüglich einer Einwanderung ungeeigneter Kolonisten und sonstiger Schwärmer leider nur zu sehr als begründet erwiesen. Das junge Schutzgebiet hatte unter einem förmlichen „Samoanerfieber" zu leiden. Mangelhaft ausgerüstete leichtfertige Ansiedlungslustige haben mehrere Jahre dem Gouverneur das Leben erschwert, den Frieden Apias arg bedroht und daheim die Presse rebellisch gemacht. Dr. Solf mußte sich wiederholt wegen allerhand ungeheuerlicher Beschwerden und Angriffe rechtfertigen; er wurde trotz aller Versuche, ihm Samoa gründlich zu verleiden, vom Kolonialamt auf seinem Posten erhalten. Dafür hat er mit Erfolg die Selbsterhaltung für Deutsch-Samoa angestrebt und durchgeführt. Im Etat für 1908 wurde zum letzten Male ein Reichszuschuß für die Kolonie gefordert. Das wurde durch einige neue Drehungen der Zoll- und Steuerschraube ermöglicht — natürlich nicht zur Freude der leidtragenden Ansiedler und Konsumenten; die Samoaner erweisen sich weniger steuerfeindlich und zahlen willig.

Mit den immerhin beschränkten Mitteln hat die Verwaltung im ersten Jahrzehnt unbestreitbar verhältnismäßig viel für die Entwicklung der Kolonie erreicht, durch geschickte Heranziehung von Interessenten und Eingeborenen. Ein großer Teil Upolus ist dem Verkehr erschlossen und im Werte gesteigert worden, und die wirtschaftliche Erschließung der Insel würde schon erheblich weiter fortgeschritten sein, wenn nicht zwei Umstände hindernd im Wege ständen. Das ist einmal die Arbeiterfrage, die durch das notwendige Übel der Chinesenanwerbung keineswegs zu allgemeiner Befriedigung gelöst ist; denn die Zopfträger sind weder so billige, noch so gute Arbeiter, wie man gehofft hat, und obendrein sind sie nicht leicht zu behandeln; Totschlag, Angriffe gegen Aufseher usw. vermehren die durch Einschleppung von Seuchen bekannten Schattenseiten. Der zweite für die wirtschaftliche Entwicklung nachteilige Umstand sind Mißerfolge, die nicht dazu dienen, die allerdings vielfach stark übertriebenen Erwartungen von der Ertragsfähigkeit samoanischer Kulturen zu rechtfertigen. Das liegt aber nicht an Samoa, sondern an den Unternehmern. Die andauernd hohen Dividenden der D. H. P. G. beweisen, daß gute Handels- und Pflanzungsbetriebe durchaus lohnend sind. Die jüngeren Pflanzungsgesellschaften dagegen haben übermäßig lange und schwer mit Kinder- oder richtiger Gründungskrankheiten zu kämpfen. Um so erfreulicher sind die Erfolge jüngerer Kleinbetriebe tüchtiger, anspruchsloser Ansiedler, die weder von Chinesen noch von heimischen Spekulationen, Direktion, Aufsichtsräten oder dem Zufalle der Beamtenwahl abhängig sind, sondern eigene Kraft und praktische Erfahrung für das Gelingen einsetzen.

Nachstehende Tabelle gibt ein Bild von der wirtschaftlichen Entwicklung Deutsch-Samoas; sie zeigt vor allem eine beständige Zunahme der Ausfuhrwerte, also der Produktion, die allerdings bis zur Ertragfähigkeit der Kautschukpflanzungen (von 1910 ab allmählich beginnend) fast ausschließlich von der jeweiligen Kopraernte abhängig ist; das beweist das vorzügliche Palmenjahr 1906, in dem der Ausfuhrwert rund drei Millionen Mark betragen hat, also noch bedeutend mehr als im letzten bei Abschluß dieser Arbeit bekannten Jahresbericht. Auf Grund der amtlichen Statistik betrug in Tausend Mark:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

	1890	1900	1905	1908	1910
Einfuhr (Wert)	872	2106	3387	2503	—
Ausfuhr „	401	1266	2029	2671	—
Kopra	—	1258	1979	2356	—
Kakao	—	2	30	246	—
Einnahmen, eigene	—	454	778	854	765
Reichszuschuß	—	170	222	144	—
Steuern (Eingeborene)	—	—	109	147	178
Zölle	—	247	341	332	333
Ausgaben, laufende	—	494	549	532	645

Die Zahlen für 1910 sind Voranschlag des Etats. Der Rückgang der Einfuhrwerte seit 1905, dem ein beständiges Wachsen der Ausfuhr gegenübersteht, wird auf die Erhöhung der Einfuhrzölle zurückgeführt.

Unter Kultur befanden sich 1909 insgesamt 6500 ha, davon sind 3800 ha Kokospalmen-, 1650 ha Kakao- und 850 ha Kautschukpflanzungen. Alle anderen Kulturen kommen diesen gegenüber kaum in Betracht. Die Kokospalme wird stets als sicherste, Krankheiten und tierischen Feinden am wenigsten ausgesetzte und anspruchsloseste Fruchtträgerin ihre bisherige Bedeutung behalten, da die vielseitige Verwertbarkeit ihrer Produkte eine Überproduktion ausgeschlossen erscheinen läßt. Die Zahl der tragenden Bäume belief sich Anfang 1909 bereits annähernd auf eine halbe Million; dank der obligatorischen Erweiterung der Eingeborenenpflanzungen nimmt sie beständig zu. Die Menge der von diesen gewonnenen Erträge verhielt sich zu denen der Kulturen der Weißen wie 7 : 3. Andere Kulturen kommen für die Samoaner bisher kaum in Betracht. Kakao hat dagegen unter Parasiten und Ratten zu leiden; die ausgezeichnete Qualität der Samoabohnen bietet dafür den Vorteil hoher Preise. Kautschukkulturen stellen große Anforderungen an reichliche und gute Arbeitskräfte.

Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sachgemäße Versuche dereinst neue, günstige Kulturmöglichkeiten für Samoa erschließen. Zur Anlegung eines hierfür dringend erwünschten Versuchsgartens unter erfahrener Leitung hat es bisher an Mitteln gefehlt. In anerkennenswerter Weise hat die Londoner Missionsgesellschaft und nach ihr auch die Maristenmission Versuchsanlagen geschaffen; dem guten Willen fehlen aber doch die rechten Kräfte. Immerhin hat der Vaialuagarten der englischen Mission doch schon einige Erfolge zu verzeichnen: fruchttragende Kautschukbäume (Hevea, Castilloa Kixia) ersparen den kostspieligen und sehr zweifelhaften Bezug von Samen und Pflanzen aus Ostindien, und die Einführung der echten Muskatnuß gestattet weitere Versuche mit der Kultur dieses holländischen Monopolartikels.

Ein schwer empfundener Übelstand als Folge der Teilung Samoas war der Verlust einer direkten Schiffsverbindung mit Australien und Amerika, also auch mit Deutschland. Im Jahre 1909 ist endlich mit der zwischen Sydney und San Franzisko verkehrenden Dampferlinie ein Abkommen getroffen, wonach diese Dampfer wieder Apia anlaufen. Es ist aber zu hoffen, daß auch Deutsch-Samoa möglichst bald direkte Verbindung durch deutsche Dampfer erhält, nachdem die Reichspostverwaltung energisch mit dem Ausbau postalischer Einrichtungen vorgegangen ist. Das Postamt Apia

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verfügte 1910 bereits über sieben Posthilfstellen auf Upolu und Savaii, die sich einer schnell zunehmenden Inanspruchnahme erfreuen. Auch das Ortsfernsprechnetz in Apia wächst beständig und dürfte bald weitere Ausdehnung erfahren.

Viel zu wünschen übrig bleibt noch in bezug auf die Erziehung der Jugend. Die Regierungschule zu Apia bedarf noch eines wenigstens unseren Mittelschulen entsprechenden Ausbaues; hierzu fehlt allerdings noch ein allgemeines Bedürfnis, da die Zahl rein deutscher Familien (1909 lebten fünfzig mit weißen Frauen verheiratete Weiße auf Deutsch-Samoa, mit fünfzig Kindern unter fünfzehn Jahren, davon kaum die Hälfte deutsch) noch gering ist. Die meisten deutschen Eltern schicken ihre Kinder zur Erziehung und Ausbildung nach der Heimat, nach Auckland oder Sydney. Die Regierungschule wurde deshalb im Jahre 1908 nur von drei Weißen, aber von hundertundzehn Mischlingen besucht. 1910 erfolgte die Eröffnung einer Regierungschule für Eingeborene mit vierzig ungeprüften Schülern, hundertundvierzig waren angemeldet. Besser als die deutschen sind die englischen Familien durch Missionschulen versorgt. Die Londoner Missionsgesellschaft will deshalb ihr Priesterseminar zu Malua zu einer höheren Lehranstalt auch für deutsche Kinder ausbauen.

Aus alledem ergibt sich, daß unser jüngstes Kolonialgebiet trotz seiner guten Eigenschaften und trotz der Opfer, die es dem Mutterlande gekostet hat, diesem noch nicht recht ans Herz gewachsen, sondern noch allzustark dem Wohlwollen fremder Faktoren überlassen ist. Das ist sehr zu bedauern, noch mehr aber, wenn dieses stiefmütterliche Interesse daheim sogar in einer gewissen Samoamüdigkeit zum Ausdruck kommt. Demgegenüber kann mit aller Entschiedenheit betont werden, daß wir die Inseln als Teil des Ganzen vielleicht zu teuer erkauft haben, daß das Reich aber gerade deshalb um so mehr Anlaß hat, diesen zentralen Stützpunkt in der Südsee festzuhalten und so auszugestalten, daß er dereinst, wenn der Panamakanal dem Weltverkehr neue Bahnen eröffnet, als ein starker deutscher Wachtposten zu dienen vermag.

V. Samoaliteratur.

Es erübrigt noch, einige Worte über die wissenschaftliche Erforschung Samoas zu sagen.

Vorweg erwähnt sei, daß der fernste Archipel eines der bestbekannten und bestbearbeiteten exotischen Gebiete ist. Das verdankt die Wissenschaft in erster Reihe den grundlegenden, ausgezeichneten und vielseitigen Arbeiten, Studien und Publikationen der „United States Exploring Expedition", die unter Wilkes 1839 die Inseln besuchte; die Berichte früherer Reisenden — Roggeveen, Bougainville, Lapérouse, Edwards (Kotzebue), Dumont d'Urville — sind relativ bedeutungslos. Wertvoll, besonders in ethnographischer und folkloristischer Beziehung sind die Aufzeichnungen der englischen Missionare William, Powell, Turner, Pratt und Fraser, sowie der englischen Konsuln Pritchard und Whitmee. Als Sprachforscher stehen unter den Pionieren Pratt, Whitmee und Père Violette obenan. Der Nestor deutscher Forschung ist Dr. Eduard Gräffe, der als Sendbote des Hauses Godeffroy von 1863 bis 1867 auf Samoa weilte und sogar für einen Roman („In ferner Inselwelt" von Christian Benckard) die Hauptperson abgeben mußte (zurzeit Inspektor der Zoologischen Station in Triest). Den Grundstein zu authentischen soziologisch-sprachlichen Urkunden lieferte der nachmalige Kolonialdirektor Dr. Stübel, der als Generalkonsul in den achtziger Jahren eine kostbare Sammlung samoanischer Urtexte über Volkssagen und Überlieferungen anlegte, die später im Museum für Völkerkunde zu Berlin übersetzt und bearbeitet worden ist. Die Krone dieser Studien und Verdienste, sowie der gesamten Leistungen streng wissenschaftlicher Forschung gebührt unbestreitbar dem Generaloberarzt der kaiserlichen Marine, Professor Dr. Krämer, der in unermüdlichem, opferfreu-

digem Schaffen sich seit Anfang der neunziger Jahre der Erforschung der Südsee widmet, um von den schnell schwindenden kostbaren Schätzen für die deutsche Wissenschaft noch zu retten, was zu retten ist. Seine Verdienste werden erst recht gewürdigt werden, wenn die kritische Forschung der Nachzeit die Samoaner nur noch historisch beurteilen kann. Mit seinem zweibändigen Hauptwerk „Die Samoainseln" hat Krämer sich und den Samoanern bereits ein unvergängliches Denkmal geschaffen. Stübel und Krämer reiht sich würdig an der langjährige Oberrichter und bewährte Stellvertreter des Gouverneurs Dr. Schultz, dessen schon erwähnte „Sammlung sprichwörtlicher Redensarten der Samoaner" ehrenvolles Zeugnis ablegt von dem Eifer und Verständnis des bei Eingeborenen und Ansiedlern gleich beliebten Kolonialbeamten.

Besondere Anerkennung verdient auch wegen seiner volkskundlichen und fortdauernden Arbeiten der langjährige Beobachter der Lebensgewohnheiten und Eigentümlichkeiten der Samoaner Leutnant a. D. Werner v. Bülow, der in kleineren und größeren Abhandlungen wertvolle Beiträge zu den Sitten, Überlieferungen und vom Wesen des Völkchens gegeben hat, die aber leider, wie die bisherige Samoaliteratur überhaupt, sehr unter Zersplitterung und Unzugänglichkeit für weitere Interessenten zu leiden haben. Als philosophisch-ethnologischer Kritiker hat auch der verstorbene Direktor des Berliner Museums für Völkerkunde, Geheimrat Bastian, einige interessante Betrachtungen über die samoanische Überlieferung und andere Aufzeichnungen veröffentlicht.

Auf naturwissenschaftlichen Gebieten haben außer der „United States Exploring Expedition" der amerikanische Konsul Forster, Seemann (Flora vitiensis), Gräffe (zoologisch) und Krämer (ornithologisch und Korallen) Beiträge geliefert; der Verfasser hat sich speziell mit der Vegetation der Inseln beschäftigt und in seiner „Flora der Samoainseln" einen Grundstock für weitere botanische Arbeiten gelegt, die durch eine Sammel- und Studienreise des Wiener Forschers Dr. K. Rechinger (1905) wertvolle Bereicherung erfahren hat. Die ältesten metereologischen Aufzeichnungen des verdienstvollen ersten Arztes auf Samoa, Dr. Funk, Verfassers der ersten deutschen Anleitung zur Erlernung der Samoasprache, haben durch die ersten Leiter der von der Göttinger Königl. Akademie der Wissenschaften errichteten Samoaobservatoriums Dr. Tetens und Dr. Linke wissenschaftliche Fortführung und Bearbeitung gefunden. Sowohl für Botaniker wie Zoologen und Geologen bieten die Inseln noch manche lohnenden Aufgaben. Von besonderem Interesse sind Bohrungen und Untersuchungen des Fundaments der Inseln für das Studium ihrer Entstehung und Besiedlung, über die Herkunft der Schweine und Hühner, über Nutzhölzer und verschiedene pflanzenphysiologische Fragen, denen eine biologische Versuchstation auch in weiterem Sinne und praktisch von Nutzen sein würde.

Eine ganze Reihe anderer Namen noch schmückt und füllt die Liste der Samoachronik mit eigenem und entlehntem Wissen, und unzählbar sind die Aufsätze, die in den letzten Jahrzehnten, als Samoa so recht Mode geworden war, in Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren oder auch Büchern erschienen sind und dem Publikum oft recht abenteuerliche, falsche und gefälschte Geschichten erzählen. Denn Samoa hat natürlich auch auf Globetrotter gebührende Anziehungskraft ausgeübt, besonders, nachdem der so früh und schlimm geendete Otto E. Ehlers ihnen mit seiner lustigen Schilderung „Samoa, die Perle der Südsee" den Mund wässerig gemacht und einige gut verwertbare Bonmots geliefert hatte. Um so mehr gehört es in den Rahmen kolonialer Werke, wie es das vorliegende ist, auch die beachtenswerte einschlägige Literatur zu würdigen. Daher sei hier anerkennend des Weltreisenden Moritz Schanz gedacht, der in seinem besonders wirtschaftlich sehr beachtenswerten Buch „Australien und die Südsee" auch über Samoa recht interessante Mitteilungen gemacht hat. Dagegen sind von minder gewissenhaften phantasievollen Schriftstellern die Verhältnisse auf Samoa in unrichtiger, übertreibender Form dargestellt worden, wodurch der kolonialen Sache selbst nicht gedient ist. Das ist sehr bedauerlich; denn z. B. für „Indianergeschichten" eignet sich Samoa wirklich nicht, eher für Romane.

Unter solchen bewußten und unbewußten Fälschungen hat die Kolonie durch Begeisterung und Zuzug ungeeigneter Elemente zu leiden.

Optimistische Übertreibungen verleiten zu falschen Hoffnungen und führen zu Enttäuschungen. Das gilt gerade für Samoa besonders; denn allzuglänzende Schilderungen der zweifellos großen Fruchtbarkeit des Landes und der Aussichten für Ansiedler haben — zum Teil geflissentlich verbreitet — eine förmliche Invasion von Kolonisten und Unternehmungen gezeitigt. Gar viele werden oder wollen säen, aber nur wenige werden ernten; denn ohne die erforderlichen Mittel und Erfahrungen sind auch von der „Perle der Südsee" keine Schätze zu erwarten. Alle Mißerfolge einseitiger und falscher Unternehmungen untergraben aber nicht nur das Vertrauen, sondern auch die gedeihliche Entwicklung unserer jüngsten, schwer errungenen Kolonie. Auch Samoa muß langsam und vorsichtig erschlossen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

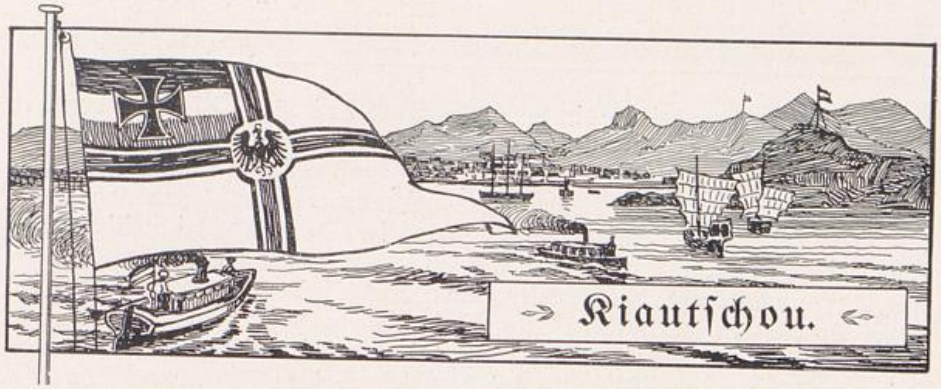
Die Kolonie Kiautschou.

Von

Kapitänleutnant Deimling.

Neu bearbeitet von Wirkl. Admiralitätsrat Dr. Schrameier.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



I. Die Erwerbung.

Der Vertrag zwischen Preußen und China vom 2. September 1861, durch welchen dem Königreich Preußen und den Ländern des Zollvereins der Handel mit China in gleicher Weise wie England und einigen anderen Staaten erschlossen wurde, bildet den Beginn eines in kommerzieller Beziehung für ganz Deutschland hochwichtigen Zeitabschnittes. Hier bot sich ein reiches Absatzgebiet für unsere Waren, aber auch nicht minder ein großer Markt mit wertvollen Gütern zur Ausfuhr. Der deutsche Handel gewann rasch eine gewaltige Bedeutung und nimmt heute in Ostasien die zweite Stelle ein. Die stetige Zunahme des deutschen Handels ließ es schon seit geraumer Zeit wünschenswert erscheinen, einen eigenen, möglichst auch unter deutscher Verwaltung stehenden kommerziellen Stützpunkt zu erwerben. Bis zum Beginn des Chinesisch-japanischen Krieges waren die deutschen Kaufleute auf die Gastfreundschaft der eigene Niederlassungen besitzenden Nationen (meistenteils Englands) angewiesen, die ihnen übrigens auf das bereitwilligste gewährt wurde. Aber gerade jener Krieg hatte dargetan, daß es für die weitere Entwicklung unseres Handels dringend nötig sei, eigene Handelsniederlassungen zu besitzen. Die chinesische Regierung räumte damals Deutschland in den Vertragshäfen Tientsin und Hankou eigene Niederlassungen unter den gleichen Voraussetzungen und Bedingungen ein, wie sie es früher Engländern, Franzosen und Amerikanern getan hatte. Bald zeigte sich, daß der deutsche Handel seiner Bedeutung entsprechend höhere Ansprüche zu stellen berechtigt war; er bedurfte eines Platzes, der in erster Linie deutsch war und unter deutscher Verwaltung stand, in ähnlicher Weise wie Hongkong für England den Ausgangspunkt für die englischen Handelsinteressen in Ostasien bildet. Nach gründlichen Untersuchungen schien den an einen solchen Handelsstützpunkt zu stellenden Anforderungen die Kiautschoubucht am besten zu genügen. Diese verhältnismäßig geschützte Bucht ist selbst für die tiefstgehenden Schiffe zugänglich und hat ein als Absatzgebiet aufnahmefähiges, für die Ausfuhr aber ein namentlich an Kohlen reiches Hinterland. Gleichzeitig war hier die Möglichkeit gegeben, die zum Schutze des Handels nötigen maritimen Anlagen zu schaffen und der im Interesse des Deutschtums in Ostasien stationierten Flotte einen Stützpunkt für etwaige Operationen zu gewähren. Die Ermordung zweier Missionare in Schantung gab die äußere Veranlassung zur Besetzung der Kiautschoubucht und des umliegenden Landgebietes.

Am 14. November 1897 besetzte das Kreuzergeschwader unter Admiral v. Diederichs als Sühne für den begangenen Mord den Ort Tsingtau

und nahm von den beiden die Bucht begrenzenden Halbinseln und von der Bucht nebst den darin und davor lagernden Inseln Besitz. Durch den Vertrag vom 6. März 1898 zwischen dem Deutschen Reich und China wurde das besetzte Gebiet im Wege gütlicher Vereinbarung an Deutschland abgetreten und am 27. April als deutsches Schutzgebiet erklärt. Gleichzeitig wurde ein Gebiet von 50 km Radius um die Bucht als neutrale Einflußzone anerkannt. Ferner wurde durch weitgehende Konzessionen das Hinterland, die große Provinz Schantung, in erster Linie der deutschen Industrie und dem deutschen Handel freigegeben. Der Bau einer deutsch-chinesischen Eisenbahnlinie von Tsingtau nach Tsinanfu und von diesen beiden Plätzen nach Itschoufu wurde vorgesehen und die Erschließung der mineralischen Vorkommen auf eine Strecke von 15 km rechts und links der Bahnen durch deutsches Kapital gesichert.

II. Das Land.

Das deutsche Schutzgebiet bildet geographisch einen Teil der chinesischen Provinz Schantung, und zwar gehörte es vor der Besitzergreifung zu der Präfektur Laitschoufu mit den engeren Amtsbezirken Kiautschou und Tsimo. Der auch jetzt noch ziemlich wohlhabende Platz Kiautschou, welcher der Bucht und damit auch dem daran liegenden Schutzgebiete den Namen gegeben, war viele Jahrhunderte hindurch vor der Versandung des nördlichen Teiles der Bucht eine blühende Handelstadt mit ansehnlichem Schiffsverkehr; Tsimo ist trotz seiner hohen, zinnengekrönten Mauern wohl niemals etwas anderes als ein Bauerndorf gewesen.

Das deutsche Schutzgebiet umfaßt die beiden die Bucht bildenden Halbinseln, von denen die nördliche mit der im Entstehen begriffenen Stadt Tsingtau 462 qkm, die südliche Haihsi genannt, 47 qkm Flächeninhalt hat, die Hochwassergrenze um die Bucht, die Inseln in der Bucht — Yintau, Huangtau —, und die der Bucht vorgelagerten Inseln Tschutschatau, Taikungtau, Hsiaukungtau, Futau, Tschalientau, Schuilingschan und einige kleine Felseninseln. Die Inseln haben zusammen einen Flächeninhalt von 44 qkm, während die Bucht bei Hochwasser eine Wasserfläche von 560 qkm aufweist. Der nördlich und östlich der Bucht gelegene Teil des Schutzgebietes ist der wichtigste. Hier ist der Hafen angelegt, die neue Stadt erbaut und hier endigt die Eisenbahn, die den Hafen mit dem Innern der Provinz verbindet.

1. Bodenbeschaffenheit.

Im Osten dieses Teils des Schutzgebietes erhebt sich der Lauschan, ein mächtiges Gebirge mit Höhen über 1000 m, im Norden die „Tungliuschui" genannte Gebirgskette. Beide Gebirge bilden eigentlich ein zusammenhängendes Ganze, da sie nur durch einen Nebenfluß des Paischaho unvollkommen getrennt werden. Das Gebirge besteht aus granitischem und porphyrischem Gestein und ist wild zerklüftet; namentlich der Tungliuschui zeichnet sich durch unwegsame Steilhänge und zackige Klippen aus. Der Lauschan ist zugänglicher und bietet mannigfache Naturschönheiten. Man ist überrascht, in diesen von der See aus kahl und steinig aussehenden Bergen so anmutige Gegenden zu finden. Wo es die Steilheit des Gebirges nur irgend zuließ, sind weite Flächen mit Brennholzschonungen bedeckt. Die Bäume

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Schonungen erreichen allerdings selten Höhen von mehr als 2 bis 3 m infolge der unvernünftigen Art der Holznutzung seitens der Chinesen. Zwischen diesen Anpflanzungen erblickt man saftige Matten, die für einen weiten Umkreis das Winterheu liefern. An besonders schön und günstig gelegenen Orten sind größere Tempelanlagen erbaut, in deren Umgebung man mächtige Laub- und Nadelholzbäume, bisweilen auch kleine Haine von Bambus trifft.

Die höchste Spitze des Lauschan, der 1130 m hohe Lauting, liegt zwar in chinesischem Gebiet, aber dicht an der Grenze und ist vom Schutzgebiet aus verhältnismäßig gut zu ersteigen. Der Lauschan wird als Ausflugsort von den Kolonisten häufig besucht, die hier in frischer Bergluft Erholung nach angestrengter Tätigkeit in Tsingtau finden. Es hat sich in Tsingtau ein besonderer Bergverein nach Art des Alpenvereines gebildet, der sich die Erschließung der Naturschönheiten des

Gebirgspartie im Lauschan (Felsental).

Lauschan zur Aufgabe gemacht hat. Neben mehreren von Privatleuten im Lauschan erbauten Villen ist auf der Höhe des Tempelpasses (450 m) ein Genesungsheim errichtet worden; die Anlage umfaßt drei Häuser zur Aufnahme erholungsbedürftiger Personen. 1909 wurde ein besonderes Unterkunftshaus für Mannschaften in Betrieb genommen.

Im Lauschan entspringt eine Anzahl größerer Flüsse, die von da durch unser Gebiet nach dem Meere ziehen; die bedeutendsten unter diesen sind der das hochromantische Felsental durchfließende Paischaho und der Litfunfluß. Eine Eigentümlichkeit aller Flüsse und Bäche in jenen Gegenden ist es, daß sie nur hoch oben in den Bergen ständig sichtbar Wasser führen, während sie sich in der Ebene in dem weitaus größten Teil des Jahres nur als flache mit Flußsand gefüllte Becken darstellen. Das Wasser sickert hier durch den feinen Sand hindurch bis zu einer festeren Schicht und fließt dann im Flußbett unterirdisch zum Meere. Durch Nachgraben in den Becken stößt man aber meist schon bei einer Tiefe von 1 m auf Wasser. In der Regenzeit schwellen diese Flüsse namentlich nach heftigen Regengüssen mächtig an, um aber fast unmittelbar darauf wieder zu versiegen. Die Bevölkerung im Gebirge ist spärlich, da sich dort nur wenig Gelegenheit zum Ackerbau bietet.

Nach Südwesten zu senken sich diese Gebirgstöcke in mehrfacher Abstufung. Dem Tungliuschui ist der Lauhouschan mit Höhen von 100 m nach Westen zu vorgelagert. Die Ausläufer des Lauschan sind die Litfuner Höhen und der Wuschan, der seit der Besitzergreifung den Namen Kaiserstuhl führt. Südlich des Litfunflusses steigt das Land wieder an zu den Höhen des Kuschan und den wild zerklüfteten Prinz Heinrich-Bergen. Letztere haben Höhen von 350 m und mehr. Südwestlich der beiden zuletzt genannten Höhenzüge erheben sich die gewissermaßen den Hintergrund

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der neuen Stadt- und Hafenanlage abgebenden Hügel: Moltkeberg, Bismarckberg, Diederichsberg und Iltisberg. Zwischen den einzelnen Bergreihen erstrecken sich breite Täler. Hier bietet sich reichlich Gelegenheit zur Landwirtschaft, und infolgedessen hat sich hier die Bevölkerung in dichten Scharen niedergelassen. Da, wo die Bodenform eine unmittelbare Anlage von Feldern nicht zuläßt, sind die nötigen Flächen durch zahlreiche, oft mühsam mit Steinwällen hergestellte Terrassen geschaffen. Die Grenze des nördlichen Teiles des Schutzgebietes geht vom Gelben Meer östlich der Halbinsel Nanyau aus auf dem Kamm des Lauschan nach Norden bis etwas über den Hotungpaß, biegt dann auf dem Kamm eines Ausläufers des Gebirges nach Westen um und verläuft schließlich in der Ebene am nördlichen Ufer des Paischaho bis zur Kiautschoubucht.

Bucht bei Schatsykou.

Die Verhältnisse auf der südlichen Halbinsel sind ähnliche, jedoch ist der Boden daselbst weniger fruchtbar und die Bevölkerung daher nicht so dicht. Für die Entwicklung des Schutzgebietes kommt diese Halbinsel nicht in Betracht. Die Grenze wird hier von einem etwa aus dem sechsten Jahrhundert n. Chr. stammenden alten Kanal gebildet, der von einer tiefen Bucht, jetzt Arkonasee benannt, aus einen zweiten Eingang in die Kiautschoubucht bildete. Der außerhalb des eigentlichen Schutzgebietes gelegene Teil der Hochwassergrenze in der Bucht ist ebenfalls in unser Gebiet mit einbezogen worden, damit diese Bucht selbst ausschließlich uns zur Verfügung steht. Die Küste hinter diesem Teile der Hochwassergrenze ist flach. Als einziger innerhalb der Hochwassergrenze liegender Ort ist der auf dem Watt erbaute Platz Taputou, der Hafenplatz der Stadt Kiautschou, an das Deutsche Reich gefallen.

Die von der Hochwassergrenze umsäumte Bucht hat eine Länge und Breite von rund je 24 km, jedoch wird der für Schiffe brauchbare Teil durch die weiten bei Niedrigwasser trocken fallenden Flächen beträchtlich eingeengt, so daß für größere Schiffe nur eine Fläche von etwa 10 km Durchmesser übrig bleibt. Die Einfahrt zur Bucht ist in einer Breite von über 2,5 km für die größten Schiffe tief genug. Im Osten der Bucht ist außerdem noch eine tiefe, 9 km lange und 1,5 km breite Rinne vorhanden. An dieser Rinne ist der Hafen gebaut.

2. Das Klima.

Das Klima im Kiautschougebiet wird in erster Linie durch die Monsune bedingt. Hiernach herrschen im Sommer südliche Winde, die über weite Meeresflächen streichen, im Winter nördliche Winde, die das kalte, trockene Kontinentalklima bis zu den Küsten und sogar über diese hinaus tragen. Es sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber auch dort ausgesprochene vier Jahreszeiten vorhanden. Einem nicht übermäßig kalten Winter mit häufigen rauhen Nordwestwinden und plötzlich einsetzenden, etwa zwei bis drei Tage andauernden Sandstürmen folgt ein sehr angenehmer Frühling. Mit dem Wechseln des Monsuns, Ende Mai oder Anfang Juni, setzen südliche Winde ein, die eine große Feuchtigkeit, Nebel und reichlichen Regen mitbringen. Letztere, verbunden mit einer Durchschnittstemperatur von 25 bis 28° C., machen die Sommermonate weniger angenehm. Der größte Regenfall erfolgt im Juli; Ende August rechnet man als Schluß der Regenzeit. Es gibt zwischen den einzelnen Regenabschnitten auch wieder tagelang schönes Wetter mit geringerer Luftfeuchtigkeit und kühlen Nächten, so daß das durch die Meeresnähe gemäßigte Sommerklima nicht annähernd so erschlaffend auf den Körper einwirkt, wie das Klima der Tropen oder auch das in Schanghai, in Hankou, in Tientsin oder Peking. Die Monate September, Oktober und November bilden einen äußerst angenehmen Herbst; der Oktober ist der schönste Monat des Jahres. Das Klima in unserem Schutzgebiete kann als das angenehmste an der ganzen chinesischen Küste bezeichnet werden. Die umfassenden hygienischen Vorkehrungen und die natürliche Schönheit des Platzes in ihrer eigenartigen Verbindung von Meer und bewaldeten Bergen haben Tsingtau zu einer gut besuchten Sommerfrische gemacht.

III. Bevölkerung.

Die Bevölkerung im deutschen Schutzgebiet zählt über hunderttausend Köpfe, die in zweihundertvierundachtzig Ortschaften wohnen; Städte sind nicht vorhanden. Tsingtau selbst war zur Zeit der Besetzung nur ein Fischerdorf mit etwa tausend Einwohnern, das in letzter Zeit etwas aufgeblüht war, da die chinesische Regierung beabsichtigt hatte, den Eingang

Chinesischer Hochzeitszug.

zur Kiautschoubucht zu befestigen, und daher eine Garnison nach Tsingtau verlegt hatte. Die Bevölkerung wohnt meist in geschlossenen Dörfern. Die Bauart der Dörfer ist eine regelmäßige; eine Hauptstraße zieht von Ost nach West, kleinere Straßen laufen ihr parallel, andere kreuzen sie in rechtem Winkel. Nach Norden und Nordwesten sind die Dörfer wie auch die einzelnen Häuser wegen des im Winter sehr scharf wehenden Nordwestwindes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meist ganz abgeschlossen. Die einzelnen Häuser haben einen massiven Unterbau aus Bruchsteinen, der aber ohne besondere Fundamentierung auf den Erdboden aufgesetzt wird; auf den Unterbau werden die Wände aus roh gebrannten Ziegeln oder aus Lehm und Stroh aufgeführt. Die Fenster werden mit dünnem Papier an Stelle der Glasscheiben versehen. Die Dächer bestehen aus Schilf, Kauliangstroh, seltener aus Ziegeln, in den Fischerdörfern bisweilen aus getrocknetem Seetang. Der Fußboden der Wohnungen wird aus festgestampftem Ton hergestellt, er liegt etwa 30 cm über dem Erdboden. Die zu einem Gehöft gehörigen Gebäude werden durch etwa 2 m hohe Mauern umschlossen. Bei den Ortschaften finden wir meist Begräbnisstätten, die weithin durch hohe Baumgruppen kenntlich sind. Auch Tempel sind vielfach bei

Inneres des Tempels in Nükukon an der Nordgrenze des Schutzgebietes.

oder in den Dörfern, die nach allgemeinem Brauche mit Gastzimmern versehen sind und den durchreisenden Fremden, auch den Europäern, bereitwilligst als Quartier zur Verfügung gestellt werden. Im allgemeinen ist der den Familienverbänden gehörige Landbesitz in der Weise parzelliert, daß dem einzelnen ein kleiner Teil zur Bestellung überlassen bleibt; nur in der fruchtbaren Paischahoebene im Norden des Schutzgebietes sind auch einige größere Güter vorhanden. Hierzu könnte man auch die großen, meist an herrlichen Plätzen gelegenen Tempel und Klöster rechnen, denn mit diesen ist fast immer eine umfangreiche Landwirtschaft verbunden, welche die Zeit der Priester mehr in Anspruch nimmt als ihr eigentliches Amt. Im Gebirge finden wir einzelne kleine Gehöfte und Bauten, die meist einen dürftigen Eindruck machen und von der Armut der Bergbewohner ein beredtes Zeugnis ablegen.

Ein ganzes Netz von Fußwegen, die auch in den hohen Gebirgsgegen-

den nicht fehlen, verbindet die Ortschaften, Tempel und Gehöfte miteinander. Auf ihnen vollzog sich bis dahin der ganze Verkehr; befahrbare, zur Regenzeit allerdings völlig unwegsame Landstraßen gibt es nur zwischen den Kreis- und größeren Hafenstädten, also von Taputou nach Kiautschou, von Nükukou und Tsangkou nach Tsimo. Die Fußwege dienen gleichmäßig dem Fußgänger, dem Reiter, dem Lastträger, dem Saumtier und vor allem dem einrädrigen Schiebkarren, diesem Haupttransportmittel in China, zu dessen Fortbewegung vielfach Segel aufgespannt werden. Die Landstraße wird durchfurcht von den zweiräderigen mit ein, zwei oder auch drei Tieren bespannten Karren. Manchmal sieht man die Schantung eigentümliche, auf zwei Tieren transportierte Tragsänfte, in der der Reisende ausgestreckt liegt; belastete Kamele mit ihrem melodischen Glockengeläute trifft man weit seltener als in den anderen Teilen Nordchinas.

Die Bevölkerung ist kräftig und gut gebaut, ordnungsliebend und genügsam, sie zeichnet sich durch Fleiß und Ausdauer aus.

IV. Bodenerzeugnisse, Handel und Gewerbe vor der Besetzung.

Jedes Fleckchen Erde wird ausgenützt, und durch sachliche, gartenartige Behandlung des Bodens und zweckmäßige Auswahl der Saat gelingt es den Chinesen, meist zweimal im Jahre zu ernten.

Neben einer zweijährigen Kulturperiode mit drei Ernten findet sich eine einjährige Periode mit einer Ernte für den Anbau von Kartoffeln und Erdnüssen. An Feldfrüchten werden gepflanzt: Weizen, Gerste, Hirse, Kauliang (Sorghum), Sesamum, Bohnen, Mais, Erdnuß, Hanf, Zwiebeln, Lauch, Melonen, süße Kartoffeln und Kohl, der als Schantungkohl sich besonderer Beliebtheit bei den Chinesen erfreut, an einigen Stellen auch Reis. Auch die Obstzucht ist in unserem Schutzgebiet, wie in ganz Schantung, gut entwickelt, wir finden an Früchten Äpfel, Birnen, Aprikosen, Kirschen, Pfirsiche, Datteln, Kastanien, Pflaumen, Jujuben, Granatäpfel, Walnüsse, Trauben usw. Unserem Geschmack sagt das nicht veredelte Obst, wenngleich es sehr erfrischend und nahrhaft ist, nicht ganz zu. Die neu eingeführten Obst- und Beerensorten haben bei den Chinesen großen Anklang gefunden; die Bauern veredeln ihre Stämme unter europäischer Aufsicht; das Obst findet, soweit es im Schutzgebiet nicht gebraucht wird, an anderen Plätzen der chinesischen Küste guten Absatz. Der Baumbestand des Schutzgebietes umfaßt die Weide, Pappel, Kiefer, Zypresse, Sophora japonica, Dryandra cardifolia, Eiche, Pfefferbaum, Weißdorn; die vorhandenen Bestände werden sorgfältig gegen Vernichtung geschützt und durch systematische Nachpflanzungen, vor allem Eichen, Kiefern, Akazien, Sterculia platanifolia, Erlen, vermehrt. Mit verschiedenen Industrie- und Nutzpflanzen sind aussichtsreiche Pflanzversuche angestellt worden.

Die industriellen Erzeugnisse der Kolonie halten sich in bescheidenen Grenzen; sie bestehen in Anfertigung von Töpferwaren, Hausgeräten, Wollgespinsten, Zierschmuck und Handwerkszeug. Besonders zu erwähnen ist hier noch die originelle Art der Salzgewinnung aus dem Boden des sehr salzhaltigen Wattes. Das Meerwasser wird in ausgegrabene Becken geleitet, die bei zurückkehrender Flut abgesperrt werden. Das Wasser verdunstet an der Sonne und läßt körniges Salz zurück. Eine andere Salzbereitung durch Sieden kommt im Schutzgebiete nur ausnahmsweise vor. Der Prozeß erfordert besondere Arten von Erde zur Mischung der Sole; er liefert ein wertvolleres Salz. Die Salzgewinnung bildet einen von Jahr zu Jahr wachsenden Industrie- und Handelszweig.

Viehzucht wird von der ländlichen Bevölkerung nur insofern getrieben, als es sich um Verwertung der Kraft und Produktion der Haustiere zur Feldbestellung handelt. Das Fleisch des Tsangkouschweines gilt in ganz China als besonders wohlschmeckend. Der Verbesserung des Viehstandes wird in neuerer Zeit hohe Beachtung geschenkt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fischfang wird von den Bauern vielfach als sehr einträgliches Nebengewerbe ausgeübt. Wegen der erforderlichen großen Netze und Boote setzt das Gewerbe ein gewisses Kapital voraus. Der Fischfang geschieht dorfweise oder in einzelnen Verbänden. Soweit die Fische nicht im Schutzgebiete verkauft werden, gehen sie gesalzen oder getrocknet nach auswärts.

Der Handel im Schutzgebiet war zur Zeit der Besitzergreifung nicht bedeutend, da er sich in erster Linie um die Befriedigung der geringen Bedürfnisse der Bewohner und um den Absatz der nicht bedeutenden Überproduktion über den eigenen Bedarf drehte. Eingeführt wurde hauptsächlich Baumwolle in rohem Zustande, die dann die Landbevölkerung selbst mittels Handwebstühlen zu Stoffen verarbeitete, Bambusartikel aus dem Süden und Petroleum. Die Ausfuhr bestand in den Erzeugnissen der Landwirtschaft und der Industrie, hauptsächlich Birnen, Walnüssen, Bohnen, Erdnüssen, Kohl, Bohnenöl, ferner Schweinen, Fischen, Salz.

Der Umsatz der Waren fand bisher teils landeinwärts, teils über See von den Hafenplätzen Tsangkou, Nükukou, Hungschyyai und Taputou aus statt. Besonders der letzte Platz hatte eine gewisse Bedeutung als Umschlagshafen für den Warenverkehr auf großen Seedschunken aus dem Innern der Provinz nach dem Süden, nämlich Schanghai, Futschou, Kanton. Der Hauptmarkt wird in dem ungefähr in der Mitte des nördlichen Teiles des Schutzgebietes gelegenen Orte Litsun abgehalten, der häufig von acht- bis zehntausend Menschen besucht wird.

Aus vorstehendem sehen wir, daß das von uns besetzte Gebiet zunächst nur wenig bot, aber abweichend von unseren übrigen Kolonien liegt der Wert der Besitzung nicht in den Erträgnissen des Bodens im Schutzgebiet, sondern in der Geeignetheit der Bucht zur Anlage eines völlig sicheren Hafens, der Möglichkeit der Erschließung eines an Kohlen und Erzen reichen Hinterlandes, der Schaffung einer neuen selbständigen Industrie und eines Absatzgebietes für deutsche Waren. Das Schutzgebiet Kiautschou soll, abgesehen von seiner militärisch-maritimen Bedeutung, an erster Stelle als Eingangs- und Ausfuhrpforte der Provinz Schantung dienen, in ähnlicher Weise wie dies die englische Kolonie Hongkong für das südliche China tut.

Die Provinz Schantung umfaßt zum größeren Teil ein Bergland, das inselartig der großen Hwanghoebene vorgelagert ist, während der Rest von dem östlichen Teil dieser Ebene gebildet wird. Sie umfaßt einen Flächenraum von rund 150000 qkm mit etwa dreißig Millionen Einwohnern. Das Bergland wird wieder durch eine von der Kiautschoubucht nach dem Golf von Petschili in nordsüdlicher Richtung verlaufende Ebene in zwei Teile zerlegt, die in bezug auf den Aufbau des Gebirges nicht unwesentlich verschieden sind. Die Berge in Ost-Schantung sind steil und wild zerklüftet. Die Bergformen sind äußerst kontrastreich mit steilzackigen Kämmen. Das vorher beschriebene Lauschangebirge gehört dazu. In West-Schantung stellen die Berge ein zusammenhängendes Ganze dar mit ruhigen Formen. Dieses Gebirge ist für uns von höchster Bedeutung, denn hier lagert die Steinkohle. Die Hauptstadt der Provinz ist Tsinanfu, gleichzeitig der Sitz des chinesischen Gouverneurs. Außerdem liegen in der Provinz die Städte Poschan und Weihsien mit ihren großen Kohlenlagern, Tschifu, Weihaiwei, das 1898 von den Engländern gewissermaßen als Gegenstück zu Tsingtau besetzt wurde, Yentschoufu und Tsining. In letzteren beiden Städten sind die großen deutschen Missionsanstalten unter einem deutschen Bischof, die von hier aus ihre Tätigkeit über ganz Schantung entfalten. Der Taischan ist mit seinen vielen buddhistischen Tempelanlagen ein vielbesuchter Wallfahrtsberg Schantungs. In Küfu bei Yentschoufu wird das Grab des Konfucius als chinesisches Nationalheiligtum erhalten. In Weihsien, Tsinanfu und Tschoutsun befinden sich die großen Schulen der vereinigten englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften. Das vorher über die wirtschaftlichen Verhältnisse im deutschen Schutzgebiete Gesagte trifft auch im allgemeinen für die ganze Provinz Schantung zu, jedoch ist die Bevölkerung, namentlich in den Städten viel wohlhabender, der Handel und die Industrie sind mehr entwickelt. Als wertvolle Ausfuhrprodukte kommen hinzu Seide und Strohborten. Der eigentliche und größte Reichtum der Provinz, Kohlen und Erz, liegt aber noch zum großen Teile ungehoben in deren Schoß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um aber das Schutzgebiet Kiautschou zu einer in jeder Beziehung nutzbringenden Kolonie zu machen, bedurfte es angestrengter, langwieriger Arbeit, die auch noch nicht als abgeschlossen gelten kann.

V. Entwicklung des Schutzgebietes seit der Besetzung.

Gleich mit der Besetzung begann ein reges Leben in Tsingtau. Durch einige militärische Expeditionen, die friedlich verliefen, wurde der Bevölkerung klar gemacht, daß sie von nun an unter deutscher Hoheit stände. Um der Ausübung des Hoheitsrechtes dauernden Nachdruck zu verleihen, sowie um für alle Eventualitäten gesichert zu sein, wurde sogleich die dauernde Stationierung von Truppen in Tsingtau erforderlich. Es wurde daher ein kriegstarkes Seebataillon, eine Feldbatterie und ein Detachement Matrosenartillerie in Stärke einer Kompanie hinausgesandt. Bis zum Eintreffen dieser Truppen blieb das Schutzgebiet von Mannschaften des Kreuzergeschwaders besetzt, welche auch die von den chinesischen Soldaten verlassenen Lager als Unterkunft für jene herzurichten hatten. Das frühere Yamen des chinesischen Generals wurde als Sitz des Befehlshabers eingerichtet; später wurde es vom neuernannten Gouverneur bezogen und blieb bis zur Fertigstellung eines angemessenen Dienstgebäudes Sitz der Verwaltung. Von Anfang an gab es aber auch schon wirtschaftliche Fragen zu regeln, die für die spätere Entwicklung der Kolonie von einschneidender Bedeutung wurden. In erster Linie war es erforderlich, sich über die Grundbesitzverhältnisse Klarheit zu verschaffen. Die Gefahr lag nahe, daß durch den Ankauf des für die Regierung erforderlichen Geländes die Preise für Grund und Boden schnell in die Höhe getrieben wurden, und daß ein Gründertum sich entwickeln und die Preise nach Belieben hochschrauben könnte. Beidem wurde dadurch begegnet, daß die chinesischen Besitzer durch Zahlung einer Prämie verpflichtet wurden, nur an die deutsche Regierung Land und zwar zu dem vor der Besitzergreifung üblichen Preise zu verkaufen. Auf diese Weise behielt die Regierung den Landverkauf zum Wohle für alle Ansiedler in der Hand.

Anfang April 1898 traf der neuernannte Gouverneur in der Kolonie ein, deren Verwaltung auch fernerhin dem Reichsmarineamt unterstellt wurde.

Die Verwaltung des Schutzgebietes unter dem Gouverneur, der gleichzeitig oberster Befehlshaber der Besatzungstruppen ist, gliedert sich in eine Zivil- und eine Militärverwaltung. Zur Zivilverwaltung gehören das Gouvernement im engeren Sinne, die eigentliche Landesverwaltung mit einem Zivilkommissar an der Spitze, die Justizverwaltung, deren Vorstand den Titel Oberrichter führt, die Bauverwaltung, der die Bauleitung sämtlicher Regierungsbauten und die Bauaufsicht über alle für die Regierung auszuführenden Bauten obliegt, und die gleichzeitig die Baupolizei im Schutzgebiet ausübt, und die Hafenverwaltung und meteorologisch-astronomische Station. Die Stelle eines besonderen Kommissars für chinesische Angelegenheiten ist eingegangen; seine Tätigkeit, soweit sie nicht organisatorischer Natur war, wird durch Bezirksamtmänner und Dolmetscher ersetzt. Von der Militärverwaltung ressortieren die Besatzungstruppen und alle

in erster Linie für militärische Zwecke vorgesehene Einrichtungen, wie Artillerieverwaltung und Befestigungsbau.

Von vornherein war als Grundsatz aufgestellt worden, daß in erster Linie die wirtschaftliche Entwicklung zu stehen habe, und daß der örtlichen Behörde, dem Gouvernement, größtmögliche Freiheit für seine Entschlüsse und Maßnahmen zugestanden werden müsse. Dieser Freiheit sind manche Erfolge zu verdanken. Anderseits aber wird für diese Handelskolonie angestrebt, durch rege Beteiligung der Zivilgemeinde nach und nach eine weitgehende Selbstbestimmung einzuführen.

Der Anfang der Heranziehung der Zivilbevölkerung zur Teilnahme am öffentlichen Leben wurde im Anschluß an die Eröffnung des Freihafens (2. September 1898) gemacht. Ein Gouvernementsrat wurde gebildet (13. März 1899), bestehend nicht nur aus den Vorständen der einzelnen Verwaltungsressorts des Gouvernements, sondern auch aus drei Mitgliedern der Zivilgemeinde, die für ein Jahr bestellt wurden. Es wurde bestimmt, daß die Vertreter der Zivilgemeinde in allen Angelegenheiten, welche die Zivilgemeinde betrafen, zu Rate gezogen werden sollten. Diese Einrichtung wurde ausgebaut im Jahre 1907. Die Zahl der Bürgerschaftsvertreter wurde auf vier erhöht, von denen drei gewählt werden, und zwar der erste von den Inhabern oder Vertretern der im Handelsregister eingetragenen Firmen, der zweite von den im Grundbuch eingetragenen Grundeigentümern, der dritte vom Vorstand der Handelskammer. Den vierten Bürgerschaftsvertreter ernennt der Gouverneur. Sie müssen deutsche Reichsangehörige sein und im Schutzgebiete ihren Wohnsitz haben. Die Bürgerschaftsvertreter bilden mit den Leitern der einzelnen Verwaltungszweige unter Vorsitz des Gouverneurs den Gouvernementsrat. Zur Beratung werden ihm vorgelegt der jährliche Haushaltungsetat und die Verordnungsentwürfe. Neben einer aus Europäern zusammengesetzten Handelskammer hat sich eine chinesische Handelskammer gebildet, welche die Funktionen des dem Gouvernement seit Anfang zur Beratung beigegebenen chinesischen Komitees mit übernommen hat.

Um den Eigentümlichkeiten der chinesischen Bevölkerung gerecht zu werden, wurden durch eine Chinesenordnung die Grundsätze für eine wirksame Kontrolle in Zeiten politischer Störungen und ansteckender Seuchen festgelegt; eine andere Verordnung regelte die Rechtsverhältnisse der Chinesen und machte für rein chinesische Sachen im allgemeinen die Bezirksamtmänner, d. h. mit chinesischen Rechts- und Lebensanschauungen vollkommen vertraute deutsche Beamte zuständig. Wie weit die von der Bürgerschaft angestrebte Verantwortung für die zweckmäßige Verwendung der öffentlichen Gelder, für die Notwendigkeit und Ausführbarkeit der von dem Gouverneur erlassenen Verordnungen der selbständigen Bestimmung des Gouvernementsrats überwiesen werden kann, ist eine Frage, die wohl nur im Einklang mit den Verwaltungsgrundsätzen für die übrigen Kolonien auf Grund weitgehender Erfahrungen in unserem Schutzgebiete sich lösen läßt. Vorläufig fehlt es im Kiautschougebiete an dem Grunderfordernis jeder Selbstverwaltung: der Selbsterhaltung. Da die Einnahmen zum größten Teile aus einer Verzinsung der vom Reiche geschaffenen wirtschaftlichen und industriellen Einrichtungen (Hafen, Wasserwerk, Elektrizitätswerk, Schlachthaus, Wohnhäuser, Werft usw.) bestehen und auf absehbare Zeit bestehen werden, deren Kontrolle, wenn auch die Einnahmen selbst der Kolonie bis jetzt überlassen sind, doch den gesetzgebenden Organen des Reiches nicht entzogen werden kann, so muß die Erfüllung dieser Wünsche wohl zurückgestellt werden. Es ist dabei auch noch zu überlegen, ob eine Ausschaltung der steuerkräftigsten Masse der Bevölkerung, der Chinesen, von der Selbstverwaltung nicht ebenso schweren politischen Bedenken begegnen muß als ihre Beteiligung entsprechend der Größe ihrer Beiträge. Eine Art Selbstverwaltung unter finanzieller Aufsicht des Gouvernements ist am ehesten für die chinesische Dorfbevölkerung und den Umkreis der Dörfer unter Belassung der von alters her bestehenden Einrichtungen aufrecht zu erhalten. Wenn die englische Kolonie an der chinesischen Küste, Hongkong, bis jetzt noch keine Wege gefunden hat, ihrer bunten Bevölkerung die Selbstverwaltung zuzugestehen, so wird auch unsere Kolonie sich vor Übereilungen bei der Verfolgung eines an sich erstrebenswerten Zieles hüten müssen.

Den besten Maßstab für die fortschreitende Entwicklung bietet die Übersicht über die Einnahmen aus den regelmäßigen Einnahmequellen des Schutzgebietes, die ebenso, wie die folgenden Statistiken, der amtlichen Denkschrift betreffend die Entwicklung des Schutzgebietes entnommen ist:

Jahr	Mark	Jahr	Mark
1899	36382	1905	740786
1900	102867	1906	1204197
1901	184106	1907	1546489
1902	232841	1908	1360743
1903	263490	1909	2365931
1904	436767		

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im einzelnen ist über die Leistungen der Kolonie und den Gang der Entwicklung das folgende zu sagen.

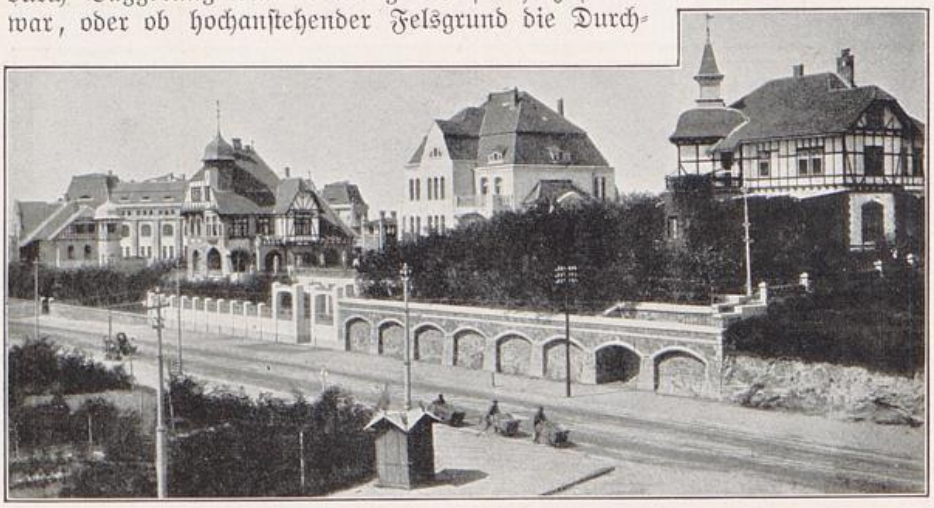
1. Anlage der Stadt und des Hafens.

Zunächst galt es die Plätze für Hafen und Stadt auszusuchen. Gründliche Vermessungen waren hierzu erforderlich, mit denen die Festlegung der

Nach amtlichen Quellen zusammengestellt.

Grenzen durch eine gemischte deutsch-chinesische Kommission verbunden war. Der Platz für den Hafen schien von vornherein gegeben. Die an der Ostseite der tiefen Rinne im östlichen Teile der Bucht durch das Watt mit dem Festlande verbundene Insel Mantschingtau — jetzt Hafeninsel genannt — und ein davor gelagertes Riff schieben sich in westlicher Richtung in diese Rinne hinein, so daß einerseits nur das Riff mit der Insel und diese mit dem

Festland durch Schüttung von Dämmen zu verbinden, anderseits das innerhalb dieser Dämme liegende Gebiet durch Baggerung so zu vertiefen war, daß es selbst für die tiefstgehenden Schiffe zugänglich wurde, um ein völlig geschütztes Hafenbecken zu erhalten. Vor endgültiger Feststellung des Hafenbauprojektes mußte aber durch zahlreiche Bohrungen festgestellt werden, ob durch Baggerung eine derartige Tiefe herzustellen war, oder ob hochanstehender Felsgrund die Durch-



Villenstraße in Tsingtau.

führung des Planes vereiteln würde. Nachdem die Bohrungen ein befriedigendes Resultat ergeben hatten, wurde sofort mit dem Bau dieses Hafens begonnen. Im März 1901 fing man mit der Baggerung an. Zum Schutz gegen Bohrwurmfraß wurden Betonspundbohlen verwendet, mit deren Einrammen am 31. Mai 1901 begonnen wurde.

Ende 1902 konnte fast zu derselben Zeit, wo der erste Kohlenzug aus dem Innern in Tsingtau eintraf, der Grundstein zur Kaimauer der ersten Mole innerhalb des weiten, gänzlich fertiggestellten Umschließungsdammes des Großen Hafens gelegt werden. Am 6. März 1904 wurde Mole I, Mitte 1908 Mole II dem Betriebe übergeben. Der Umschließungsdamm in einer Ausdehnung von etwa 5 km gewährt Schutz gegen Stürme und Seegang.

Die Molen sind mit einer Anzahl von Schuppen besetzt, von denen einige eine Lagerfläche von 4000 qm haben. Bei einer Tiefe von $9\frac{1}{2}$ m und über 2 km Kaifläche bieten sie sichere und bequeme Liegeplätze selbst für die allergrößten Ozeandampfer. An der Zufahrtstraße und der Wurzel von Mole I befinden sich Lagerhäuser von etwa 5000 qm Grundfläche. Auf Grund einer Kaien- und Lagerhausordnung übt das Gouvernement seit November 1908 den Lade-, Lösch- und Lagerhausbetrieb aus. Die Molen sind mit der Eisenbahn in der Weise verbunden, daß eine direkte Verladung vom Schiff auf den Wagen möglich ist.

Der Erleichterung der Einfuhr und der Verteilung von Petroleum dient eine Petroleummole, ebenfalls mit einer Tiefe von $9\frac{1}{2}$ m bei einer Kailänge von 166 m. Mit ihr stehen mächtige private Tankanlagen der englischen Asiatic Petroleum Comp. und der amerikanischen Standard Oil Comp. in Verbindung, so daß das Petroleum unmittelbar aus den Tankschiffen in die Behälter gepumpt und von da auf Tankwagen der Eisenbahn ins Innere verfrachtet werden kann.

An der Westseite der Mole liegt die Tsingtauwerft, ausgestattet mit einem 16000 t Schwimmdock, einem 150 t Kran und fast 1000 m Kaistrecke. Ihre Einrichtungen bieten den Kriegs- und Handelsmarinen Gelegenheit zum Docken und zu Reparaturen.

Für den späteren Ausbau und die Vermehrung der Molen ist innerhalb der vom Umschließungsdamme begrenzten 293 ha großen Fläche reichlich Raum vorhanden. Seezeichen und Befeuerung, darunter die beiden Leuchttürme auf der Insel Tschalientau und an der Spitze Yanuisan, sichern die Einfahrt zu dem Großen und dem südwestlich davon ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

legenen Kleinen Hafen. Dieser ist dem Dschunken- und Sampanverkehr freigegeben, mit einer Ladebrücke von 160 m Länge ausgestattet und mit Lagerflächen am Ufer für Holz, Kohlen und sonstige Stapelartikel reichlich versehen.

Dicht hinter dem Kleinen Hafen erhebt sich auf der Stelle des früheren Chinesendorfes Tapautau der gleichnamige Stadtteil, der, ursprünglich für die chinesische Handelsbevölkerung vorgesehen, seiner günstigen Lage halber auch von europäischen Firmen als Wohnplatz bevorzugt wird. Hier pulsiert das geschäftliche Leben am regsten. Das Viertel ist längst ausgebaut; es findet seine natürliche Fortsetzung nach Osten entlang der inneren Bucht in der Richtung nach dem Großen Hafen. Die Bevölkerung dieses Stadtviertels stieg in den ersten zehn Jahren auf über dreißigtausend Chinesen. Die neue Stadt Tsingtau, von der Tapautau nur einen Teil bildet, ist derart angelegt, daß das Zentrum, die Europäerstadt, sich unmittelbar an der Tsingtaubucht befindet, gegen die Nordstürme im Winter durch Bergabhänge geschützt und mit dem ungehinderten Zutritt der frischen Seebrise im Sommer. Jenseits der Höhen, welche die Tsingtaubucht von der Auguste-Viktoria-Bucht trennen, ragen die schmucken Häuser des Villenviertels und ein Strandhotel hervor. Östlich und westlich an der Peripherie der Stadt auf fiskalischem Grunde sind unter Bedingungen des Erbbaurechts die beiden Dörfer Taitungtschen und Taihsitschen angelegt, die der zahlreichen Arbeiterbevölkerung billige und bequeme Unterkunft gewähren.

Für die Vergebung von Land ist die Kiautschou-Landordnung maßgebend; die Bebauung wird durch eine zweckmäßige Bauordnung geregelt. Stadtanlage und Stadterweiterung hat das Gouvernement sich vorbehalten und unter öffentliches Recht gestellt. Die Vorbedingung bildet die Monopolisierung des Landankaufs in den Händen des Gouvernements. Die Bedingungen der Landvergebung für Grundstücke innerhalb des Stadtbauplanes sind: 1. die öffentliche Versteigerung zu vollem Eigentume und mit dem Rechte der Wiederveräußerung, 2. die Grundsteuer von 6 Prozent des gemeinen Wertes, 3. die direkte und indirekte Wertzuwachssteuer von 33 1/3 Prozent und die Umsatzsteuer, 4. das Vorkaufsrecht des Fiskus bei Veräußerungen, 5. die Bebauungspflicht mit progressiver Steuererhöhung bei Nichtausführung.

Ein Netz großer, breiter, gut angelegter Straßen durchzieht die einzelnen Stadtteile und verbindet sie untereinander und läßt kaum noch die unendlichen Schwierigkeiten erkennen, welche die Vorbereitungen für die Stadtanlage verursacht hatten. Zur Anlage der Straßen waren umfangreiche Sprengungen, Abtragungen an der einen, Auffüllungen an der anderen Seite erforderlich. Die während der Regenzeit fallenden Wassermengen machten eine großartige Kanalisationsanlage zur Bedingung. Dieser schloß sich eine ausgedehnte Schmutzwasser- und Schwemmkanalisation an. Namentlich aus Gesundheitsrücksichten war die Ausführung einer zentralen Wasserleitung nötig, da die in der Stadt durch Bohrung erhaltenen Brunnen kein einwandfreies Wasser lieferten. Die Wasserleitung versorgt die Stadt aus zwei rund 4 und 15 km von Tsingtau entfernten Tälern mit gutem Wasser. Die Straßen sind elektrisch erleuchtet. Unter den Häusern ragen das schöne Gouvernementsdienstgebäude und die Gouverneurswohnung, mehrere Kirchen, Krankenhäuser, Schulen für Europäer und Chinesen, die Zollgebäude, Post, Markthalle, mehrere große Hotels, ein Schlachthof und architektonisch sehr wirksame Kasernen hervor. Die gesamte Stadtanlage gewährt vom Hafen aus ein sehr wechselreiches und anmutiges Bild.

Gouvernementsdienstgebäude in Tsingtau.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von großer Wichtigkeit für die Stadt wie für den Hafen war die Inangriffnahme der Aufforstung der Berge um Tsingtau. Hierdurch wird eine Verbesserung der Wasserverhältnisse der Stadt erreicht und gleichzeitig eine Versandung des Hafens durch Bodenabschwemmungen verhütet. Die Arbeiten sind von Anfang an energisch betrieben. Durch die Aufforstung hat das Gebiet an landschaftlichem Reiz wesentlich gewonnen. Dem Bedarf an Grubenholz in der Provinz kann bereits jetzt die Forstverwaltung zu einem guten Teile genügen. In höchst erfreulicher Weise ist es gelungen, bei der chinesischen Bevölkerung des Schutzgebietes das Verständnis für Forstarbeiten zu wecken; die Dorfschaften beteiligen sich freiwillig an den Versuchen zur Erzielung eines ausreichenden Baumnachwuchses.

Nicht zu unterschätzen ist der kulturelle Einfluß, den das Schutzgebiet gerade durch die umfangreichen Forstanlagen und die Bepflanzung alter Bergabhänge auf die Nachbarprovinzen ausübt; das gute Beispiel hat viel Nachahmung in chinesischen Regierungskreisen und bei größeren Privatgesellschaften außerhalb des Schutzgebietes gefunden.

2. Handel und gewerbliche Tätigkeit.

Schon mit der Besetzung des deutschen Kiautschougebietes hatten sich einige deutsche, in Ostasien ansässige Firmen in Tsingtau niedergelassen und Lager und Läden errichtet, in denen hauptsächlich die allgemeinen Bedarfsartikel für die ersten Kolonisten und die Besatzungstruppen feilgeboten wurden. Bald folgten auch chinesische Händler, durch die Aussicht auf Gewinn gelockt. Seither hat sich die Ansiedlung europäischer Firmen in Tsingtau immer mehr entwickelt; die meisten der angesehenen alten deutschen Chinafirmen haben in Tsingtau Filialen gegründet, und mehrere große Häuser haben sich von Tsingtau aus über die Nachbarplätze verbreitet. Ein russischer, ein amerikanischer und ein englischer Konsul nehmen im Schutzgebiete die Handelsinteressen ihrer Landsleute wahr. Unter den Ausländern befinden sich gegen zweihundert Japaner. Die letzte Zählung im Jahre 1907 wies, abgesehen von den Personen des Soldatenstandes, eine ansässige Bevölkerung von ungefähr fünfzehnhundert Europäern und Amerikanern auf. Erfreulicherweise ist auch der Zuzug chinesischer Kaufleute nach Tsingtau ein reger, denn nach den überall an der chinesischen Küste gemachten Erfahrungen sind sie für den Handel mit dem Hinterland unentbehrlich.

Für unser Schutzgebiet kommt, abgesehen von den Bedürfnissen der Kolonie selbst, nur der Durchgangshandel in Betracht. Die Kolonie ist auf den Handel mit dem Hinterlande angewiesen; hierbei ist die verständnisvolle Mitarbeit der einheimischen Bevölkerung, das Interesse der Nachbarbehörden unentbehrlich. Sie zu gewinnen bestimmte von Anfang an die Entschlüsse der Verwaltung. Der Zulassung eines chinesischen Zollamts folgte die Anpassung des chinesischen Post- und Telegraphenamts an die Einrichtungen des Reiches; eine chinesische Staatsbank hat ihre Filiale in Tsingtau eröffnet.

Am 2. September 1898 wurde das deutsche Schutzgebiet zum Freihafen erklärt, innerhalb dessen es keine Zollschranken gab. Die Verzollung von Durchgangswaren fand bei der Ankunft und der Verschiffung statt. Angesichts der nachteiligen Erfahrungen, die allgemein mit den Freihäfen gerade in bezug auf die Belebung des Durchgangshandels gemacht waren, mußte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der zuerst bestehende Zustand alsbald mit der Fertigstellung des Hafens notwendig der Beschränkung der Zollfreiheit auf einen begrenzten Freibezirk, nämlich den Hafen und das anstoßende Gelände weichen. Für China ist das Schutzgebiet insofern Freihafen geblieben, als die Zollbeträge für die in ihm selbst verbrauchten Einfuhrwaren an die Kolonie in einem Betrage von 20 Prozent der Gesamteinnahmen aus der Einfuhr abgeführt werden. Das neue Zollabkommen trat am 1. Januar 1906 in Kraft und führte sofort zu einem mächtigen Aufschwung des Handels, der seit der Zeit unvermindert angehalten hat. Anfang 1907 wurden die Bestimmungen der Zollvereinbarung zwischen dem Schutzgebiete und China dahin klargestellt, daß der Verkehr der Fabrikate zwischen Hinterland und Schutzgebiet sich ohne Kontrolle des Zollamts und ohne Verzollung vollzieht. Rohwaren treffen aus dem Innern unverzollt im Schutzgebiete ein; die daraus hergestellten Waren kehren, ohne Zoll zu zahlen, nach dem Hinterlande zurück. Im deutschen Schutzgebiete hergestellte Fabrikate unterliegen bei der Einfuhr zur See

Kasernements am Bismarckberg bei Tsingtau.

nach China dem gewöhnlichen Tarifzoll. Hiermit sind einer Industrie, die für den Bezug der Rohstoffe und den Absatz ihrer Erzeugnisse auf das chinesische Hinterland angewiesen ist, die Wege gebahnt.

Mit dem Handel hat sich in Tsingtau ein überaus reger Postverkehr entwickelt. Dem deutschen Postamt fällt der Post-, Telephon- und Telegraphendienst im Schutzgebiete und im Zusammenhang mit den deutschen Post- und Telegraphenanstalten in China ausschließlich zu; lediglich als Auswechslungspostamt zur Verbindung mit dem Innern Chinas ist ein mit dem Zollamte vereintes chinesisches Postamt und als Endstation der chinesischen Landtelegraphenlinie ein chinesisches Telegraphenamt zugelassen.

Die Verkehrsverhältnisse sind somit für das Schutzgebiet die denkbar günstigsten. Das deutsche Postamt hat es sich angelegen sein lassen, an den wichtigsten Plätzen des Gebietes Zweigstellen und Agenturen zu eröffnen; durch direkte Kabel ist es mit Schanghai und Tschifu verbunden. Den Anschluß des Schutzgebietes an die großen Dampfschiffsverbindungen des Weltverkehrs und die Sibirische Eisenbahn vermitteln vom Reiche subventionierte deutsche Postdampfer. Die chinesische Postanstalt ist teilweise auf Kurierdienste angewiesen; soweit die Bahnlinien benutzbar sind, hat sie eigene Postwagen laufen. In fast allen größeren chinesischen Städten sind im Laufe der letzten Jahre chinesische Postämter errichtet; die 250 km lange Strecke zwischen Tsingtau und Tschifu wird in fünfzig Stunden durchlaufen; für die Verbindung Tsingtaus mit Peking und Tientsin sind zwei Tag- und Nachtdienstkurierlinien im Betriebe; zweimal täglich finden im Anschluß an die Bahnankünfte von Tsingtau Postbeförderungen von Tsinanfu aus statt, nämlich über Tetschou nach Tientsin einerseits und nach Schuntefu, einer Station der Hankou-Peking-Bahn, anderseits.

Der Post- und Telegraphenverkehr hatte in dem letzten am 30. September 1909 abgeschlossenen Jahre nach der amtlichen Denkschrift folgenden Umfang angenommen:

Deutsches Post- und Telegraphenamt.

Briefsendungen	1799100	
Postanweisungen	14542	(631014 Mark)
Pakete	16295	
Telegramme	51254	

Chinesisches Postamt.

Briefsendungen	3100376	
Postanweisungen ungefähr	200000	Mark
Pakete	65800	

Die Steigerung des Schiffsverkehrs läßt sich aus folgender Tabelle erkennen:

Bis Oktober	1900	226152 t	182	Dampfer	10 Segelschiffe
„	1901	471956 t	311	„	5 „
„	1902	271867 t	243	„	7 „
„	1903	286369 t	263	„	9 „
„	1904	388323 t	330	„	7 „
„	1905	420517 t	405	„	8 „
„	1906	476646 t	424	„	1 „
„	1907	546843 t	498	„	1 „
„	1908	519292 t	431	„	1 „
„	1909	670085 t	509	„	2 „

Die Dampfer verteilten sich im Jahre 1909 hauptsächlich auf folgende Flaggen:

Deutsche	266
Norwegische	22
Japanische	68
Englische	113
Chinesische	36

Direkt nach Europa wurden im Jahre 1909 von Tsingtau abgefertigt dreizehn Dampfer der Englischen Peninsular and Oriental Steam Nav. Comp. und dreizehn Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie. Zehn Frachtdampfer der Hamburg-Amerika-Linie und zwei neue Postdampfer des Norddeutschen Lloyd liefen Tsingtau in direkter Fahrt von Europa an. Unter den Flaggen überwiegt die deutsche. Die vielseitigen Beziehungen der jungen Kolonie zum Mutterlande machten eine regelmäßige deutsche Schiffsverbindung lohnend. Es wurde deshalb zur Post- und Personenbeförderung alsbald ein Vertrag mit der Hamburg-Amerika-Linie abgeschlossen, die einen regelmäßigen Dienst zwischen Schanghai einerseits und Tientsin anderseits von Tsingtau aus einrichtete. Diese Verbindung wurde in jüngster Zeit auf die japanische Kolonie Dairen (das ehemalige Dalny) ausgedehnt.

Die Ergebnisse der Handelsentwicklung spiegeln sich in folgenden Zahlen wider:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wert des Handels im Hafen von Tsingtau.

	Einfuhr nichtchinesischen Ursprungs mex. Dollars*)	Einfuhr chinesischen Ursprungs mex. Dollars	Ausfuhr mex. Dollars	Gesamthandel mex. Dollars
Bis Okt. 1900	945000	3333000	1650000	5928000
„ 1901	1803000	3600000	4320000	9723000
„ 1902	4217000	2512500	2644500	9374000
„ 1903	8320069	4502395	4454268	17276732
„ 1904	11985041	5501887	7374334	24861262
„ 1905	16339478	6095646	9991472	32426596
„ 1906	22269067	6796528	10385375	39450970
„ 1907	27239943	9208650	15143847	51592440
„ 1908	21449510	9838927	18416548	49704985
„ 1909	25463680	13106771	26449426	65019877

Wertvoll ist die Handelsstatistik zur Beurteilung der allmählich vor sich gehenden Erschließung des Hinterlandes. In den letzten Jahren sind zu den Ausfuhrgegenständen, die ursprünglich aus Strohborten, Seide, Bohnen und Bohnenöl, Kuhhäuten und Hundefellen bestanden, neu hinzugekommen Datteln, Glaswaren, Ziegenfelle, Erdnüsse; in allerjüngster Zeit Walnüsse und frische Eier. Die Ausfuhr von Strohborten stieg von 712571 mex. Dollars im Werte in dem Oktober 1902 abschließenden Jahre auf 10089824 mex. Dollars im Jahre 1909; Erdnüsse und Erdnußöl von 736214 Dollars Wert in 1902 auf über 5½ Millionen Dollars Wert in 1909; an der Einfuhr nichtchinesischer Waren sind besonders Baumwollenwaren (6364669 Dollars im Jahre 1909), Baumwollengarn (6764406 Dollars), Petroleum (2276647 Dollars), von deutschen Artikeln namentlich Anilinfarben (1373381 Dollars), Metalle (632133 Dollars), Nadeln (207152 Dollars), abgesehen von dem viele Millionen betragenden Eisenbahn- und Bergbaumaterial, beteiligt.

Auch die gewerbliche Tätigkeit ist nicht im Rückstande geblieben; in erster Linie war sie durch die rege Bautätigkeit bedingt. Wir sehen da zahlreiche Ziegeleien, darunter drei große Dampfziegeleien, Kalkbrennereien, Maschinenschlossereien, Baugeschäfte, mehrere Buchdruckereien, eine Seifenfabrik, Brauerei, Baumwollweberei, Ölpressen, eine Seidenspinnerei, Schiffsbauanstalten usw. Das Elektrizitätswerk ist 1903 vom Reiche übernommen worden; die Werft am Großen Hafen ist gleichfalls fiskalisch. Ein erfreuliches Zeichen der zunehmenden wirtschaftlichen Bedeutung des Schutzgebietes ist die Tatsache, daß fremdes Kapital dem neuen Platze im steigenden Maße zustrebt. Von der Wohlhabenheit der chinesischen Kaufmannschaft in Tapautau zeugen ein chinesisches Theater und die stattlichen Gildenhäuser.

3. Eisenbahn.

Die Eisenbahn, dieser Hauptfaktor für die Entwicklung des Schutzgebietes, ist von der Schantung-Eisenbahngesellschaft, einer deutsch-chinesischen Gesellschaft mit dem Sitz in Tsingtau, gebaut worden. Trotz großer Schwierigkeiten, die teils in den ungünstigen Geländeverhältnissen, teils in dem Widerstand der chinesischen Bevölkerung ihren Ursprung hatten, ganz besonders aber durch die Unruhen im Jahre 1899 und 1900 hervorgerufen waren, sind die Bahnarbeiten so weit gefördert worden, daß am 8. April 1901 die Strecke bis Kiautschou (74 km), am 1. Juni 1902 bis Weihsien (184 km), am 1. Juni 1903 bis Tsehotien (256 km), am 1. Juni 1904 bis

*) Schwankt zwischen 1,63 und 2,39 Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tsinanfu (395 km), der Hauptstadt der Provinz Schantung, dem Verkehre übergeben werden konnte. Das Kohlenrevier bei Weihsien wird durch die Bahn durchschnitten, zu den Kohlengruben von Poschan führt eine Zweigbahn von Tschangtien aus in einer Länge von 40 km, die gleichfalls am 1. Juni 1904 eröffnet wurde.

Laut der am 1. Juni 1899 vom Reiche erteilten Bau- und Betriebskonzession ist der Gesellschaft die Bestimmung der Tarife während der ersten zehn Jahre nach der Betriebseröffnung der Gesamtstrecke überlassen worden. Das Reich ist berechtigt, bezüglich der Kohlentarife Höchstsätze auch während der genannten Frist festzusetzen, und kann nach Ablauf der ersten zehn Betriebsjahre von fünf zu fünf Jahren Höchstsätze für den Personen- wie für den Güterverkehr bestimmen. Die Gesellschaft ist in der Lage gewesen, in den letzten Jahren eine Dividende von 4 Prozent und mehr zu verteilen. Erreicht die Dividende eine bestimmte Höhe, so nimmt das Reich an den Einnahmen teil zugunsten des Schutzgebietes. Durch die Tientsin-Pukou-Bahn, die in Tsinanfu auf die Schantungbahn stößt, und deren Bau im Sommer 1908 begonnen wurde, wird Tsingtau mit Peking im Norden und im Anschluß daran direkt mit Europa, im Süden mit dem Yangtse auf dem Schienenwege verbunden. Von großer Bedeutung für die Aufschließung des südwestlichen Teiles der Provinz in Verbindung mit dem Schutzgebiete wird der Bau einer Eisenbahn nach Itschoufu sein.

Im Jahre 1909 sind mit der Schantungbahn 715 000 Personen und 650 000 t Waren befördert worden, darunter außer Kohle namentlich Sammelgüter, Holz, Petroleum, Eisen, Zucker, Papier, Baumwollengarn, Strohgeflechte. Sehr beträchtlich war die Zunahme in der Beförderung von Ackerbauerzeugnissen.

4. Bergbau.

Wie die Eisenbahn als Mittel zur Hebung des Verkehrs ein unbedingtes Erfordernis für den Ausbau des Schutzgebietes Kiautschou bildete, so war die Anlage von Bergwerken zur Förderung der Kohle für die gewerbliche Entwicklung der Kolonie eine unerläßliche Bedingung. Die Schantung-Bergbaugesellschaft hat die Durchführung dieser Arbeiten übernommen. Die Vorarbeiten, mit denen bald nach der Besetzung des Kiautschougebietes begonnen war, haben eine längere Unterbrechung durch die chinesischen Unruhen erlitten. Das zuerst angegriffene Weihsienfeld ist jetzt mit zwei Schachten ausgebaut. Im Poschantale sind die Arbeiten ebenfalls so weit zum Abschluß gebracht, daß eine gute Kohle gefördert wird; Ende Juni 1909 wurde dort die Kohlenwäsche am Tsetschuanschachte in Betrieb genommen. Vom Oktober 1908 bis September 1909 wurden auf der Schantungeisenbahn 22 270 Wagenladungen Kohlen zu je 15 t befördert. Die Zahl der nach Tsingtau gebrachten und von dort verkauften und verschifften Kohlen stellt sich für denselben Zeitraum, wie folgt:

	Weihsienkohle		Poschankohle	
	angekommen	verkauft oder verschifft	angekommen	verkauft oder verschifft
1909	95970 t	93198 t	40347 t	33012 t
gegen 1908	50147 t	49613 t	5928 t	5513 t

Die Qualität der Poschankohle hat sich als sehr geeignet für moderne Schiffsfeuerungen mit künstlichem Zuge erwiesen. Das Kommando des Ostasiatischen Kreuzergeschwaders hat deshalb mit der Bergbaugesellschaft einen

Vertrag abgeschlossen, wonach es seinen Kohlenbedarf, soweit er in Tsingtau zu übernehmen ist, bei der Gesellschaft deckt. Die Weihsienkohle hat in Tsingtau, Schanghai und in der Provinz Schantung eine große Verbreitung zum Hausbedarf gefunden; sie kommt besonders auf Schiffen für Feuerungen mit großen Heizräumen in Betracht; auch englische Schiffsgesellschaften bedienen sich dieser Kohle.

5. Schule und wissenschaftliche Arbeiten.

Die Tätigkeit im Kiautschougebiet erstreckte sich aber nicht nur auf die materiellen Gewinn versprechenden Gebiete, sondern auch auf Arbeiten, die idealen Zwecken dienen. Bereits im ersten Jahre nach der Besitzergreifung ist eine deutsche Schule gegründet worden, die sich später in eine Knaben- und Mädchenschule trennte. Die Gouvernementschule ist nach dem ungefähren Plane eines Realgymnasiums eingerichtet; an die dreiklassige Vorschule schließt sich der lateinlose Unterbau des Reformrealgymnasiums an; als Fremdsprachen werden von der Sexta ab Englisch, von Quarta ab Französisch getrieben. Darauf bauen sich die Mittelklassen Untertertia, Obertertia und Untersekunda mit Latein. Im Jahre 1908 ist der Schule die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen für die wissenschaftliche Befähigung zum einjährig-freiwilligen Dienste zuerkannt worden. Die Zahl der Schüler stieg von fünfzehn im Jahre 1902 auf hundertfünfunddreißig im Jahre 1909; die mit der Gouvernementschule verbundene Mädchenschule wird von drei Mädchen besucht. Ihr steht eine Lehrerin vor; die zweite unterrichtet an der für Knaben und Mädchen gemeinsam eingerichteten Vorschule. Das Alumnat beherbergte vierzehn Zöglinge im Jahre 1909. Die Schule hat jetzt schon über ihre örtliche Bedeutung für die Kolonie Wichtigkeit für den deutschen Nachwuchs in Ostasien erlangt; im letzten Jahre wurde sie von achtzehn Schülern besucht, deren Eltern ihren Wohnsitz außerhalb des Schutzgebietes hatten.

Aber auch für die kulturellen Bedürfnisse der chinesischen Bevölkerung des Schutzgebietes ist in weitem Maße Sorge getragen; das Verdienst, hierin energisch vorgegangen zu sein, gebührt den Missionen beider Konfessionen, deren Wirken überhaupt für die Kolonie segensreich war. Im Schutzgebiet sind drei deutsche Missionen: die Berliner Missionsgesellschaft, der evangelisch-protestantische Missionsverein und die deutsche katholische Missionsgesellschaft von Steil, sowie eine amerikanische Mission tätig. Jede der deutschen Missionen hat Schulen für Chinesen eingerichtet, in denen als Hauptfach neben den chinesischen Klassikern die deutsche Sprache gelehrt wird. Der Zudrang zu diesen Schulen ist, da die Chinesen den Vorteil der Kenntnis der deutschen Sprache klar erkennen, bedeutend. Erwähnenswert ist die seitens der katholischen Mission eingerichtete deutsche Schule, in der chinesische Christen, die eine chinesische Schule der Mission bereits durchgemacht haben, für den Eisenbahndienst vorbereitet werden; mit ihnen sind, genau wie bei den übrigen in China im Betrieb befindlichen Bahnen, durchweg gute Erfahrungen gemacht. Von der Behandlung, die der Europäer dem chinesischen Angestellten angedeihen läßt, hängt es vielfach ab, ob er gute oder schlechte Resultate erzielt.

Aus Mitteln, die die chinesischen Gemeinden aufbringen, wurden bereits im Jahre 1901 durch das Gouvernement moderne chinesische Elementarschulen im Landgebiete zum Ersatz der bestehenden Privatklassen ins Leben gerufen. Die Schulen, in denen im Gegensatz zu dem geistlosen

Auswendiglernen nach altchinesischer Methode ein systematisches Erfassen der chinesischen Sprache erstrebt und auch in Realien unterrichtet wird, erfreuen sich großer Beliebtheit unter den Chinesen; in den letzten Jahren ist es gelungen, größere Mittel zur Ausdehnung des Schulnetzes, das allmählich das ganze Schutzgebiet umspannen soll, flüssig zu machen. Bis jetzt sind zehn Schulen eingerichtet, von denen die größte von vierundsiebzig Schülern besucht wird; an dieser sind vier Lehrer tätig. Das System bedarf eines vollendenden Ausbaues durch Errichtung eines chinesischen Lehrerseminars.

Um die Erhaltung dieser Schulen hat der evangelisch-protestantische Missionsverein durch Zuweisung von Lehrern, Übersetzung und Ausgabe von Lehrbüchern, Teilnahme an den jährlich stattfindenden Schulprüfungen ein Anrecht auf besonderen Dank erworben. Zu den übrigen Einrichtungen dieses Missionsvereins gehört eine chinesische Realschule, die von Beamtensöhnen viel aufgesucht wird. Ferner hat der evangelisch-protestantische Missionsverein ein Hospital, das Faberhospital, für Chinesen in Tsingtau eingerichtet, in dem die Kranken durch einen deutschen Arzt behandelt werden. Auch die katholische Mission hat ihre Kräfte in den Dienst der chinesischen Krankenpflege gestellt, und die Berliner Mission verfügt über ein Krankenhaus in der Nachbarstadt Tsimo. Alle diese Einrichtungen haben sich als eine große Wohltat für die chinesische Bevölkerung erwiesen; das Faberhospital diente während einer Choleraepidemie im Jahre 1902 als Seuchenlazarett. Mit großem Eifer haben die Missionsgesellschaften der Mädchenerziehung unter den Chinesen im Schutzgebiete ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Sind die Erfolge zwar auch noch gering, so erscheint doch gerade auf diesem Gebiete die Missionsarbeit besonders aussichtsreich.

An wissenschaftlichen Arbeiten, die seit der Besetzung vorgenommen wurden, sind zu nennen: Zunächst eine gründliche Vermessung des ganzen Schutzgebietes, die sowohl die Grundlagen zum Stadt- und Hafenplan, als auch das Material zu genauen Land- und Seekarten lieferte. In Verbindung mit den Vermessungen wurde die geographische Lage des Ortes Tsingtau durch astronomische Beobachtungen scharf bestimmt und in Verbindung hiermit eine Zeitsignalstation errichtet, die täglich die genaue Mittagstunde durch Fallenlassen eines Balles angibt. Gleichzeitig wird ein Kanonenschuß abgefeuert. Der meteorologische Dienst wurde auf mehrere Nebenstationen im Schutzgebiet und auf einige Plätze im Innern der Provinz ausgedehnt, ein telegraphischer Austausch der täglichen Beobachtungen mit Schanghai und Tokio und durch Funkspruch mit den Schiffen der Kaiserlichen Marine und in Verbindung hiermit ein Sturmwarnungsdienst eingerichtet. Für den Bau eines Observatoriums sind dem Gouvernement vom Verbande der Deutschen Flottenvereine im Auslande die Mittel zur Verfügung gestellt worden, ein Geschenk, das ebenso wie die evangelische Kirche, die der Oberkirchenrat, das Genesungsheim im Lauschan, das die Kolonialgesellschaft, die Kiautschoubibliothek, die eine Anzahl deutscher Verleger gestiftet hat, ferner die wissenschaftlichen Sammlungen für die chinesische Hochschule unsere Schutzgebietsbevölkerung zum größten Danke gegen ihre Landsleute in der Heimat verpflichtet.

Die Erforschung der gesundheitlichen Verhältnisse spielte bei Anlage der Stadt eine wichtige Rolle, und der Gründlichkeit des Vorgehens in dieser Richtung ist es zuzuschreiben, daß der Gesundheitszustand in der Kolonie nunmehr durchaus gut genannt werden kann. Bakteriologische Untersuchungen förderten wichtige Ergebnisse für die Beurteilung der in der Kolonie heimischen Krankheiten zutage. Die Bestimmung der Flora wurde intensiv in Angriff genommen, ebenso fanden eingehende geologische Untersuchungen nicht nur der für die Anlage der Kohlenbergwerke in Betracht kommenden beschränkten Gebiete, sondern des ganzen Hinterlandes statt.

Alle diese wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen sollen aufgehen und Verwertung finden in einer 1909 eröffneten höheren Unterrichtsanstalt für Chinesen. Nach dem Vorgange anderer Kulturstaaten, namentlich Japans, Englands und Amerikas, entschloß sich das Reich, eine Hochschule in Tsingtau für studierende Chinesen zu gründen. Für Tsingtau als Platz sprach

der Umstand, daß wohl an keiner anderen Stelle der chinesischen Küste ein so reiches Anschauungsmaterial in den vorhandenen Einrichtungen gegeben ist. Die Anstalt zerfällt in eine Unterstufe nach Art einer Realschule mit Deutsch und Chinesisch, Rechnen, Geographie, Physik, Botanik usw. und einer Oberstufe mit einer rechtswissenschaftlich-staatswissenschaftlichen und einer naturwissenschaftlich-technischen Fakultät. Der Kursus an der Hochschule ist zunächst auf vier Jahre berechnet. Zweckentsprechend ist der chinesischen Regierung ein Einfluß auf diese Anstalt eingeräumt. Mit der Anstalt ist ein Übersetzungsbureau verbunden, dessen Tätigkeit allgemeinen wissenschaftlichen Zielen, auch über die Bedürfnisse der Schulen hinaus dienen soll. Indem das Reich diese Organisation durchführte, um dem modernen China deutsches Geistesleben und Wissen nahe zu bringen, hat es nicht nur einer vornehmen Pflicht gegen seine Schutzgenossen in Asien entsprochen, sondern auch den Boden zu einer weitreichenden Verständigung mit China bereitet, die sich sicherlich in den wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Völker betätigen wird.

6. Tätigkeit der Besatzungstruppen.

Die Tätigkeit der Besatzungstruppen bedarf noch besonderer Erwähnung. Diese ging besonders im Anfang weit über den Rahmen ihrer militärischen Bestimmung hinaus. Die Truppen waren die Pioniere, die den nachkommenden Kolonisten den Weg vorbereiteten. Unmittelbar nach der Besitzergreifung galt es, für Europäer einigermaßen brauchbare Wohnungen aus den chinesischen Häusern zu machen. Dann waren Wege zu bessern oder neu anzulegen, Polizeiaufsicht zu üben u. dgl. m. Überall wurden unsere Truppen mit bestem Erfolg verwendet. Fast jeder einzelnen Behörde waren Soldaten als Hilfsarbeiter zugeteilt, bis allmählich der Bedarf an Hilfskräften von der Heimat aus gedeckt wurde. Aber auch zur militärischen Betätigung fehlte die Gelegenheit nicht. Im Schutzgebiete selbst war ein militärisches Einschreiten nie nötig, dagegen waren schon im Juni des Jahres 1899 gelegentlich des Bahnbaues in der Gegend von Kaumi, einer Stadt in der Einflußzone, Unruhen entstanden, die jedoch durch das schnelle und energische Vorgehen unserer Truppen im Keime erstickt wurden. Ende des Jahres 1899 und Anfang 1900 kamen dann wieder Schwierigkeiten mit der Bevölkerung anläßlich des Bahnbaues vor. Es wurde deshalb ein größeres Detachement nach Kiautschou verlegt, bis nach Vereinbarung mit dem chinesischen Gouvernement der Provinz Schantung Anfang März die Bahnbauten einen ungestörten Fortgang nehmen konnten.

Der große chinesische Aufstand brachte für das Schutzgebiet keinerlei Ruhestörung mit sich. Die Ursache hierfür mag einerseits die Anwesenheit eines größeren Truppenkörpers in Tsingtau, anderseits aber vielleicht auch die Zufriedenheit der Chinesen mit der durchgehends gerechten Behandlung durch die deutsche Regierung gewesen sein. Dagegen bot sich den Besatzungstruppen mehrfach Gelegenheit zu ruhmreicher Betätigung. Bei Beginn der Unruhen in der Provinz Tschili war auf Requisition des deutschen Gesandten ein Detachement, bestehend aus einem Offizier, fünf Unteroffizieren und fünfundvierzig Seesoldaten, nach Peking entsandt, das sich durch seine heldenmütige Verteidigung der deutschen Gesandtschaft unsterblichen Ruhm erworben hat. Zwei Kompanien des III. Seebataillons, die auf Requisition des Chefs des Kreuzergeschwaders nach Tientsin entsandt waren, nahmen an den Kämpfen um diese Stadt und an der Entsetzung des Seymourschen Expeditionskorps ruhmvollen Anteil. Aber auch im Hinterlande der Kolonie begann es inzwischen unruhig zu werden. Zunächst benutzten Räuberbanden die unruhigen Zeiten, um ihr Handwerk dreister denn je auszuüben, dann aber schlossen sich diesen ein Teil der chinesischen Soldaten und die durch allerhand falsche Nachrichten von neuem verhetzte Bevölkerung an. Die Bergwerksbeamten und schließlich auch die Bahnbeamten mußten sich nach Kiautschou und Tsingtau zurückziehen, ebenso fast alle Missionare. Ein Detachement wurde wiederum nach Kiautschou vorgeschoben, um die dortigen Deutschen zu schützen und ein weiteres Vordringen der aufständischen Banden nach dem Schutzgebiet zu verhindern. Später wurde ein zweites Detachement nach Tsimo verlegt, nachdem in der Nähe des Schutzgebietes Boxerbanden gesehen waren. Da der Bau der Bahn über Kiautschou hinaus unter den obwaltenden Verhältnissen nicht möglich war, wurde beschlossen, die Strecke Tsingtau-Kiautschou unter dem Schutz deutscher Truppen nach Kräften zu fördern. Zu diesem Zwecke waren längs der Bahntrasse außerhalb des Schutzgebietes kleine Detachements und Wachen stationiert. Verschiedentlich hatten diese mit Gesindel, mehrere Male auch mit organisierten Boxerbanden Kämpfe zu bestehen, ebenso wurden die von Kiautschou entsandten Patrouillen häufig beschossen, überall aber auf das energischste abgewiesen. Eine ernste Bedrohung des Schutzgebietes selbst hat aber dank der militärischen Maßnahmen nicht stattgefunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter dem Schutz der deutschen Truppen konnte der Bahnbau trotz der schwierigen Verhältnisse wesentlich gefördert werden. Nachdem im Oktober die von zahlreichen Boxern und Räubern besetzten Dörfer um Kaumi durch ein weiteres Detachement der Besatzungstruppen gestürmt, deren Wälle geschleift waren und das Detachement sich in Kaumi festgesetzt hatte, konnte der Bahnbau wieder aufgenommen werden.

In kurzer Zeit trat eine völlige Beruhigung der Bevölkerung ein, so daß die Bahnbauten von nun an einen ungestörten Fortgang nahmen und den schon vorher erwähnten bedeutenden Fortschritt machten. Im Dezember 1905 und April 1906 konnten die Besatzungstruppen aus Kiautschou und Kaumi zurückgezogen werden; die Kasernements wurden an China veräußert und in Schulen umgewandelt.

Die bisherige Entwicklung des Schutzgebietes Kiautschou berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Von einem ursprünglich maritimen Stützpunkte ist das Schutzgebiet allmählich zu einem wichtigen Handelsemporium und gewaltigen Kulturfaktor herangewachsen; mehr und mehr haben seine Aufgaben über die engen Grenzen der Kolonie hinausgeleitet zum Schaffen und zur friedlichen Eroberung mitten in China hinein. Wenn die in unserem asiatischen Besitze geleistete Arbeit dazu beiträgt, die Kluft zwischen den beiden Kulturvölkern zu überbrücken und ein wirkliches Verstehen anzubahnen, so wird sie nicht vergeblich gewesen sein.

Das überseeische Deutschland.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart.

Lithogr. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

DAS ÜBERSEEISCHE DEUTSCHLAND

I. BAND

IX. b. 415